Uhlands Schriften

zur

Geschichte der Dichtung und Sage.

Erster Band.

Uhlands Schriften

zur

Geschichte der Dichtung und Sage.

Erster Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1865.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort der Herausgeber.

Indem die Unterzeichneten im Auftrag der Witwe Ludwig Uhlands den ersten Band der Schriften ihres seligen Gatten der deutschen Lesewelt vorlegen, glauben sie es ihrem verstorbenen Freunde und sich selbst schuldig zu sein, über ihr Verhältnis zu der Ausgabe, über Inhalt, Umfang und Einrichtung derselben einige erklärende Worte vorauszuschicken.

Obwohl an den für sein Alter noch ungewöhnlich rüstigen Mann, der sich bis in sein fünfundsiebzigstes Jahr stets der ungetrübtesten Gesundheit erfreute, der Tod nur zögernden Schrittes herantrat, schlummerte Uhland doch hinüber, ohne hinsichtlich seines litterarischen Nachlasses und dessen, was dereinst damit geschehen sollte, irgend eine ins einzelne gehende Bestimmung getroffen zu haben. Sei es, daß er länger als seine Angehörigen die Hoffnung auf Wiedergenesung nährte, oder was es sonst war, das seine Zunge band, genug, er äußerte sich niemals darüber und seine einzige Verfügung in dieser Hinsicht bestand darin, daß er drei Jahre vor seinem Tode die Arbeiten, auf die er die beste Kraft seines Lebens und Geistes verwandt, ausdrücklich in die Hände seiner treuen Lebensgefährtin gelegt hat, mit dem tröstenden Bewustsein ohne Zweifel, daß sie dort in den besten Händen ruhen und daß es der an seinem Grabe Trauernden nicht an ergebenen, zu Rath und That bereiten Freunden fehlen werde.

Von ihr ist uns, die wir dem Seligen im Leben nahe gestanden und durch eine Reihe von Jahren an seinen Forschungen manigfachen Antheil haben nehmen dürfen, der Auftrag geworden, Uhlands Papiere zu prüfen, zu sichten und nach gemeinsamer Berathung das uns des Druckes würdig Scheinende in ihrem Namen

zu veröffentlichen. Wir haben uns dieser ehrenvollen, mit unsern eigenen Wünschen so sehr übereinstimmenden Aufgabe freudig unterzogen, mit all der Liebe und Hingebung, die uns für den Lebenden beseelte, aber auch mit der Pietät und Gewissenhaftigkeit, die wir dem Andenken eines Mannes von Uhlands Ruf und Namen schuldig zu sein glauben.

Es sei uns gestattet, das Ergebnis unserer Untersuchung und Berathung, sowie die Grundsätze hier darzulegen, von denen wir uns bei der Entscheidung über das, was in die Schriften sollte aufgenommen werden, haben leiten lassen.

Wie bei seinem langen Leben, dem rastlosen Fleiße, der ihn auszeichnete, und der zähen Ausdauer, womit er an allem einmal Ergriffenen festhielt, endlich bei der geringen Anzahl veröffentlichter Schriften nicht anders zu erwarten war, ist die Menge und der Umfang von Uhlands hinterlassenen gelehrten Arbeiten sehr erheblich. Sie zerfallen nach Zeit und Art ihrer Entstehung und nach Form in zwei gesonderte Gruppen, in Vorlesungen und in einzelne größere und kleinere Abhandlungen oder Monographieen.

Die Vorlesungen, gehalten während seiner kurzen akademischen Thätigkeit an der Universität zu Tübingen von 1830 bis 1833, beruhen zwar vielfach auf ältern langjährigen Forschungen und Ausarbeitungen, die Uhland im Hinblick auf ein dereinstiges öffentliches Lehramt gemacht hatte, tragen aber dennoch, wie dieß bei den meisten zum ersten Male angelegten Collegienheften zu geschehen pflegt, da und dort die Spuren ihrer oft drangvollen Entstehung an sich, d. h. sie sind in ihren einzelnen Theilen ungleich, hier ausführlicher als vielleicht nöthig, dort zu knapp, und zumal je gegen das Ende hin sprung- und lückenhaft, mehr Skizze als wirkliche Ausführung. Noch jetzt dürfen wir es beklagen, daß Uhlands Lehrthätigkeit von so kurzer Dauer und daß es ihm nicht vergönnt war, den so erfolgreich betretenen Weg wenigstens noch einmal zurückzulegen: durch wiederholten Vortrag würden diese Hefte eine ganz andere Gestalt, die einzelnen Theile mehr Ebenmaß und innere Harmonie empfangen haben.

Aus dem hier angegebenen Grunde waren diese Vorlesungen von ihrem Verfasser niemals für den Druck bestimmt. Wenn die

Unterzeichneten sich dennoch für deren Aufnahme in die Schriften entschieden haben, so ist es nicht ohne reifliche Überlegung und, wie sie hoffen, gute Gründe geschehen. Namentlich sind es zwei Momente, die für sie maßgebend waren. Einmal die Thatsache, daß unter den Zuhörern, die damals zu den Füßen des Meisters zu sitzen das Glück hatten (und es befanden sich darunter Viele, die sich nachher in der Litteratur und Wissenschaft einen Namen gemacht) der Eindruck dieser Vorträge noch heute unvergessen ist; sodann die Überzeugung, daß denselben jene belebende und zündende Kraft noch jetzt innewohnt, indem, was Uhland vor fünfunddreißig Jahren über die volksmäßige Poesie des Mittelalters, über deutsche Sagenkunde und Mythologie gesprochen und geschrieben hat, nicht nur nicht veraltet, sondern, wie wenig auch die Forschung seitdem geruht, noch immer unübertroffen ist. Uns wenigstens ist nicht bekannt, daß irgendwo über diese Dinge, die in allen Schriften Uhlands den Kern und Mittelpunct bilden, mit so viel Geist und Tiefe, mit so viel Gelehrsamkeit und dichterischem Verständnis und in so vollendeter Form gehandelt wäre.

Anders als mit den Vorlesungen verhält es sich mit der zweiten Gruppe, den Abhandlungen und Monographieen. Mit Ausnahme einer einzigen, der Abhandlung über den Minnesang aus dem Jahr 1824, gehören alle der spätern Lebensperiode des Dichters an und sind eigens für den Druck ausgearbeitet. Aber nur wenige von ihnen sind äußerlich fertig und zum Abschlusse gebracht, und selbst diese würde Uhland, wäre er noch am Leben, schwerlich in der vorliegenden Gestalt, d. h. unverändert, abdrucken lassen. Das wichtigste unter diesen formell abgeschlossenen Arbeiten sind ohne Zweifel vier selbständige Abschnitte aus der „Abhandlung über das Volkslied," nach der vorhandenen Skizze ungefähr die Hälfte des Ganzen.

Unvollendete Arbeiten größern Umfangs sind: der zweite Theil der „Sagenforschungen" mit dem „Mythus von Odhin"; der erste Theil einer „Schwäbischen Sagenkunde" (zum zweiten gehören mehrere schon in der Germania abgedruckte Abhandlungen), endlich eine „Deutsche Heldensage," die nach der erhaltenen ausführlichen Übersicht aus zwei Theilen bestehen und im ersten über „Brünhild und Kriemhild," im zweiten über „Die Dietrichsage" handeln

sollte. Leider sind von diesem breit angelegten und, wenn vollendet, leicht wichtigsten seiner Werke, außer zweien in der Germania bereits veröffentlichten Abhandlungen, nur ein paar Abschnitte ausgearbeitet, einige andre bloß in ihren Anfängen oder gar nur Entwürfen vorhanden.

Obwohl Uhland in den früheren Mannesjahren durch die Advocatur, später in verschiedenen Perioden durch lange dauernde ständische Thätigkeit vielfach in Anspruch genommen war, könnte es doch auffallen, daß er in seiner nur wenigen Gelehrten vergönnten freien, unabhängigen Stellung, die ihm erlaubte, seine Zeit nach Lust und Neigung den Studien zu widmen, zu denen sein Herz ihn zog, so viele Anläufe nahm und doch, verhältnismäßig, nur so wenig wirklich und ganz vollendete. Wer indess mit seiner Art, namentlich mit seiner Art zu arbeiten, vertraut ist, kann sich dieß leicht erklären. Wohl mag auch er den Reizen und Lockungen, die, inmitten großer schwieriger Arbeiten, neu auftauchende Gesichtspuncte und Ideen auf den Gelehrten auszuüben und so gern vom gesteckten Ziele abzuführen pflegen, nicht immer zu widerstehen gewust haben. Dennoch liegt der eigentliche Grund nicht hierin, sondern hängt mit einer der besten Seiten seines Charakters aufs innigste zusammen, nemlich der strengen Gewissenhaftigkeit, die einen Grundzug seines ganzen Wesens bildet. So wenig wie in seinem poetischen Schaffen war er als Gelehrter, was man einen raschen Arbeiter nennt. Alle seine Arbeiten sind nur langsam gereift. Unermüdlich, zäh und ausdauernd im Einsammeln des Stoffes, den er von allen Seiten her, aus Büchern und Handschriften zusammentrug, zögerte er doch stets mit der Ausarbeitung, so lange er noch irgend eine Lücke in seiner Kenntnis empfand, und Jahre lang konnte er auf die Eröffnung einer bisher verschlossenen Quelle warten. Erst wenn er überzeugt war, das gesammte erreichbare Material in seiner Gewalt zu haben, legte er Hand an und führte dann die Ausarbeitung überraschend schnell zu Ende. Aber auch in diesem günstigen Falle wird es nicht immer gleich leicht und glatt abgelaufen sein und häufig mag er erst während der Arbeit früher verborgen gebliebene Lücken entdeckt oder mögen ihm ungeahnte Schwierigkeiten sich entgegen

gestellt haben, die nicht sofort zu überwinden waren und ihm ein Abbrechen, ein Verschieben der Arbeit auf günstigere Zeit zum Gebote machten. Denn wie mild und nachsichtig er auch gegen andre, gegen fremde Leistungen war, an sich selbst übte er die gröste Strenge und gab niemals eine Arbeit, ob klein oder groß, in die Öffentlichkeit, wenn sie nicht nach Inhalt und Form seinen hohen Anforderungen entsprach.

Nun aber, nachdem sein stets rege schaffender Geist entflohen und die Hand, die unermüdliche, im Tode erstarrt ist, an seine hinterlassenen Schriften seinen eigenen strengen Maßstab zu legen, dazu haben wir, die Überlebenden, kein Recht; wir haben es um so weniger, als Uhland nie eine Zeile niederschrieb, die seines Namens unwürdig wäre, und auch dem unvollendet Gebliebenen überall der Stempel seines überlegenen Geistes aufgedrückt ist. Aus diesem Grunde trugen wir kein Bedenken, auch von den unfertigen Abhandlungen alle diejenigen unter seine Schriften aufzunehmen, die bis zu einem gewissen Puncte gediehen, d. h. so weit ausgeführt sind, daß sie Anlage, Zweck und Absicht des Ganzen erkennen lassen.

Wir erklären demnach, daß wir für die Aufnahme der einzelnen Theile wie für die ganze Sammlung die volle Verantwortung übernehmen und für deren Veröffentlichung mit unsern Namen einstehen. Es geschieht dieß von unsrer Seite mit um so größerer Beruhigung, als wir nicht befürchten, durch die Aufnahme irgend eines Stückes zum Vorwurf einer tadelnswerthen Befangenheit unseres Urtheils oder einer Bloßstellung von Uhlands Ruf und Namen gerechten Anlaß zu geben. Im Gegentheil sind wir der Überzeugung, daß das deutsche Volk mit uns diese Schriften, die von der warmen Vaterlandsliebe dieses starken und treuen Herzens neues Zeugnis geben, als ein theures Vermächtnis, als einen kostbaren Schatz betrachten und in Ludwig Uhland neben dem Dichter künftighin noch mehr als bisher auch den Gelehrten erkennen und verehren wird.

Die auf 6 bis 7 Bände von je ungefähr 30 Bogen berechnete Sammlung wird umfassen:

I. Gedruckte Schriften:

1. Walther von der Vogelweide; 2. Sagenforschungen I: der Mythus von Thôr; 3. über das altfranzösische Epos; 4. zur Geschichte der Freischießen; 5. sämmtliche Abhandlungen in Pfeiffers Germania (diese gehörigen Orts in größerem Verbande eingereiht).

II. Ungedruckte Schriften:

1. Vorlesungen über Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter; 2. Vorlesungen über Geschichte der deutschen Dichtkunst im 15ten und 16ten Jahrhundert; 3. vier Abschnitte aus der Abhandlung über das Volkslied; 4. Abhandlung über den Minnesang; 5. Abschnitte aus dem Werke: die deutsche Heldensage; 6. schwäbische Sagenkunde I; 7. 8. Vorlesungen über nordische, deutsche und romanische Sagengeschichte; 9. Sagenforschungen II: der Mythus von Odhin; 10. aus einer Vorlesung über das Nibelungenlied.

Wir haben uns in die Herausgabe so getheilt, daß Holland I, 3. 4. II, 1 (Schluß). 2; v. Keller I, 2. II, 1. 7. 8. 9; Pfeiffer I, 1. 5. II, 3. 4. 5. 6. 10 zur Bearbeitung übernommen hat. Jeder einzelnen Schrift oder Abhandlung wird der betreffende Herausgeber eine von ihm unterzeichnete kurze Einleitung vorausschicken, welche die nothwendigen Angaben über Zeit und Art der Entstehung, über Beschaffenheit des Manuscripts u. s. w. enthalten oder auch, sofern es gedruckte Stücke, wie z. B. die Schilderung Walthers von der Vogelweide, betrifft, den inzwischen veränderten Stand der Forschung darlegen soll. Im Übrigen wird sich unsere Thätigkeit, mit Umgehung jedes selbständigen Eingreifens, auf die für das Verständnis oder für die Bequemlichkeit des Lesers unumgänglich nöthigen Zusätze, namentlich Verweisungen auf die neuere Fachlitteratur beschränken und werden diese durch eckige Klammern und Beifügung des ersten Namensbuchstabens kenntlich gemacht werden.

Tübingen und Wien, im April 1865.

W. L. Holland. A. v. Keller. F. Pfeiffer.

Geschichte

der

altdeutschen Poesie.

Vorlesungen, an der Universität Tübingen gehalten in den Jahren 1830 und 1831.

Erster Theil.

Geschichte

der

altdeutschen Poesie.

Vorlesungen, an der Universität Zürich gehalten in den Jahren 1860 und 1861.

Erster Theil.

Vorwort des Herausgebers.

Schon seit dem Jahre 1820 beschäftigte sich Uhland mit der Abfassung eines ausführlichen Werkes über „Sang und Sage des deutschen Mittelalters." Den ersten Theil sollten Abhandlungen über das Heldenlied und den Minnesang bilden; der zweite sollte den Heiligensagen und Rittergedichten gewidmet sein, der dritte den unmittelbaren Beziehungen der Poesie auf das Leben, den Gedichten, welche in die politischen und kirchlichen Verhältnisse eingriffen, den Lehr- und Spruchgedichten, den Erzählungen und Schwänken, welche das Treiben aller Stände schildern, der Lebensweise und den Lebensumständen der Dichter und ihrer Freunde. Eine allgemeine Übersicht sollte das Ganze abschließen.

Von diesem Werke hat sich im Nachlasse des Verfassers ein guter Theil ausgeführt vorgefunden, ja einzelne Abschnitte in mehrfacher Bearbeitung, aus den Jahren 1820 und 1825, dazu ein Stück der Vorrede. Das Manuscript ist in groß Folio geschrieben, die Anmerkungen stehen auf dem Rande, zuweilen auf einzelnen Beiblättern; reiche Sammlungen von Belegstellen und Excerpten gehen nebenher, als Zeugnisse für die Sorgfalt der Forschung und den unermüdlichen und umsichtigen Fleiß, worauf die Darstellung beruht.

Dieses Werk ist jedoch nicht zum Abschluß gelangt, ohne Zweifel aus denselben Gründen, welche später so manche andere Unternehmung, insbesondere das erläuternde Buch über die Volksliedersammlung nicht zum Abschluß kommen ließen, weil immer neuer Stoff zuwuchs, der Verarbeitung in Anspruch nahm, und weil der gewissenhafte Mann nie sich selbst genug thun konnte in der Vollendung dessen, wofür er mit seinem Namen einstehen sollte. Vielleicht mochten auch die immer wieder auftauchenden Wünsche,

Plane und Aussichten auf eine öffentliche Wirksamkeit als Lehrer den Gedanken an die Herausgabe und damit den Abschluß des Manuscripts in die Ferne schieben.

Als Uhland am 30 December 1829 zum Professor der deutschen Sprache und Litteratur in Tübingen ernannt ward und im Frühling 1830 seine Vorlesungen eröffnen sollte, lag ihm der Stoff der weitgeförderten Arbeit bei der Wahl des Themas für das erste akademische Semester nahe. Er las über „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter" viermal wöchentlich vor einem zahlreichen Zuhörerkreise. Dafür begann er sorgfältige Hefte auszuarbeiten, welche, in Quart geschrieben, noch meist vorhanden sind. Bald aber versiegt der gleichmäßige Fluß dieser neuen Überarbeitung des Stoffes und für das Bedürfnis des Katheders muste auf die frühere Darstellung in Folioformat zurückgegriffen werden. Je und je sind darüber in dem Quartmanuscript Hinweisungen gegeben, in andern Fällen mangeln sie, und wie weit auf dem Katheder der Darstellung des Foliomanuscripts gefolgt wurde, ist weder aus den spärlich gegebenen Bleistiftzeichen daselbst, noch aus dem Zusammenhang immer sicher zu entnehmen.

Ein weiteres Mittel zur Herstellung des Textes, das mir bei allen spätern Vorlesungen des Verfassers zu statten käme, nachgeschriebene Collegienhefte, leistete hier keine Hülfe; ich selbst habe diese Vorlesung nicht gehört, da ich erst ein Halbjahr später die Universität bezog; andere Nachschriften habe ich mich umsonst bemüht zu erhalten; sie scheinen verloren, wenn sie je existiert haben.

Der Beifall, womit diese Vorlesungen gehört wurden, war ein ungewöhnlich großer und der Eindruck bei vielen ein nachhaltiger. Die Quellenmäßigkeit der Forschung, die Sicherheit und Klarheit der Ausführung, die Objectivität der Betrachtung, der feine Sinn für Auffindung des poetisch Schönen auch unter oft harter Umhüllung, das offene Herz für alles Edle und Große, der warme Pulsschlag für alles Vaterländische, die sorgfältige, oft strenge Handhabung des Stils und der Sprache, die Farbenhelle der Bilder und treffender Vergleichungen konnten ihre Wirkung auf den Zuhörer nicht verfehlen und werden auch jetzt noch, wie ich nicht zweifle, den Leser erfreuen und befriedigen.

Gleichwohl ist dieses Werk in gewissem Sinne das unvollkommenste, was aus dem wissenschaftlichen Nachlaß des Verfassers zu bieten ist. Es trägt die Spur des Entstehens aus ungleichförmigen Elementen, es fehlt die ebenmäßige Abrundung der einzelnen Theile, es zeigt jene Gebrechen der meisten ersten Vorlesungen angehender akademischer Lehrer; der Stoff soll sich nach dem unerbittlichen Maße des Studienhalbjahrs abgrenzen und eintheilen; aber wie in allen Dingen das Maß das schwerste ist, so darf auch hier nicht wundernehmen, daß eine ganz gleiche Berücksichtigung der verschiedenen Theile nicht auf den ersten Wurf gelungen ist, daß besonders gegen den Schluß zu die Darstellung mehr nur die Spitzen der Dinge berührt und auf ein ausführlicheres Eingehen verzichtet wird. Zwei Gebiete sind mit sichtlicher Vorliebe erörtert, die Heldensage und der Minnegesang. Dafür hat Uhland von jeher die eingehendsten Studien gemacht, dafür auch später das meiste Interesse bewahrt.

Manche der hier behandelten Gegenstände sind in späteren Werken, besonders den Vorlesungen über Sagenkunde wieder aufgenommen und weiter ausgeführt. Darum sind denn auch hier einzelne Abschnitte gekürzt; die eingehendere Ausführung ist in den spätern Werken zu finden.

Sonst habe ich, schon um den Zusammenhang aufrecht zu halten, an der Darstellung selbst nur weniges gestrichen; weggeblieben ist meist nur veralteter litterarischer Apparat, so ungerne ich auch oft diese Belege des sorgsamsten und umsichtigsten Fleißes tilgte, womit das ganze behandelt ist; Belegstellen aus mittelalterlichen Dichtern und Geschichtschreibern, nicht nur deutschen, welche auf Nebenblättern zusammengestellt sind und in der Vorlesung auch nicht gegeben wurden, habe ich nur ausnahmsweise mitgetheilt; einige kleine Verstöße sind stillschweigend beseitigt.

Was ich zugefügt habe, ist von dem Werke des Verfassers durch eckige Klammern gewissenhaft ausgeschieden und durch den Anfangsbuchstaben meines Namens gekennzeichnet. Es beschränkt sich in der Hauptsache auf Fingerzeige über spätere wichtigere litterarische Erscheinungen, auf Citate nach neueren Ausgaben u. dgl. Doch nicht überall konnte ich in letzterer Beziehung der

Bequemlichkeit des Lesers entgegenkommen und die Zahlen der neuen jetzt gangbaren Ausgaben beifügen, die doch nach dem heutiges Tags herrschenden Gebrauch, jede neue Textausgabe mit neuen Zahlen zu versehen, voraussichtlich nicht für lange Zeit brauchbar wären.

Der erste Band enthält nur den ersten, freilich den am ausführlichsten behandelten Abschnitt, über die deutsche Heldensage; auch zwischen dem früheren Buche W. Grimms über diesen Gegenstand und dem späteren Raßmanns wird die uhlandische Behandlung des Themas ihre eigenthümliche Stelle behaupten. Ein zweiter Hauptabschnitt der Vorlesung betrifft die höfische Epik, ein dritter den Minnegesang, ein vierter, nur skizzierter, die Lehrdichtung des deutschen Mittelalters. Daran reiht sich dann die Vorlesung vom Sommer 1831 über die deutsche Poesie im 15ten und 16ten Jahrhundert.

Tübingen, 23 Februar 1864.

A. v. Keller.

Inhalt.

*

Einleitung.

Die Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter vorzutragen, ist die Aufgabe, die ich in diesem Semester zu lösen übernommen habe.

Es erscheint angemessen, mittelst einer kurzen Einleitung die Aufgabe selbst näher zu bestimmen und den Weg, der zu ihrer Lösung eingeschlagen werden soll, zu bezeichnen.

Das Mittelalter ist der weltgeschichtliche Zeitraum, aus welchem die Erscheinungen hervorgegangen sind, die den Gegenstand unserer Betrachtung und Darstellung ausmachen. Aus der allgemeinen Geschichte ist bekannt, daß man unter dem Mittelalter die Zeit von der großen Völkerwanderung oder vom Untergange des weströmischen Reichs bis zum Beginn der Reformation, also vom fünften bis in das fünfzehnte Jahrhundert zu verstehen pflegt. Die Grenze wird bald enger, bald weiter gezogen, je nachdem man mehr nur die volle Erscheinung dessen, was man für das Charakteristische des Mittelalters annimmt, oder zugleich auch das Werden und den Zerfall, die Übergänge von einer Zeit in die andere, im Auge hat, vorzüglich aber je nachdem man den Charakter dieses Zeitalters selbst so oder anders bestimmt. Das innere Wesen eines tausendjährigen, vielgestaltigen Völkerlebens läßt sich nicht in einigen Worten definieren. Eine ausführlichere Charakteristik aber würde vorgreifend Ergebnisse darlegen, die erst aus der historischen Entwicklung auch unsres Gegenstandes zu Tage treten sollen. Wir beschränken uns deshalb hier darauf, die Factoren anzugeben, aus denen der Erfund gezogen werden muß, die Elemente dieser Zeitschöpfung und die Grundkräfte, welche schaffend in ihnen gewirkt haben. Das europäische Mittelalter bildet sich in dem Zusammenstoß

und der Verschmelzung des germanischheidnischen Lebens mit dem romanischchristlichen. Der jugendlichkräftige Germanenstamm zerbricht das morsche Römerreich und gründet auf den Trümmern desselben neue, eigenthümliche Staatenbildungen. Aber die Cultur der Besiegten, noch nicht die litterarische, sondern die bürgerlichgesellige, übt rückwirkend ihre Macht auf die Sieger aus. Und eben im Zerfall der alten Welt ist ein neues geistiges Licht angezündet worden, das Christenthum, vor dessen aufglänzendem Stral die heidnischen Eroberer sich niederwerfen. Die Geisteskräfte nun, welche aus dem Kampf und der Vermittlung jenes weitgreifenden Gegensatzes ein neues Weltalter erschaffen, sind diejenigen, deren vorherrschende Wirksamkeit überall der wissenschaftlichen Bildung, dem Reiche des Gedankens vorangeht, dieselben, welche vorzugsweise das dichterische Vermögen ausmachen, die Kräfte der Phantasie und des Gemüths. Alle größern Erscheinungen des Mittelalters zeigen uns diesen Charakter des Phantastisch-gemüthlichen. Nehmen wir die Kreuzzüge, welche Jahrhunderte lang die Völker aufgeregt, so werden uns die politischen Triebfedern, welche dabei mitunterliefen, doch nimmer ausreichend bedünken, diese große Bewegung hervorzubringen; selbst die religiösen Antriebe dieser kriegerischen Wallfahrten setzen einen auf das Phantastische gerichteten Glauben voraus. Aber auch die ruhigeren Zustände, die bestehenden politischkirchlichen Systeme tragen den bezeichneten Charakter. Die Poesie im germanischen Rechte, das sinnliche Element desselben, das Anschauliche und Gemüthliche seiner Formen und Symbole, wie solches von den ältesten Zeiten des Mittelalters hindurch noch bis in unsre Zeit seine Spur zieht, ist neuerlich in J. Grimms deutschen Rechtsalterthümern (Göttingen 1828) trefflich dargelegt worden. Wir sehen hier über dem steinernen Richterstuhl die blühende Linde. Das deutschrömische Kaiserthum des Mittelalters war häufig mehr ein glänzendes Bild in der Vorstellung, als eine Gewalt in der Wirklichkeit. Die Hierarchie der römischen Kirche, welche von allem am meisten das Gepräge der Berechnung an sich trägt, hätte doch ohne eine gläubige Begeisterung ihrer Begründer und der Völker, die ihr huldigten, niemals so feste Wurzeln schlagen und so mächtig heranwachsen können. Endlich der religiöse Glaube selbst, der diese Herrschaft möglich machte, das Christenthum des Mittelalters, war wesentlich in der Phantasie gestaltet; das Hervortreten des Gedankens

in Beziehung auf die Gegenstände des Glaubens war ein Hauptmerkmal des Anbruchs der neuen Zeit, das zunächst und hauptsächlich im Protestantismus sich geäußert; aber auch den Katholicismus unserer Zeit sehen wir mehr vor, als in das Mittelalter sich stellen.

Indem wir jedoch Phantasie und Empfindung, die wir als dauernde, constante Seelenstimmung Gemüth nennen, für die auszeichnenden Bestandtheile des Dichtervermögens erklärt haben, für diejenigen, wodurch es sich von andern Fähigkeiten und Richtungen des Geistes eigens unterscheidet, so war es keineswegs die Absicht, dem Dichter die Denkkraft abzusprechen oder zu erlassen. Ebenso wenig sind wir gemeint, zu behaupten, daß im Mittelalter, das wir mit denselben Eigenschaften charakterisiert, darum der Gedanke brach gelegen; sowie auch umgekehrt unsere philosophische Zeit niemals auf ihr Anrecht an die Poesie verzichten wird. Man hat in der Lehre von den Sinnen die Ansicht geltend gemacht, daß es Eine allgemeine Sinnenkraft sei, welche in den verschiedenen Sinnwerkzeugen nach außen wirke; es ist auch eine bekannte Erfahrung, daß bei der Mangelhaftigkeit des einen Sinnes die Wahrnehmungen des andern um so feiner und schärfer sich erweisen. Auf ähnliche Weise sind die verschiedenen geistigen Vermögen Ausstralungen des einen Geistes, und noch weit mehr, als bei den Sinnen, ist es hier der Fall, daß die geistige Gesammtkraft sich dem einzelnen Organe zuwendet und mittelst dieses auch die übrigen Vermögen in Wirkung treten. Wenn wir bei dem einzelnen Menschen fast immer irgend eine bestimmte Geistesrichtung vorwaltend finden, die philosophische, künstlerische, praktischverständige u. s. f., so hört er darum nicht auf, ein ganzer Mensch zu sein. Ebenso kann bei den Völkern zu verschiedenen Zeiten diese oder jene geistige Regsamkeit die vorwiegende sein, die poetische, wissenschaftliche, politische u. s. w., ohne daß darum in ihnen jemals die volle Menschheit verloren wäre. Das vollständige Gepräge des Menschlichen kommt allerdings bei den Einzelnen und bei den Völkern am einleuchtendsten da zur Erscheinung, wo die verschiedenen Vermögen und Richtungen gleichzeitig und harmonisch zusammenwirken. Gleichwohl würde die schaffende Kraft in ihrer ganzen Stärke niemals sichtbar werden, wenn sie nicht auch jene ausschließlichern Richtungen nähme, in welchen alle Geistesvermögen sich unter die Fahne der einzelnen sammeln. Im Allgemeinen pflegt die innere Geschichte der Völker

einen natürlichen Stufengang zu befolgen, in welchem sich die eine Bildungsform aus der andern entwickelt, in der Art, daß eine poetische Blüthenzeit dem gereiftern Alter der Reflexion vorangeht. Der Zusammenhang und Fortschritt der Zeiten aber wird uns nicht zu der lieblosen und einbildischen Ansicht der Weltgeschichte verleiten, als wäre je die frühere Periode nur vorhanden gewesen, um die spätere zur Reife zu bringen, so daß gerade nur um unsertwillen, die wir jetzt über dem Boden stehen, alle die gelebt hätten, die darunter liegen. Wir müssen in jedem Einzelnen und in jedem Geschlechte der Menschen den Selbstzweck anerkennen; ihre Bahn geht nicht bloß im Zuge der Zeiten über die Erdfläche hin, diese wagrechte Bahn ist stets von einer andern geschnitten, die nach oben führt. Wenn wir aber auch gänzlich bei den Erfahrungen der Geschichte, sowie sie vor uns offen liegt, stehen bleiben und den geistigen Ertrag der Zeiten vergleichend prüfen, so zeigt sich uns, daß doch jede ihren besondern Gehalt entfaltet hat, daß jeder irgend etwas von der andern zu eigen ward, daß die vielseitigste, harmonische Bildung doch niemals den Kreis des geistigen Lebens abgeschlossen hat und daß der göttliche Keim, der in der Menschheit liegt, unerschöpflich ist in der Manigfaltigkeit seiner Entwicklungen. Eine solche war denn auch die Periode des Mittelalters. Man hat dasselbe sonst wohl eine tausendjährige Nacht genannt. Diese Nacht war wenigstens eine sternhelle. Sternbilder stiegen in ihr auf und nieder, welche nicht sichtbar sind, wenn die schattenlose Mittagssonne scheitelrecht auf die Häupter der Menschen leuchtet.

So viel vom Mittelalter überhaupt. Wir kommen zu der Poesie desselben. Es ist zum voraus anzunehmen, daß eine Zeit, in deren ganzer Gestaltung die poetischen Kräfte die Oberhand hatten, auch in der dichterischen Production im eigentlichen Sinn fruchtbar werde gewesen sein. Dieses ist wirklich in hohem Maße der Fall. Alles geistige Erzeugnis in den europäischen Landessprachen, mit geringen Ausnahmen, ist Gedicht; selbst auf Gegenstände, welche nicht unmittelbar der Poesie angehören, auf erbauliche, lehrhafte, historische Arbeiten, wird die poetische Form und Behandlung angewendet. Daß ein Zeitalter, in welchem die Poesie eine so bedeutende Stelle einnimmt, ohne die Bekanntschaft mit ihr, nicht gehörig erkannt und beurtheilt werden könne, ist von selbst klar. Schöpfen wir unsere Kenntnis des Mittelalters nur

aus den lateinischen Chroniken, so sehen wir den Dornstrauch ohne die Rose. Dieselben Kräfte, die in der Poesie das Staunenswerthe zu leisten vermögen, müssen, wenn sie sich ungebändigt auf das Leben werfen, das Verderblichste wirken. Dann bricht die jugendliche Naturkraft der Völker in rohe Gewaltthat aus, die Gemüthskraft wird zur wilden Leidenschaft, die Phantasie zum Fanatismus. Von dieser Seite, die auch ich nicht verhüllen will, ist die Geschichte des Mittelalters längst zur Genüge erörtert. Aber man hat doch mehr und mehr auch die historische Pflicht anerkannt, eben in der wildest bewegten Zeit den unerloschenen Himmelsfunken nachzuweisen. Wir müssen dem tobenden Strom auch dahin folgen, wo er sanfter fließt und eine blühende Gegend um sich erschafft. Auch unsere Zeit wird von der historischen Gerechtigkeit verlangen, daß einst nicht bloß ihre Kriegs- und Revolutionsgeschichte beachtet werde. Das Höchste, was eine Zeit in sich trägt und was sie niemals ganz verwirklicht, ist ihre Ideenwelt; das Mittelalter hat die seinige in der Poesie niedergelegt, nur diese also kann uns seinen innern Gehalt erschließen.

Was nun die deutsche Poesie insbesondere betrifft, so unternehmen wir die Charakteristik derselben nicht in der Einleitung, denn sie macht eben unsre Hauptaufgabe aus. Wir bezeichnen dieselbe hier bloß in ihrer äußern Stellung zu dem gesammten poetischen Betriebe des Zeitraums. Sie ist, in Vergleichung mit dem poetischen Vorrath der übrigen europäischen Völker, dem Umfange nach unstreitig die reichste. Denn sie hat zu den eigenen Erzeugnissen sich auch einen großen Theil dessen angeeignet, was die andern Völker hervorgebracht. Die beiden Elemente des Lebens im Mittelalter, das germanisch-heidnische und das romanisch-christliche, scheiden und verbinden sich auch in der Poesie. Das erstere war den Deutschen das heimische, angestammte. Aus ihm ist vorzüglich eine große Heldensage, die wieder mehrere besondere Sagenkreise in sich schließt, heraufgewachsen. Auf dieser Seite hängt Deutschland mit dem skandinavischen Norden zusammen, mit dem es nach Stamm, Glauben und Sitte verwandt ist und mit dem es einen großen Theil der Heldensage gemein hat. Manches, was in den deutschen Liedern, unter dem Einflusse des andern Elements, mangelhaft oder verdunkelt ist, kann aus der Poesie des Nordens, der dem Heidenglauben und der ältesten Sitte länger getreu blieb, ergänzt und erklärt werden. Sowie nun

die deutsche Poesie in diesem ersten Bestandtheile ursprünglich und selbstschaffend sich darstellt, so hat sie dagegen den andern, den romanisch-christlichen, zunächst von der Seite des aufgelösten Römerreiches her empfangen. Von dieser Seite kam den Deutschen das Christenthum selbst und in der lateinischen Kirchensprache die Muster des geistlichen Gesangs und der Legendendichtung. Aus dem nördlichen Frankreich theilte sich ihnen ein neues, christliches Heldenthum und dessen Sagenkreise, die Rittergedichte, mit; aus dem südlichen Frankreich unmittelbar oder durch Vermittlung des nördlichen, erhielten sie den Minnesang in derjenigen conventionellen Gestalt, welche er dort unter den Einflüssen einer frühern geselligen Bildung angenommen hatte. Die alten Sagen des keltischen Stammes waren, nach dem Untergange der römischen Geistesherrschaft in Gallien und Britannien, wieder hervorgedrungen und wurden in jenen französischen Gedichten, ritterlich-christlich verarbeitet, den Deutschen bekannt. Auch manches von den Märchen und Apologen des Morgenlandes fand bei ihnen meist durch Vermittlung der romanischen Völker Eingang. Die ältern, tiefern Spuren der Urverwandtschaft unsres Stammes mit denen des Orients müssen dagegen in der einheimischen Sage gesucht werden. Ein bloßes Empfangen jedoch war jene Aufnahme romanischer Poesie in der deutschen keineswegs; die Aneignung war mehr und mehr eine freie, wie sie dem Gefühl des eigenen poetischen Vermögens zukam, die dichterische Individualität trat sogar in der Bearbeitung dieser fremden Stoffe stärker hervor, als es die altüberlieferte Heldensage zuzulassen schien. Und zum voraus schon war ja die romanische Poesie unter germanischem Einfluß entstanden. Die Eroberung der römischen Provinzen durch die deutschen Volksstämme hatte überall, wo die Eroberer nicht ihre eigene Sprache geltend zu machen wusten, doch die Folge, daß das Latein zum Roman wurde, d. h. daß aus der allgemeinen Herrschaft der alten, römischen Sprache sich mehr und mehr die besondern Landessprachen ablösten, welche wir jetzt die romanischen nennen. Der Einfluß dieser deutschen Eroberer, sowie nachher in Frankreich und England, insbesondere der normannischen, auf Sitte und Poesie der neugebildeten Reiche kann leicht nachgewiesen werden. So haben die Deutschen in den fremden Erzeugnissen zum Theil nur zurückempfangen, was sie selbst ausgesät hatten.

Eine gewisse Universalität der poetischen Thätigkeit war nach dem Obigen den Deutschen schon in jener Zeit eigen und hat den manigfaltigsten Vorrath dichterischer Erzeugnisse angehäuft. Einheimische und fremde Sagenkreise, Legenden, geistliche und weltliche Liederdichtung, lehrhafte, polemische, scherzhafte Gedichte, Erzählungen aus dem täglichen Leben, Reimchroniken u. s. w. bilden die große und vielgestaltige Masse der deutschen Poesie im Mittelalter.

Eine geschichtliche Darstellung dieser Poesie zu geben, ist unser Vorhaben. Die Geschichte der Poesie hat wesentlich die poetischen Ideen, Gebilde und Formen selbst, die sich in der Zeit und bei dem Volke, wovon sie handelt, entwickelt haben und den Gang dieser Entwicklung zur Anschauung zu bringen. Es genügt ihr also weder die bloß litterarische Aufzählung der Dichterwerke nach ihren Classen, noch die Darlegung der allgemeinen und besondern Zustände und Einwirkungen, unter welchen diese Werke hervorgegangen sind, noch endlich die kritisierende Übersicht derselben. All dieses ist theils Mittel, theils Ergebnis der eigentlichen Geschichte. Die Hauptaufgabe der letztern ist stets die Veranschaulichung des dichterischen Schaffens und Gestaltens in den größern, gemeinsamen Kreisen sowohl, als in den einzelnen bedeutendern Erzeugnissen.

Können aber Werke der Dichtung anders, als durch sich selbst, zu einer klaren Anschauung gebracht werden? Allerdings nur annähernd; aber dieses hat die Geschichte der Poesie mit jeder andern historischen Darstellung gemein; keine wird jemals ihren Gegenstand vollständig wiedergeben. Dagegen aber ist es auch der Geschichte möglich, manche Verdunklung zu heben, die in der Gegenwart selbst vorhanden war; die geschichtliche Auffassung kennt das Werden und das Gewordene, sie unterscheidet das Wesentliche von dem Zufälligen, sie verbindet, was in der Wirklichkeit durch Zeit und Raum getrennt war. Diese Vortheile kommen auch der Geschichte der Poesie, namentlich derjenigen eines entferntern Zeitalters, zu statten; hier ist sogar das unmittelbare Verständnis der Dichterwerke oft nur dann ein richtiges und vollständiges, wenn erst jenes historische Sondern, Zusammenstellen und Concentrieren vorangegangen ist. In vorzüglichem Grade muß dieses von unsrer ältern poetischen Litteratur behauptet werden; hier erscheint so häufig die Dichtung, wie sie gerade in der Schrift vorliegt, nur in einer zufälligen oder willkührlichen Gestalt, hier muß dann das Ursprüngliche

von der entstellenden Einkleidung abgelöst, das Gediegene aus der weitschweifigen Umhüllung ausgeschieden werden. Überhaupt aber kann der Werth und die Wirkung eines Dichterwerkes doch nicht lediglich auf die gegenwärtige Erscheinung, auf den unmittelbaren Genuß desselben beschränkt sein. Es war, bevor es in die Erscheinung trat, in der poetischen Conception vorhanden und es wird nachwirken in der Erinnerung des Lesers oder Hörers. Dieser, wenn er irgend lebendig aufgefaßt hat, wird sich auch im Stande finden, andern vom Wesen und selbst von der Form des Werkes eine Vorstellung zu geben. Und das ist es auch, was wir vom Geschichtschreiber der Poesie für einen größern Zusammenhang dichterischer Erzeugnisse verlangen. In der persischen Glaubenslehre hat jedes erschaffene Ding seinen Ferwer,[1] den Grundkeim und die innere Einheit seines Wesens, der jedoch für sich zur Erscheinung gelangen kann. Die Ferwer der dichterischen Schöpfungen sind es, was die Geschichte der Poesie aufzufassen und auf ihre Weise zur Erscheinung zu bringen hat.

Indem ich so die Aufgabe stelle, will ich nur das Ziel bezeichnen, nach welchem zu streben ist, keineswegs die Erreichung desselben erwarten lassen. Die Schwierigkeiten, die für jetzt noch in der Sache liegen und die ich nachher bemerklich machen werde, sind wohl auch die Ursache, warum noch keine geschichtliche Darstellung unsrer älteren Poesie in dem angegebenen Sinne, noch überhaupt eine umfassendere Geschichte derselben, in welchem Sinn es sei, unternommen worden ist.

Bis hieher von der Aufgabe. Wir fragen nun um den Weg ihrer Lösung, um die Methode.

Ist es unsre Aufgabe, die Gestaltungen der Poesie so viel möglich zur Anschauung zu bringen, so finden wir uns einfach darauf hingewiesen, dem Vortrag diejenige Anordnung zu geben, nach welcher der poetische Bildungstrieb selbst seine Formationen aufgestellt und abgetheilt hat. Auf ähnliche Weise, wie die gesellschaftliche Verfassung des Mittelalters sich in manigfache Genossenschaften verzweigt und gruppiert hat, scheidet und ordnet sich auch die Poesie dieses Zeitraums in mehrere, nach Inhalt und Form in sich abgeschlossene Gliederungen, welche durch langen Zeitverlauf und unter allen Wechseln ihr selbständiges Leben

1 Görres, Mythengesch. der asiat. Welt. Heidelberg 1810. B. I, S. 242 f. Vgl. 241 oben.

behauptet haben. Diesen Gliederungen, wie sie schon gebildet vor uns stehen, folgend, theilen wir unsre Darstellung in vier Hauptabschnitte:

1. Die Heldensage,
2. Heiligensagen und Rittergedichte,
3. Minnesang,
4. Lehr- und Zeitgedichte.

In jedem dieser Haupttheile ist eines der beiden Elemente des mehrgedachten großen Gegensatzes oder irgend eine besondere Weise ihrer Verschmelzung vorherrschend, so daß wir mittelst der hiernach gesonderten Betrachtung die vollständigste Rechenschaft über das Ganze zu gewinnen hoffen. Ich finde, daß der Verfasser des neusten Lehrbuchs der Geschichte des Mittelalters, Professor H. Leo (2 Thle. Halle 1830), sich veranlaßt gesehen hat, auch für die allgemeine, politisch-kirchliche Geschichte dieser Zeit nicht die ethnographische oder synchronistische Methode, sondern, nach Gibbons Vorgang, eine Anordnung nach geistigen Richtungen zu befolgen. Für die Geschichte der Poesie, wo jede bedeutendere Geistesrichtung sich in bestimmten Bildungen so augenfällig ausgeprägt hat, ist mir die Anordnung nach diesen immer unerläßlich erschienen.

Die vorgezeichnete Abtheilung muß zwar in der Darstellung selbst ihre Rechtfertigung finden. Eine vorläufige Verständigung darüber scheint mir am zweckmäßigsten dadurch erzielt zu werden, daß ich die Beziehungen andeute, in welchen sie zu den übrigen Methoden steht, welche sonst in der Geschichte der Litteratur und einzelner Zweige derselben beobachtet werden. Diese sind: die synchronistische oder die chronologische mit der Abtheilung in Perioden; die ethnographische, hauptsächlich auf umfassendere litterarhistorische Werke anwendbar; die systematische, für die Geschichte der Poesie die Eintheilung nach den Dichtarten. Letztere pflegt man in der Art mit der synchronistischen zu verbinden, daß in jeder Periode die beachtungswerthen Werke nach dem Schema der Dichtarten abgehandelt werden. Die Methode, welche wir einzuhalten gedenken, möchte ich die organische nennen.

Wenn wir aber gleich keine jener andern Methoden als solche auf den Gegenstand unsrer Darstellung anwendbar finden, so kommen sie uns doch als Gesichtspuncte, als schematische Anhalte in Betracht, welche für jede historische Arbeit ihre Geltung haben.

Der chronologisch-synchronistische Gesichtspunct, die Rücksicht auf Zeitfolge und Gleichzeitigkeit der vorzutragenden Thatsachen, liegt allzu sehr in der Natur geschichtlicher Entwicklung, als daß sie nicht auch bei unsrer Eintheilung im Allgemeinen und in den größern Zügen sollte beachtet sein. Der erste Abschnitt behandelt das älteste Erbtheil der deutschen Poesie, die Heldensage, das Epos, tief im heidnischen Glauben und in der angestammten germanischen Sitte wurzelnd. Der zweite giebt uns in den Heiligensagen und Rittergedichten Erzeugnisse des eingeführten Christenglaubens und seiner Verbindung mit den Begriffen und Angewöhnungen der bekehrten Völker. Der dritte zeigt uns im Minnesang eine Verschmelzung des Naturgefühls und Naturdienstes mit den geistigen Einflüssen des Christenthums und den geselligen der romanischen Bildung. Im vierten endlich, unter dem Namen der Lehr- und Zeitgedichte, fassen wir alles das zusammen, was eine unmittelbare praktische Richtung auf das Leben hat: Spruchgedichte, Lehrfabeln, politischkirchliche Streitgedichte, Satiren und Schwänke, Sittenschilderungen nach den verschiedenen Ständen und hieran angereiht auch die Lebensverhältnisse der Dichter selbst. Hier werden wir erkennen, wie der Gedanke, die Betrachtung, der gesunde Haus- und Weltverstand mitten unter den phantastischen Stimmungen des Mittelalters sein Recht behauptet, wie er mehr und mehr über diese das Übergewicht erlangt hat, und so wird uns dieser letzte Abschnitt den natürlichen Übergang des Mittelalters in die neuere Zeit ausmachen. Aber eben mit dieser Anlage im Größern ist die chronologische Anreihung der einzelnen vorhandenen Werke nicht verträglich. Eine solche litterarische Chronologie hat zwar auch ihr besondres Interesse. Sie kann uns zeigen, wie zuerst die Geistlichkeit, der christliche Priesterstand, sich im ausschließlichen Besitze der Schrift befand, so daß alle Schriftwerke von der frühesten Zeit bis in das letzte Viertel des zwölften Jahrhunderts, mit ganz seltener Ausnahme, von Geistlichen verfaßt, daher auch meist geistlichen Inhalts sind oder, sofern ihr Inhalt ein weltlicher ist, die Spur der geistlichen Hand an sich tragen, wie dann um die bemerkte Zeit die Handhabung der Schrift, wenigstens mittelst des Dictierens, allmählich auch auf die Laien, den Ritterstand, übergieng und zuletzt, bei zerfallender Bildung des Adels, der Bürgerstand sich der Litteratur bemächtigte. Diesen Gang der litterarischen Ausbildung werden

wir zwar stets im Auge haben, aber er kann die Anordnung eines Vortrags nicht bestimmen, dem es hauptsächlich um den innern Bestand der Dichtungskreise zu thun ist. In Beziehung auf diesen ist es nun einleuchtend, daß der heidnisch-germanische Cyclus, dem wir den ersten Abschnitt angewiesen, vor die christlichen Dichtungen des darauffolgenden gehört, wenn gleich der letztere die ältesten Schriftdenkmäler darbietet. Das Heldenlied wurde durch den ganzen Zeitraum vom Volke gesungen; die schriftlichen Auffassungen desselben erstrecken sich über wenigstens sieben Jahrhunderte, sie sind von Geistlichen, Rittern, bürgerlichen Meistersängern bearbeitet und in den spätesten bemerken wir doch oft die ursprüngliche Gestalt der Sage richtiger und vollständiger, als in den vorhergegangenen. Beweises genug, daß uns die Zeitfolge der schriftlichen Aufzeichnung nicht zur Norm der Darstellung dienen kann.

Wir werden ferner zwar im Ganzen und in den einzelnen Abtheilungen ein Werden und Wachsen, eine Blüthe und einen Verfall darzulegen haben; das ist ja überhaupt die Geschichte. Der Zweck der Veranschaulichung aber wird uns darauf führen, daß wir bedeutendere Kreise der Dichtung zuerst in ihrer vollen Erscheinung geben und erst von dieser aus einerseits auf ihren Ursprung und ihre allmähliche Entwicklung zurückgehen, anderseits zu ihren Auswüchsen und ihrem Zerfalle herabsteigen.

Dieses Auffassen der Erscheinungen in ihrer Mitte setzt auch den Anhaltpunct unsrer Betrachtung in die Mitte des Zeitraums selbst, in den innern Kreis desselben, in welchem wir alle Richtungen zusammenlaufend, alle Eigenthümlichkeiten des deutschen Mittelalters und so auch seiner Poesie am vollständigsten vereinigt und am glänzendsten entfaltet finden. Es ist dieses die Periode von der Mitte des zwölften bis nach der des dreizehnten Jahrhunderts, welche, nicht bloß zufällig, mit der hundertjährigen Herrschaft des schwäbischen Kaiserhauses zusammenfällt. In dieser Periode hat jeder der Dichtungskreise, nach denen wir unsre Darstellung abtheilen, seine letzte und vollste Ausbildung erlangt, hat jede Hauptrichtung sich in ihren bedeutendsten Werken gesammelt und festgestellt. Hier ist der Vollschein, in welchem Zunahme und Abnahme verschwimmen. Blicken wir in die vorhergegangene Zeit, so zeigen sich allerdings in ihr die Spuren einer ursprünglichern Sage, eines volksmäßigern Gesangs, aber es fehlt dafür an größern Schriftdenkmälern,

und erst aus der Zeit, die uns solche darbietet, können wir auf die früheren Zustände zurückgreifen; blicken wir vorwärts, so bemerken wir, daß schon das vierzehnte Jahrhundert, bloß nachbildend und ausspinnend, von dem früheren Reichthume zehrt.

Der ethnographische Gesichtspunct, die Abgrenzung nach Völkern, ist uns in zweifacher Beziehung wichtig, für die Sagenbildung und für die Sprache. In der erstern Beziehung wird uns vorzüglich die Ausmittlung des Antheils beschäftigen, welcher den verschiedenen germanischen Volksstämmen an der zum epischen Cyclus ausgebildeten Heldensage zukommt. Wir werden dabei solche wirksam finden, welche längst im Sturm der Zeiten zerstreut sind oder sich unter andern verloren haben z. B. die Ostgothen, Burgunden. Die Geschichte der deutschen Sprache, ihre historische Grammatik, kann nur ethnographisch, nach den Volksstämmen und ihren Mundarten zweckmäßig behandelt werden, wie es neuerlich in dem großen, noch unvollendeten Sprachwerke von Jacob Grimm (deutsche Grammatik) geschehen ist. Die germanische Sprachfamilie theilt sich in vier Hauptstämme, den gothischen, den hochdeutschen (welchen die Baiern, Burgunden, Alemannen und Franken bilden), den niederdeutschen (Sachsen, Westphalen, Friesen und Angeln) und den nordischen oder skandinavischen, der auch für sich den andern, deutschen, entgegengestellt werden kann. (D. Gramm. Th. I. Ausg. 1. Göttingen 1819. Einleit. in die gebrauchten Quellen und Hülfsmittel, S. L f.). Für die meisten dieser Hauptsprachstämme ergeben sich dann weitere Abtheilungen nach den besondern Mundarten und nach den Perioden ihrer Entwicklung. Da es nicht unsre Aufgabe ist, eine Geschichte der gesammten germanischen Poesie zu geben, sondern wir uns auf Deutschland beschränken, so berührt uns, für den gewählten Zeitraum, unmittelbar nur das Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche, das Alt- und Mittelniederdeutsche. Die ältere Periode geht in den Denkmälern beider Sprachstämme vom achten bis ins elfte, die mittlere von da an bis in das vierzehnte Jahrhundert. Nach dieser Zeit entwickelt sich mehr und mehr die jetzt lebende Sprache mit ihren Mundarten. Geographisch gehören dem Hochdeutschen diejenigen Sprachquellen an, welche in Schwaben, Baiern, Östreich, der Schweiz und dem Elsaß, Franken, Thüringen, Hessen und am Oberrhein entsprungen sind; dem Niederdeutschen, was von Sachsen, Engern, West- und

Ostphalen und dem Niederrhein ausgegangen ist. (Grimm a. a. O. LII. LXV. LXIX. LXXI.) Die übrigen Stämme und Verzweigungen der germanischen Gesammtsprache dienen uns in ihren Denkmälern nur mittelbar zur Erläuterung des eigentlichen Gegenstandes unsrer Darstellung. Fragt es sich nun aber um den Vorrath dieser verschiedenen Sprachbildungen an dichterischen Erzeugnissen, welche für unsern Zweck hauptsächlich oder erläuternd in Betracht kommen, so erscheint zuvörderst die nordische Poesie sehr reichhaltig und sachverwandt; ihr folgt, doch in beträchtlichem Abstand, die angelsächsische, die in der Reihe ihrer meist geistlichen Producte nach neueren Auffindungen auch einige bedeutendere, den Heldenkreisen angehörende Dichtungen aufzuweisen hat. In gothischer Sprache ist nichts Poetisches auf uns gekommen. Die althochdeutschen Denkmäler in poetischer Form sind fast durchaus streng geistlichen Inhalts; ebenso die seltenern altniederdeutschen. Während daher diese ältern Perioden für die deutsche Sprachgeschichte von gröster Wichtigkeit sind, erscheinen sie in der Geschichte der Poesie ziemlich unergiebig und schon hiernach muß die Methode für die beiden Fächer eine verschiedene sein. Mittelniederdeutsche Gedichte sind nicht in bedeutender Zahl vorhanden und manche derselben sind nur der Widerschein hochdeutscher Poesie. Neuerlich hat zwar Scheller in seiner Bücherkunde der sassisch-niederdeutschen Sprache (Braunschweig 1826) einen großen Reichthum dieser Sprache an Schriftdenkmälern darzuthun sich bemüht; er zählt nicht weniger als 1851 Numern auf. Allein da er für die ältere Periode viel Fremdartiges, namentlich entschieden hochdeutsche Werke, z. B. Notker, die Nibelungen u. s. w. herbeizieht und für die neuere Zeit kleine Flugschriften, Gelegenheitsgedichte u. dgl. aufführt, so kann sein Unternehmen nicht für gelungen angesehen werden. Wir werden die erheblichern niederdeutschen oder doch an diese Mundart streifenden Gedichte an ihrer Stelle bemerken und es wird sich uns insbesondere zeigen, daß von dieser Seite her zum Theil die Bekanntschaft der Deutschen mit der nordfranzösischen Ritterdichtung vermittelt worden ist. Im Ganzen aber kann das Niederdeutsche mit jener reichen Blüthe der Poesie in den mittelhochdeutschen Werken der schwäbischen, bairischen, östreichischen und schweizerischen Dichter, hauptsächlich aus der vordern Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, durchaus nicht gleichgestellt werden. Nach all diesem finden wir uns auch von

dem ethnographisch-linguistischen Gesichtspunct aus wieder auf die Zeit und das Gebiet der hohenstaufischen Herrschaft hingewiesen.

Was endlich die Eintheilung nach den Dichtarten betrifft, die wir auch die systematische Methode genannt, so ist dieselbe insofern berücksichtigt, als in den zwei ersten Abschnitten die epische, im dritten die lyrische und im vierten die didaktische Weise vorherrschen wird. Eine speciellere Classification würde in den Organismus der poetischen Bildungen nur störend eingreifen und selbst jene allgemeinere durfte nicht streng die Anordnung bestimmen. So lassen sich zwar, wie schon erwähnt, der erste und zweite Hauptabschnitt beide unter die epische Grundform einreihen, aber die Heldensage und das christliche Rittergedicht sind nach Geist und Inhalt so wesentlich verschieden, und selbst in formeller Beziehung ist das volksmäßige Epos so sehr ein anderes, als die absichtliche Bearbeitung welscher Ritterpoesieen, daß bei diesen Verschiedenheiten die allerdings mögliche Unterordnung unter eine gemeinschaftliche Grundform eine leere Abstraction sein würde. Dramatische Dichtung, zum Schauspiel ausgebildet, war im deutschen Mittelalter nicht vorhanden. Lateinische Dramen, von geistlichen Personen verfaßt, können nur als gelehrte Übungsstücke, geistliche Aufzüge mit Gesängen u. dgl. höchstens als rohe Anfänge der Bühne, deren Gestaltung einer spätern Zeit angehört, betrachtet werden. Nehmen wir aber das Dramatische allgemeiner, als eine von den Grundformen des poetischen Wirkens überhaupt, so wird es keiner dichterisch bewegten Zeit gänzlich mangeln und mitten in der Lyrik oder im Epos erscheinen. So auch in unsrer ältern Poesie. Lyrische Gedichte sind durch Wechselrede und Wettgesang in Handlung gesetzt; in epischen, namentlich dem Nibelungenliede, wird oft die Handlung durch den in Rede tretenden Kampf der Gesinnungen und Gemüthskräfte vergeistigt.

Dieses ist, was wir von der Methode zu sagen hatten, soweit sie in der Anordnung des gegebenen Stoffes besteht. Wir ordnen diesen, wie er sich selbst geordnet hat. Das weitere Verfahren, wodurch wir in den angegebenen Abschnitten die Kreise der Dichtung und die Beschaffenheit der einzelnen Werke zu veranschaulichen suchen werden, läßt sich nicht wohl im Allgemeinen bezeichnen, sondern muß sich je nach der Natur des Gegenstandes richten. Diese muß entscheiden, ob durch Auszüge, Stellen der Gedichte, allgemeinere Charakteristiken, ob mehr im

Wege der Darstellung oder in dem der Untersuchung ein Bild der Sache gegeben werden soll. Zu dieser Verschiedenheit, die in den Gegenständen selbst liegt, wird sich aber eine andere Ungleichheit gesellen, die in dem gegenwärtigen Stande der altdeutschen Studien ihren Grund hat. Viele und bedeutende Quellen dieser Litteratur sind gar nicht oder sehr ungenau in den Druck gegeben, die Handschriften liegen in den verschiedensten deutschen und auswärtigen Bibliotheken zerstreut, die Benützung derselben ist bald mehr, bald weniger erleichtert, und so ist es schon aus äußern Gründen dem Einzelnen nicht wohl möglich, eine vollständige und gleichmäßige Geschichte der ältern deutschen Poesie zu bearbeiten. Eine solche haben Sie daher auch von mir nicht zu erwarten und ich werde manche bedeutende Lücke selbst zu bemerken haben. Dennoch ist auch jetzt schon des allgemeiner Zugänglichen so viel, daß die Hauptpartieen entweder hell hervortreten oder, wo sie noch verdunkelt stehen, doch in den Umrissen erkennbar sind. Gerade bei diesem Stand der Sache scheint es an der Zeit, die Rechnung über das Ganze zu ziehen, das Ermittelte darzulegen und, was weiter zu erforschen ist, zu bezeichnen.

Was die Litteratur, die Handschriften- und Bücherkunde anbelangt, so werde ich mich darin auf das Nöthige und Wichtigere beschränken. Ich werde jedesmal die Hauptausgabe der Gedichte, oder die Sammlung, wo solche gedruckt sind, anzeigen. Ebenso die bedeutendern Erläuterungsschriften. Bei ungedruckten Werken werde ich mich auf die Handschriften beziehen und insbesondere bemerken, wenn sich auf den Stuttgarter Bibliotheken ein Gedicht handschriftlich befindet (in Tübingen ist bloß die vom Renner), um dadurch zu eigener Ansicht der alten Handschriften Gelegenheit zu geben. Denjenigen, welche über irgend einen Gegenstand dieses Faches speciellere Litterarnotizen zu erhalten wünschen, werde ich solche mit Vergnügen mittheilen.

Das ausführlichste Verzeichnis der Handschriften, Ausgaben, Bearbeitungen, Erläuterungsschriften u. s. w. ist:

Litterarischer Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis in das sechzehnte Jahrhundert durch Fr. v. d. Hagen und Joh. Gust. Büsching. Berlin 1812.

Seit dem Jahr 1812, in welchem dieses Werk erschienen, ist jedoch so Vieles neu entdeckt und herausgegeben, so Manches berichtigt und

durch spätere Bemühungen überflüssig geworden, daß eine neue Bearbeitung des Buches oder ein Supplement, wovon auch schon lang die Rede ist, großes Bedürfnis wäre.

Als geschichtliches Handbuch sehr empfehlungswerth ist:

Grundriß zur Geschichte der deutschen National-litteratur. Zum Gebrauch auf gelehrten Schulen entworfen von Aug. Koberstein, Professor an der königl. Landesschule zu Pforta. Leipzig 1827. [1]

Es ist allerdings, schon seinem Umfange nach, nur Grundriß, gibt aber eine sehr brauchbare, gedrängte Übersicht der Zeitverhältnisse, unter welchen sich die schöne Litteratur der Deutschen in ihren verschiedenen Perioden bis auf die neueste Zeit entwickelt hat, sowie der wichtigern Denkmäler selbst aus dem Fache der Poesie und Beredsamkeit nach den Hauptdichtarten, mit gesundem Urtheil und zweckmäßiger Auswahl der Litterarnotizen. Der Zeitraum, welcher uns angeht, ist in den drei ersten Perioden abgehandelt und der Verfasser zeigt hier die eigene Bekanntschaft mit der Poesie des Mittelalters, aus deren Gebiet er auch einige verdienstliche monographische Arbeiten herausgegeben hat. Auch für die folgenden Perioden wird das Buch mit Nutzen gebraucht werden.

Nicht zu verwechseln ist die angezeigte Schrift mit dem von demselben Verfasser etwas später herausgegebenen

Leitfaden beim Vortrage der Geschichte der deutschen National-litteratur. Leipzig 1828.

Dieß ist, was ich über die Aufgabe und das Verfahren zu sagen hatte. Es war sonst gebräuchlich, in den Einleitungen historischer Lehrbücher und Lehrvorträge auch einiges über den Nutzen der abzuhandelnden Geschichte zu bemerken. In jetziger Zeit scheint mehr die Ansicht zu gelten, daß das rechte Wissen für sich ein Gewinn sei und die mittelbar daraus sich ergebenden manigfaltigen Vortheile nicht an den Fingern abgezählt zu werden brauchen. Gewiss muß es in der Geschichte vor allem um die richtige Auffassung der gegebenen Zustände zu thun sein; aber eine solche Auffassung ist doch nur als eine anschaulich lebendige, also nur dann möglich, wenn der Historiker von seinem Gegenstande geistig ergriffen ist; nur so wird er die Mühen der Forschung, die Schwierigkeiten der Verarbeitung und der Darstellung für andre siegreich bestehen. In diesen muß dieselbe Theilnahme geweckt werden, die

[1] [Neueste, noch nicht abgeschlossene Auflage begonnen 1847. K.]

in ihm wirksam war, wenn irgend eine fruchtbare Mittheilung, eine wahre Verständigung zwischen Geschichtschreiber und Leser, zwischen Lehrer und Hörer stattfinden soll. Beiden also tritt die objective Wahrheit in subjective Beziehungen und die vergangenen Zustände erlangen eine Bedeutung für die Gegenwart.

Wenden wir dieses auf unsern Gegenstand, die deutsche Poesie im Mittelalter an, so ist uns die Bedeutung derselben eine dreifache, die historische, die poetische und die vaterländische.

Schon die historische Erkenntnis an sich steigt an Wichtigkeit, wenn sie eine größere Periode im Leben der Völker umfaßt, sie regt den Geist tiefer an, wenn sie über geistige Zustände sich erstreckt. Welch bedeutende Stellung die Poesie in dem Zeitraum einnehme, von dem wir handeln, ist bereits erörtert worden. Die Geschichte des Mittelalters und des deutschen Volkes in diesem ist nicht geschrieben, so lange nicht seine Poesie erschlossen ist. Ich achte sehr den gewissenhaften Ernst der Historiker, welche nichts in ihre Werke aufnehmen, was nicht mit den zuverlässigsten Zeugnissen und Urkunden belegt werden kann. Nur glaube man nicht, daß mit den Annalen und Diplomen des Mittelalters die Quellen der urkundlichen Geschichte erschöpft seien! Sind denn die Erzeugnisse des schaffenden Geistes, die Eröffnungen des bewegten Gemüthes, das nicht lügen kann, minder verlässige Urkunden vom Leben jener Zeit?

Das rechte geschichtliche Wissen aber ist auch die nothwendige Bedingung des Urtheils. Hier tritt es in genaue Beziehung mit der Gegenwart. Das Mittelalter und der Stand seiner Bildung gehören zu den vielbestrittenen Gegenständen einer bedeutenden Meinungsverschiedenheit. Man hat in dieser Sache seit etwa fünfundzwanzig Jahren in Deutschland die entgegengesetztesten Erfahrungen gemacht. Erst die begeisterte Anpreisung, dann die herabsehende Gleichgültigkeit oder der feindselige Tadel. Selbst wissenschaftliche Bestrebungen, dem Mittelalter zugewendet, werden von Manchen entweder bloß geduldet, oder sogar als gefährlich für politische und religiöse Freiheit und für den richtigen Kunstgeschmack verdächtigt. An der ruhigen Pflegstätte wissenschaftlich-universeller Bildung kann nicht davon die Rede sein, irgend einen Zweig des Wissens gegen den Vorwurf der Schädlichkeit zu vertheidigen. Hier darf als anerkannt vorausgesetzt werden, daß das Erkennen dem

Urtheile vorangehen müsse. Was man für schädlich hält, muß man am schärfsten ins Auge fassen; was dem ersten Anblick schmeichelt, muß man am strengsten prüfen. Die historische Einsicht zeigt am überzeugendsten, daß die Formen einer vergangenen Zeit nicht auf eine nachfolgende anwendbar seien; sie zeigt aber auch, daß in den manigfachsten und fremdartigsten Formen ein Gehalt wohnen könne, der für alle Zeiten gültig ist. Die vorgefaßte Meinung, das Vorurtheil, spiegelt nur immer sich in der Oberfläche der Geschichte, die Parteiung streift nur, wie ein Sturmvogel, den Rand der Wellen; die Forschung senkt sich in die Tiefe und durchspäht ihren innersten Grund. So haben, mitten durch den Widerspruch der Zeitansichten, unverdrossene Männer, an deren Spitze die Brüder Grimm zu nennen sind, mit stiller Treue und geistreichem Fleiße der deutschen Alterthumskunde die umfassendsten Forschungen gewidmet, deren Früchte jetzt in gediegenen Werken überraschend zu Tage treten; für Erkenntnis, Darstellung und Urtheil ist eine haltbare Grundlage gewonnen und diejenigen werden leicht durchschaut, welche den Mangel an Sachkenntnis durch allgemeines Räsonnement ersetzen oder bemänteln wollen.

Die poetische Bedeutung beruht in dem freien Genusse, den unsre alten Dichtungen als solche und unabhängig von ihrem geschichtlichen Interesse gewähren können. Hierüber wird, auch die Bekanntschaft mit der Sache und die Erläuterung vorausgesetzt, deren jedes Kunstwerk aus einem vergangenen Zeitalter in gewissem Maße bedarf, das Urtheil doch immer der Verschiedenheit in den Grundsätzen und in der subjectiven Genußfähigkeit unterliegen, die im Gebiete des Schönen überhaupt noch niemals ausgeglichen worden ist. Ich versuche auch nicht, Ihr Urtheil über den Werth dieser Poesie zum Voraus zu bestimmen, sondern wünsche vielmehr, daß solches, ohne theoretische Ausführungen, überall so viel möglich aus der Darstellung selbst sich ergeben möge. Das jedoch glaube ich vorerst nur als individuelle Ansicht aussprechen zu dürfen, daß, was auch die Poesie andrer Völker und Zeiten in sich Vollendetes darbieten mag, doch diese einheimische Poesie auch ihrerseits Saiten anschlage, welche vorher nicht geklungen haben, Bedürfnisse, Ahnungen der Phantasie und des innigern Gemüths befriedige, welche anderwärts nicht oder nicht in gleichem Maße befriedigt werden. Eine Vergleichung nach außen gehört übrigens nicht zu unsrer Aufgabe. Soll

die altdeutsche Poesie nach ihrer Eigenthümlichkeit richtig gewürdigt werden, so dürfen wir auch nicht überall den Maßstab anlegen, den wir von dem classischen Alterthum auf die nach diesem gebildete neuere Litteratur zu übertragen pflegen, ich meine das Ebenmaß jedes einzelnen Dichterwerks, die harmonische Verbindung seiner Theile zu einem Ganzen, die Übereinstimmung von Inhalt und Form. Prüfen wir nach diesem Maßstab, der, richtig angewendet, allerdings ein gültiger ist, unsre ältere poetische Litteratur als solche d. h. als eine Sammlung von Schriftwerken, so wird das Urtheil im Ganzen sehr ungünstig ausfallen. Wir werden zwar einer Anzahl von Dichtwerken begegnen, denen die ebenmäßige Ausbildung zu einem wohlgeordneten Ganzen, sowie eine der Natur des Gegenstandes vollkommen angemessene Darstellung nicht abzusprechen ist. Aber eine nicht minder große Masse poetischer Producte wird uns durch Mangel an Einheit und künstlerischer Abrundung, durch ermüdende Weitschweifigkeit in der Ausführung unangenehm auffallen. Finden wir nun gleichwohl, daß diese geringern Werke oft mit den besten in einem genauen innern Zusammenhange stehen, daß in den erstern unter der abstoßenden Schaale oft ein ebenso poetischer Kern verhüllt liege, als in den letztern, so wird uns gerade dieses Misverhältnis des gediegenen Inhalts und der zerfließenden Darstellung, der Trefflichkeit einzelner Bestandtheile und der Gehaltlosigkeit andrer darauf hinführen, daß nicht beides aus derselben bildenden Kraft gleichzeitig hervorgegangen sein könne, daß also der wahre Werth dieser Poesie nicht nach der zufälligen Auffassung in den vorhandenen einzelnen Schriftwerken, nicht nach der künstlerischen Vollendung dieser letztern bemessen werden dürfe. Diese und ihre Verfasser fallen allerdings jener speciellen Kritik anheim. Aber was im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in die Schrift niedergelegt und für sie bearbeitet wurde, war großentheils nicht ein Stoff, der jetzt zuerst seine poetische Behandlung erhielt; es war reife Poesie, die sich zuvor schon in größern Gestaltungen entfaltet, in andern, ursprünglichern Formen ausgeprägt hatte. Wo nun diese Poesie durch die spätern und letzten Bearbeitungen gefesselt, zerstückelt und verschwemmt ist, da muß unser Bestreben sein, ihre Geister zu entbinden, ihre Zusammenhänge herzustellen, ihre Gestalten und Formen klarer und echter heraufzuführen. Dann erst fragt es sich, ob in dieser geläuterten Poesie das große Gesetz des Schönen

bemerkbar sei, das naturkräftig aus dem Keime die riesenhafte Eiche in freien und doch geregelten Umrissen erwachsen läßt.

Dieses Verfahren, das besonders auf die größern Sagenkreise Anwendung findet, wird auch für das classische Alterthum nicht ganz zu umgehen sein. Soll die griechische Heldensage vollständig dargelegt werden, so wird man sich nicht auf die beiden homerischen Epopöien beschränken dürfen, der epische Cyclus in allen seinen Überresten muß sich aufschließen, die Heldengedichte der Alexandriner müssen gesichtet, die Tragiker, die Lyriker, die Mythologen zu Rathe gezogen werden und so aus den verschiedenen Formen die gesammte Heroenwelt aufsteigen.

Kehren wir zum deutschen Alterthum zurück, so ergibt sich aus dem Bisherigen von selbst, daß wir in jenem keine Musterbilder für die Poesie unsrer Zeit zu suchen haben. Um die Nachahmung der Werke vergangener Zeiten ist es überall eine bedenkliche Sache. Aber die Macht geistiger Anregung wird auch der Poesie des Mittelalters nicht zu bestreiten sein. Die Erscheinung einer reichen Phantasie, mächtiger Gestalten, großer Sagenzüge erweitert den Blick und kräftigt die Gesinnung in Sachen der Poesie. Sie wirkt dem Tändeln und Prunken mit den Nebenwerken der Dichtkunst wohlthätig entgegen. Sie macht den Anspruch fühlbar, bedeutenden Hervorbringungen einer früheren Zeit auch nur Bedeutendes und Würdiges im Geiste der eigenen gegenüber zu stellen. Das Auge hat ein verstärktes Höhenmaß, wenn wir vom Anblick der Alpen zurückkommen.

Endlich die vaterländische Bedeutung. Im Reiche des Geistes gibt es keine Landesgrenzen. Wo wir das Vortreffliche finden, in der Ferne der Völker und Zeiten, machen wir unser Bürgerrecht geltend. Vor jedem andern Volke üben wir Deutsche diese universelle Gesinnung. Wir kennen die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge jeder fremden Litteratur; es ist nur folgerecht, wenn wir die eigene kennen lernen. Den Werth der Vaterlandsliebe zu beweisen, ist nicht meine Absicht. Das aber lehrt uns die Kenntnis jener manigfachen Entwicklungen, daß das Vortreffliche nirgends bodenlos erwachsen, daß es überall aus nationalen Elementen am kräftigsten hervorgegangen ist. Die Poesie vor allem wurzelt in den eigenthümlichsten Zuständen des Volkslebens. Wenn selbst die Philosophie, die doch nach der Einheit und Allgemeinheit

gerichtet ist, bei den verschiedenen Völkern ein nationales Gepräge zeigt, um wie vielmehr die Poesie, in der sich der Geist nach dem Manigfaltigen und Besondern entfaltet. Der Weltbürgersinn soll uns daher nicht abhalten, in unser Eigenstes zu gehen, dieses zu erkennen und zu entwickeln. Von ihm aus bringen wir am besten dem geistigen Gemeinleben unsern Beitrag.

Was es sei um das Gefühl des Vaterländischen, ist schmerzlich und tröstend zugleich in jener Zeit empfunden worden, als eine ausgleichende Weltherrschaft alles Nationale zu ersticken drohte. Damals suchten wir in den tiefsten Fasern unsers Daseins die Gewährschaft eines eigenthümlichen Lebens und Bestandes. Dieses Nationalgefühl, diese innere Sammlung ist in Thaten lebendig geworden.

Auch im vaterländischen Alterthum suchte man damals Trost und Anhalt. Es entzündete sich eine Begeisterung für dasselbe, welche bei vielen, mit den Stimmungen der Zeit, vorübergehend war, bei andern, von denen wir schon gesprochen, nachhaltig wirkte. Daß eine Gemeinschaft unsrer Vorzeit mit der Gegenwart bestehe, wurde damals lebhaft empfunden. Heimathklänge, hoffe ich, sollen uns noch jetzt dort ansprechen.

Der Beruf, der mir als Lehrer der deutschen Litteratur angewiesen ist, fordert mich auf, dem geistigen Leben unsrer Nation in den verschiedenen Perioden seiner Entwicklung nachzugehen. Wenn ich mit der frühesten Periode beginne, so geschieht es nicht bloß, weil sie der Zeit nach vorangeht; sie ist auch die am wenigsten allgemein bekannte. Die neuere Litteratur bietet sich unmittelbar zugänglich dem Genusse und somit auch der Beurtheilung dar. Nur allzu leicht nehmen es manche, dieses Urtheil stets fertig zu verkünden und im Garten der Poesie, wie Tarquinius, die höchsten Mohnhäupter abzuschlagen. Die Kenntnis jener ältern Periode aber bedarf der wissenschaftlichen Forschung und der Lehre.

Wenn ich dieser Kenntnis Werth beilege, wenn ich in der Poesie des Mittelalters eine sehr merkwürdige Entwicklung des deutschen Geistes nachzuweisen versuchen werde, so ist es doch nicht meine Absicht, diesen Studien Anhänger zu werben. Mein Vortrag soll allerdings darauf berechnet sein, denjenigen, welche sich zu der Erforschung unsrer älteren Poesie hingezogen finden, eine Übersicht zu geben, mittelst welcher sie

das Einzelne, mit dem sie sich zunächst beschäftigen, in seine größern Zusammenhänge einreihen können. Häufig bemerkt man bei sonst verdienstlichen Bestrebungen in diesem Fache eine Vereinzelung, einen Mangel an Übersicht des Ganzen, wodurch das Studium an dem minder Bedeutenden festgehalten wird, welches bei einem weitern Umblick sogleich als solches erkannt werden würde. Aufzumuntern zu einem umfassendern Betrieb dieser Studien, muß ich aber billig Anstand nehmen. Sie sind von keinem eigentlich praktischen Vortheil, sind im Allgemeinen wenig anerkannt, dabei aber mühsam und schwierig und können auch, bei der bemerkten Beschaffenheit eines großen Theils der einzelnen Dichtwerke, nur in der Durchdringung des Ganzen den rechten Genuß gewähren. Um so mehr jedoch scheint es angemessen, daß die Resultate der bisherigen Forschungen in einer für sich verständlichen Darstellung zusammengefaßt werden, daß auch denjenigen, die sich nicht selbstthätig in das vaterländische Alterthum versenken wollen, die Gelegenheit gegeben sei, das Bedeutendste kennen zu lernen, was Jahrhunderte hindurch den Geist und das Gemüth unsrer Vorfahren beschäftigt und bewegt hat.

Wir stehen hier mitten im schwäbischen Lande, das einst ein Saal des Gesanges war. Sollen wir über alles Bescheid wissen, nur nicht über das, was auf dem eigenen Boden geistig geblüht hat?

Am östlichen Ende unsrer Alb springt der Rosenstein hervor, ein sagenreicher Berg, frisch bewaldet und mit wilden Rosen blühend bekränzt. Auf seinem Rücken zieht sich eine blumige Waldwiese hin, wo die Jugend der Umgegend ihre Maienfeste feiert. Am Rande des Berges ragen die Trümmer einer Burg, durch deren Fensterhöhlen die Vögel streichen. Gegenüber schwingt sich der schlanke Berg empor, auf dessen Gipfel einst das Stammhaus der Hohenstaufen sich erhoben; weithin, bis zum fernen Horizont, überschaut man das gesegnete Schwaben. In der schroffen Felswand aber, die aus der buschigen Bergseite aufschießend, die Burgreste des Rosensteins trägt, öffnet sich nach der Gegend hin eine hochgewölbte Grotte. In ihrer Mitte grünt ein Strauch und blühen wilde Blumen, von den Tropfen des Gesteins sich nährend. An den Seiten liegen breite Felsstufen, von der Natur zu Sitzen aufgeschichtet. Hier, dacht' ich mir wohl sonst, möcht' ich, mit einigen Freunden gelagert, während die Maienlust nur fern ertönte und der

Blick in die weite Gegend hinaus schweifte, hier möcht' ich den Freunden die Dichtergebilde der vergangenen Zeit, farbenhell, wie sie mir vor der Seele schwebten, vorüberführen. Aber was, einmal aufgefaßt, dem innern Schauen in raschem Fluge vorüberzieht, soll es andern mitgetheilt werden, so muß die langsame Bahn der Untersuchung, der Entwicklung, der allmählich fortschreitenden Darstellung betreten werden. Diese betreten wir auch jetzt; möchten auf ihr jene dichterischen Gestaltungen Ihnen so anschaulich und vertraut werden können, daß es in Ihrer Macht stände, dieselben auch künftig auf jeder schönen Stelle des deutschen Landes vor das geistige Auge zurückzurufen!

Erster Hauptabschnitt.

Die Heldensage.

Um der Betrachtung dieses ältesten und ursprünglichst-einheimischen Kreises deutscher Dichtung freie Bahn zu öffnen und zum Voraus jede Beschränkung wegzuräumen, welche aus der herkömmlichen Lehre von der Epopöie, als einer Kunstform, hervorgehen könnte, sprechen wir zuerst vom Wesen der Volkspoesie im Allgemeinen.

Wie über einer großen Bergkette, aus dem Schooße derselben und ihrem Zuge folgend, nur mit kühneren Zacken und Zinnen, ein leuchtendes Wolkengebirg emporsteigt, so über und aus dem Leben der Völker ihre Poesie. Der Drang, der dem einzelnen Menschen inwohnt, ein geistiges Bild seines Wesens zu erzeugen, ist auch in ganzen Völkern als solchen schöpferisch wirksam, und es ist nicht bloße Redeform, daß die Völker dichten. Darin eben, in dem gemeinsamen Hervorbringen, nicht in dem nur äußerlichen Merkmale der Verbreitung, haftet der Begriff der Volkspoesie und aus ihrem Ursprung ergeben sich ihre Eigenschaften.

Wohl kann auch sie nur mittelst einzelner sich äußern, aber die Persönlichkeit der Einzelnen ist nicht, wie in der Dichtkunst litterarisch gebildeter Zeiten, vorwiegend, sondern verschwindet im allgemeinen Volkscharakter. Auch aus den Zeiten der Volksdichtung haben sich berühmte Sängernamen erhalten und, wo dieselbe noch jetzt blüht, werden beliebte Sänger namhaft gemacht.

Meist jedoch sind die Urheber der Volksgesänge unbekannt oder bestritten [1] und die Genannten selbst, auch wo die Namen nicht ins

[1] Vgl. Wüllner, De cyclo epico poetisque cyclicis. Monaster. 1825. S. 45.

Mythische sich verlieren, erscheinen überall nur als Vertreter der Gattung, die Einzelnen stören nicht die Gleichartigkeit der poetischen Masse, sie pflanzen das Überlieferte fort und reihen ihm das Ihrige nach Geist und Form übereinstimmend an, sie führen nicht abgesonderte Werke auf, sondern schaffen am gemeinsamen Bau, der niemals beschlossen ist. Dichter von gänzlich hervorstechender Eigenthümlichkeit können hier schon darum nicht als dauernde Erscheinung gedacht werden, weil die mündliche Fortpflanzung der Poesie das Eigenthümliche nach der allgemeinen Sinnesart zuschleift und nur ein allmähliches Wachsthum gestattet.

Vornehmlich aber läßt ein innerer Grund die Überlegenheit der Einzelnen nicht aufkommen. Die allgemeinste Theilnahme eines Volkes an der Poesie, wie sie zur Erzeugung eines blühenden Volksgesanges erforderlich ist, findet nothwendig dann statt, wenn die Poesie noch ausschließlich Bewahrerin und Ausspenderin des gesammten geistigen Besitzthums ist. Eine bedeutende Abstufung und Ungleichheit der Geistesbildung ist aber in diesem Jugendalter eines Volkes nicht gedenkbar; sie kann erst mit der vorgerückten künstlerischen und wissenschaftlichen Entwicklung eintreten. Denn wenn auch zu allen Zeiten die einzelnen Naturen mehr oder weniger begünstigt erscheinen, die einen gebend, die andern empfangend, die geistigen Anregungen aber das Geschäft der Edleren sind, so muß doch in jenem einfacheren Zustande die poetische Anschauung bei allen lebendiger, bei den Einzelnen mehr im Allgemeinen befangen gedacht werden. Die Harfe geht noch von Hand zu Hand, wie bei den Gastmahlen der Angelsachsen; die ganze Masse ist noch, wie ein Zug von Wandervögeln, in der poetischen Schwebung begriffen und die Einzelnen fliegen abwechselnd an der Spitze. Die geistigen Richtungen sind noch ungeschieden und darum der Eigenthümlichkeit keine besondern Bahnen eröffnet; das künstlerische Bewustsein steht noch nicht dem Stoffe gegenüber, darum auch keine absichtliche Manigfaltigkeit der Gestaltung; der Stoff selbst, im Gesammtleben des Volkes festbegründet, durch lange Überlieferung geheiligt, gibt keiner freieren Willkühr Raum. Und so bleibt zwar die Thätigkeit der Begabteren unverloren, aber sie mehrt und fördert nur unvermerkt; die reichste Quelle, die den Strom des Gesanges schwellt, ist doch in ihm nicht auszuscheiden.

Auf keiner Stufe der poetischen Litteratur, selbst nicht bei dem

schärfsten Gepräge dichterischer Eigenthümlichkeiten, kann der Zusammenhang des Einzelnen mit der Gesammtbildung seines Volkes völlig verläugnet werden. Erscheinungen, die in Nähe und Gegenwart schroff auseinander stehen, treten in der Ferne der Zeit und des Raumes in größern Gruppen zusammen und diese Gruppen selbst zeigen unter sich einen gemeinsamen Charakter. Stellt man sich so dem gesammten poetischen Erzeugnis eines Volkes gegenüber und vergleicht man es nach außen mit den Gesammtleistungen andrer Völker, so betrachtet man dasselbe als Nationalpoesie; für unsern Zweck war es um den innern Gegensatz zu thun, um die Volkspoesie in ihrem Verhältnisse zur dichterischen Persönlichkeit.

Daß die Volkspoesie nur in mündlichem Vortrag lebe, ist bereits angedeutet worden. Man könnte sagen: aus dem einfachen Grunde, weil solche Völker die Schrift noch gar nicht kennen oder nicht allgemeiner zu gebrauchen wissen. Aber wessen der menschliche Geist bedarf, das erfindet oder erlernt er; reicht ihm Sang und Sage nicht mehr aus, so erfindet er die Schreibkunst; bei gesteigertem Bedürfnis erfand er den Bücherdruck. Auf derjenigen Bildungsstufe nun, auf welcher der Volksgesang gedeiht, wird der Buchstabe gar nicht vermisst. Hier gilt einzig die große Bilderschrift mächtiger Gestalten der Natur und des Menschenlebens. Die Betrachtung der Welt geschieht nicht mit dem Meßnetze des Gedankens, sondern mit dem Spiegel der Phantasie; was vor dieser in klarem Bilde steht, wird im tönenden Worte weiter und weiter mitgetheilt. Wie sollte das volle, farbige Lebensbild in den todten Schriftzug zusammenschrumpfen? Die Rune, wenn sie auch bekannt ist, wird mit Scheue betrachtet, als ein bannender Zauber. Noch grünt die Äsche, die im Runenalphabet zum A erstarrt.

Das nun, daß die Gebilde der Volkspoesie lediglich mittelst der Phantasie und des angeregten Gemüthes durch Jahrhunderte getragen werden, bewährt dieselben als probehaltig. Was nicht klar mit dem innern Auge geschaut, was nicht mit regem Herzen empfunden werden kann, woran sollte das sein Dasein und seine Dauer knüpfen? Die Schrift, die auch das Entseelte in Balsam aufbewahrt, die Kunstform, die auch dem Leblosen den Schein des Lebens leiht, sind nicht vorhanden. Auch nicht Wort und Tonweise, im Gedächtnis festgehalten, können das Richtige retten; denn das schlichte Wort ist in jenen Zeiten

keine Schönheit für sich, es lebt und stirbt mit seinem Gegenstande; die einfache Tonweise, wenn sie selbst Dauer haben soll, muß ursprünglich einem Lebendigen gedient haben. Je fester und lebensvoller jene echten Gebilde dastehen, je weniger kann das Scheinleben in ihrem Kreise aufkommen und geduldet werden.

Worin liegt aber der Gehalt und die Kraft, vermöge deren sie durch viele Geschlechter unvertilgbar fortbestehen? Ohne Zweifel darin, daß sie die Grundzüge des Volkscharakters, ja die Urformen naturkräftiger Menschheit wahr und ausdrucksvoll vorzeichnen. Naturanschauungen, Charaktere, Leidenschaften, menschliche Verhältnisse treten hier gleichsam in urweltlicher Größe und Nacktheit hervor; unverwitterte Bildwerke, gleich der erhabenen Arbeit des Urgebirgs. Darum kann gerade den Zeiten, welche durch gesellige, künstlerische und wissenschaftliche Verfeinerung solchen ursprünglichern Zuständen am fernsten und fremdesten stehen, der Rückblick auf diese lehrreich und erquicklich sein; so ungefähr, wie der gröste der römischen Geschichtschreiber aus seinem welken Römerreich in die frischen germanischen Wälder, auf die riesenhaften Gestalten, einfachen Sitten und gesunden Charakterzüge ihrer Bewohner vorhaltend und weissagend hinüberzeigte.

Wenn wir uns im Bisherigen die Volkspoesie nach ihrem vollsten Begriffe gedacht haben, so ist doch leicht zu erachten, daß sie in ihrer geschichtlichen Erscheinung bei verschiedenen Völkern, nach Gehalt und Umfang, in sehr manigfachen Abstufungen und Übergängen sich darstelle. Wie das Leben jedes Volkes wird auch das Bild dieses Lebens, die Poesie, beschaffen sein. Ein Hirtenvolk, in dessen einsame Gebirgthäler der Kampf der Welt nur fernher in dumpfen Widerhallen eindringt, wird in seinen Liedern die beschränkten Verhältnisse ländlichen Lebens, die Mahnungen der Naturgeister, die einfachsten Empfindungen und Gemüthszustände niederlegen; sein Gesang wird idyllisch-lyrisch austönen.

Ein Volk dagegen, das seit unvordenklicher Zeit in weltgeschichtlichen Schwingungen sich bewegt, mit gewaltigen Schicksalen kämpft und große Erinnerungen bewahrt, wird auch eine reiche und großartige Heldensage, voll mächtiger Charaktere, Thaten und Leidenschaften, aus sich erschaffen, und wie sein Leben weitere Kreise zieht und größere Zusammenhänge bildet, wird auch seine Sage sich zum Epos, zum epischen

Cyclus, verknüpfen und ausdehnen. Diese Entfaltung zu einem umfassenden Epos, das Bedeutendste, was die Volkspoesie erzeugen kann, ist uns nun auch in den Heldenliedern des deutschen Mittelalters aufbewahrt.

Ich gedenke später einmal, in einem besondern Cursus, eine geschichtliche Übersicht der gesammten Volkspoesie der neueuropäischen Völker zu geben. Es werden sich bei diesen alle Spielarten und Abstufungen des Volksgesanges, theils untergegangen, theils noch bestehend, nachweisen lassen. Es wird sich dann auch zeigen, wie überall die Volkspoesie in dem Maaße zurückgewichen, in welchem die litterarische Bildung und die mit ihr verbundene Herrschaft dichterischer Persönlichkeit vorgeschritten, und daß dieselbe nur da noch lebe und blühe, wo eine Litteratur noch nicht oder nicht mehr vorhanden ist. Bedeutende Aufschlüsse geben in letzterer Beziehung die neueren Mittheilungen aus dem Volksgesange zweier Völker, welche eben erst im Begriffe sind, nach harten Kämpfen, ihre Stelle unter den cultivierten Nationen des heutigen Europas einzunehmen; ich meine die Neugriechen und die Serben. Bei den erstern ist der Fall von Suli (Dec. 1803), der Tod des Markos Bozaris (1823) kaum erlebt und schon auch in herkömmlicher, volksmäßiger Weise gesungen. Im serbischen Gesange werden, neben den vielen Liedern aus dem häuslichen Leben, fortwährend die heimischen Thaten gefeiert, von den halb fabelhaften der alten Helden Duschan und Marko bis zu den neuesten des letzten Aufstandskrieges. Bei beiden Völkern ist auch gewiss dieser fortlebende vaterländische Gesang nicht ohne merklichen Einfluß auf die Erhaltung und den neuen Aufschwung des Nationalgefühls geblieben. Von Heldenliedern und Märchen, wie sie in Schweden, Nordbritannien, auf den Faröen noch heute zum Tanze gesungen werden, sind in Deutschland nur noch verlorene Klänge hörbar. Hier hat zwar die Volkspoesie einst einen der großartigsten epischen Kreise gebildet, aber dieser ist längst abgeschlossen. Gedeihen und Absterben der Volkspoesie hängen überall davon ab, ob die Grundbedingung derselben, Theilnahme des gesammten Volkes, feststehe oder versage; ziehen die edleren Kräfte sich von ihr zurück, dem Schriftenthum zugewendet, so versinkt sie nothwendig in Armuth und Gemeinheit.

Wenn nun auch eine vergleichende Zusammenstellung des deutschen Epos mit der epischen Volksdichtung andrer Völker der alten und neuen Welt nicht in unsrer dermaligen Aufgabe liegt und wenn nicht zu

bestreiten ist, daß die Geschichte der poetischen Entwicklung jedes Volkes zunächst aus dessen eigensten Zuständen entnommen werden solle, so ist doch nicht minder gewiss, daß die von allen Seiten neuerschlossenen Quellen des Volksgesangs auch für die richtige Ansicht des längst Vorhandenen und Bekannten von gröster Wichtigkeit sind, daß die entsprechenden Erscheinungen bei so vielen Völkern auf ähnlicher Stufe des geselligen Zustandes sich gegenseitig erklären und auf gemeinsame Bildungsgesetze hinweisen und daß daher der Blick auf diesen größern Zusammenhang geöffnet sein muß, wenn die historische Behandlung der Poesie eines einzelnen Volkes vor Willkühr und Vorurtheil gesichert sein soll. Die bekannte Frage über die Abfassung der homerischen Gedichte wird ohne solchen Ausblick auf die Universalgeschichte der Volkspoesie niemals zu einer einleuchtenden Entscheidung gelangen können. Bei der nachfolgenden Erörterung des einheimischen Epos wird uns derselbe, auch ohne ausdrückliche Bezugnahme im Einzelnen, stets zur Leitung dienen. Umgekehrt aber wird die deutsche Heldensage, die in reicher, durch viele Jahrhunderte verfolgbarer Entwicklung vor uns liegt, auch von ihrer Seite als eine der bedeutendsten Quellen zur rechten Einsicht in das Wesen und den Bildungsgang der epischen Volkspoesie anzuerkennen sein. W. Grimm sagt in seiner Schrift über die deutsche Heldensage (S. 336):

„Wir genießen den Vortheil, die Veränderungen der Sage in Denkmälern beobachten zu können, welche von den ersten Spuren bis zu dem völligen Verschwinden den Raum von etwa tausend Jahren einnehmen. Es giebt kein andres Volk, das sich dieses Vortheils in solcher Ausdehnung erfreue.“

In der Betrachtung dieses deutschen Epos werde ich nun den Gang nehmen, daß ich zuvörderst den Inhalt der Heldenlieder, da ich solchen nicht als bekannt voraussetzen darf, im Umriß darlege; sodann denselben nach seinen Hauptelementen, dem geschichtlichen, dem mythischen und dem ethischen, erläutre; endlich die Formen entwickle, in welchen dieser poetische Stoff dargestellt, ausgebildet und zuletzt mittelst schriftlicher Auffassung festgehalten worden ist.

Ich werde dann aber auch im gegenwärtigen ersten Hauptabschnitte der Betrachtung des umfassendern, in sich abgeschlossenen epischen Cyclus in besondrer Aufzählung diejenigen heroischen Dichtungen anreihen, welche, gleichfalls auf einheimischer Sage beruhend, doch für sich vereinzelt stehen

geblieben sind oder einen größern Kreis zu bilden nur versucht haben. Hier begegnen wir einer Reihenfolge geschichtlicher Helden bis in das Geschlecht der Hohenstaufen selbst, und diese sichtbar erst aus der spätern Geschichte sich entwickelnde Sagendichtung bahnt uns den Übergang zu den noch halb fabelhaften Reimchroniken, in welchen umgekehrt die Historie aus der Sagenpoesie sich abzulösen beginnt.

I. Inhalt der Heldensage im Umriß.

Der Hauptinhalt unsrer Heldensage war nicht bloß in Deutschland, sondern auch über den skandinavischen Norden verbreitet. Damit ergibt sich eine doppelte Gestaltung derselben, die deutsche und die nordische. Beide sind, wenn auch in der Wurzel zusammenhängend, doch in der Entfaltung bedeutend verschieden; die nordische, noch ganz dem heidnischen Alterthum angehörend, erläutert uns den früheren Zustand der deutschen; aus der Zusammenstellung beider geht uns erst der volle Gehalt des Ganzen hervor.

A. Deutsche Gestaltung der Sage.

Es sind achtzehn deutsche Gedichte, größeren oder geringeren Umfangs, welche aus diesem Sagenkreise auf uns gekommen sind. Wir zählen aber zu ihnen noch ein lateinisches, von einem Deutschen offenbar nach heimischer Quelle abgefaßtes. Mehrere derselben sind in doppelter oder mehrfacher Behandlung desselben Stoffes vorhanden.

Diese Gedichte sind folgende: 1. Rother (Ruther), 12 Jhd. 2. Otnit, 13 Jhd. 3. Hugdietrich und Wolfdietrich, in zwei verschiedenen Gestaltungen, 13 Jhd. 4. Etzels Hofhaltung, 15 Jhd. 5. Dietrichs Drachenkämpfe, 13—14 Jhd. 6. Sigenot, 13 Jhd. 7. Ecken Ausfahrt, 13 Jhd. 8. Biterolf und Dietleib, 13 Jhd. 9. Laurin, 13 Jhd. 10. Der Rosengarten zu Worms, in mehrfachen Darstellungen, 13 Jhd. 11. Alphart, 13 Jhd. 12. Dietrichs Flucht, 13—14 Jhd. 13. Schlacht vor Raben, ebenso. 14. Hildebrand und sein Sohn, Bruchstück aus dem 8 Jhd. und späteres Volkslied. 15. Walther, lateinisch, 10 Jhd. 16. Hörnen Siegfried, 13—14 Jhd., sammt dem Volksbuche gleichen Inhalts. 17. Nibelungenlied, Schluß des 12 Jhd. 18. Klage, 13 Jhd. 19. Gudrun, 13 Jhd.

Wir besitzen in verschiedenen mehr oder weniger kritischen Sammlungen und besondern Ausgaben zwar im Ganzen das Corpus dieses Gedichtkreises, aber Manches doch nur in spätern Überarbeitungen oder in einzelnen Darstellungen, während die ältern Texte und andre nicht weniger merkwürdige Versionen noch in der Handschrift liegen.

Mit den aufgezählten Gedichten ist übrigens der einstige Umfang des Sagenkreises keineswegs erschöpft. Jene selbst weisen auf manches Fehlende hin. Auch anderwärts ist der Inhalt vermisster Stücke angedeutet. Die reichste Quelle der Ergänzung aber bietet der Norden. Denn außer der eigenthümlich nordischen Gestaltung der Sage haben wir die große, in isländischer d. h. der dem ältern Skandinavien gemeinschaftlichen Sprache abgefaßte Vilkinen- oder Dietrichssage vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts (Grimm, Heldens. S. 175), welche, laut der Erklärungen, die in ihr selbst enthalten sind, nach deutschen Gedichten und mündlichen Überlieferungen zusammengesetzt ist, auch im Ganzen mit der deutschen Sagenbildung übereinstimmt und bedeutende Lücken derselben ausfüllt.

Demselben deutsch-nordischen Zweige gehört auch eine Reihe altdänischer Heldenlieder oder Balladen (Kjämpeviser) an. Sie sind neu herausgegeben in:

Udvalgte Danske Viser fra Middelalderen udgivne paa ny af Abrahamson, Nyerup og Rahbek. 1ste Del. Kjöbenh. 1812. Deutsch: Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen, übersetzt von W. C. Grimm. Heidelberg 1811.

Ich werde mich aber in den folgenden Auszügen auf den Bestand der deutschen Gedichte beschränken. Es ist mir darum zu thun, daß vorerst geschieden bleibe, was erklärt werden soll und was zur Erklärung dient, die Frage und die Antwort. Deshalb werde ich die verwischten Verbindungen der Lieder unter sich hier noch nicht herzustellen, das Lückenhafte nicht zu ergänzen suchen; eine Ahnung des Zusammenhangs wird sich von selbst ergeben. Auf der andern Seite ist der Hauptzweck dieser Auszüge, daß der Gegenstand, von dem es sich handelt, vor das Auge trete, daß die Bilder, welche zu deuten sind, sich hervorstellen und dem Gedächtnis einprägen, damit, wenn künftig Namen genannt werden, zuvor schon die Gestalten dazu gegeben seien. Zu diesem Zweck ist es nöthig, das verwirrende Nebenwerk abzustreifen, was

allzu sehr verdunkelt ist, vorderhand beruhen zu lassen, nur das eigentlich Sagenhafte in seiner jetzigen Gestaltung und das für sich Anschauliche auszuheben. Ich werde daher nirgends erweitern oder hinzusetzen, sondern überall (wie es schon die Masse dieser Gedichte mit sich bringt) zusammendrängen und abkürzen. Wer ausführlichere Analysen zu lesen wünscht, findet solche in dem Buche:

Heldenbilder aus den Sagenkreisen Karls des Großen, Arthurs, der Tafelrunde und des Grals, Attilas, der Amelungen und Nibelungen. Herausg. von F. H. v. d. Hagen. 2 Thle. Breslau 1823 (mit 60, etwas buntscheckigen Bildern).

Hier sind die deutschen Heldengedichte (mit Ausnahme von Rother und Gudrun) ihrem ganzen Inhalte nach und mit umständlichen Ergänzungen aus der Wilkina-Saga auf 792 Octavseiten ausgezogen.

In diesen deutschen Liedern sind hauptsächlich dreierlei Heldengeschlechter verherrlicht: die Amelunge (gothische Sage), die Nibelunge (rheinisch-burgundische Sage) und die Hegelinge (niedersächsische Sage).

Von den neunzehn zuvor aufgezählten Liedern sind dem Ruhme der Amelungen, Dietrichs von Bern und seiner Stammgenossen zumeist die vierzehn erstgenannten gewidmet, die vier weitern beziehen sich vorzugsweise auf die Nibelunge; das letzte handelt von den Hegelingen. Wie im Nibelungenliede selbst übrigens, so treffen auch in solchen Liedern, die wir zunächst dem Amelungenstamme zugeschrieben haben, vorzüglich den Rosengartenliedern und Dietleib, Nibelunge und Amelunge kämpfend zusammen.

Wir ordnen hiernach auch die folgenden Umrisse.

---

1. Die Amelunge.

Rother.

Über dem Westmeere sitzt König Rother in der Stadt zu Bare (Bari in Apulien). Er sendet Boten, die um die Tochter des Königs Constantin zu Constantinopel für ihn werben sollen. Als sie hinschiffen wollen, heißt er seine Harfe bringen. Drei Leiche (Spielweisen) schlägt er an; wo sie diese in der Noth vernehmen, sollen sie seiner Hülfe

sicher sein. Jahr und Tag ist um, die Boten sind nicht zurück. Constantin, jede Werbung verschmähend, hat sie in einen Kerker geworfen, wo sie nicht Sonne noch Mond sehen. Frost, Nässe und Hunger leiden sie; mit dem Wasser, das unter ihnen schwebt, laben sie sich. Auf einem Steine sitzt Rother drei Tage und drei Nächte, ohne mit jemand zu sprechen, traurigen Herzens seiner Boten gedenkend. Auf den Rath Berthers von Meran, Vaters von sieben der Boten, beschließt er Heerfahrt, sie zu retten oder zu rächen. Das Heer sammelt sich; da sieht man auch den König Asprian, den kein Ross trägt, mit zwölf riesenhaften Mannen daherschreiten; der grimmigste unter ihnen, Widolt mit der Stange, wird, wie ein Löwe, an der Kette geführt und nur zum Kampfe losgelassen. Bei den Griechen angekommen, läßt Rother sich Dietrich nennen. Er läßt sich vor Constantin auf die Kniee nieder; vom übermächtigen König Rother geächtet, such' er Schutz und biete dafür seinen Dienst an. Constantin fürchtet sich, die Bitte zu versagen. Durch Pracht und Übermuth erregen die Schützlinge Staunen und Furcht. Den zahmen Löwen, der von des Königs Tischen das Brot wegnimmt, wirft Asprian an des Saales Wand, daß er in Stücke fährt. Wie leid es dem König ist, er rührt sich nicht. Rother verschafft sich, nach Berthers Rath, durch reiche Spenden großen Anhang. Da klagt die Königin, daß ihre Tochter dem versagt worden, der solche Männer vertrieben. Die Tochter selbst möchte den Mann sehen, von dem so viel gesprochen wird. Am Pfingstfeste, wo sie mit ihren Jungfraun zu Hofe kommt, gelingt ihr dieses nicht, vor dem Gedräng der Gaffer um die glänzenden Fremdlinge. Als es still in der Kammer, geht ihre Dienerin Herlind, ihn zu ihr zu bescheiden. Er stellt sich scheu, läßt aber seine Goldschmiede eilend zween silberne Schuhe gießen und zween von Golde. Von jedem Paar einen, beide für denselben Fuß, schickt er der Königstochter. Bald kehrt Herlind zurück, den rechten Schuh zu holen und den Helden nochmals zu laden. Jetzt geht er hin mit zween Rittern, setzt sich der Jungfrau zu Füßen und zieht ihr die Goldschuhe an. Während dessen fragt er sie, welcher von ihren vielen Freiern ihr am besten gefalle. Sie will immer Jungfrau bleiben, wenn ihr nicht Rother werde. Da spricht er: „Deine Füße stehen in Rothers Schooß.“ Erschrocken zieht sie den Fuß zurück, den sie in eines Königs Schooß gesetzt. Gleichwohl zweifelt sie noch. Sie zu überzeugen,

beruft er sich auf die gefangenen Boten. Darauf erbittet sie von ihrem Vater, als zum Heil ihrer Seele, die Gefangenen baden und kleiden zu dürfen. Des Lichtes ungewohnt, zerschunden und zerschwollen, entsteigen sie dem Kerker. Der graue Berther sieht, wie seine schönen Kinder zugerichtet sind; doch wagt er nicht zu weinen. Als sie darauf an sichrem Orte, wohl gekleidet, am Tische sitzen, ihres Leides ein Theil vergessend, schleicht Rother mit der Harfe hinter den Umhang. Ein Leich erklingt. Welcher trinken wollte, der gießt es auf den Tisch; welcher Brot schnitt, dem entfällt das Messer. Vor Freuden sinnlos sitzen sie und horchen, woher das Spiel komme. Laut erklingt der andere Leich; da springen ihrer zween über den Tisch, grüßen und küssen den mächtigen Harfner. Die Jungfrau sieht, daß es König Rother ist. Fortan werden die Gefangenen besser gepflegt; sie werden ledig gelassen, als der falsche Dietrich sie verlangt, um Ymelot von Babilon zu bekämpfen, der mit großem Heere gegen Constantinopel heranzieht. Nach gewonnener Schlacht wird Dietrich mit den Seinigen zur Stadt vorangesandt, um den Frauen den Sieg zu verkündigen. Er meldet aber, Constantin sei geschlagen und Ymelot komme, die Stadt zu zerstören. Die Frauen bitten ihn, sie zu retten, und er führt sie zu seinen Schiffen. Als nun die Königstochter eingestiegen, entdeckt er den Trug und führt die Braut von dannen. Durch List eines Spielmanns wird sie später nach Constantinopel zurückentführt; durch List und Gewalt, unter großen Gefahren, gewinnt König Rother sie wieder.

Otnit.

Otnit, der junge König in Lamparten (Lombardei), auf der Burg zu Garten (Garda), findet keine kronwürdige Braut, weil alle Könige diesseits des Meeres ihm dienen. Darum will er nach der Tochter des Heidenkönigs Nachaol zu Muntabur fahren, obgleich schon viele Häupter der Werber um sie auf den Zinnen jener Burg stecken. Zuvor reitet er in die Wildnis am Gartensee (Gardasee), von dem wunderkräftigen Stein eines Ringes geleitet, den ihm die Mutter gegeben. Vor einer Felswand, daraus ein Brunnen fließt, sieht er auf blumigem Anger eine Linde stehen, die fünfhundert Rittern Schatten gäbe. Unter der Linde liegt ein schönes Kind im Grase, köstlich gekleidet, mit Gold und

Gesteine reich geschmückt. Es ist der Zwergkönig Elberich, dem Berg' und Thale dienen. Lange neckt und prüft der starke Zwerg den Jüngling; zuletzt entdeckt er sich als dessen Vater. Unsichtbar hat er einst die Königin, Otnits Mutter, überwältigt. Jetzt hebt er sich in den Berg und holt für Otnit eine leuchtende Rüstung, sammt dem herrlichen Schwert Rose. Zum Abschied verspricht er, dem Sohne stets gewärtig zu sein, so lang dieser den Ring habe. Vier Tage reitet Otnit vergeblich umher, die Waffen zu versuchen. Soll er nicht andern Streit finden, so muß es vor seiner eigenen Burg geschehn. Schon wird er dort als todt betrauert, da ruft plötzlich, vor Tages Anbruch, der Wächter: „Draußen hält ein Mann, vom Haupt zum Fuße brennend." Es ist Otnit im Glanze der Rüstung. Der Morgenstern glänzt aus den Wolken, ihm gleich leuchten Otnits Schild und Helm. Die Königin öffnet ihr Fenster. „Er brennt wie eine Kerze, spricht sie; meines Sohnes Ringe waren nicht so hell." Otnit verkehrt die Stimme, die gewaltig unterm Helme tost; er nennt sich einen Heiden, der den jungen König erschlagen. Die Burgmannen fordert er auf, diese Schmach zu rächen. Sie wappnen sich; der Burggraf kämpft mit ihm auf der Brücke und wird verwundet; ebenso des Burggrafen Bruder. Das Schwert Rose schneidet die Stahlringe, wie morschen Bast; Otnits Rüstung bleibt unversehrt. Jetzt giebt er sich als ihren Herrn zu erkennen, der nur ihre Treue prüfen wollte.

Die Zeit der Meerfahrt ist herangekommen. Zu Messina eingeschifft, fahren sie erst gen Sunders (Suders), der Heiden Hauptstadt, wo vor allen Elias, König von Reußen, Otnits Oheim, als Heidenvertilger wüthet. Von da ziehen sie vor die Königsburg Muntabur, auf des Gebirges Höhe. Elberich hat seines Wortes nicht vergessen; er saß die ganze Fahrt über auf dem Mastbaume, keinem sichtbar, als wer den Ring am Finger hatte. Überall schafft er Rath und Hülfe. Die kleinen Schiffe, die vor Sunders lagen, führt er zur Nachtzeit, wie mit Windeswehen, hinweg und auf ihnen fuhr das Heer zum Lande. Jetzt weist er die Straße nach Muntabur, dem Heere mit dem Banner vorreitend; aber nur Ross und Fahne sind sichtbar, der Träger nicht. Er neckt den Heidenkönig, wenn dieser nachts, sich zu erkühlen, an die Zinne tritt, rauft ihm den Bart, wirft das Wurfgeschütz und die Särge der Heidengötter in den Graben. Er zeigt der Königstochter

von der Zinne den Helden Otnit, wie er herrlich im Streite geht, sein Harnisch leuchtend, blutig das Schwert. Da spricht sie: „Er ist eines hohen Weibes werth.“ Elberich führt sie heimlich zur Burg hinaus, wo Otnit sie vor sich zu Rosse hebt und mit ihr davonrennt. Mit den verfolgenden Heiden besteht der Held siegreichen Kampf; des Heidenkönigs schont er um der Tochter willen. Auf dem Meere wird diese getauft und Sidrat geheißen. Nach der Heimkunft aber wird ihre Krönung zu Garten gefeiert. Bei dem Feste läßt Elberich sich schauen, die Goldkrone auf dem Haupt, mit einem Edelsteine, der wie die Sonne leuchtet. Eine Harfe in der Hand, rührt er die Saiten, daß der Saal erklingt.

Der alte Heidenkönig, Versöhnung heuchelnd, sendet reiche Geschenke. Zugleich aber bringt sein Jäger zween junge Lindwürme mit, die er im Gebirg oberhalb Trient in einer Felshöhle groß zieht. Nach Jahres Frist kommen sie heraus und schweifen gierig umher. Ihr Pfleger selbst ist ihnen kaum entronnen. Niemand wagt mehr die Straße zu ziehen; die Äcker werden nicht eingesät, die Wiesen nicht gemäht. Bis vor die Burg von Garten wird das Land verwüstet. Tod droht dem Helden, der sie zu bestehen wagt.

Hugdietrich.

Hugdietrich, der junge Sohn des Attenus, ist König zu Constantinopel. Rosenfarb sein Antlitz, gelbes Haar schwingt sich ihm über die Hüften. Als er zwölf Jahr alt, beräth er sich mit seinen Dienstmannen um eine Frau. Berchtung, Herzog von Meran, sein Erzieher, rühmt die schöne Hiltburg, Tochter des Königs Walgund zu Salneck (Salonichi). Aber ihr Vater hat geschworen, sie keinem Manne zu geben, und hält sie in festem Turme verschlossen. Noch dünkt sich Hugdietrich zum Kampfe zu jung, mit List will er sie gewinnen. Er lernt an der Rahme wirken, schönes Bildwerk, Hirsch und Hinde, was da lebt. Im Kleid einer Jungfrau, mit langwallenden Haaren, geht er zur Kirche. Jedermann fragt: „Wer ist die Minnigliche?“ So zieht er mit großem Geleite gen Salneck, wo er sich Hiltgund, des Griechenkönigs Schwester, nennt, die von ihrem Bruder vertrieben sei, weil sie nicht einen Heiden zum Manne gewollt. König Walgund und seine Gemahlin, Liebgart, gewähren freundliche Aufnahme. Berchtung führt das Gefolge zurück.

Hiltgund aber arbeitet künstlich in Gold und Seide und lehrt es auch die Mägde der Königin. Dem König wirkt sie eine herrliche Haube (Mütze), darin er am Pfingstfest bei Tische prangt. Sie selbst wird der schönen Hiltburg gegenübergesetzt und schneidet ihr zierlich das Brot vor. Die Königstochter erbittet sich die fremde Jungfrau zur Gespielin. Hiltgund wird zu ihr in den Turm verschlossen und lehrt sie Gold und Seide weben. Zwölf Wochen dauert die Verstellung, länger nicht. Nach Jahresfrist wird Hiltgund, wie verabredet war, durch Berchtung wieder abgeholt; des Bruders Zorn sei zergangen. Trauernd bleibt Hiltburg zurück, die sich schwanger fühlt. Sie genest eines schönen Sohnes, den sie ihrer Mutter selbst verbirgt. Als diese auf den Turm kommt, wird das Kind, in seidene Tücher gehüllt, in das Gebüsch des Burggrabens niedergelassen. Als aber die Königin abends weggegangen, ist es nirgends mehr zu finden. Ein Wolf, der manchmal dort im Hage Hühner fängt, hat es in seine Höhle getragen, den Jungen zur Speise. Doch weil diese noch klein und blind sind, bleibt es unverletzt. Morgens, auf der Jagd, kommt König Walgund zu der Höhle, wo das Kind gefunden wird. Er schlägt sein Gewand um dasselbe, nimmt es auf sein Pferd und bringt es zur Burg. Hugdietrich aber macht sich, nun unverkleidet, wieder nach Salneck auf, küsst sein Kind und spricht, indem er den goldreichen Mantel[1] fallen läßt, vor aller Welt: „Mein Sohn, Constantinopel, das Königreich, ist dein!“ Hiltburg wird ihm zur Frau gegeben, mit großen Ehren führt er sie heim nach Constantinopel. Wolfdietrich ist das Kind getauft worden, weil man es bei den Wölfen gefunden.

Wolfdietrich.

Wolfdietrich mit zween jüngern Brüdern, Bogen und Wachsmut, wird durch Herzog Berchtung in Ritterkünsten unterwiesen. Er wächst kräftig vor den andern heran; den Stein wirft er sechs Klafter weiter, als sie. Von dem mächtigen Kaiser Otnit in Lamparten kommen Boten, welche Zins heischen. Hugdietrich, die Drohung fürchtend, läßt einen Säumer mit Gold laden. Zürnend spricht Wolfdietrich zu den Boten, sobald er Mann geworden, werd' er den Kaiser um sein eigen Land bestehn.

[1] Legitimation des Mantelkindes, legitimatio per pallium.

Auf dem Sterbelager vertheilt Hugdietrich den Söhnen sein Reich. Wolfdietrich erhält Constantinopel, aber die Brüder maaßen sich sein Erbtheil an, weil er ein Kebskind sei. Berchtung von Meran, dessen Pflege er empfohlen ist, schwört mit sechszehn Söhnen, ihm das Erbe wieder gewinnen zu helfen. Sie ziehen mit Heeresmacht aus der Stadt Meran und fahren gen Constantinopel über. Indeß das Heer in einem Walde hält, reiten Wolfdietrich und Berchtung in die Veste, um die Brüder zur Güte zu bewegen. Vergeblich bietet jener sein halbes Erbe. Die Brüder waffnen gegen ihn, Berchtung aber springt zur Zinne und bläst sein Hörnlein. Da kommen seine Söhne mit dem Heer und dringen in das offene Thor. Vom Kampf erschallt die Veste; sie treiben einander ein und aus. Drei Tage wird gestritten. Berchtungs Volk ist all erschlagen, nur seine Söhne leben noch. Sie streiten wieder drei Tage; sechs von Berchtungs Söhnen werden erschlagen. Sieht er einen fallen, so lacht er seinen Herrn an, damit der es nicht merke. Wolfdietrich stürzt von einem Steinwurf; Berchtung hält das Schwert über ihn und die Söhne kämpfen mit zusammengekehrten Rücken, bis jener sich erholt. Jetzt erst entweichen sie zum Walde, wo der junge Fürst, als er sechs von Berchtungs Söhnen vermißt, sich in sein Schwert stürzen will.

Fortan ist sein Schicksal ein Gewebe von Verzauberungen, Irrfahrten, Riesenkämpfen und andern seltsamen Abenteuern, durch die wir hier nur den Hauptfaden der Geschichte verfolgen. Durch Zauber wird er von seinen Dienstmannen getrennt. Nach langem, vergeblichem Suchen bieten diese ihren Dienst den Brüdern an, doch nur mit dem Beding, des Eides ledig zu sein, wenn Wolfdietrich wiederkehre. Die Könige, hierüber erzürnt, lassen Berchtung und seine Söhne, je zween zusammengeschmiedet, auf der Burgmauer Wache gehen.

Wolfdietrich hat ihrer nicht vergessen. Vom Zauber entbunden, will er den Kampf bestehn, den er als Knabe dem Kaiser Otnit entboten. So hofft er mächtigen Beistand zur Befreiung seiner Dienstmannen zu gewinnen. Vor der Burg zu Garten steht eine Linde, darunter niemand weilen darf, es sei denn um Streites willen. Unter ihr legt Wolfdietrich sich nieder und entschläft vom süßen Vogelsang. Otnit und Sidrat gewahren ihn von der Zinne. Der Kaiser geht hinaus, weckt ihn zum Kampfe und wird besiegt. Er hat selbst dem

Gegner den Helm festgebunden; jetzt holt Wolfdietrich im Helme Wasser, womit Sidrat den leblosen Gemahl erfrischt. Die Helden schwören sich Genossenschaft und gehen Arm in Arm zur Burg.

Noch ist den elf Dienstmannen die Rettung ferne. Wolfdietrich wird auf neuen Fahrten umgetrieben. Otnit aber reitet zu Walde, sein Land von den Lindwürmern zu erlösen, die ihm sein Schwäher gesandt. Er empfiehlt der Kaiserin, wenn er umkomme, seinem Rächer sich zu vermählen. Unter einer bezauberten Linde fällt er in tiefen Schlaf. Vergeblich bellt der Hund und scharrt das Roſs, als der Lindwurm naht. Das Ungethüm trägt den Schlafenden im Rachen fort. Als er aufwacht und sein Schwert ziehen will, zerschmettert ihn der Lindwurm an einer Felswand und trägt den Leichnam in den Berg, wo die jungen Würme ihn aus dem Harnisch saugen. Das Roſs läuft mit dem Hunde vor das Thor zu Garten. Trauernd lebt die Wittwe Sidrat bis in das dritte Jahr. Da kommt Wolfdietrich in der Nacht wieder vor die Burg. Er hört den Wächter an der Zinne um seinen Herrn klagen, der ihn wohl gehalten und den niemand rächen wolle. Die Kaiserin tritt zum Wächter und klagt mit ihm. Ihre Schenken und Truchsäße seien jetzt ihre Herren, sie sei vom Reiche verstoßen, weil sie keinen zum Gemahl wolle, als der die Würm' erschlage. Wolfdietrich wirft einen ungeheuren Stein an die Zinne, daß es laut erhallt. Erschrocken ruft Sidrat hinab, was sie verschuldet, daß man sie zu Tode werfen wolle. Der Held erwidert, er habe bewähren wollen, ob er Kraft habe, die Würme zu bekämpfen. Eher will er sich nicht zeigen, noch nennen; aber ein Wahrzeichen verlangt er, daß ihm alsdann die Krone sammt der Kaiserin zum Danke werde. An seidnem Faden läßt sie ihren Ring nieder, mit dem er davon jagt. Im Walde trifft er einen Löwen im Kampfe mit dem Lindwurm. Er steht jenem bei, weil er selbst einen goldnen Löwen im Schilde führt. Held und Löwe lösen sich im Kampf ab, bis dem Helden das Schwert bricht. Der Wurm trägt ihn im Schweife, den Löwen im Rachen, zur Höhle. Die jungen Lindwürme fressen den Löwen auf; Wolfdietrich aber findet Otnits Schwert, womit er sämmtliche Würm' erschlägt, bis auf einen, den später Dietrich von Bern bekämpft. Zum Lohn empfängt er die Krone und die Hand der Kaiserin.

Einmal schon auf seinen Fahrten ist Wolfdietrich zur Nachtzeit vor

die Burg seiner Brüder gekommen. Dort vernahm er die Klage seiner Dienstmannen auf der Mauer. Sie hörten nur, als er wegritt, den Hufschlag seines Rosses und wie er, die Hände zusammenschlagend, ausrief: „Ich bin nicht todt!" Darüber wurden sie froh in ihren Banden. Jetzt, zur Krone gelangt, führt er ein großes Heer gen Constantinopel. In der Nacht geht er selbzwölfte, in Pilgertracht, an den Graben, wo er die Dienstmannen ihr zehnjährig Leid klagen hört. Herbrand, einer von Berchtungs Söhnen, erzählt einen Traum; ein Adler sei gekommen, die Könige zu verderben, und habe die Gefangenen von dannen geführt. Wolfdietrich bittet für sich und die andern um Brot und Wein, um der liebsten Seele willen, die jenen der Tod hingenommen. Um zween Todte trauern die Wächter, ihren Vater Berchtung und ihren Herrn Wolfdietrich; jenes wollen sie vergessen; um dieses willen bieten sie ihren Harnisch an, ihre einzige Habe, daß er um Brot und Wein versetzt werde. Der Pilger fragt um Berchtungs Tod. Zu Pfingsten, erzählen jene, hielt der König einen Hof; reich Gewand trugen alle Fürsten, nur sie, die Herzogskinder, trugen graue Kleider und rinderne Schuhe. Da rief ihr Vater: „O weh, Wolfdietrich, lebtest du noch, du ließest uns nicht in solcher Armuth." Darnach sprach er nichts mehr, er starb vor Herzeleid. Mit großer Klage um seinen Meister giebt Wolfdietrich sich zu erkennen. Die Wächter knieen auf der Mauer nieder und bitten Gott, wenn es wirklich ihr Herr sei, ihre Bande zu lösen, zum Zeichen, daß sie ihm Treue gehalten. Da zerspringen ihre Ringe, sie eilen von der Mauer und öffnen das Thor. Die Stadt wird eingenommen, die Brüder unterliegen in großer Feldschlacht. Als darauf um Mitternacht Messe gelesen wird, bemerkt Wolfdietrich einen Sarg neben dem seines Vaters. Er hört, daß Berchtung hier bestattet sei. Da reißt er die Steine vom Sarg, umarmt und küßt den Todten, dessen Leichnam noch unversehrt ist. Wolfdietrich bestellt nun das Reich, führt seine Brüder gefangen nach Garten und begnadigt sie nur auf Fürbitte der Kaiserin. Berchtungs Söhne werden reich belehnt; sie empfangen zum Schilde drei goldne Wölfe im grünen Feld mit blauem Ringe; davon nennt man dieses Geschlecht die Wölfinge.

In spätern Jahren überläßt Wolfdietrich das Reich seinem Sohne, der nach dem Ahn Hugdietrich heißt. Er selbst begiebt sich in das Kloster Tustkal, am Ende der Christenheit. Die Brüderschaft hält er

in strenger Zucht und als die Heiden das Kloster bedrängen, führt er sieg=reich wieder das Schwert. Keine Buße ist ihm stark genug, er bittet die Klosterbrüder um eine solche, wodurch er in Einer Nacht seiner Sünden ledig werde. Im Münster richten sie ihm eine Bahre. Darauf sitzt er allein die Nacht hindurch. Die Geister aller, die er je erschlagen, kommen heran und bekämpfen ihn; die härtesten Stürme, die er sonst gefochten, sind nichts gegen diesen. Morgens wird er für todt hinweg=getragen, seine Haare sind schneeweiß geworden. Noch weilt er aber manches Jahr in der Brüderschaft, bis die Engel seine Seele hinführen.

(Dieß die eine Gestaltung der Wolfdietrichssage in deutschem Liede; die andre soll, als der Erklärung näher zu statten kommend, für diese aufgespart bleiben.)

Dietrich von Bern.

Dieser sagenberühmteste der deutschen Helden ist (nach dem Anhang des Heldenbuchs Bl. 210) von einem Geiste gezeugt. Darum schießt ihm Feuer aus seinem Munde, wenn er zornig wird. Frühe schon kämpft er in der Wildnis mit Riesen und Drachen.

Sigenot.

Einst findet Dietrich den Riesen Sigenot, im Walde schlafend, er=weckt ihn und muß mit ihm streiten. Der Riese will seinen Oheim Grim rächen, den und dessen Weib Hilde Dietrich früher erschlagen und von ihnen den glänzenden Helm Hildegrim erbeutet hat. Sigenot schlägt mit seiner Stange den Berner zu Boden und wirft ihn in einen hohlen Stein, wohin kein Licht scheint. Dietrichs Meister, Hildebrand, ist seinem Herrn nachgeritten, findet dessen Roß allein an einen Baum angebunden und beweint seinen Tod. Auch er wird von Sigenot an=gerannt, der ihm mit der Stahlstange das Schwert aus den Händen schlägt und ihn am Barte nach dem hohlen Steine trägt. Hildebrand denkt jetzt nur darauf, wie er seinen Bart räche, in den nie zuvor eines Mannes Hand gekommen. Er findet in dem Berge Dietrichs Schwert, erlegt mit diesem den Riesen und befreit, mit Hülfe des Zwerges Eggerich, seinen Herrn aus der Wurmhöhle, nachdem er demselben erst verwiesen, daß er, gegen bessern Rath, allein von Bern weggeritten.

Ecke.

In dem Lande, wo jetzt Köln liegt, wohnten drei königliche Jungfrauen. Sie haben Dietrichs Lob vernommen und wünschen sehnlich, ihn zu sehen. Drei riesenhafte Brüder, Ecke, Fasold und Ebenrot, werben um die Jungfrauen. Ecke, kaum achtzehn Jahre alt, hat schon manchen niedergeworfen; sein gröster Kummer ist, daß er nicht zu fechten hat. Ihn verdrießt, daß der Berner vor allen Helden gerühmt wird und er gelobt, denselben, gütlich oder mit Gewalt, lebend oder todt, herzubringen. Zum Lohne wird ihm die Minne einer von den dreien zugesagt. Seburg, die schönste, schenkt ihm eine herrliche Rüstung, darein sie selbst ihn wappnet. Auch ein treffliches Ross läßt sie ihm vorziehn, aber Ecken trägt kein Ross und er braucht auch keines, vierzehn Tag' und Nächte kann er gehen ohne Müdigkeit und Hunger. Zu Fuß eilt er von dannen über das Gefild, in weiten Sprüngen, wie ein Leopard; fern aus dem Walde noch, wie eine Glocke, klingt sein Helm, wenn ihn die Äste rühren. Durch Gebirg und Wälder rennend, schreckt er das Wild auf; es flieht vor ihm oder sieht ihm staunend nach, und die Vögel verstummen. So läuft er bis nach Bern, und als er dort vernimmt, daß Dietrich ins Gebirg geritten, wieder an der Etsch hinauf in einem Tage bis Trient. Den Tag darauf findet er im Walde den Ritter Helfrich mit Wunden, die man mit Händen messen kann; kein Schwert, ein Donnerstrahl scheint sie geschlagen zu haben. Drei Genossen Helfrichs liegen todt. Der Wunde räth Ecken, den Berner zu scheuen, der all den Schaden gethan. Ecke läßt nicht ab, Dietrichs Spur zu verfolgen. Kaum sieht er diesen im Walde reiten, als er ihn zum Kampfe fordert. Dietrich zeigt keine Lust, mit dem zu streiten, der über die Bäume ragt. Ecke rühmt seine köstlichen Waffen, von den besten Meistern geschmiedet, Stück für Stück, um durch Hoffnung dieser Beute den Helden zu reizen. Aber Dietrich meint, es wäre thöricht, sich an solchen Waffen zu versuchen. So ziehen sie lange hin, der Berner ruhig zu Ross, Ecke nebenher schreitend und inständig um Kampf flehend. Er droht, Dietrichs Zagheit überall zu verkünden, er mahnt ihn bei aller Frauen Ehre, er giebt dem Gegner alle Himmelsmächte vor. Endlich willigt der Berner ein, am Morgen zu streiten. Doch Ecke will nicht warten, er wird nur dringender. Schon ist die Sonne

zu Rast, als Dietrich vom Rosse steigt. Sie kämpfen noch in der Nacht; das Feuer, das sie sich aus den Helmen schlagen, leuchtet ihnen. Das Gras wird vertilgt von ihren Tritten, der Wald versengt von ihren Schlägen. Sie schlagen sich tiefe Wunden, sie ringen und reißen sich die Wunden auf. Zuletzt unterliegt Ecke. Vergeblich bietet Dietrich Schonung und Genossenschaft, wenn jener das Schwert abgebe. Ecke trotzt und zeigt selbst die Fuge, wo sein Harnisch zu durchbohren ist. Dietrich beklagt den Tod des Jünglings, nimmt dessen Rüstung und Schwert Eckensachs, das er seitdem führt, und bedeckt den Todten mit grünem Laube. Dann reitet er hinweg, blutend und voll Sorge, man möchte glauben, er hab' Ecken im Schlaf erstochen. Schwere Kämpfe besteht er noch mit dessen Bruder Fasold und dem übrigen riesenhaften Geschlechte. Das Haupt Eckes führt er am Sattelbogen mit sich und bringt es den drei Königinnen, die den Jüngling in den Tod gesandt.

Biterolf und Dietleib.

Biterolf, ein ruhmreicher König zu Tolet (Toledo), hört die Erzählung eines alten Pilgers von der Macht und Herrlichkeit des Hunnenkönigs Etzel, dem so viel Könige und Recken dienen. Er beschließt selbst zu sehen und zu vergleichen. Mit zwölf Mannen reitet er heimlich hinweg, seine Gemahlin, Dietlinde, und einen zweijährigen Sohn, Dietleib, zurücklassend. Ungekannt giebt er sich in Etzels Dienst und heerfahrtet für ihn gegen Preußen und Polen. Indess wächst der Knabe Dietleib heran; wenn andre Kinder „Vater" sagen, fragt er, was ein Vater sei. Er hört, daß der seinige seit zehn Jahren vermisst werde. Einst findet er Biterolfs Waffen, darunter dessen Schwert Welsung. Diese läßt er Nachts durch ein Fenster die Mauer nieder, wo drei andre Knaben sie empfangen. Morgens bittet er die Mutter um Erlaubnis auf die Falkenjagd, stößt zu den drei Genossen, wappnet sich und reitet mit ihnen aus dem Lande, den Vater zu suchen. Durch mancherlei Abenteuer, in denen seine Kraft geprüft wird, gelangt auch er an den Hof zu Etzelnburg. Seine jugendliche Schönheit wird angestaunt. Lange goldfarbe Haare, wie einer Jungfrau, hängen ihm über die Schwertfessel herab. Er kann sich damit vor Regen decken, wie ein Falke mit den Flügeln. Um jene Zeit rüstet König Etzel eine Heerfahrt gegen die

Polen. Biterolf führt der Schaaren eine. Dietleib bittet, mit in den Streit fahren zu dürfen. Es wird ihm, seiner Jugend wegen, versagt; aber, den Hütern entweichend, reitet er heimlich dem Heere nach und erreicht es eben zur Zeit der Schlacht. Mitten durch das Polenheer hat Biterolf sich eine Gasse geschlagen. Auch Dietleib verhaut sich in die Feinde. So begegnen sich im Gedränge Vater und Sohn; sie halten sich für Gegner und kämpfen mit einander. Der Junge führt auf den Alten einen Schlag, davon die Funken aufsprühn. Da erkennt Biterolf den Klang seines Schwertes Welsung, das er daheim gelassen. Ahnung und Sehnsucht ergreift ihn (3704: da was im ande genûg). So findet Dietleib den Vater, den er durch manche Lande gesucht. Siegreich kehren die beiden zum Hofe Etzels zurück, der nun auch ihre Namen erfährt und sie in hohen Ehren hält. Biterolf empfängt von ihm das gesegnete Steierland; dort baut er die Burg Steier und führt dahin seine Gemahlin mit all seinem Volk und Gesinde.

Laurin.

Similde, Dietleibs Schwester, lustwandelt vor der Burg zu Steier zu einer Linde auf grüner Aue. Plötzlich verschwindet sie vor ihrem Gefolge; der Zwergkönig Laurin, in eine Nebelkappe gehüllt, führt sie unsichtbar hinweg in das Gebirge, wo er herrscht, die Wildnis Tirol. Dietleib reitet, um Rath zu finden, nach Garten zum alten Hildebrand und mit ihm gen Bern zum König Dietrich. Diesem erzählt Hildebrand von dem Übermuthe des kleinen Laurin und von seinem Rosengarten mit vier goldenen Pforten und, statt der Mauer, mit einem Seidenfaden umgeben; wer den zerreiße, werd' um Hand und Fuß gepfändet. Sogleich macht Dietrich nach diesem Abenteuer sich auf, begleitet von Wittich, Wielands Sohn; Hildebrand, Dietleib und Wolfhart folgen nach. Als jene beiden des Waldes sieben Meilen geritten, kommen sie vor den Garten, aus dem die Rosen duften und glänzen. Dietrich hat seine Freude daran, Wittich aber will der Hochfahrt ein Ende machen, zerstört die goldnen Pforten und zertritt die Rosen. Da kommt Laurin mit Speer und Schwert geritten, Waffen, Gewand und Reitzeug von Gold und Edelsteinen leuchtend. Das Gestein giebt ihm Kraft, einen Gürtel trägt er, davon er zwölf Männer Stärke hat; auf dem Haupt

eine lichte Goldkrone, darin Vögel singen, als lebten sie. Der Zwerg schilt die Zerstörer seines Gartens und verlangt zur Buße von jedem den linken Fuß, die rechte Hand. Dietrich meint, es könne mit Gold gebüßt werden und der Mai bringe neue Rosen. Aber der Zwerg versichert, daß er Goldes mehr als genug habe, und Wittich spottet seines schüchternen Herrn. Da rennen Laurin und Wittich mit den Speeren zusammen: der Zwerg sticht den Gegner aus dem Sattel, bindet ihn und will sein Pfand nehmen. Jetzt ergreift auch Dietrich seinen Speer, als eben Hildebrand mit den zween andern nachkommt. Er räth seinem Herrn, zu Fuße zu streiten und den Zwerg, dessen Harnisch nicht zu versehren ist, mit Schwertschlägen zu betäuben. Dietrich schlägt, daß dem Zwerg die Sonne vergeht; da macht Laurin sich unsichtbar und schlägt dem Helden große Wunden. Jetzt versucht Dietrich es mit Ringen, wird aber bei den Beinen in den Klee geworfen. Zornflammen gehn aus seinem Munde; doch bezwingt er den Kleinen erst, als er ihm, auf Hildebrands Rath, den Gürtel abgerissen. Laurin fleht um Gnade, und als der zürnende Dietrich sie versagt, ruft er Dietleib als Schwager an. Dietleib hält sich zur Hülfe verpflichtet; es erhebt sich ein furchtbarer Kampf zwischen ihm und dem Berner. Hildebrand und die zween andern drängen sich dazwischen und stiften einen Frieden, darein Laurin mitbegriffen wird. Dietrich und Dietleib schwören sich Gesellschaft und Laurin ladet die Helden in seinen hohlen Berg. Sie reiten mit einbrechender Nacht durch den Wald; bei einem Brunnen steigen sie ab. Laurin läutet eine goldne Schelle, die vor einem Berge hängt. Laut erhallt es im Berge, der sogleich sich aufschließt. Ein Schein, taghell, geht von dem edeln Gestein aus, das im Berge liegt, und leuchtet durch den Wald. Saitenklang und andrer Wohllaut ertönt. Ein Zwergkönig, Laurins Verwandter, haust in diesem Berge. Die Gäste werden im Saale des Königs köstlich bewirtet. In der Frühe reiten sie weiter zu Laurins Berge. Vor demselben ist ein lustiger Plan mit einer Linde und duftreichen Obßbäumen; darauf singen Vögel aller Art und umher spielt zahmes Wild. Dietrichs Herz ist freudenvoll, Hildebrand räth, den Tag nicht vor dem Abend zu loben; Wittich traut am wenigsten; als aber Wolfhart ihn der Furcht verdächtigt, geht er zuerst dem Berge zu und bläst ein goldnes Horn, das davor hängt. Der Berg wird geöffnet; durch eine stählerne Thür, dann durch eine goldne, werden sie

eingeführt. Gesang, Tanz, Ritterspiel treiben hier die Zwerge. Auf die Helden wird ein Zauber geworfen, daß keiner den andern sieht. Zu Tisch aber erscheint Similde, herrlich gekrönt; kleine Sänger und Spielleute, Ritter einer Elle lang, reichgekleidete Mägdlein gehen mit ihr zu Hofe. Ein Stein ihrer Krone vertreibt den Zaubernebel. Sie halst und küsst den Bruder; was ihr Herz begehrt, wird ihr hier tausendfältig, aber sie sehnt sich nach der christlichen Heimath. Laurin beredet die Helden, sich zu entwaffnen. Als nun Similde weggegangen, fällt der Zauber wieder auf die Augen der Gäste und ein betäubender Trank, in den Wein gemischt, senkt sie in festen Schlaf. So werden sie gebunden und in einen tiefen Kerker geworfen. Nur Dietleibs will Laurin schonen und ihn reichlich begaben, wenn er der Genossen sich nicht annimmt. „Was ihnen geschieht, geschehe mir!" antwortet Dietleib. Da wird er besonders eingesperrt, aber die Schwester befreit ihn, giebt ihm einen Ring, davon er wieder sieht, und hilft ihm zu den Waffen. Er wirft den Genossen die ihrigen in den Kerker hinab. Als Laurin den Helden frei sieht, stößt er ins Horn und ein Heer von Zwergen sammelt sich. Dietleib kämpft gegen die Überzahl. Indess hat Dietrich mit der Gluth seines Mundes seine Bande verbrannt; die Eisenringe zerschlägt er mit den Fäusten und löst so auch die Genossen. Der Gürtel, den er dem Zwerge genommen, giebt ihm das Gesicht wieder und er ficht jetzt an Dietleibs Seite. Einen Ring, den er von Laurins Finger zieht, wirft er seinem Meister zu; auch Hildebrand sieht nun und kämpft. Zwerge zu Tausenden erliegen; da läuft einer vor den Berg und ruft mit dem Horne fünf Riesen aus dem Walde herbei. Sie eilen mit ihren Stangen zum Streite. Wittich und Wolfhart, den Waffenschall vernehmend, wollen blindlings unter die Feinde springen; Similde hilft auch ihnen durch Ringe mit edeln Steinen zum Gesicht. Jeder der fünf Helden nimmt einen Riesen auf sich, jeder erschlägt den seinigen. Bis ans Knie waten sie im Blute. Laurin wird gefangen. Großen Schatz führen die Sieger von dannen. Similden wird ein Biedermann gegeben, Laurin aber muß zu Bern ein Gaukler sein.

Der Rosengarten zu Worms.

Zu Worms am Rheine wohnt König Gibich mit drei Söhnen und seiner Tochter Kriemhild. Um diese freit Siegfried aus Niederland, der so stark ist, daß er Leuen fängt und an den Schwänzen über die Mauern hängt. Kriemhild hat viel Wunders von dem Berner gehört und sinnt darauf, wie sie die zween kühnen Männer zusammenbringe, um zu sehen, welcher das Beste thue. Sie hat einen Rosengarten, eine Meile lang und eine halbe breit, mit einem seidenen Faden umspannt und von zwölf Recken gehütet. Einen Boten sendet sie gen Bern an Dietrich: mit zwölfen seiner Recken soll er zum Rheine kommen; welcher einen der Ihrigen besiege, dem soll ein Kranz von Rosen, ein Halsen und Küssen von ihr werden. Dietrich hat zu Bern Rosen genug, aber den Trotz will er nicht dulden. Er bricht auf mit seinen Recken, nur der zwölfte fehlt noch. Dazu holen sie aus dem Kloster Eisenburg den streitbaren Mönch Ilsan, Hildebrands Bruder. Ilsan verspricht, sämmtlichen Klosterbrüdern Kränze heimzubringen, sie sollen für sein Heil beten. Jene aber beten, daß er nicht wiederkehre. So fahren die Helden mit einem Heere von sechzig Tausenden zum Rheine. Dort finden sie den riesenhaften Fergen Norprecht, der zum Fährlohn Hand und Fuß begehrt. Ilsan ruft ihn herüber, als soll' er zwölf geistliche Brüder überführen. Als Norprecht den Mönch in Waffen findet, schlägt er nach ihm mit dem Ruder, wird aber von Ilsan mit Faustschlägen bezwungen und muß die Gäste überschiffen. Sie legen sich vor Worms auf das Feld und im Rosengarten beginnen die Kämpfe. Zuerst springt Wolfhart in den Garten, besteht den Riesen Pusold und schlägt ihm das Haupt ab; Kriemhild lohnt mit Rosenkranz, Halsen und Küssen. Ortwin, Pusolds Bruder, will Rache nehmen; ihn fällt der Wölfing Sigestab und empfängt den Dank. Jetzt kommt der Riese Schrutan, seine Bruderssöhne zu rächen; Heime soll ihn bestehen, zögert erst, aber von Hildebrand ermahnt, bekämpft er den Riesen, wird bekränzt und geküsst. Der riesenhafte Asprian, zwei Schwerter führend, watet durch die Rosen; gegen ihn will Wittich nicht eher sich wagen, bis ihm für sein Ross Falke Dietrichs Scheming verheißen wird; dann kämpft er und treibt den Riesen in die Flucht. Gegen Studenfuß vom Rheine tritt Bruder Ilsan vor; die Frauen lachen, wie er über dem Harnisch die Kutte trägt, aber

er giebt dem Gegner kräftig den Segen, bis Kriemhild die Kämpfenden scheidet und dem Mönche Kranz und Kuſs gewährt. Im sechsten Kampfe halten sich Walther von Wasgenstein und der junge Dietleib so männlich die Wage, daß Kriemhild beide bekränzt. Volker von Alzei, der Spielmann, durch harte Helme blutig fiedelnd, entweicht doch vor Dietrichs Recken Ortwin, der den Kranz davonträgt. Ebenso Held Hagen vor dem getreuen Eckhard, der wohl die Rosen nimmt, aber nicht den Kuſs von einer ungetreuen Maid. Gernot, Kriemhilds Bruder, weicht vor Helmschrot und sie setzt diesem den Kranz auf. Gunther, ihr ältester Bruder, geht zum Kampfe mit Amelolt von Garten, holt tiefe Wunden und wird nur gerettet, indem Amelolt den Kranz empfängt. Der alte König Gibich selbst wappnet sich, kämpft mit Hildebrand und wird von des Meisters Schirmschlage hingestreckt; Kriemhild bittet für des Vaters Leben, Hildebrand verlangt dafür ein Kränzlein für seinen grauen Kopf, den Kuſs will er seiner lieben Hausfrau behalten. Der zwölfte springt Siegfried von Niederland auf den Plan und sucht trotzig seinen Gegner. Aber Dietrich von Bern scheut den Recken, der den Drachen schlug und dessen Haut hörnen ist. Hildebrand, der alte Zuchtmeister, straft seinen Zögling lange mit Worten, zuletzt mit einem Faustschlag. Dietrich, ergrimmt, schlägt auf ihn mit dem Schwerte, dann rennt er zum Streite mit Siegfried. Laut schallen ihre Schwerter, Dietrich wird durch den Helm getroffen und strömt von Blut, während kein Streich auf Siegfried haftet. Da hört Hildebrand, sein Herr fechte übel. Dietrich sei noch nicht im Zorne, meint der Meister und sinnt auf Rath. Wolfhart muß in den Garten rufen, Hildebrand sei gestorben von Dietrichs Schlägen. Darüber fährt dem Berner die Flamme vom Mund, wie einem Drachen. Siegfried trieft vor Hitze; durch Harnisch und Horn schlägt ihn Dietrich und treibt ihn um, bis er Kriemhilden in den Schooß fällt. Einen Schleier wirft sie über ihn, dennoch will Dietrich ihn und alle, die im Garten sind, erschlagen. Hildebrand aber springt herzu: „Du hast gesiegt, nun bin ich wieder geboren!“ Da läßt Dietrich von seinem Zorn und nimmt Rosenkranz und Kuſs. Die zwölf vom Rheine sind nun besiegt, der Mönch Ilsan aber hat all seinen zweiundfünfzig Brüdern Kränze gelobt. Ebenso viel Recken fordert er noch auf den Plan und sticht sie nach einander vom Rosse. Gleiche Zahl von Küssen muß ihm Kriemhild geben; er reibt sie mit seinem rauhen Barte, daß ihr

rosenfarbes Blut fließt. König Gibich muß sein Land von Dietrich zu Lehen nehmen; er verflucht den Garten, der die Rosen trug, und den Übermuth der Tochter. Fröhlich reiten die Sieger nach Bern zurück; der Mönch kehrt in sein Kloster, zum Schrecken der Brüder. Die Rosenkränze drückt er in ihre Platten, bis das Blut von der Stirne rinnt, damit auch sie ihr billig Theil darum leiden.

Dietrichs Flucht.

König Ermenrich hat einen Rathgeber mit Namen Sibich. Einst versendet er diesen und entehrt dessen schöne Frau. Als Sibich heimkommt, sagt ihm die Frau, was geschehen. Bis daher hieß er der getreue Sibich, nun will er der ungetreue sein. Fortan räth er dem König nur zum Schlimmen. Nach Sibichs Rathe sendet Ermenrich seinen Sohn Friedrich in der Wilzen Land, wo der Jüngling umkommt. Dann läßt er die drei Harlunge, seine Brudersöhne, verrätherisch aufhängen, um ihr Land für sich zu nehmen. Endlich reizt ihn Sibich, auch seinen Neffen, Dietrich von Bern, zu verrathen und dessen Erbe an sich zu ziehen. Randolt von Ancona wird, unter Verheißung reichen Lohnes, als Bote nach Bern abgefertigt; der König woll' über Meer fahren, der Harlunge Tod zu büßen, Dietrich möge kommen und so lang des Reiches Pfleger sein. Als Randolt seine Straße reitet, trocknen ihm die Augen nicht, wenn er des Mordes denkt, den er werben soll. Zu Bern richtet er die Botschaft aus, wie er geheißen ist, warnt aber den jungen Fürsten, die Reise zu lassen und seine Vesten zu besetzen. Dann reitet er zurück und meldet, daß Dietrich nicht komme. Fürder will Randolt nicht mehr zu dem Könige stehen, sondern alles für Dietrich wagen. Ermenrich rüstet nun große Heerfahrt und wüthet mit Mord und Brand, bis Dietrich in nächtlichem Überfall das übermächtige Heer vertilgt. Ehrlos entflieht Ermenrich und läßt seinen Sohn (Friedrich) mit achtzehnhundert Helden in Dietrichs Hände fallen. Dietrich hätte nun gerne den Recken gelohnt, die ihm Land und Ehre gerettet. Aber leer sind die Kammern, die sein Vater Dietmar voll Schatzes hatte. Hildebrand trägt ihm sein und der Seinigen Gut an und Bertram von Pola bietet so viel, als fünfhundert Säumer tragen können. Sieben Recken werden mit Bertram nach dem Golde gen Pola gesendet:

Hildebrand, Sigeband, Wolfhart, Helmschart, Amelolt, Sindolt und Dietleib von Steier. Da legt Ermenrich an die Straße fünfhundert Mann, welche Dietrichs Recken auf der Heimkehr überfallen und sammt dem Schatze gefangen nach Mantua führen. Dietleib allein entrinnt und sagt die Mähre zu Bern. Dietrich, nur seine Recken, nicht das Gold, klagend, erbietet sich, für die Lösung der sieben den Sohn Ermenrichs und die achtzehnhundert, die mit ihm gefangen wurden, freizulassen. Ermenrich aber droht, die Recken Dietrichs aufzuhängen, wenn dieser nicht all seine Städt' und Lande für sie hingebe. Man räth dem Berner, um die sieben nicht alles zu verlieren, aber er ließe lieber alle Reiche der Welt, als seine getreuen Mannen; so willigt er in Ermenrichs Begehren. Dieser zieht nun mit Heereskraft vor Bern, Dietrich aber reitet aus der Stadt zu des Königs Zelte, steigt ab und beugt mit nassen Augen das Haupt ihm zu Füßen. „Gedenke", spricht er, „daß ich bin deines Bruders Kind, daß meine Einsicht noch schwach ist! Nimmer will ich deine Huld verwirken; laß ab von deinem Zorne!" Lange schweigt Ermenrich, dann heißt er drohend den Jüngling aus seinen Augen gehn. Um die eine Stadt Bern fleht Dietrich, nur bis er zum Manne gewachsen. Umsonst; Ermenrich droht nur grimmiger. Da bittet Dietrich nur noch um seine sieben Mannen und will mit ihnen von hinnen reiten. Auch diese Ehre nicht wird ihm gelassen, zu Fuße soll er seine Straße ziehen. Mehr denn tausend Frauen kommen aus dem Thore, für ihren Herrn zu bitten. Zuvorderst geht Frau Ute mit vierzig Jungfrauen; sie fallen vor Ermenrich nieder und mahnen ihn bei aller Frauen Ehre, an seinem Neffen königlich zu thun. Er stößt sie von sich und gestattet auch ihnen nicht, in der Stadt zu bleiben. Da scheiden Männer und Frauen zu Fuße von Hab' und Gut, Hildebrand hat Frau Uten an der Hand, der andern Recken jeder die seinige. Jammervoll ob all der Schmach, geht Dietrich von seinem Erbe, nimmer soll man ihn lachen sehen, bis zum Tage, da er sein Leid rächen mag. Die Frauen werden nach Garten geführt, das der treue Amelolt besetzt hält. Ein Stein hätte weinen mögen, wie jetzt Frau und Mann, Mutter und Kind sich zum Abschied küssen. Fünfzig Getreue gehen mit Dietrich ins Elend, durch Isterreich in das Land der Hunnen. Sie nehmen Herberge in der Stadt Gran. Dahin kommt zur selben Zeit von Etzelnburg die Königin Helke, des mächtigen Etzels Gemahlin,

mit dem Markgrafen Rüdiger. Sie, aller Elenden Trost, nimmt sich auch Dietrichs und seiner Gefährten freigebig und hülfreich an. Ihrem Gemahl, der später anlangt, empfiehlt sie die Helden. Dietrich wird ehrenvoll gehalten und Helke verlobt ihm ihr Schwesterkind Herrad, die mit Siebenbürgen ausgesteuert wird. König Etzel aber gibt ihm zur Rückkehr ein stattliches Heer. Mit solcher Hülfe macht Dietrich zween Züge gegen Ermenrich und besiegt diesen in zwo furchtbaren Schlachten, vor Mailand und bei Bologna. Bern ist gleich anfangs durch eine Kriegslist Amelolts wieder gewonnen worden. Dennoch kann Dietrich gegen Ermenrichs Übermacht nicht aufkommen, er kehrt zu den Hunnen zurück und beklagt den Verlust von acht seiner theuersten Helden.

Alphart.

Einst tritt Dietrich zu Bern in den Saal, wo seine Mannen sitzen, die kühnen Wölfinge. Sie springen auf und empfangen ihn. Er klagt ihnen, daß Ermenrich mit großem Heere herangezogen, ihn von Land und Leuten zu vertreiben. Die Recken geloben alle, Leib und Leben für ihn zu wagen, und er will mit ihnen all sein Erbe theilen. Der junge Alphart, Hildebrands Neffe, schlägt vor, einen Wartmann (Kundschafter) gegen die Feinde auszusenden; er selbst will allein auf die Warte reiten. Die andern widerrathen es, seiner Jugend wegen. Alphart aber zürnt, daß ihm nicht Ehre gegönnt werde; sterben will er, oder zu den Recken gezählt sein. Frau Ute, die ihn erzogen, beklagt umsonst sein Vorhaben; sie muß selbst ihn wappnen, giebt ihm einen schönen Waffenrock und weint, als sie ihm zuletzt den Speer in die Hand gegeben. Die junge Amelgart, kaum erst ihm angetraut, läßt umsonst sich auf die Kniee nieder, daß er nur nicht ganz allein ausreite. Er küsst sie und jagt von dannen. Von den Mauern sehen sie heilwünschend ihm nach, wie er über die Etschbrücke sprengt. Da rüstet sich Meister Hildebrand, ihm nachzureiten; nimmer könnt' er den Jüngling verschmerzen. Streites will er ihn satt machen, daß er bald zur Stadt wiederkehre. Schon ist Alphart auf der Heide, als sein Oheim angeritten kommt, den er für einen Dienstmann Ermenrichs hält. Sie brechen die Speere, dann kämpfen sie zu Fuß. Alphart gibt dem Alten einen Schlag, der ihn zu Boden streckt. Hildebrand, um sein Leben

bittend, gibt sich zu erkennen; ohne den Neffen muß er nach Bern zurückkehren, wo er den Spott zum Schaden hat. Dietrich freut sich des jungen Helden. Alphart reitet inzwischen fürder, ihm begegnen achtzig Feinde, die Herzog Wolfing auf die Warte führt. Der Jüngling durchsticht den Herzog im Speerkampf; die andern umringen ihn und er besteht sie Mann für Mann, denn ein alter Ritter wehrt, daß mehrere zugleich gegen einen streiten. Er streckt sie nieder, bis auf acht, die blutend entfliehen und Schrecken im Lager verbreiten. Ermenrich läßt Gold und Silber hervortragen; seinen Schild soll damit füllen, wer noch auf die Warte zu ziehen wagt. Alle schweigen. Da ruft er aus dem ganzen Heere den Helden Wittich auf, der früher dem Berner gedient. Wittich reitet hinaus; ihm folgt von ferne sein Gesell Heime, auch er durch Sibichs bösen Rath von Dietrich abgefallen. Im Schatten einer Linde hält indeß Alphart und lüftet den Helm; wer mit Ehren die Warte versehen will, muß bleiben, bis der Tag sich endet; Alphart sieht den Rauch von Ermenrichs Heer und brennt von Kampflust. Als Wittich herankommt, verweist der Jüngling ihm mit scharfen Worten den Eidbruch an dem Berner. Wittich will nicht Beichte stehn; sie rennen zusammen und er wird abgestochen. Auch im Schwertkampf wird er niedergestreckt und liegt wie todt unter dem Schild. Heime, der bisher im Schatten gehalten, eilt jetzt herzu. Er will den Streit scheiden: Alphart soll nach Bern zurückkehren, sie beide wollen dann aussagen, daß sie ihn nicht mehr getroffen. Der junge Held verschmäht den Vorschlag, er will Wittichen zum Pfande haben. Dieser mahnt Heimen geschworner Treue und wie er denselben einst vom Tod errettet. Jetzt dringen beide auf Alphart ein; er könnte sich retten, wenn er Namen und Geschlecht sagte, doch er schämt sich solcher Zagheit. Er bedingt sich nur Frieden für seinen Rücken und daß sie nicht, als Mörder, ihn selbander bestehn; dann will er ihnen seinen frühen Tod verzeihen. Nun ficht Heime allein, als aber auch er schwer getroffen ist, brechen sie den Frieden. Wittich schlägt hinten, Heime von vorn. Sie fliehen, als Wittich ihn durch das Bein geschlagen. Auf Einem Beine noch erreicht und bekämpft sie Alphart, bis er durch den Helm gehauen wird. Das Blut rinnt ihm über die Augen, jämmerlich blickt er hindurch. Er fällt und Wittich bohrt ihm das Schwert durch den Schlitz des Harnischs. Sterbend verwünschte der Jüngling die ehrlosen Mordrecken.

In blutiger Schlacht vor Bern nimmt Dietrich mit den Wölfingen Rache um Alpharts Tod. Wolfhart, dessen Bruder, hat den Vorstreit. Ermenrich und Sibich entfliehen mit ungeheurem Verlust. Wittich und Heime entrinnen Dietrichs Schwerte nur, indem sie, um nicht erkannt zu werden, die Zeichen vom Helme brechen und die Schilde hinter sich schwingen.

Schlacht vor Raben.

Zu Etzelnburg sammelt sich ein neues Heer, zahlreich wie keines zuvor, dem vertriebenen Dietrich zur Hülfe. König Etzel hat zween herrliche junge Söhne, Scharpf und Ort. Diese wünschen sehnlichst, mit Dietrich zu reiten und seine gute Stadt Bern zu sehen. Sie wenden sich erst an die Mutter. Frau Helke sieht ihre Kinder traurig an, ihr hat geträumt, ein Drache sei durch ihrer Kammer Dach geflogen, habe vor ihren Augen die beiden Söhne hingeführt und sie auf weiter Heide zerrissen. Als aber die Jünglinge nicht ablassen, legt die Mutter selbst Fürbitte bei Etzeln ein. Ungerne gewährt er. Dietrich verheißt, sie treulich zu behüten und nicht über Bern hinausreiten zu lassen. Mit viel Thränen werden sie entlassen. Das Heer zieht durch Isterreich gen Bern. Hier sollen Etzels Söhne zugleich mit Diethern, des Berners einzigem Bruder, der wenig älter als sie ist, zurückbleiben. Dietrich befiehlt sie auf Leben und Ehre dem alten Helden Elsan. Niemals sollen sie auch nur vor das Thor kommen; mit eigner Hand droht er den Pfleger zu tödten, wenn ihnen irgend Leides geschehe. Er bricht nun mit dem Heere gegen Raben auf, wo Ermenrichs Kriegsmacht liegt. Den Jünglingen aber ist herzlich leid, daß man sie nicht mitgenommen. Sie knieen vor ihrem Meister Elsan nieder und küssen ihm die Hände, daß er sie nur wenig vor die Stadt reiten lasse, all den herrlichen Bau zu sehen. Er widersteht nicht ihren Bitten und eh' er noch sich gerichtet, sie zu begleiten, sind sie schon zur Stadt hinaus. Es nahet schon dem Herbste, wo die Nebel stark sind; so kommen die drei Jünglinge auf einen unrechten Weg, der sie über die weite Heide gegen Raben führt. Elsan eilt ihnen nach und findet sie nirgends um die Stadt; laut ruft und jammert er, ihm antwortet niemand. Vor dichtem Nebel kann er sie auch auf der Heide nicht erschauen. Den ganzen Tag streichen

sie hin und übernachten in einem Thal im Freien. Am Morgen reiten sie weiter, gegen dem Meere nieder. Diether fängt an, diese Irrfahrt zu bereuen. Als aber der Nebel weicht und heiter die Sonne scheint, da bewundern Etzels Söhne die Herrlichkeit des Landes, darin der Berner immer mit Freuden wohnen sollte. Jetzt erblicken sie den Recken Wittich, der mannlich unter seinem Schilde hält. Sie wollen diesen Verräther an Diethern und seinem Bruder sogleich angreifen, obschon sie, statt Harnischs, nur Sommerkleider anhaben. Umsonst warnt Wittich mehrmals. Scharpf reitet zuerst ihn an und schlägt ihm starke Wunden; da zuckt Wittich mit Grimm das Schwert Miming, mit gespaltenem Haupte schießt der Jüngling vom Rosse. Wär' er zum Mann erwachsen, ihm hätten alle Reiche dienen müssen. Ort will den Bruder rächen und erleidet gleichen Tod, obschon Diether ihm beigestanden. Dieser kämpft noch bis zum Abend zu Fuße; seine Schnellheit, darin ihm Niemand gleich ist, fristet ihn so lange; zuletzt fällt auch er, durch das Achselbein bis auf den Gürtel gehauen. Ihn betrauert Wittich, Dietrichs Zorn fürchtend; er will zu Rosse steigen, aber die Kraft versagt ihm und er muß sich auf der Heide niederlegen. All dieses geschieht um die Zeit zwölftägiger Schlacht, worin Ermenrich bei Raben von dem Berner besiegt wird. Er entflieht zur Stadt; den Verräther Sibich fängt der treue Eckhard und führt ihn, quer auf das Roſs gebunden, durch das Heer. Dietrich freut sich auf der Walstatt des Sieges, da kommt Elsan und meldet, daß er die jungen Könige verloren. Mit eigenen Händen, wie gedroht war, schlägt Dietrich ihm das Haupt ab (Str. 1120). Die drei Erschlagenen werden auf der Heide gefunden. Dietrich küſst sie in die Wunden, verflucht den Tag seiner Geburt, weint Blut und beißt sich vor Jammer ein Glied aus der Hand. „Armes Herz,“ spricht er, „daß du bist so fest!“ An der Größe der Wunden erkennt er, daß sie mit dem Schwerte Miming geschlagen sind. Da sieht man Wittichen rasch über die Heide reiten. Grimmig springt der Berner auf und spornt so hastig nach, daß keiner der Seinigen ihm folgen kann; Feuer sprüht von den Hufschlägen. Speer, Helm und Schild hat er auf der Walstatt gelassen, nur das Schwert führt er mit sich. Er ruft Wittichen an, mahnt, fleht ihn bei Heldenruhm und Frauenehre, zum Kampfe zu halten, verheißt Bern und Mailand, verheißt sein ganzes Reich, wenn Wittich obsiege. Aber Wittich jagt nur stärker voran.

Rienold, sein Neffe, der mit ihm reitet, schämt sich der Flucht und will auch ihn zum Kampfe bewegen: zu zween würden sie den Berner bezwingen. Wittich will nicht hören, befiehlt den Neffen in Gottes Schutz und rennt weiter. Rienold sticht seinen Speer auf den Berner, dieser haut ihn vom Rosse, reitet Wittichen nach und reizt ihn, Rienolds Tod zu rächen. Je länger je mehr eilt Wittich, mahnt unablässig seinen Scheming, verspricht ihm Ömd und lindes Heu die Fülle. Scheming macht weite Sprünge. Dietrich klagt, daß Scheming, einst ihm gehörig, seinen Feind von hinnen trage; er treibt sein jetziges Roſs, Falke, daß es von Blute trieft (Strophe 961. 968); vor Zorne glüht er, daß sein Harnisch weich wird. Kaum eines Roſslaufs Weite ist noch zwischen beiden, Wittich ist bis an das Meer getrieben, er giebt sich verloren. Da kommt die Meerminne (Meerfrau) Waghild, seine Ahnmutter, und nimmt ihn sammt dem Roſs in den Grund des Meeres. Der Berner reitet bis zum Sattelbogen in das Meer nach; er muß umkehren und wartet vergeblich, ob Wittich wieder erscheine.

Noch erstürmt Dietrich die Stadt Raben, daraus Ermenrich, die Seinen verlassend, um Mitternacht entweicht. Dann sendet er den Markgrafen Rüdiger mit dem Hülfsvolke nach Hunnenland zurück. Rüdiger soll ihn bei Etzeln und Helken entschuldigen, er selbst wagt noch nicht, ihnen vor die Augen zu treten. Als der Markgraf mit seinen Helden zu Gran ankommt, laufen die herrenlosen Rosse der zween jungen Könige, mit blutigen Sätteln, auf den Hof. Die Königin will eben mit ihren Frauen in einen Garten gehn, an den Blumen ihr Auge zu weiden, da sieht sie die blutigen Rosse ihrer Kinder stehn. Im ersten Schmerze verwünscht sie den Berner; doch sie wird versöhnt, als Rüdiger meldet, daß Dietrich mit ihnen den eigenen Bruder verloren. Sie ist selbst Dietrichs Fürsprecherin bei Etzeln.. Der Berner kommt nach Etzelnburg, geht auf den Saal, neigt sein Haupt auf Etzels Fuß und beut sein Leben zur Sühne. Die Königin weint und Etzel richtet mit neuer Huld ihn auf.

Hildebrand und Alebrand.

Der alte Hildebrand reitet mit Dietrich von den Hunnen zurück; zweiunddreißig Jahre hat er Frau Uten nicht gesehen. Er wird gewarnt vor dem jungen Alebrand, der ihn auf der Mark anrennen werde, und

ritt' er selbzwölfte. Hildebrand will ihm einen Schirmschlag geben, daß er ein Jahr lang der Mutter zu klagen habe. Auf der Mark rennt der junge Held den Alten an: „Was suchst du in meines Vaters Lande? Du solltest daheim bleiben, beim warmen Herde." Der Alte lacht: „Zu reisen und zu fechten bis an meine Hinfahrt, ist mir gesetzt; darauf grauet mir der Bart." Er weigert sich, Harnisch und Schild hinzugeben, wie der Junge verlangt. Von den Worten kommen sie zu den Schwertern. Hildebrand empfängt einen Schlag, davon er sieben Klafter hinter sich springt: „Den Streich," ruft er, „lehrte dich ein Weib!" Da faßt er den Jungen, wo er am schmälsten ist und schwingt ihn rückwärts ins Gras. Alebrand muß sich nennen. Der Alte schließt den goldnen Helm auf und küßt den Sohn. Dreimal lieber am eignen Haupte trüg' Alebrand die Wunde, die er dem Vater geschlagen. Er reitet zu Bern ein, den Vater an der Seite, führt ihn in der Mutter Haus und setzt ihn oben an den Tisch. Frau Ute meint, der Ehre sei zu viel, einen gefangenen Mann obenan zu setzen. „Kein Gefangener," spricht Alebrand, „es ist Hildebrand, mein Vater." Da schenkt sie selber dem Alten den Wein und er läßt aus dem Mund ein goldenes Ringlein in den Becher fallen.

---

2. Die Nibelunge.

Walther.

Etzel, mit Heeresmacht die Westreiche durchziehend, empfängt von den Königen Zins und Geisel. Gibich, der Franken König zu Worms, dessen eigner Sohn Gunther noch zu klein ist, giebt den Jüngling Hagen, aus edlem Trojerstamme, sammt großer Schatzung. Der Burgundenkönig Herrich, zu Cavillon, [1] giebt sein einzig Töchterlein Hiltgund, Alphar, König in Aquitanien, seinen jungen Sohn Walther, durch Gelöbnis der Väter für Hiltgund bestimmt. Hagen und Walther werden

[1] Cavillonis, Châlons sur Saone.

bei Etzeln wohl erzogen; sie thun es allen Hunnen in den Künsten des Kriegs zuvor und führen des Königs Heere. Hiltgund, der Frauenarbeit kundig, gewinnt die Huld der Königin und wird der Schatzkammer vorgesetzt. Indeſs stirbt Gibich; sein Nachfolger Gunther kündigt Bündnis und Zins den Hunnen auf. Als Hagen dieß erfahren, entflieht er bei Nacht. Damit nicht auch Walther, des Reiches Trost, entfliehe, will Etzel, nach dem Rathe der Königin, ihn mit einer hunnischen Fürstentochter vermählen. Walther lehnt die Heirath ab, als würde sie ihn im Dienste des Königs säumig machen. Als er nun einst von einer Heerfahrt sieghaft zurückkehrt, trifft er Hiltgunden allein. Er küſst sie, läßt sich von ihr den Becher reichen und drückt ihre Hand, zur Erinnerung des Verlöbnisses; dann beredet er mit ihr die Flucht aus der langen Verbannung. Längst wär' er entflohen, wenn er die Jungfrau hätte zurücklassen wollen. Der Abrede gemäß giebt Walther dem König ein großes Mahl, wobei sämmtliche Gäste in Trunkenheit und tiefen Schlaf versenkt werden. Hiltgund ladet zween Schreine mit goldnen Armringen aus der Schatzkammer. Die Schreine werden Walthers Roſs Leo an die Seiten gehängt, das die Jungfrau am Zügel führt. Der Held schreitet in voller Rüstung, mit Schild und Speer, Hiltgund trägt eine Angelruthe. So ziehen sie in der Nacht davon und streichen, das bebaute Land meidend, durch unwegsame Wälder und Gebirge, mit Vogelstellen und Fischfang sich nährend. Der Jungfrau schlägt das Herz, wenn der Wind die Zweige rührt oder ein Vogel hindurchrauscht. Vergeblich aber hat Etzel sein Gold ausgeboten, wer ihm den Flüchtling zurückbringe; kein Hunne wagt es, den Helden zu verfolgen. Am vierzigsten Abend gelangen Walther und Hiltgund zum Ufer des Rheines bei Worms. Für die Überfahrt giebt Walther Fische, die er früher gefangen. Diese bringt der Ferge morgens zur Stadt und sie kommen auf den Tisch des Königs Gunther, der sich wundert, in Frankenland solche Fische zu sehen. Der Fährmann, befragt, woher die Fische seien, erzählt von dem wandernden Recken und der schönen Jungfrau, auch daß beim Tritte des Rosses die Schreine wie von Gold und Edelsteinen erklungen. Hagen, der mit am Tische sitzt, erräth, daß sein Geselle Walther von den Hunnen kehre. Da jubelt König Gunther, daß der Schatz, den sein Vater gezinst, in sein Reich zurückgekommen. Sogleich wählt er zwölf Recken, den Wandernden nachzujagen; Hagen selbst, obgleich er abräth,

ist von der Zahl. Derweil ist Walther in den Wasgenwald gekommen, ein wildreiches Waldgebirge, das oft von Hörnern und Hunden widerhallt. Dort bilden zween überhangende Berggipfel eine Kluft mit frischbegrüntem Boden. An dieser sichern Stelle will Walther ruhen, er hat bisher nie anders geschlafen, als auf den Schild gestützt; jetzt entledigt er sich der Waffen und legt sein Haupt in den Schooß der Jungfrau, die, über ihm wachend, von hier aus weit die Gegend überschaut. Ferne den Staub von Rossen gewahrend, weckt sie Walthern. Er wappnet sich, faßt Schild und Speer und stellt sich an den Eingang der Höhle. Hiltgund, die Hunnen fürchtend, bittet ihn, ihr das Haupt abzuschlagen, damit sie keines andern werde. Der Held aber erkennt die Nibelunge und am Helme seinen Gesellen Hagen, der allein ihm Sorge macht. König Gunther hat die Spur im Sande verfolgt; mit seinen Recken herangesprengt, sendet er den Kamelo von Metz, um Walthern das Pferd mit den Schreinen, zusammt der Jungfrau, abzufordern. Der Held bietet, wenn man ihm den Kampf erlasse, hundert Goldringe. Hagen räth dem Könige, solches anzunehmen; als aber all seine Warnung vergeblich ist, reitet er hinweg und setzt sich auf einen nahen Hügel. Kamelo wird nochmals abgeschickt, von Walthern den ganzen Schatz zu verlangen und, wenn er zögre, ihn zu bestehen. Vergebens bietet Walther zweihundert Goldringe. Kamelo wirft den Speer, dem Walther ausweicht; den seinigen werfend, lähmt er Kamelos Rechte und durchsticht ihn mit dem Schwerte. Der Reihe nach kämpfen Skaramund, Kamelos Neffe, Werhard, der Sachse Eckevrid, Hadwart, Patavrid, Hagens Schwestersohn, vom Oheim und von Walthern selbst vergeblich abgemahnt, Gerwit, Randolf, Helmnod, Trogunt von Straßburg, Tanast von Speier. Der enge Pfad gestattet je nur einem den Angriff und so werden sie nach einander von Walthern in manigfachem Kampf erlegt. König Gunther, allein noch übrig, flieht zu Hagen und fleht ihn, sich zum Streit zu erheben; nach langer Weigerung räth Hagen, zuvörderst Walthern aus der Veste zu locken. Sie reiten weg und legen sich auf die Lauer. Indeß ist die Sonne zur Rast gegangen, Walther will nicht wie ein Dieb in der Nacht entweichen, er verhegt den Weg zur Höhle mit Dornen und bindet die erbeuteten Rosse fest. Auf den Schild gelagert schläft er die erste Hälfte der Nacht, indeß die Jungfrau, zu seinem Haupte sitzend, mit Gesange sich wach erhält.

Dann legt Hiltgund sich zum Schlummer und Walther, auf den Speer gelehnt, hält Wache. Am Morgen beladet er vier jener Rosse mit den Waffen der Erschlagenen, auf das fünfte setzt er die Braut und das sechste besteigt er selbst. Nicht weit sind sie im Thale gezogen, als hinter ihnen Gunther mit Hagen daherjagt. Sogleich heißt Walther die Braut mit dem Rosse Leo, das den Schatz trägt, in das nahe Gehölz reiten; er selbst stellt sich dem Angriff. Hagen, um seinen Neffen Rache suchend, wird umsonst von Walthern der alten Freundschaft gemahnt, umsonst ihm ein Schild voll Goldes geboten. Von der zweiten bis zur neunten Stunde wehrt Walther sich im Fußkampfe gegen die beiden. Jetzt wirft er auf Hagen gewaltig den Speer und, zugleich Gunthern mit dem Schwert anlaufend, haut er diesem ein Stück vom Schenkel, daß der König auf seinen Schild niederstürzt. Walther will ihm den Todesstreich geben, aber Hagen streckt sein Haupt dazwischen, an seinem Helme zerspringt das Schwert und als Walther zürnend das Heft wegwirft, schlägt ihm Hagen die rechte Hand ab. Mit dem wunden Arme faßt Walther den Schild, mit der gesunden Hand sein hunnisches Halbschwert und schneidet Hagens rechtes Auge sammt dem Kiefer hinweg. Als so jeder sein Zeichen hat, ruhen sie beisammen im Grase. Hiltgund, herbeigerufen, verbindet die Wunden und schenkt den Wein. Der König, weil er streitträge, bekommt zuletzt. Umher liegen Gunthers Bein, Walthers Hand, Hagens zuckendes Auge. Die zween Helden aber scherzen beim Becher: Walther soll Hirsche jagen, zu Lederhandschuhen, wovon der rechte wohl auszustopfen sei; das Schwert werd' er rechts angürten und sein Weib einst links umfangen; Hagen werde statt Eberfleisch gelinden Brei essen und scheel blickend die Helden begrüßen. So erneuen sie blutig die Genossenschaft. Den ächzenden König heben sie zu Pferde. Die Franken kehren gen Worms, Walther in sein Heimathland.

Hörnen Siegfried.

(Siegfrieds Drachenkampf.)

Siegmund, König in Niederland, hat einen Sohn mit Namen Siegfried. Groß, stark und unbändig ist der Knabe. Man räth dem König, ihn hinziehen zu lassen, so mög' er ein kühner Held werden.

Siegfried scheidet von dannen; er kommt vor dem Walde zu einem Schmied, dem er dienen will. Aber er schlägt das Eisen entzwei und den Ambos in die Erde. Will man ihn darum strafen, so schlägt er Meister und Knechte. Der Meister denkt, wie er des Lehrlings los werde. Im Walde, bei einer Linde, liegt ein großer Drache. Dorthin schickt der Schmied den jungen Siegfried nach Kohlen, in der Hoffnung, der Drache werd' ihn verschlingen. Aber Siegfried erschlägt den Lindwurm, reißt Bäume aus und trägt sie in ein Thal zusammen, wo viel Gewürmes liegt. Bei dem Köhler holt er Feuer, zündet das Holz an und verbrennt die Würme. Ihre Hornhaut schmilzt und ein Bächlein fließt davon. Siegfried taucht den Finger ein und als dieser erkaltet, ist er wie Horn. Jetzt bestreicht Siegfried sich den ganzen Leib, außer zwischen den Schultern, und wird davon hörnen. Hierauf zieht er an den Hof des Königs Gibich zu Worms und will ihm die Tochter abdienen. Als nun die schöne Kriemhild eines Mittags am Fenster steht, kommt ein Drache geflogen und rafft sie hin. Die Burg ist erleuchtet, als ob sie brenne. Hoch gegen die Wolken schwingt er sich. Traurig stehen Vater und Mutter. Der Drache führt die Jungfrau ins Gebirg auf einen hohen Fels, der eine Viertelmeile weit Schatten wirft. Bis in das vierte Jahr hat er sie auf dem Steine, wo sie all die Zeit keinen Menschen sieht. Sie ist ihm gar lieb und er läßt ihr nicht an Speise noch Trank gebrechen. Oft legt er sein Haupt in ihren Schooß, aber von seinem Athmen erzittert der Stein. Im Winter legt er sich vor die Höhle, worin sie sitzt, und hält die Kälte von ihr ab (Str. 138). Am Ostertag aber wird er ein Mann; denn er ist durch Fluch eines Weibes aus einem schönen Jüngling zum Drachen verwandelt. Nach fünf Jahren soll er wieder menschliche Gestalt gewinnen und bis dahin bewahrt er sich die Jungfrau (Str. 124—6). Sie aber weint täglich und bittet, daß er sie nur einmal Vater und Mutter wiedersehen lasse. Umsonst hat König Gibich in allen Landen nach seiner Tochter fragen lassen. Da reitet Siegfried eines Morgens mit Habicht und Hunden in den Wald. Seiner Bracken einer führt ihn auf des Drachen seltsame Spur. Rastlos, ohne Essen und Trinken, eilt Siegfried über das Gebirge, bis er am vierten Morgen vor den Drachenstein kommt. Der Zwerg Eugel sagt ihm, daß hier oben Kriemhild wohne, und giebt ihm Rath, wie er hinaufgelangen könne. Erst muß der Riese Kuperan,

der den Schlüssel zum Steine hat, bezwungen werden. Der Riese, von Siegfried überwunden, fällt diesen hinterrücks an, aber Eugel rettet ihn mit der unsichtbar machenden Nebelkappe. Der Stein wird aufgeschlossen, müde wird der Held, bis er hinaufkommt zu der weinenden Jungfrau. Dort findet er auch das Schwert, mit dem allein der Drache besiegt werden kann. Da hören sie einen Schall, als fiele das Gebirg alles hernieder. Der Drache kommt dahergefahren, weit vor ihm her schießt das Feuer, das von ihm ausgeht, grimmig stoßt er gegen den schütternden Stein. Die Jungfrau birgt sich in der Höhle, Siegfried aber springt zum Streite. Mit den Krallen reißt ihm der Drache den Schild ab, speit Flammen, roth und blau, und umflicht den Helden mit dem Schweif, um ihn vom Steine herabzuwerfen. Der Stein glüht, wie Eisen in der Esse, und schwankt von dem ungestümen Kampfe. Des Wurmes Hornhaut wird erweicht von Schwertschlägen und Feuer. Da haut ihn Siegfried mitten entzwei; das eine Theil fällt vom Steine zu Stücken, das andere stößt Siegfried hintennach. So gewinnt er die Braut und führt sie von hinnen zusammt dem Schatze des Zwergkönigs Nibelung, welcher, von dessen Söhnen gehütet, unter dem Steine lag. Der Zwerg Eugel weissagt dem Helden frühen Tod.

Lied der Nibelunge.

(Siegfrieds Tod.)

In Burgunden erwuchs Jungfrau Kriemhild, die schönste in allen Landen. Drei königliche Brüder haben sie in Pflege, Gunther, Gernot und der junge Giselher. Zu Worms am Rheine wohnen sie in großer Macht; kühne Recken sind ihre Dienstmannen: Hagen von Tronje und sein Bruder Dankwart, der Marschalk; deren Neffe, Ortwin von Metz; Gere und Eckewart, zween Markgrafen; Volker von Alzei, der Spielmann; Sindolt, der Schenke; Hunolt, der Kämmerer, und Rumolt, der Küchenmeister. In diesen hohen Ehren träumt Kriemhilden, wie ein schöner Falke, den sie gezogen, von zween Aaren ergriffen wird. Ute, ihre Mutter, deutet dieses auf einen edeln Mann, den Kriemhild frühe verlieren möge. Aber Kriemhild will immer ohne Mannes Minne leben. Viele werben vergeblich um sie. Da hört auch Siegfried, Sohn des Königs Siegmund und der Siegelind zu Santen in Niederlanden,

von ihrer großen Schönheit. In früher Jugend schon hat er Wunder mit seiner Hand gethan; den Hort der Nibelunge hat er gewonnen, sammt dem Schwerte Balmung und der Tarnkappe, den Lindwurm erschlagen und in dem Blute seine Haut zu Horn gebadet. Selbzwölfte zieht er jetzt aus, Kriemhilden zu erwerben, umsonst gewarnt von den Eltern vor der burgundischen Recken Übermuth. Köstlich ausgerüstet, reitet er zu Worms auf den Hof und fordert den König Gunther zum Kampf um Land und Leute. Doch im Gedanken an die Jungfrau läßt er sich begütigen und bleibt ein volles Jahr in Freundschaft und Ehre dort, ohne Kriemhilden zu sehen. Sie aber blickt heimlich durch das Fenster, wenn er auf dem Hofe den Stein oder den Schaft wirft. Siegfried heerfahrtet für Gunthern gegen die Könige Liudeger von Sachsenland und dessen Bruder, Liudegast von Dänemark; beide nimmt er gefangen. Als Kriemhilden ein Bote meldet, wie herrlich vor allen Siegfried gestritten, da erblüht rosenroth ihr schönes Antlitz; reiche Miethe läßt sie dem Boten geben. Gunther aber bereitet seinen Helden ein großes Fest, bei dem Siegfried Kriemhilden sehen soll; denn die Könige wollen ihn festhalten. Wie aus den Wolken der rothe Morgen, geht die Minnigliche hervor; wie der Mond vor den Sternen, leuchtet sie vor den Jungfrauen, die ihr folgen; Dienstmannen, Schwerter in Händen, treten voran. Sie grüßt den Helden, sie geht an seiner Hand; nie in Sommerzeit noch Maientagen gewann er solche Freude.

Fern über See, auf Island, wohnt die schöne Königin Brünhild. Wer ihrer Minne begehrt, muß in drei Spielen ihr obsiegen, in Speerschießen, Steinwurf und Sprung; fehlt er in einem, so hat er das Haupt verloren. Auf sie stellt König Gunther den Sinn und gelobt seine Schwester dem kühnen Siegfried, wenn der ihm Brünhilden erwerben helfe. Mit Hagen und Dankwart besteigen die beiden ein Schifflein und führen selbst das Ruder. Sie fahren mit gutem Winde den Rhein hinab in die See. Am zwölften Morgen kommen sie zur Burg Isenstein, wo Brünhild mit ihren Jungfraun im Fenster steht. Als die Helden an das Land getreten, hält Siegfried dem Könige das Ross, damit er für dessen Dienstmann gehalten werde. Sie reiten in die Burg, Siegfried und Gunther mit schneeweißen Rossen und Gewanden, Hagen und Dankwart rabenschwarz gekleidet. Brünhild grüßt Siegfrieden vor dem Könige. Die Kampfspiele heben an; unsichtbar durch

die Tarnkappe, steht Siegfried bei Gunthern; er übernimmt die Werke, der König die Gebärde. Brünhild streift sich die Ärmel auf, einen Schild faßt sie, den vier Kämmerer kaum hergetragen, einen Speer, gleichmäßig schwer, schießt sie auf Gunthers Schild, daß die Schneide hindurchbricht und die beiden Männer straucheln; aber kräftiger noch wirft Siegfried den umgekehrten Speer zurück. Einen Stein, den zwölf Männer mühlich trügen, wirft sie zwölf Klafter weit und über den Wurf hinaus noch springt sie in klingendem Waffenkleid; doch weiter wirft Siegfried den Stein, weiter trägt er den König im Sprunge. Zürnend erkennt Brünhild sich besiegt und heißt ihre Mannen Gunthern huldigen. Zum Rheine will sie ihm erst folgen, wenn sie zuvor all ihre Freunde besandt hat. Jeder Gefahr zu begegnen, schifft Siegfried heimlich von dannen, zum Lande der Nibelunge, wo er den großen Schatz hat; dort prüft er mit Kampfe den riesenhaften Burghüter und den Zwerg Alberich, der des Hortes pflegt; dann wählt er tausend der besten Recken von den Nibelungen, die ihm dienstbar sind, und kehrt mit ihnen gen Isenstein. Brünhild wird nun heimgeführt und zu Worms herrlich empfangen. Am gleichen Tage führt Gunther Brünhilden, Siegfried Kriemhilden in die Brautkammer. Doch Brünhild hat geweint, als sie Kriemhilden bei Siegfried am Mahle sitzen sah; vorgeblich, weil ihr leid sei, daß des Königs Schwester einem Dienstmann gegeben werde; und in der Hochzeitnacht will sie nicht Gunthers Weib werden, bevor sie genau wisse, wie es so gekommen. Sie erwehrt sich Gunthers, bindet ihm mit ihrem Gürtel Füß' und Hände zusammen und läßt ihn so die Nacht über an einem Nagel hoch an der Wand hängen. Siegfried bemerkt am andern Tage des Königs Traurigkeit, erräth den Grund und verspricht, ihm die Braut zu bändigen. In der Tarnkappe kommt er die nächste Nacht in Gunthers Kammer, ringt gewaltig mit Brünhilden und bezwingt sie dem Könige. Einen Ring, den er heimlich ihr vom Finger gezogen, und den Gürtel nimmt er mit sich hinweg. Bald hernach führt er Kriemhilden in seine Heimath nach Santen, wo sein Vater ihm die Krone abtritt. Zehn Jahre vergehen und stets denkt Brünhild, warum Siegfried von seinem Lande keinen Lehendienst leiste. Sie beredet Gunthern, den Freund und die Schwester zu einem großen Fest auf nächste Sonnenwende zu laden. Der alte Siegmund reitet mit ihnen nach Worms. Beim Empfange blickt

Brünhild unterweilen auf Kriemhilden, wie ihre Farbe gegen dem Golde glänzt. In festlicher Freude verbringen sie zehen Tage. Am elften, vor Vesperzeit, als Ritterspiel auf dem Hofe sich hebt, sitzen die zwo Königinnen zusammen. Da rühmt Kriemhild ihren Siegfried, wie er herrlich vor allen Recken gehe. Brünhild entgegnet, daß er doch nur Gunthers Eigenmann sei. So eifern sie in kränkenden Worten, und als man nun zur Vesper geht, kommen sie, die sonst immer beisammen giengen, jede mit besondrer Schaar ihrer Jungfraun zum Münster. Brünhild heißt Kriemhilden als Dienstweib zurückstehn; da wirft Kriemhild ihr vor, sie sei nur das Kebsweib Siegfrieds, der ihr das Magdthum abgewonnen, und geht in das Münster vor der weinenden Königin. Nach dem Gottesdienste wartet Brünhild vor dem Münster und verlangt von Kriemhilden Beweis jener Rede. Kriemhild zeigt Ring und Gürtel, die Siegfried ihr gegeben, und abermals weint die Königin. Umsonst schwört Siegfried im Ringe der Burgunden, daß er Brünhilden nicht geminnet. Hagen gelobt, ihr Weinen an Siegfried zu rächen, und er zieht die Königin in den Mordrath. Falsche Boten werden bestellt und reiten zu Worms ein, als hätten sie von Liudeger und Liudegast, die man auf Treu' und Glauben freigelassen, neuen Krieg anzusagen. Siegfried, der seinen Freunden stets gerne dient, erbietet sich alsbald, den Kampf für sie zu bestehen. Als das Heer bereit ist, nimmt Hagen von Kriemhilden Abschied. Sie bezeigt Reue über das, was sie Brünhilden gethan, und bittet ihn, über Siegfrieds Leben in der Schlacht zu wachen. Deshalb vertraut sie ihm, daß Siegfried an Einer Stelle, zwischen den Schultern, verwundbar sei, wohin ihm ein Lindenblatt gefallen, als er sich im Blute des Drachen gebadet. Diese Stelle zu bezeichnen, näht sie, nach Hagens Rath, auf ihres Mannes Gewand ein kleines Kreuz. Hagen freut sich der gelungenen List und kaum ist Siegfried ausgezogen, so kommen andre Boten mit Friedenskunde. Ungerne kehrt Siegfried um; statt der Heerfahrt soll nun im Wasgenwald eine Jagd auf Schweine, Bären und Wisende (wilde Ochsen) gehalten werden. Weinend ohne Maaß, entläßt Kriemhild den Gemahl. Ihr hat geträumt, wie ihn zwei wilde Schweine über die Heide gejagt und die Blumen von Blute roth geworden, wie zween Berge über ihm zusammengefallen und sie ihn nimmermehr gesehen. Mit Gunthern, Hagen und großem Jagdgefolge

reitet Siegfried zu Walde. Gernot und Giselher bleiben daheim. Viel Rosse, mit Speise beladen, werden über den Rhein geführt auf einen Anger vor dem Walde. Die Jagdgesellen trennen sich, damit man sehe, wer der beste Weidmann sei. Siegfried nimmt sich einen alten Jäger mit einem Spürhund; kein Thier entrinnt ihm, Berg und Wald macht er leer, er gewinnt Lob vor allen. Schon wird zum Imbiß geblasen, als Siegfried einen Bären aufjagt. Er springt vom Rosse, läuft dem Thiere nach, fängt und bindet es auf seinen Sattel. So reitet er zur Feuerstätte; herrlich ist sein Jagdgewand, mächtig der Bogen, den nur er zu spannen vermag, reich der Köcher, von Golde das Horn. Als er abgestiegen, läßt er den Bären los, der unterm Gebell der Hunde durch die Küche rennt, Kessel und Brände zusammenwirft, zuletzt aber von Siegfried ereilt und mit dem Schwert erschlagen wird. Die Jäger setzen sich zum Mahle; Speise bringt man genug, aber die Schenken säumen. Hagen giebt vor, er habe gemeint, das Jagen soll heut im Spessart sein, dorthin hab' er den Wein gesandt. Doch hier nahe sei ein kühler Brunnen. Zu diesem beredet er mit Siegfried einen Wettlauf. Sie ziehen die Kleider aus, Siegfried legt sich vor Hagens Füße; wie zween Panther laufen sie durch den Klee; Siegfried, all sein Waffengeräth mit sich tragend, erreicht den Brunnen zuerst. Doch trinkt er nicht, bevor der König getrunken. Wie er sich zur Quelle neigt, faßt Hagen den Speer, den Siegfried an die Linde gelehnt, und schießt ihn dem Helden durch das Kreuzeszeichen, daß sein Blut an des Mörders Gewand spritzt. Hagen flieht, wie er noch vor keinem Manne gelaufen. Siegfried springt auf, die Speerstange ragt ihm aus der Wunde, den Schild rafft er auf, denn Schwert und Bogen trug Hagen weg; so ereilt er den Mörder und schlägt ihn mit dem Schilde zu Boden. Aber dem Helden weicht Kraft und Farbe, blutend fällt er in die Blumen; die Verräther scheltend, die seiner Treue so gelohnt, und doch Kriemhilden dem Bruder empfehlend, ringt er den Todeskampf. In der Nacht führen sie den Leichnam über den Rhein. Hagen heißt ihn vor Kriemhilds Kammerthür legen. Als man zur Mette läutet, bringt der Kämmerer Licht und sieht den blutigen Todten, ohne ihn zu erkennen. Er meldet es Kriemhilden, die mit ihren Frauen zum Münster gehen will. Sie weiß, daß es ihr Mann ist, noch ehe sie ihn gesehen; zur Erde sinkt sie und das Blut bricht ihr aus dem

Wunde. Der alte Siegmund wird herbeigerufen; Burg und Stadt erschallen von Wehklage. Am Morgen wird der Leichnam auf einer Bahre im Münster aufgestellt. Da kommen Gunther und der grimme Hagen; der König jammert. „Räuber," sagt er, „haben den Helden erschlagen." Kriemhild heißt sie zur Bahre treten, wenn sie sich unschuldig zeigen wollen; da blutet vor Hagen die Wunde des Todten. Drei Tage und drei Nächte bleibt Kriemhild bei ihm; sie hofft, auch sie werde der Tod hinnehmen. Messopfer und Gesang für seine Seele rasten nicht in dieser Zeit. Als darauf Siegfried zu Grabe getragen wird, heißt Kriemhild den Sarg wieder aufbrechen, erhebt noch einmal sein schönes Haupt mit ihrer weißen Hand, küsst den Todten und ihre lichten Augen weinen Blut. Freudlos kehrt der König Siegmund heim. Kriemhild läßt sich am Münster eine Wohnung bauen, von wo sie täglich zum Grabe des Geliebten geht. Vierthalb Jahre spricht sie kein Wort mit Gunthern und ihren Feind Hagen sieht sie niemals. Hagen aber trachtet, daß der Nibelungenhort in das Land komme. Gernot und Giselher bringen die Schwester erst dahin, daß sie Gunthern, mit Thränen, wieder grüßt; dann wird sie beredet, den Hort, ihre Morgengabe von Siegfried, herführen zu lassen. Als sie aber das Gold freigebig austheilt, fürchtet Hagen den Anhang, den sie damit gewinne. Da werden ihr die Schlüssel abgenommen, und als sie darüber klagt, versenkt Hagen den ganzen Schatz im Rheine.

Der Nibelunge Noth.

Dreizehn Jahre hat Kriemhild im Wittwenthum gelebt. Da stirbt Frau Helke, des gewaltigen Hunnenkönigs Etzel Gemahlin. Ihm wird gerathen, um die edle Kriemhild zu werben, und er sendet nach ihr den Markgrafen Rüdiger mit großem Geleite. Den Königen zu Worms ist die Werbung willkommen; Hagen aber widerräth. Kriemhild selbst widerstrebt lange: Weinen geziem' ihr und andres nicht. Erst als Rüdiger heimlich mit ihr spricht und ihr schwört, mit allen seinen Mannen jedes Leid, das ihr widerfahre, zu rächen, hofft sie noch Rache für Siegfrieds Tod und reicht ihre Hand dar. Sie fährt mit den Boten hin, im Geleit ihrer Jungfraun und des Markgrafen Eckewart, der mit seinen Mannen ihr bis an sein Ende dienen will. Ihr

Weg geht über Passau, wo der Bischof Pilgrim, ihrer Mutter Bruder, sie wohl empfängt, dann über Pechlarn, wo sie in Rüdigers gastlichem Hause einspricht. Bei Tuln reitet König Etzel ihr entgegen mit all den Fürsten, die ihm dienen, Heiden und Christen. Die Hochzeit wird zu Wien begangen; zu Misenburg (jetzt Wiselburg) schiffen sie sich auf die Donau ein; von Schiffen, die man zusammengeschlossen, von Zelten, die man darüber gespannt, ist der Strom bedeckt, als wär' es Land und Feld. So kommen sie gen Etzelnburg, wo Kriemhild fortan gewaltig an Helken Stelle sitzt. Sie genest eines Sohnes, der Ortlieb genannt wird. Aber in dreizehn Jahren solcher Ehre vergißt sie nicht ihres Leides; allezeit denkt sie, wie sie es räche. Sie klagt dem Gemahle, daß man sie für freundlos halte, weil ihre Verwandte noch niemals zu ihr gekommen. So bewegt sie ihn, ihre Brüder zu einem Fest auf nächste Sonnenwende herzuladen. Werbel und Swemmel, des Königs Spielleute, werden als Boten gesandt und Kriemhild empfiehlt ihnen, daß Hagen nicht zurückbleibe, der allein der Wege kundig sei. König Gunther bespricht sich mit seinen Brüdern und Mannen über die Botschaft. Hagen, des Mordes eingedenk, räth ab von der Reise; als aber Gernot und Giselher ihn der Furcht zeihen, schließt er zürnend sich an, räth jedoch, mit Heereskraft auszufahren. Rumolts, des Küchenmeisters, Rath ist, daheim zu bleiben, bei guter Kost und schönen Frauen. Als sie zur Fahrt bereit sind, hat Frau Ute einen bangen Traum, wie alles Geflügel im Lande todt sei. Mit tausend und sechszig ihrer Mannen, dazu tausend Nibelungen, und mit neuntausend Knechten erheben sich die Könige; durch Ostfranken ziehen sie zur Donau, zuvorderst reitet Hagen. Der Strom ist angeschwollen und kein Schiff zu sehen. Hagen geht gewappnet umher, einen Fährmann suchend. Er hört Wasser rauschen und horcht; in einem schönen Brunnen baden Meerweiber. Er schleicht ihnen nach, aber ihn gewahrend entrinnen sie und schweben, wie Vögel, auf der Flut. Ihr Gewand jedoch hat er genommen und die eine, Hadeburg, verspricht ihm, wenn er es wiedergebe, das Geschick der Reise vorherzusagen. Wirklich verkündet sie, daß die Fahrt in Etzels Land wohl ergehen werde. Als er darauf die Kleider zurückgegeben, warnt die andre, Sieglind, jetzt noch umzukehren, sonst werden sie alle bei den Hunnen umkommen, nur des Königs Capellan werde heimgelangen. Noch sagen sie ihm, wenn er die Fahrt

nicht lassen wolle, wie er über das Wasser komme. Jenseits des Stromes wohnt der Ferge des bairischen Markgrafen Else; laut ruft Hagen hinüber und nennt sich Amelrich, einen Mann des Markgrafen; hoch am Schwerte bietet er einen Goldring, als Fährgeld. Der Ferge rudert herüber, als er sich aber betrogen sieht und Hagen nicht vom Schiffe weichen will, schlägt er den Helden mit Ruder und Schalte. Hagen greift zum Schwerte, schlägt dem Fergen das Haupt ab und wirft es an den Grund. Dann bringt er das Schiff, das von Blute raucht, zu seinen Herrn und fährt selbst, den ganzen Tag arbeitend, das Heer über; die Rosse werden schwimmend übergetrieben. Den Capellan aber, wie er über dem Heiligthume lehnt, schwingt Hagen aus dem Schiffe und stößt ihn, als er zu schwimmen versucht, zürnend zu Grunde; dennoch kommt der Priester unversehrt an das Ufer zurück. Dort steht er und schüttelt sein Gewand. Hagen sieht, daß unvermeidlich sei, was die Meerweiber verkündet; da schlägt er das Schiff zu Stücken und wirft es in die Flut, damit, giebt er zuerst vor, kein Zager entrinnen könne. Bald aber sagt er den Recken ihr Schicksal, davor manches Helden Farbe wechselt. Sie ziehen fürder durch Baierland, auch die Nacht hindurch. Volker reitet mit dem Heerzeichen vor. Hagen übernimmt weislich die Nachhut mit seinen Mannen und seinem Bruder Dankwart. Diese werden von Gelfrat und Else, die ihres Fergen Tod ahnden wollen, mit siebenhunderten angefallen. Im Scheine des Mondes wird grimmig gestritten. Gelfrat fällt von Dankwarts Schwert und Else entflieht. Der Baier bleiben hundert, der Burgunden viere todt. Seine Herren, die indeß weiter geritten, läßt Hagen nichts von dem Kampfe wissen, damit sie ohne Sorge bleiben. Erst als die Sonne über die Berge scheint, sieht Gunther die blutigen Waffen und erfährt, wie gut Hagen gehütet. Über Passau kommen sie auf Rüdigers Mark, wo sie den Hüter schlafend finden, dem Hagen das Schwert nimmt. Es ist Eckewart, der mit Kriemhilden hingezogen. Beschämt über seine üble Hut, empfängt er das Schwert zurück und warnt die Helden. Zu Pechlarn erfahren sie die Gastfreiheit des Markgrafen Rüdiger und seiner Hausfrau Gotelind. Die schöne Tochter des Hauses wird Giselhern verlobt; auch keiner der andern geht unbeschenkt hinweg; König Gunther empfängt ein Waffengewand, Gernot ein Schwert, Hagen den kostbaren Schild Nudungs, dessen Tod Gotelind beweint,

Dankwart festliche Kleider, Volker, der zum Abschied fiedelt und singt, zwölf Goldringe, die er, der Markgräfin zu Dienst, an Etzels Hofe tragen soll. Rüdiger selbst mit fünfhundert Mannen begleitet die Helden zum Feste. Dietrich von Bern, der bei den Hunnen lebt, reitet mit seinen Amelungen den Gästen entgegen. Auch er warnt, daß die Königin noch jeden Morgen um Siegfried weine. Kriemhild steht im Fenster und blickt nach ihren Verwandten aus, der nahen Rache sich freuend. Als die Burgunden zu Hofe reiten, fragt jedermann nach Hagen, der den starken Siegfried schlug. Der Held ist wohl gewachsen, von breiter Brust und langen Beinen; die Haare grau gemischt, schrecklich der Blick, herrlich der Gang. Zuerst küßt Kriemhild Giselhern; als Hagen sieht, daß sie im Gruß unterscheide, bindet er sich den Helm fest. Ihn fragt sie nach dem Horte der Nibelunge; Hagen erwidert, er hab' an Schild und Brünne, Helm und Schwert genug zu tragen gehabt. Als die Helden ihre Waffen nicht abgeben wollen, merkt Kriemhild, daß sie gewarnt sind; wer es gethan, dem droht sie den Tod. Zürnend sagt Dietrich, daß er gewarnt. Hagen nimmt sich Volkern zum Heergesellen. Sie zween allein gehen über den Hof und setzen sich Kriemhilds Saale gegenüber auf eine Bank. Die Königin, durchs Fenster blickend, weint und fleht Etzels Mannen um Rache an Hagen. Sechszig derselben wappnen sich; als ihr diese zu wenig dünken, rüsten sich vierhundert. Die Krone auf dem Haupte, kommt sie mit dieser Schaar die Stiege herab. Der übermüthige Hagen legt über seine Beine ein lichtes Schwert, aus dessen Knopf ein Jaspis scheint, grüner denn Gras; wohl erkennt Kriemhild, daß es Siegfrieds war. Auch Volker zieht einen Fiedelbogen an sich, stark und lang, einem Schwerte gleich. Furchtlos sitzen sie da und keiner steht auf, als die Königin ihnen vor die Füße tritt. Sie wirft Hagen vor, daß er ihren Mann erschlagen; da spricht Hagen laut aus, daß er es gethan, räch' es wer da wolle! Die Hunnen sehen einander an und ziehen ab, den Tod fürchtend. König Etzel, von all dem nichts wissend, empfängt und bewirtet die Helden auf das Beste. Zur Nachtruhe werden sie in einen weiten Saal geführt, wo kostbare Betten bereitet sind. Hagen und Volker halten vor dem Hause Schildwacht. Volker lehnt den Schild von der Hand, nimmt die Fiedel und setzt sich auf den Stein an der Thüre. Seine Saiten erklingen, daß all das Haus ertost; süßer und süßer

läßt er sie tönen, bis alle die Sorgenvollen entschlummert sind. Mitten in der Nacht glänzen Helme aus der Finsternis; es sind Gewaffnete, von Kriemhilden geschickt; doch als sie die Thüre so wohl behütet sehn, kehren sie wieder um, von Volkern bitter gescholten. Morgens, da man zur Messe läutet, heißt Hagen seine Gefährten statt der Seidenhemde die Harnische nehmen, statt der Mäntel die Schilde, statt der Kränze die Helme, statt der Rosen die Schwerter. Etzel fragt, ob ihnen jemand Leides gethan. Hagen antwortet, es sei Sitte seiner Herren, bei allen Festen drei Tage gewappnet zu gehen. Aus Übermuth sagen sie dem König ihren Argwohn nicht. Nach der Messe beginnen Ritterspiele. Dietrich verbeut seinen Recken, Theil zu nehmen; auch Rüdiger hält die seinigen ab, weil er die Burgunden unmuthig sieht. Einem Hunnen, der bräutlich aufgeputzt, ein Traut der Frauen, daherreitet, sticht Volker den Speer durch den Leib. Die Verwandten des Hunnen rufen nach Waffen, Etzel selbst muß schlichten; er reißt einem das Schwert aus der Hand und schlägt die andern hinweg. Ehe sie zu Tische sitzen, sucht Kriemhild Dietrichs Hülfe; doch er verweist ihr den Verrath an ihren Blutsfreunden. Williger findet sie Blödeln, Etzels Bruder, dem sie die Mark des erschlagenen Nudung und dessen schöne Braut verheißt. Mit tausend Gewappneten zieht er feindlich zur Herberge, wo Dankwart, der Marschalk, mit den Knechten speist. Nach kurzem Wortwechsel springt Dankwart vom Tisch und schlägt ihm einen Schwertschlag, daß ihm das Haupt vor den Füßen liegt. Das ist die Morgengabe zu Nudungs Braut. Ein grimmer Kampf erhebt sich. Wer von den Knechten nicht Schwerter hat, greift zu den Stühlen. Die Hälfte der Hunnen wird erschlagen; aber andre zweitausend kommen und lassen nicht vom Streite, bis all die Knechte todt liegen. Dankwart allein haut sich zum Saale durch, wo die Herren sind. Eben wird Ortlieb, Etzels junger Sohn, seinen Oheimen zu Tische getragen. Da tritt Dankwart in die Thür, mit bloßem Schwert, all sein Gewand mit Hunnenblut beronnen. Laut rufend verkündet er den Mord in der Herberge. Hagen heißt ihn der Thüre hüten, daß kein Hunne herauskomme. Dann schlägt er das Kind Ortlieb, daß sein Haupt in der Königin Schooß springt. Dem Erzieher des Knaben schlägt er das Haupt ab und dem Spielmann Werbel, zum Botenlohne, die rechte Hand auf der Fiedel. So wüthet er fort im Saale. Auch Volkern

klingt sein Fiedelbogen laut an der Hand. Roth sind seine Züge, seine Leiche hallen durch Helm und Schild. Er sperrt innen die Thür, während Dankwart außen die Stiege wehrt. Die Könige vom Rheine wollen den Streit erst scheiden; da es nicht möglich ist, kämpfen sie selbst als Helden. Kriemhild ruft Dietrichs Hülfe an. Der Held, auf dem Tische stehend und mit der Hand winkend, läßt seine Stimme schallen, wie ein Wisendhorn. Gunther hört im Sturme den Ruf und gebietet Stillstand. Dietrich verlangt, daß man ihn und die Seinigen mit Frieden aus dem Hause lasse. Gunther gewährt es. Da nimmt der Berner die Königin unter den Arm, an der andern Seite führt er Etzeln, mit ihm gehen sechshundert Recken. Auch Rüdiger mit fünfhunderten räumt ungefährdet den Saal. Einem Hunnen aber, der mit Etzeln hinaus will, schlägt Volker das Haupt ab. Was von Hunnen im Saal ist, wird niedergehauen. Die Todten werden die Stiege hinabgeworfen. Vor dem Hause stehen viel tausend Hunnen. Hagen und Volker spotten ihrer Feigheit; umsonst beut die Königin einen Schild voll Goldes, sammt Burgen und Land, dem, der ihr Hagens Haupt bringe. An Etzels Hofe lebt Hawart von Dänemark mit seinem Markgrafen Iring und dem Landgrafen Irnfried von Thüringen. Iring vermißt sich zuerst, Hagen zu bestehn. Da rüsten sich auch Hawart und Irnfried mit tausend Mannen. Aber Iring fleht, daß sie ihn allein kämpfen lassen, wie er gelobt. Mit dem Schilde sich deckend, rennt er zum Saal hinauf, läuft bald den, bald jenen an, wird von Giselhern in das Blut niedergeschlagen, springt wieder empor und entweicht zu den Seinen, nachdem er vier Burgunden erschlagen und Hagen durch den Helm verwundet. Kriemhild selbst nimmt ihm, dankend, den Schild von der Hand. Hagen aber rühmt sich, daß die Wunde nur seinen Zorn auf Männertod gereizt. Abermals eilt Iring zum Streite, da schießt Hagen einen Speer auf ihn, daß ihm die Stange vom Haupte ragt; es ist sein Tod. Ihn zu rächen, führen Hawart und Irnfried ihre Schaar hinan; auch sie fallen vom Schwerte, mit ihren tausend Mannen, die man, nach Volkers Rath, in den Saal dringen ließ. Stille wird es nun, das Blut fließt durch Löcher und Rinnsteine. Auf den Todten sitzend, ruhen die Burgunden aus. Aber noch vor Abend werden zwanzigtausend Hunnen versammelt; bis zur Nacht währt der harte Streit. Da versuchen die Könige noch, Sühne zu erlangen.

Kriemhild begehrt vor allem, daß sie ihr Hagen herausgeben. Die Könige verschmähen solche Untreue. Darauf läßt Kriemhild die Helden alle in den Saal treiben und diesen an vier Enden anzünden. Vom Winde brennt bald das ganze Haus. Das Feuer fällt dicht auf sie nieder, mit den Schilden wehren sie es ab und treten die Brände in das Blut. Rauch und Hitze thut ihnen weh; von Durst gequält, trinken sie, auf Hagens Anweisung, das Blut aus den Wunden der Erschlagenen; besser schmeckt es jetzt, denn Wein. Am Morgen sind ihrer noch sechshundert übrig, zu Kriemhilds Erstaunen. Mit neuem Kampfe beut man ihnen den Morgengruß. Die Königin läßt das Gold mit Schilden herbeitragen, den Streitern zum Solde. Markgraf Rüdiger kommt und sieht die Noth auf beiden Seiten. Ihm wird vorgeworfen, daß er für Land und Leute, die er vom König habe, noch keinen Schlag in diesem Streite geschlagen. Etzel und Kriemhild flehen ihn fußfällig um Hülfe. Jener will ihn zum Könige neben sich erheben; diese mahnt ihn des Eides, daß er all ihr Leid rächen wolle. Was Rüdiger läßt oder beginnt, so thut er übel. Er hat die Burgunden hergeleitet, sie in seinem Hause bewirtet, seine Tochter, seine Gabe ihnen gegeben. Land und Burgen, was er vom Könige hat, heißt er wiedernehmen und will zu Fuß ins Elend gehen. Wohl weiß er, daß heute noch alles durch seinen Tod ledig wird. Doch er muß leisten, was er gelobt, steht auch Seel und Leib auf der Wage. Weib und Kind befiehlt er den Gebietern und heißt seine Mannen sich rüsten. Kriemhild ist freudenvoll und weint. Als Giselher den Schwäher mit seiner Schaar daherkommen sieht, freut er sich der vermeinten Freundeshülfe. Rüdiger aber stellt den Schild vor die Füße und sagt den Burgunden die Freundschaft auf. Umsonst mahnen sie ihn aller Lieb' und Treue. Er wünscht, daß sie am Rheine wären und er mit Ehren todt; aber den Streit kann niemand scheiden. Schon heben sie die Schilde, da verlangt Hagen noch eines. Der Schild, den ihm Frau Gotelind gegeben, ist ihm vor der Hand zerhauen; er bittet Rüdigern um den seinigen. Rüdiger giebt den Schild hin, es ist die letzte Gabe, die der milde Markgraf geboten. Manches Auge wird von heißen Thränen roth, und wie grimmig Hagen ist, erbarmt ihn doch die Gabe. Er und sein Geselle Volker geloben, Rüdigern nicht im Streite zu berühren. Wohl zeigt der Spielmann die Goldringe, die ihm die Markgräfin, beim Feste

sie zu tragen, gab. Hinan springt Rüdiger mit den Seinen; sie werden in den Saal gelassen, schrecklich klingen drin die Schwerter. Da sieht Gernot, wie viel seiner Helden der Markgraf erschlagen, und springt zum Kampfe mit diesem. Schon hat er selbst die Todeswunde empfangen, da führt er noch auf Rüdigern den Todesstreich mit dem Schwerte, das der ihm gegeben. Todt fallen beide nieder, einer von des andern Hand. Die Burgunden üben grimmige Rache, nicht einer von Rüdigers Mannen bleibt am Leben. Als der Lärm im Saale verhallt ist, meint Kriemhild, Rüdiger wolle Sühne stiften, bis der Todte herausgetragen wird. Ungeheure Wehklage erhebt sich von Weib und Mann; wie eines Löwen Stimme erschallt Etzels Jammerruf. Ein Recke Dietrichs hört das laute Wehe und meldet es seinem Herrn; der König oder die Königin selbst müsse umgekommen sein. Dietrich erinnert seine Helden, daß er den Gästen seinen Frieden entboten. Wolfhart will hingehn, die Mähre zu erfragen; Dietrich aber, Wolfharts Ungestüm fürchtend, sendet den Helfrich. Dieser bringt die Kunde, daß Rüdiger sammt seinen Mannen erschlagen sei. Der Berner will von den Burgunden selbst erfahren, was geschehen sei, und schickt den Meister Hildebrand. Als dieser gehen will, tadelt ihn Wolfhart, daß er ungewaffnet gehe und so dem Schelten sich aussetze. Da waffnet sich der Weise nach der Unbesonnenen Rath. Zugleich rüsten sich, ohne Dietrichs Wissen, all seine Recken und begleiten den Meister. Hildebrand befragt die Burgunden und Hagen bestätigt Rüdigers Tod; Thränen rinnen Dietrichs Recken über die Bärte. Der Meister bittet um den Leichnam, damit sie nach dem Tode noch des Mannes Treue vergelten. Wolfhart räth, nicht lange zu flehen. Sie sollen ihn nur aus dem Hause holen, erwidert Volker, dann sei es ein voller Dienst. Mit trotzigen Reden reizen sich die beiden. Wolfhart will hinanspringen, aber Hildebrand hält ihn fest, an Dietrichs Verbot mahnend. „Laß ab den Leuen!“ spottet Volker. Da rennt Wolfhart in weiten Sprüngen dem Saale zu; zornvoll alle Berner ihm nach. Der alte Meister selbst will ihn nicht zum Streite veranlassen und ereilt ihn noch vor der Stiege. Ein wüthender Kampf beginnt. Volker erschlägt Dietrichs Neffen Sigestab, Hildebrand Volkern, Helfrich Dankwarten. Wolfhart und Giselher fallen einer von des andern Schwert. Niemand bleibt lebend als Gunther und Hagen und von den Bernern Hildebrand, der mit einer starken

Wunde von Hagens Hand entrinnt. Blutberonnen kommt er zu seinem Herrn, der traurig im Fenster sitzt. Dietrich fragt, woher das Blut. Der Meister erzählt, wie sie Rüdigern wegtragen wollen, den Gernot erschlagen. Als Dietrich den Tod Rüdigers bestätigen hört, will er selbst hingehen und befiehlt dem Meister, die Recken sich waffnen zu heißen. „Wer soll zu euch gehn?“ sagt Hildebrand; „was ihr habt der Lebenden, die seht ihr bei euch stehn.“ Mit Schrecken hört der Berner den Tod seiner Mannen. Einst ein gewaltiger König, jetzt der arme Dietrich. Wer soll ihm wieder in sein Land helfen? O wehe, daß vor Leid niemand sterben kann! Das Haus erschallt von seiner Klage. Da sucht er selbst sein Waffengewand, der Meister hilft ihn wappnen. Dietrich geht zu Guntheru und Hagen, hält ihnen vor, was sie ihm Leides gethan, und verlangt Sühne. Sie sollen sich ihm zu Geiseln ergeben, dann woll' er selbst sie heimgeleiten. Hagen nennt es schmählich, daß zween wehrhafte Männer sich dem einen ergeben sollen. Schon als er den Berner kommen sah, vermaß er sich, allein den Helden zu bestehen. Des mahnt ihn jetzt Dietrich. Sie springen zum Kampfe. Dietrich schlägt dem Gegner eine tiefe Wunde, aber tödten will er nicht den Ermüdeten; den Schild läßt er fallen und umschlingt jenen mit den Armen. So bezwingt er ihn und führt ihn gebunden zu der Königin. Das ist ihr ein Trost nach herbem Leide. Dietrich verlangt, daß sie den Gefangenen leben lasse. Dann kehrt er zu Gunthern; nach heißem Kampfe bindet er auch diesen und übergiebt ihn Kriemhilden mit dem Beding der Schonung. Sie aber geht zuerst in Hagens Kerker und verspricht ihm das Leben, wenn er wiedergebe, was er ihr genommen. Hagen erklärt, er habe geschworen, den Hort nicht zu zeigen, so lang seiner Herren einer lebe. Da läßt Kriemhild ihrem Bruder das Haupt abschlagen und trägt es am Haare vor Hagen. Dieser weiß nun allein den Schatz; nimmer, sagt er, soll sie ihn erfahren. Aber ihr bleibt doch Siegfrieds Schwert, das er getragen, als sie ihn zuletzt sah. Das hebt sie mit den Händen und schlägt Hagen das Haupt ab. Der alte Hildebrand erträgt es nicht, daß ein Weib den kühnsten Recken erschlagen durfte. Zornig springt er zu ihr, nichts hilft ihr Schreien, mit schwerem Schwertstreich haut er sie zu Stücken. So liegt all die Ehre darnieder; mit Jammer hat das Fest geendet, wie alle Lust zujüngst zum Leide wird.

3. Die Hegelinge.

Hagen von Irland.

Sigeband, König in Irland und seine Gemahlin, Ute von Norwegen, feiern ein prächtiges Fest. Laut lachen die Gäste über dem Spiel eines Fahrenden. Da achtet man wenig auf des Königs jungen Sohn Hagen, der vor dem Hause steht. Plötzlich schattet es, wie eine Wolke, der Wald bricht zusammen. Ein ungeheurer Greif kommt geflogen, schließt in seine Klauen das schreiende Kind und führt es hoch in die Lüfte. Er trägt es weithin in die Wildnis seinen Jungen in das Nest. Der jungen Greife einer fliegt mit dem Kinde von Baum zu Baum; aber noch gebricht ihm die Kraft, er muß zur Erde, statt wieder zum Neste; da läßt er das Kind fallen und dieses birgt sich im Grase. Früher schon hat der Greif drei Königstöchter geraubt, die auch sich gerettet und unfern in einer Felshöhle wohnen. Sie gewahren den Knaben, nehmen ihn zu sich, nähren ihn mit Wurzeln und Kräutern. Kräftig wächst er heran und zu Waffen kommt er, als ein Schiff an den Felsen scheitert und ein Todter gewappnet ans Gestade getrieben wird. Die Greife überfallen den Königssohn, doch er wehrt sich erst mit Pfeilen, dann mit dem Schwert, und erlegt sie, alt' und junge. Hagen ist fortan ein kühner Jäger und schafft Speise genug herbei. Endlich entdecken sie wieder ein Schiff und Hagen ruft laut durch Wind und Wellengetös. Die Jungfraun, in junges Moos gekleidet, erscheinen den Schiffern zuerst als Meerwunder. Der Schiffherr fährt in einer Barke herbei, befragt die Unbekannten und nimmt sie auf ihre Bitte in das Schiff. Die Schiffleute sind Feinde von Hagens Vater, doch des Jünglings Stärke fürchtend, müssen sie ihn nach Irland führen. Die Mutter erkennt ihn an einem goldnen Kreuz auf der Brust; mit Freudenthränen wird er empfangen. Sein Vater überläßt ihm die Krone, und Hilde, die schönste der drei Jungfraun, wird seine Gemahlin.

Horand und Hilde.

Hettel, König zu Hegelingen, will sich vermählen. Man rühmt ihm die schöne Tochter des Königs von Irland, Hilde nach der Mutter genannt.

Aber ihr Vater, der wilde Hagen, duldet keine Werbung um sie und läßt die Boten hängen, die nach ihr gesandt werden. Fünf Helden, dem König Hettel verwandt und lehnpflichtig, Wate von Stormen, Horand und Frute von Dänemark, Morung von Nifland und Irolt von Ortland, bereiten sich, ihrem Herrn die Braut zu gewinnen. Das Hauptschiff wird herrlich ausgerüstet, von Cypressenholz ist es erbaut, die Wände mit Silber beschlagen, die Ruder mit Gold bewunden, Segel und Ankerseile von Seide, die Anker selbst von Silber. Frute führt einen Kram von kostbaren Waaren aller Art. Im Schiffsraum ist eine Schaar gewappneter Recken verborgen. In Irland angelandet, sagen sie aus, der gewaltige König Hettel habe sie von ihren Landen vertrieben und auf Kaufschiffen seien sie hergefahren. Reiche Geschenke darbringend, erbitten sie des Königs Schutz. Er nimmt sie willig auf und räumt ihnen Häuser in der Stadt ein. Frute schlägt seinen Kram auf, nie ward noch so wohlfeil verkauft, und wer ohne Kauf etwas begehrt, dem wird es gerne gegeben. Die junge Hilde wünscht die Gäste zu sehen, von deren Freigebigkeit sie so vieles hört. Da läßt der König die Fremden zu Hofe vor die Frauen kommen. Ihre Gebärde, ihr glänzender Anzug erregen Verwunderung. Ellenbreit ist Wates Bart (Z. 6043), seine greisen Locken sind in Gold gewunden. Die Frauen befragen ihn scherzend, was ihn besser bedünke, bei schönen Frauen zu sitzen oder in hartem Streite zu fechten. Der Streit, meint er, zieme sich besser für ihn. Auf dem Saal üben die Jünglinge sich in Kampfspielen. Wate stellt sich, als hätt' er niemals solches Fechten gesehen und gäb' er viel darum, es noch zu lernen. Aber der Schirmmeister, den Hagen herbeiruft, und dann der König selbst, erproben bald ihres Lehrknaben Meisterschaft. So, spricht Irolt, werd' in ihres Herren Lande täglich gefochten. Horand von Dänemark ist ein Meister des Gesanges. Abends und morgens singt er vor dem Hause so herrlich, daß die Frauen und König Hagen selbst an die Zinne treten. Die Vögel in den Büschen vergessen ihrer Töne, die Thiere des Waldes lassen ihre Weide stehn, das Gewürm im Grase kreucht nicht weiter, die Fische im Wasser schwimmen nicht fürder; die Glocken klingen nicht mehr so wohl, wie sonst; niemand bleibt seiner Sinne mächtig, den Trauernden schwindet ihr Leid, Kranke müsten genesen. Die Königstochter bescheidet den Sänger heimlich zu sich, er singt ihr noch die

schönste seiner Weisen und sagt ihr die Werbung seines Herrn. Hilde zeigt sich willig, wenn Horand ihr am Abend und am Morgen singen werde. Horand versichert, sein Herr habe täglich bei Hofe zwölf Sänger, die weit schöner singen, am schönsten aber der König selbst. Bald hernach nehmen die Gäste Abschied vom König Hagen; ihr Herr, sagen sie, habe nach ihnen gesandt und Sühne geboten. Der König, mit Frau und Tochter, geleitet sie zu den Schiffen. Hilde, wie sie mit Horand besprochen, geht mit ihren Jungfraun auf das Schiff, wo Frutes Kram zu schauen ist. Plötzlich werden die Anker gelöst, die Segel aufgezogen und die Gewappneten, die verborgen lagen, springen hervor. Der zürnende König und seine Mannen werfen umsonst ihre Speere nach; sie wollen zu Schiffe nacheilen, aber die Kiele werden durchlöchert gefunden. Die Gäste fahren mit der Braut dahin und schicken ihrem Herrn Botschaft voran. Hettel macht sich mit seinen Helden auf und empfängt Hilden am Gestade. Auf Blumen, unter seidnen Gezelten, lagern sich die Jungfraun. Aber Segel erscheinen auf dem Meere. König Hagen hat andre Schiffe ausgerüstet und fährt mit großem Heere der Tochter nach. Eine blutige Schlacht wird am Strande gekämpft. Hettel wird von Hagen verwundet, dieser von Wate. Hilde fleht für den Vater; da wird der Streit geschieden, der wilde Hagen versöhnt sich mit der Tochter und dem Eidam. Wate, der von einem wilden Weibe Heilkunst gelernt, heilt, auf Hildens Bitte, ihren Vater und die andern Verwundeten.

Gudrun.

Hettel und Hilde gewinnen zwei Kinder, einen Knaben, Ortwin, und eine Tochter, Gudrun. Als diese in das Alter kommt, in dem Jünglinge das Schwert empfangen, ist sie schöner, als je die Mutter war, und mächtige Fürsten werben um sie. Siegfried (Seifried) von Morland, vergeblichen Dienstes müde, zieht drohend ab. Hartmut, Sohn des Königs Ludwig von Normandie, sendet erst Boten nach ihr, denen sie versagt wird; dann kommt er selbst unerkannt an Hettels Hof. Er entdeckt sich Gudrunen, aber seine Schönheit hilft ihm nur so viel, daß die Jungfrau ihn wegeilen heißt, wenn er vor ihrem Vater das Leben behalten wolle. Auch Herwig von Seeland wird verschmäht, doch er

sammelt seine Mannen, zieht vor Hettels Burg und dringt kämpfend ein. Gudrun sieht mit Lust und Leid, wie Herwig Feuer aus Helmen schlägt. Hettel selbst bedauert, daß ihm ein solcher Held nicht zum Freunde gegönnt war. Da wird Friede gestiftet und Gudrun dem Helden anverlobt; in einem Jahre soll er sie heimführen. Als Siegfried von Morland solches erfahren, fällt er in Herwigs Land ein; Hettel zieht dem künftigen Eidam zu Hülfe.

Während so das Land der Hegelinge von Helden entblößt ist, kommen Hartmut und Ludwig von Normandie mit Schiffmacht angefahren, brechen die Burg und führen Gudrunen mit ihren Jungfrauen hinweg. Die Königin Hilde schickt Boten an Hettel und Herwig; diese machen sogleich Frieden mit Siegfried und er selbst hilft ihnen die Räuber zur See verfolgen. Auf einem Werder, dem Wülpensande, halten Hartmut und Ludwig Rast mit ihrer Beute; dort werden sie von den Hegelingen erreicht. In furchtbarer Schlacht fällt Hettel von Ludwigs Schwerte. In der Nacht schiffen die Normannen mit den Jungfrauen weiter. Die Hegelinge kehren heim; durch großen Verlust geschwächt, müssen sie die Rache verschieben, bis einst die verwaisten Kinder schwertmäßig sind. In Normandie wird Gudrun freudig empfangen. Sie soll nun mit Hartmut Krone tragen. Aber sie hält fest an Herwig und wendet sich ab von dem, dessen Vater den ihrigen erschlagen. Gerlind, die Mutter Hartmuts, hat zu der Werbung um Gudrunen gerathen; zürnend, daß ihr schöner Sohn verschmäht geworden, hat sie eifrig die Schiffreise gefördert; jetzt verspricht sie ihm, der Jungfrau Hoffarth zu brechen, indeß er auf neue Heerfahrten zieht. Gudruns edle Jungfrauen, die sonst Gold und Gestein in Seide wirkten, müssen Garn winden und spinnen; sie selbst, die Königstochter, muß den Ofen heizen, mit den Haaren den Staub abkehren, zuletzt in Wind und Schnee am Strande Kleider waschen. Hildeburg, auch eines Königs Tochter, mit Gudrunen gefangen, theilt freiwillig mit ihr die Arbeit. Dreizehn Jahre vergehen, da mahnt Frau Hilde die Helden, die ihr gelobt, den Gemahl noch zu rächen und die Tochter wiederzuholen. Sie rüsten ihre Schaaren und Schiffe. Nach stürmischer Fahrt erreichen sie die Küste von Normandie und landen, unbemerkt, an einem Walde. Herwig und Ortwin, Gudruns Bruder, machen sich auf, nach ihr zu forschen und das Land zu erkunden. Gudrun und Hildeburg waschen am Strande, da sehen sie einen schönen

Vogel herschwimmen. Es ist ein Bote von Gott, der ihnen mit menschlicher Stimme die nahe Ankunft der Freunde verkündet. Der Vogel verschwindet und die Jungfrauen, von der Botschaft sprechend, versäumen sich im Waschen. Darüber werden sie abends von Gerlinden gescholten. Am Morgen, als sie wieder zur Arbeit sollen, ist Schnee gefallen. Umsonst bitten sie die Königin um Schuhe; baarfuß müssen sie durch den Schnee zum Strande waten. Unter dem Waschen blicken sie oft sehnlich über die Flut hin. Sie gewahren zween Männer in einer Barke. Ihrer Schmach sich schämend, entweichen sie. Aber die beiden Männer, Herwig und Ortwin, springen aus der Barke und rufen sie zurück. Vor Frost beben die schönen Wäscherinnen, kalte Märzwinde haben ihnen die Haare zerweht; weiß, wie der Schnee, glänzt ihre Farbe durch die nassen Hemde. Die Männer bieten ihre Mäntel dar, aber Gudrun weist es ab. Noch erkennen sie einander nicht, obgleich die Herzen sich ahnen. Ortwin fragt nach den Fürsten des Landes und nach der Königstochter, die vor Jahren hergeführt worden. Die sei im Jammer gestorben, antwortet Gudrun. Da brechen die Thränen aus der Männer Augen. Doch bald wird ihnen Trost und Wonne. Gudrun und Herwig erkennen, eines an des andern Hand, die goldnen Ringe, womit sie sich verlobt sind. Herwig schließt sie in seine Arme. Dann scheiden die Männer, Hülfe verkündend, ehe morgen die Sonne scheine. Gudrun wirft die Wäsche in die Flut; nicht mehr will sie Gerlinden dienen, seit zween Könige sie geküsst und umfangen. Als sie zur Burg zurückkommt, will Gerlind sie mit Dornen züchtigen. Gudrun aber erklärt, wenn ihr die Strafe erlassen werde, wolle sie morgen Hartmuts werden. Freudig eilt dieser herbei. Gudrun und ihre Jungfrauen werden herrlich gekleidet und bewirtet. Die alte Königin allein fürchtet Unheil, als sie Gudrunen nach dreizehn Jahren zum ersten Male lachen sieht. Reiche Miethe verheißt Gudrun derjenigen ihrer Jungfrauen, die ihr den Morgen zuerst verkünden werde. Beim Aufgang des Morgensterns steht eine Jungfrau am Fenster; mit dem ersten Tagesschein und dem Glänzen des Wassers sieht sie das Gefild von Waffen leuchten und das Meer voll Segel; eilig weckt sie Gudrunen. Die Hegelinge sind in der Nacht dahergefahren, die Kleider mit Blut zu röthen, die Gudrun weiß gewaschen. Wate bläst sein Horn, daß die Eckfsteine fast aus der Mauer fallen. In der Schlacht, die jetzt vor der Burg beginnt, wird Ludwig

von Herwig erschlagen, Hartmut gefangen, mit achtzig Rittern; die andern alle kommen um. Wate erstürmt die Burg und schont auch der Kinder in der Wiege nicht, damit sie nicht zum Schaden erwachsen. Gerlinden, die sich zu Gudrunen flüchtet, reißt er hinweg und schlägt ihr das Haupt ab. So auch der jungen Herzogin Hergart, einst von Gudruns Gefolge, die Hartmuts Schenken genommen und viel Hoffarth getrieben. Ortrun aber, Hartmuts Schwester, die Gudrunen stets freundlich sich erwiesen, wird durch deren Fürbitte gerettet. Das Land wird verheert, die Burgen gebrochen. Nach solcher Vergeltung schiffen die Hegelinge sich wieder ein, mit Gudrunen und mit großer Beute. Hartmut und Ortrun werden gefangen mitgeführt. Horand und Morung bleiben in dem eroberten Lande zurück. Frau Hilde empfängt in Freuden ihre Tochter; der lange Haß wird versöhnt durch Vermählung Ortwins mit Ortrunen, und Hartmuts, dem sein Land wieder gegeben wird, mit der treuen Hildeburg. Siegfried von Morland erhält Herwigs Schwester. Herwig aber führt Gudrunen nach Seeland heim.

B. Nordische Gestaltung der Sage.

Quellen für diese sind:

1. Die Heldenlieder der ältern oder sämundischen Edda, welche in ihrer gegenwärtigen Gestalt großentheils dem achten Jahrhundert angehören. (W. Grimm, Heldensage S. 4.)

2. Die prosaische jüngere oder Snorros Edda, ein Lehr- und Handbuch der nordischen Poesie, welches, wenigstens theilweise, dem Isländer Snorro Sturleson, der von 1178—1241 lebte, zugeschrieben wird. Dasselbe gibt in Auszügen der alten Lieder und Sagen eine Übersicht der nordischen Mythologie, und auch der den deutschen verwandten Heldenkreise.

3. Die Wölsungen-Sage (Volsunga Saga), wahrscheinlich am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts abgefaßt.

Um die Quellenliteratur der nordischen Darstellung, wie früher die der deutschen, hier auf einmal zu erledigen, führe ich noch weitere Sagen und Lieder an, die ich zwar für die folgenden Umrisse nicht besonders benützen, wohl aber in den nachherigen Ausführungen darauf Bezug nehmen werde:

4. Norna Gests Sage, wahrscheinlich vom Anfange des vierzehnten Jahrhunderts.

5. Ragnar Lodbroks Saga, aus dem dreizehnten Jahrhundert.

6. Hedins und Högnis Saga (im deutschen Gudrunliede Hettel und Hagen), aus der letzten Hälfte des dreizehnten oder dem vierzehnten Jahrhundert.

7. Die faröischen Volkslieder von Sigurd und seinem Geschlechte, welche noch jetzt auf diesen entlegenen Inseln des Nordmeers zum Tanze gesungen werden.

Die nun folgenden Umrisse der nordischen Gestaltung unsrer Heldensage entsprechen dem, was wir aus der deutschen unter dem Namen der Nibelungen aufgeführt haben, mit Ausnahme des letzten, welcher den Hegelingen gegenübersteht.

Der Hort.

Die Asen Odin, Höner und Loke kommen auf ihrer Wanderung durch die Welt zu einem Wasserfalle, worin der Zwerg Andvare, in Gestalt eines Hechts, sich Speise zu fangen pflegt. Otter, Reidmars Sohn, hat eben dort, als Fischotter verwandelt, einen Lachs gefangen und verzehrt ihn blinzelnd. Loke wirft Ottern mit einem Steine todt und sie ziehen ihm den Balg ab. Abends suchen sie Herberge bei Reidmarn und zeigen ihm den Fang. Reidmar und seine Söhne, Fafne und Reigen, greifen die Asen und legen ihnen auf, zur Buße für Otter und zur Lösung ihrer Häupter, den Otterbalg mit Gold zu füllen, auch außen mit Gold zu bedecken. Die Asen senden Loken aus, das Gold herzuschaffen. Loke fängt im Wasserfalle mit dem erborgten Netze der Göttin Ran den Zwerg Andvare und dieser muß zur Lösung all sein Gold geben. Einen Ring noch hält er zurück (denn mit diesem konnt' er sich sein Gold wieder mehren), aber auch den nimmt ihm Loke. Da spricht der Zwerg einen Fluch über den Schatz aus. Die Asen stopfen nun den Otterbalg mit Gold, stellen ihn auf die Füße und decken ihn auch außen mit Gold. Reidmar sieht noch ein Barthaar der Otter und heißt auch das bedecken. Da zieht Odin den Ring hervor und bedeckt es damit. Loke verkündet Reidmarn und seinem Sohne Verderben. Fafne und Reigen verlangen von dem Vater Theil an der Buße.

Reidmar verweigert es. Dafür durchbohrt Fafne mit dem Schwerte den schlafenden Vater, nimmt alles Gold und versagt seinem Bruder Reigen den Antheil am Erbe. Auf Gnitaheide liegt er und hütet den Hort, in Gestalt eines Lindwurms, mit dem Ägishelm (Schreckenshelm), vor dem alles Lebende zittert. Reigen aber sinnt auf Rache.

Sigurd.

Sigurd, Sohn des Königs Siegmund von Frankenland, aus dem Heldengeschlechte der Wölsunge, lebt als Kind bei dem König Halfrek (in Dänemark). Seine Mutter Hiordis ist mit Alf, Halfreks Sohne, vermählt. Der kunstreiche Schmied Reigen, Reidmars Sohn, ist Sigurds Erzieher. Er reizt den Jüngling auf den Tod Fafnes und schmiedet ihm dazu aus den Stücken von Siegmunds zerbrochener Klinge, derselben, die einst Odin in den Stamm gestoßen, das Schwert Gram. Dieses ist so scharf, daß es, in den Strom gesteckt, einen Flock Wolle entzwei schneidet, der dagegen treibt. Sigurd aber will zuerst seinen Vater rächen, der im Kampfe gegen König Hundings Söhne gefallen. Er darf sich unter den Rossen des Königs Halfrek eines auswählen; da begegnet ihm im Walde ein alter Mann mit langem Barte, nach dessen Rath er dasjenige wählt, welches allein den reißenden Strom zu durchschwimmen vermag, Grani, von Odins Rosse Sleipnir stammend. König Halfrek gibt ihm auch Schiffsrüstung. Auf der Fahrt bricht ein Sturm herein; da steht ein Mann auf dem Berge, der sich mit Namen nennt, die nur Odin zukommen; er tritt in das Schiff, stillt das Ungewitter und gibt dem Jünglinge Kampflehren, wobei er die keilförmige Schlachtordnung als siegbringend bezeichnet. Sigurd schlägt eine große Schlacht, worin Lyngwi, Hundings Sohn, und dessen drei Brüder umkommen. Darnach zieht er mit Reigen auf die Gnitaheide, macht eine Grube in Fafnes Weg zum Wasser und stellt sich hinein. Der alte, langbärtige Mann aber kommt wieder zu ihm und räth ihm, gegen Reigens Hinterlist mehrere Gruben zu machen, damit das Blut ablaufen könne. Als nun der Lindwurm, giftsprühend, über die Grube kriecht, da stößt ihm Sigurd das Schwert ins Herz. Fafne schüttelt sich, schlägt um sich mit Haupt und Schweif und weissagt sterbend, das Gold werde Sigurds Tod sein. Reigen schneidet dem Wurme das Herz

aus, Sigurd soll es ihm braten. Dieser kostet den träufelnden Saft und versteht alsbald die Sprache der Vögel auf den Ästen. Sie rathen ihm, selbst das Herz zu essen, Reigen, der auf Verrath sinne, zu tödten und das Gold zu nehmen. Sigurd thut alles, was sie ihm gerathen, und füllt zwo Kisten von dem Golde. Dazu nimmt er den Ägishelm, den Goldpanzer und das Schwert Rotte. Er beladet damit sein Ross Grane, das ihm Odin selbst aus Halfreks Heerde kiesen half. Aber Grane will nicht von der Stelle, bis Sigurd ihm auf den Rücken steigt. Sigurd reitet aufwärts nach Hindarberg und lenkt dann südlich gen Frankenland. Auf einem Berge sieht er ein großes Licht, als lohte Feuer zum Himmel auf. Wie er hinzukommt, steht da eine Schildburg und darauf eine Fahne. Er geht hinein und findet einen Gepanzerten schlafend daliegen; doch als er diesem den Helm abnimmt, sieht er, daß es ein Weib ist. Mit dem Schwerte schneidet er den festliegenden Panzer los, da erwacht sie. Es ist die Walküre Brünhild, von Odin in Schlaf gesenkt, weil sie dem Feind eines Helden beistand, dem Odin Sieg verheißen. Nimmer soll sie fortan Sieg erkämpfen, sondern einem Manne vermählt werden. Dagegen hat sie das Gelübde gethan, keinem sich zu vermählen, der Furcht kenne. Dem Sigurd reicht sie jetzt das Horn voll Meths zum Gedächtnistrank und sie schwören sich Eide der Treue. Sie lehrt ihn Runen und andre Weisheit, auch frühen Tod statt ruhmloser Vergessenheit wählen. Von da kommt Sigurd mit dem Horte zu Giuki, einem König am Rheine. Des Königs Söhne, Gunnar, Högni und Guttorm schließen Freundschaft mit Sigurd und er zieht mit auf ihre Heerfahrten. Gudrun, Giukis Tochter, ist die herrlichste Jungfrau, aber Träume haben ihr Übles verkündet. Ihre Mutter, die zauberkundige Grimhild, sieht, wie sehr es ihrem Hause zu Statten käme, den Helden festzuhalten. Eines Abends reicht sie ihm das Horn mit einem Zaubertranke. Davon vergißt er Brünhilden und nimmt Gudrunen zur Frau. Gunnar aber will um Brünhilden werben und Sigurd reitet mit ihm aus. Brünhilds Burg ist rings von Feuer umwallt und den allein will sie haben, der durch die Flamme reitet. Gunnar spornt sein Ross, aber es stutzt vor dem Feuer. Er bittet Sigurden, ihm den Grane zu leihen, aber auch dieser will nicht vorwärts. Da vertauscht Sigurd mit Gunnarn die Gestalt, Grane erkennt die Sporen seines Herrn; das Schwert in der Hand, sprengt Sigurd durch die Flamme. Die Erde

bebt, das Feuer wallt brausend zum Himmel, dann erlischt es. In Gunnars Gestalt steht der Held, auf sein Schwert gestützt, vor Brünhilden, die gewappnet dasitzt. Zweifelmüthig schwankt sie auf ihrem Sitze, wie ein Schwan auf den Wogen. Doch er mahnt sie, daß sie dem zu folgen gelobt, der das Feuer durchreiten würde. Drei Nächte bleibt er und theilt ihr Lager, aber sein Schwert liegt zwischen beiden. Sie wechseln die Ringe und bald wird Gunnars Hochzeit mit Brünhilden gefeiert. Jetzt erst erwacht in Sigurd die Erinnerung an die Eide, die er einst mit ihr geschworen; doch hält er sich schweigend. Einst gehen Brünhild und Gudrun zum Rhein, ihre Haare zu waschen. Brünhild tritt höher hinauf am Strome, sich rühmend, daß ihr Mann der bessere sei. Zank erhebt sich zwischen den Frauen über den Werth und die Thaten ihrer Männer. Da sagt Gudrun, daß Sigurd es war, der durch das Feuer ritt, bei Brünhilden verweilte und ihren Ring empfieng. Sie zeigt das Kleinod, Brünhild aber wird todesblaß und geht schweigend heim. Sieben Tage liegt sie wie im Schlafe; doch sie schläft nicht, sie sinnt auf Unheil. Sigurds Tod verlangt sie von Gunnarn oder sie will nicht länger mit ihm leben. Högni widerräth; zuletzt wird Guttorm, der jüngste Bruder, der fern war, als die Eide mit Sigurd geschworen wurden, zum Morde gereizt. Schlange und Wolfsfleisch wird ihm zu essen gegeben, daß er grimmig werde. Er geht hinein zu Sigurd, Morgens, als dieser im Bette ruht; doch als Sigurd mit seinen scharfen Augen ihn anblickt, entweicht er; so zum andernmal; das drittemal aber ist Sigurd eingeschlafen, da durchsticht ihn Guttorm mit dem Schwerte. Sigurd erwacht und wirft dem Mörder das Schwert nach, das den Fliehenden in der Thüre so entzwei schlägt, daß Haupt und Hände vorwärts, die Füße aber in die Kammer zurückfallen. Gudrun, die an Sigurds Seite schlief, erwacht, in seinem Blute schwimmend. Einen Seufzer stößt sie aus, Sigurd sein Leben. Angstvoll schlägt sie die Hände zusammen, daß die Ross' im Stalle sich regen und das Geflügel im Hofe kreischt. Da lacht Brünhild einmal von ganzem Herzen, als Gudruns Schreien bis zu ihrem Bette schallt.

Gudrun sitzt über Sigurds Leiche; sie weint nicht, wie andre Weiber, aber sie ist nahe daran, zu zerspringen vor Harm. Männer und Frauen kommen, sie zu trösten. Die Frauen erzählen jede ihr eigenes Leid, das bitterste, das sie erlebt; wie sie Männer, Kinder, Geschwister, auf der

Walstatt, auf dem Meere, verloren, Gefangenschaft und Knechtschaft erduldet; doch nimmer kann Gudrun weinen, steinharten Sinnes sitzt sie bei der Leiche. Da schwingt Gullrönd, Giukes Tochter, das Tuch ab von Sigurd. Auf schaut Gudrun einmal, sieht des Helden Haare blutberonnen, die klaren Augen erloschen, die Brust vom Schwerte durchbohrt. Da sinkt sie nieder aufs Polster, ihr Hauptschmuck löst sich, die Wange röthet sich, ein Regentropfen rinnt nieder auf ihr Knie.

Brünhild aber will nicht länger leben, umsonst legt Gunnar seine Hände um ihren Hals. Sie sticht sich das Schwert ins Herz und bittet noch sterbend, daß sie an Sigurds Seite verbrannt werde, das Schwert zwischen beiden, wie vormals.

Atlis Gastmahl.

Nach Sigurds Tode wird Gudrun mit Atli, dem mächtigen König in Hunaland, Brünhilds Bruder, vermählt. Diesen lüstet nach Sigurds Golde, das Gudruns Brüder behielten, und er ladet sie verrätherisch zum Gastmahl. Vergeblich sucht Gudrun durch Runen und andre Zeichen, die sie den Boten mitgibt, ihre Brüder zu warnen; vergeblich erzählen die Frauen unheilvolle Träume. Gunnar und Högni mit ihrem Gefolge steigen zu Schiffe, sie rudern so heftig, daß die Wirbel zerbrechen. Als sie ans Land kommen, befestigen sie das Schiff nicht und reiten nach Atlis Burg. König Atli schaart sein Volk zum Streite und fordert den Hort, den Sigurd gehabt und der jetzt Gudrunen gehöre. Aber jene verweigern ihn und nun erhebt sich ein harter Kampf. Gudrun waffnet sich und ficht an ihrer Brüder Seite. Der Kampf endet so, daß alles Volk der Brüder fällt und zuletzt sie beide durch Übermacht gebunden werden. Atli verlangt, daß Gunnar das Gold ansage, wenn er das Leben behalten wolle. Gunnar will zuvor das blutige Herz seines Bruders sehen. Dem Knechte Hialli wird das Herz ausgeschnitten und vor Gunnarn gebracht, aber am Zittern dieses Herzens erkennt er, daß es nicht des kühnen Högnis sei. Nun läßt Atli dem Högni selbst das Herz ausschneiden; dieser lacht, während er die Qual erleidet. Das Herz wird Gunnarn gezeigt und er erkennt es, denn es bebt so wenig, als da es in Högnis Brust lag. Nun weiß Gunnar allein, wo das Gold ist, und nimmer sagt ers aus. Da wird er in einen Schlangenhof

gesetzt, die Hände festgebunden. Gudrun sendet ihm eine Harfe, die er mit den Zehen so kunstreich schlägt, daß alle Würme einschlafen, außer einer Natter, die ihn tödtlich ins Herz sticht. Atli will sich mit Gudrun versöhnen, eine Todtenfeier wird für ihre Brüder und für des Königs Mannen bereitet. Am Abend aber tödtet Gudrun ihre und Atlis beide Söhne, als sie auf der Bank spielen. Die Schädel der Knaben setzt sie dem König als Becher vor, läßt ihn daraus ihr Blut unter dem Weine trinken und gibt ihm ihre Herzen zu essen. In der Nacht aber ersticht sie ihn im Schlafe; an den Saal, wo Atlis Hofmänner liegen, läßt sie Feuer legen, und, mit Schrecken erwacht, erschlagen diese einander selbst.

Schwanhild.

Nach solcher That will Gudrun nicht länger leben, sie nimmt Steine in den Busen und springt in die See; aber starke Wogen heben sie empor und tragen sie zu der Burg des Königs Jonakur. Dieser nimmt sie zur Frau und ihre Kinder sind Hamdir, Sörli und Erp. Von Sigurd aber hat Gudrun eine Tochter, die Schwanhild heißt, an Schönheit vor andern Frauen ragend, wie die Sonne vor andrem Gestirn. Jörmunrek (Ermenrich), ein gewaltiger König, läßt durch seinen Sohn Randver und seinen Rathgeber Bicki (Sibich) um Schwanhild werben. Sie wird den Boten übergeben und zu Schiffe hingeführt. Der Königssohn sitzt bei ihr im Oberraume des Schiffes. Da spricht Bicki zu Randver, ziemlicher wäre für ihn die schöne Frau, als für den alten Mann. Als sie aber heimgekommen, sagt er dem Könige, Randver habe der Braut volle Gunst genossen. Der zürnende König läßt seinen Sohn zum Galgen führen. Randver nimmt einen Habicht, rupft ihm die Federn aus und schickt ihn so dem Vater. Dieser erkennt in dem Vogel ein Zeichen, wie er selbst aller Ehren entkleidet sei, und will den Sohn noch retten. Aber Bicki hat betrieben, daß Randver bereits todt ist. Jetzt reizt er den König gegen Schwanhilden. Sie wird im Burgthore gebunden, von Rossen soll sie zertreten werden. Als sie aber die Augen aufschlägt, wagen die Rosse nicht, auf sie zu treten. Da läßt Bicki ihr das Haupt verhüllen und so verliert sie das Leben.

Gudruns Söhne.

Gudrun mahnt ihre Söhne, die Schwester zu rächen. Hamdir und Sörli ziehen aus, wohl gewappnet, daß kein Eisen durchdringt; aber zumeist vor Steinen heißt die Mutter sie auf der Hut sein. Auf dem Wege finden sie ihren Bruder Erp und fragen: wie er ihnen helfen werde? Er antwortet: Wie die Hand der Hand oder der Fuß dem Fuße. Unzufrieden damit, erschlagen sie den Bruder. Bald aber strauchelt Hamdir und stützt die Hände unter, Sörli gleitet mit dem einen Fuß und wäre gefallen, hätt' er sich nicht auf beide gestützt; da gestehen sie, daß sie übel an ihrem Bruder gethan. Sie gehen vor König Jörmunrek und fallen ihn an. Hamdir haut ihm beide Hände ab, Sörli beide Füße. Ab müste nun das Haupt, wenn Erp lebte. Nun dringen die Männer auf sie ein, sie aber wehren sich tapfer. Kein Eisen haftet auf ihnen, da räth ein alter, einäugiger Mann, sie mit Steinen zu werfen. So werden sie getödtet.

Aslög.

Aslög, Sigurds Tochter von Brünhild, ist drei Winter alt, als ihre Eltern sterben. Heimer, ihr Pflegvater, fürchtet, daß man sie suchen werde, um das ganze Geschlecht zu vertilgen. Er verbirgt das Mägdlein, sammt manchen Kleinoden, in einer Harfe und trägt es so von dannen. Wenn es weint, schlägt er die Harfe und schweigt es damit. In Norwegen kehrt er in einem kleinen Gehöft ein, wo ein alter Bauer mit seinem Weibe wohnt. Der Mann ist im Walde; das Weib zündet dem Wandrer ein Feuer an, und als er die Harfe neben sich niedersetzt, bemerkt sie den Zipfel eines kostbaren Kleides, der aus der Harfe hervorsteht; als Heimer sich am Feuer wärmt, sieht sie einen Goldring unter seinem schlechten Gewande vorscheinen. Sie führt ihn darauf in eine Scheune, wo er die Nacht schlafen soll. Als nun ihr Mann nach Hause kommt, reizt sie ihn auf den Tod des Fremdlings, um seinen Schatz zu gewinnen. Sie gehen in die Scheune, das Weib nimmt die Harfe weg und der Mann schlägt Heimern mit der Axt. Im Verscheiden erhebt dieser so lautes Geschrei, daß das Gebäude einstürzt und die Erde bebt. Der Bauer und sein Weib wissen die Harfe

nicht anders zu öffnen, als indem sie dieselbe zerbrechen. Da finden sie das Kind. Sie geben es für ihre Tochter aus und ziehen es als solche auf. Aslög hütet die Ziegen, als König Ragnar Lodbrok sie findet; von ihrer Schönheit ergriffen, erhebt er sie zu seiner Gemahlin und zur Stammmutter nordischer Könige.

Hilde.

Hedin, König Hiarandis Sohn, entführt Hilden, des Königs Högni Tochter, während Högni nicht zu Haus ist. Als dieser es erfährt, will er Hedin mit Schiffsmacht aufsuchen und findet ihn mit einem zahlreichen Heer auf Haey (einer der Orkaden). Hilde geht zu ihrem Vater und bietet ihm in Hedins Namen Frieden an, setzt aber hinzu, daß Hedin zum Kampfe bereit sei und nichts weiter geben werde. Sie geht dann wieder zu Hedin und sagt, daß Högni den Frieden verwerfe, weshalb sie ihn ermahne, sich zur Schlacht zu rüsten. Beide steigen ans Land und ordnen ihre Heere. Hedin ruft seinen Schwäher an, bietet ihm Frieden und viel Goldes zur Buße. „Zu spät!" sagt Högni; „schon hab' ich Dainsleif aus der Scheide gezogen, das Menschen tödten muß, so oft es bloß ist, und keine Wunde, die es schlägt, ist heilbar." Sie beginnen den Streit und schlagen den ganzen Tag. Am Abend gehen die Könige zu Schiff, aber Hilde geht in der Nacht zur Walstatt und weckt durch Zauberkunst alle auf, die getödtet waren. Den andern Tag gehen die Könige zum Schlachtfeld und es kämpfen auch alle, die den vorigen Tag fielen. So dauert der Kampf Tag für Tag, und alle Männer, die fallen, und alle Waffen, die auf dem Felde liegen, werden (Nachts) zu Steinen; aber wenn es tagt, stehen alle Todten auf und die Waffen werden neu. Bis zum Weltuntergange soll dieses fortwähren.

II. Erklärung der Heldensage.

Die Alten pflegten mittelst erhabener Arbeit auf Steintafeln ihrer Jugend die Gestalten des epischen Cyclus anschaulich zu machen. Eine solche tabula iliaca hat die Inschrift: „Merke dir frühzeitig die Ordnung Homers, damit, wenn du belehrt bist, du das Maaß aller Weisheit

inne habest!" Ich habe versucht, Ihnen die Bildertafel der deutschen Heldensage aufzustellen. Unsre Zeit wird von der Erklärung eines epischen Kreises nicht das volle Maaß der Weisheit erwarten. Aber das habe ich mittelst der gegebenen Umrisse zu erreichen gesucht, daß die Anschauung der Bilder nun auch die Deutung derselben aus der Kunde des germanischen Alterthums wünschenswerth gemacht haben möchte.

Es wird zwar, wie ich hoffe, diesen unverfälscht wiedergegebenen Sagenbildern eine poetische Geltung für sich nicht abzusprechen sein, sie werden sich durch ihr bloßes Dasein als Erzeugnisse dichterischer Schöpfungskraft kund gethan haben. Diese poetische Geltung kann auch, wo sie fehlt, durch keine antiquarische Erklärung begründet oder ersetzt, wohl aber, wo sie vorhanden ist, durch ergänzende Nachweisung der Zusammenhänge und durch nähere Beleuchtung des Einzelnen gehoben und verstärkt werden.

Die Fragen, welche sich bei Betrachtung der Bilder aufwerfen, die Beziehungen, welche vorzüglich zur Erläuterung auffordern, dürften sich auf folgende Hauptpuncte zurückführen lassen:

1. Die geschichtlichen Namen, die geographischen Bezeichnungen, welche dem Nachdenken die erste Handhabe darzubieten scheinen, führen sie auf einen wirklichen, innern Zusammenhang der Sage mit historischen Personen und Ereignissen? ist die Dichtung aus dem Grunde der Geschichte entsprossen oder hat sie ihrerseits sich des geschichtlichen Stoffes bemächtigt? wie dachte man hierüber in den Zeiten selbst, in welchen die Sage lebendig war?

2. Die Lieder zeigen uns aber auch, gerad als Gegenseite des Geschichtlichen, einen bedeutenden Vorrath offenbar fabelhafter, mythischer Erscheinungen. Außer den Asen und Walküren der nordischen Darstellung, stoßen wir überall auf Riesen, Zwerge, Drachen, Meerweiber, dämonische Abkunft der Helden, Verzauberungen u. s. f. Wo sind nun diese Mythen ursprünglich zu Hause? stehen sie, auch wo sie abgerissen und verdunkelt erscheinen, doch in größern mythologischen Zusammenhängen? sind sie die Hieroglyphik untergegangener Glaubenslehren und welcher? liegt in ihnen der Kern und die Bedeutung dieser ganzen Sagenpoesie?

3. Es treten ferner in unsern Heldenliedern menschliche Charaktere, Gesinnungen, Sitten und Einrichtungen von scharfem und doch oft

fremdartigem Gepräge hervor; lassen nun die einzelnen Züge sich zu einem bestimmten Umkreis des geselligen und sittlichen Zustandes zusammenfassen? ist in ihnen eine bewegende Idee nachzuweisen? entsprechen sie dem, was uns die geschichtliche Kenntnis des vaterländischen Alterthums darbietet und ist hiernach das Ethische der Gedichte wirklich in Leben und Sitte germanischer Vorzeit begründet?

4. Endlich haben wir uns auf eine gegebene Anzahl von Liedern und Sagen bezogen; der Inhalt dieser, den wir in Umrissen dargelegt, muß seinen bestimmten poetischen Ausdruck gehabt haben. Hier fragt es sich nun um alles dasjenige, was wir unter den Formen der Poesie im weitesten Sinne begreifen: von dem Technischen an, der Art des Vortrags, der Versweise, dem Stil, bis zu der Fortbildung und Anordnung des gesammten Sagenstoffes zu einem in sich abgerundeten Ganzen und zu einzelnen, unter sich zusammenhängenden Dichtwerken; es fragt sich hiebei sowohl um das Gemeinsame dieser poetischen Bildungen, als um die besondre Beschaffenheit der einzelnen Erzeugnisse.

Die Erklärung der Heldensage versuchen wir demnach in 4 Abtheilungen und erörtern in diesen:

1. Das Geschichtliche und Örtliche.
2. Das Mythische.
3. Das Ethische oder die Begründung in Leben und Sitte der Zeit.
4. Die Formen.

Von den zahlreichen Schriften, welche zur Erläuterung des deutschen Epos, namentlich in Beziehung auf das Lied der Nibelunge, erschienen sind, bemerke ich vorerst nur diejenigen, welche sich mehr über den ganzen Sagenkreis, nicht bloß über eine besondre Seite desselben, die historische, mythische u. s. w. verbreiten.

Die Hauptschrift ist:

Die deutsche Heldensage von Wilhelm Grimm. Göttingen 1829.

Der Verfasser hat schon in der gemeinschaftlich mit seinem Bruder herausgegebenen Zeitschrift: Altdeutsche Wälder, B. I. Cassel 1813. S. 195 ff. eine Sammlung der Zeugnisse über die deutsche Heldensage, und einen Nachtrag hiezu B. III. Frankfurt 1817. S. 252 ff. gegeben. Dort hat er aber nur die äußern Zeugnisse zusammengestellt, d. h. was sich außerhalb der deutschen Heldendichtungen selbst, von der frühesten Zeit bis in das sechzehnte Jahrhundert, über Gegenstände dieses Sagen-

kreises gesagt findet, oder was je eine dieser Dichtungen vom Inhalt andrer berührt. In dem neuen Werke hat er nun nicht bloß die äußern Zeugnisse ergänzt, sondern auch die innern damit verbunden, dasjenige nemlich, was die Dichtungen selbst über ihre Quelle aussagen oder schließen lassen, auch was sie über Genealogie, Heimath und Attribute der Helden unter sich Abweichendes enthalten und wodurch sie eben auf vorangegangene Umbildung hinweisen. Dieser Zusammenstellung der Zeugnisse ist noch eine Abhandlung über Ursprung und Fortbildung der Heldensage beigefügt, welche mit inhaltreicher Gedrängtheit die bedeutendsten Gesichtspuncte, welche hiebei in Frage kommen, aushebt und aus der sachkundigsten Betrachtung der Denkmäler selbst erörtert. Die Grundsätze sind einfach und klar, die Ergebnisse ungezwungen. Man kann daher, auch wo man abweichender Meinung ist, das Verhältnis zu des Verfassers Ansichten überall genau bezeichnen. Das ist jedoch zu bemerken, daß dieses Buch, um seinen Nutzen zu erweisen, die nähere Bekanntschaft mit den Dichtungen schon voraussetzt.

Fast gleichzeitig mit Grimms Werke ist eine kleinere Schrift herausgekommen:

Das Heldenbuch und die Nibelungen. Grundriß zu Vorlesungen von Karl Rosenkranz. Halle 1829.

In dieser Schrift können diejenigen, welche mit dem Gegenstande noch nicht näher bekannt sind, manches Belehrende finden.

1. Geschichtliches und Örtliches.

Was uns in der Heldensage zuerst auf geschichtliche Beziehungen hinweist und wodurch sie selbst den Anspruch macht, für geschichtliche Überlieferung zu gelten, das sind bedeutende Königsnamen, welche, wie sie in den Liedern voranstehn, so auch in der Völkergeschichte vorleuchten. Diese sind: Etzel, der gewaltige Hunnenkönig; Ermenrich und Dietrich, Dietmars Sohn, die Amelunge; Gunther, König der Burgunden. In Etzeln erscheint Attila, der Welteroberer, der anfangs mit seinem Bruder Bleda, in den Liedern Blödel, die Herrschaft getheilt.[1] In den deutschen Reimchroniken des Mittelalters wird Attila

[1] Lachm. Krit. d. Sag. v. d. Nib. 3 [zu den Nibel. S. 334]: Seine Gemahlin Hercha, bei Priscus Κρέκα oder ἡ Ῥέκαν.

stets Etzel genannt und umgekehrt ist in dem lateinischen Heldengedichte von Walthers Flucht der Etzel der deutschen Lieder mit dem geschichtlichen Namen Attila bezeichnet. Ermenrich ist Ermanarich, der erste mächtige König der Ostgothen. Dietrich, Dietmars Sohn, ist Theoderich, Theodemirs Sohn, Gründer des ostgothischen Reiches in Italien. Beide, Ermanarich und Theoderich, stammten aus dem Königsgeschlechte der Amalen, Amelunge. In Gunthern erkennen wir den Gundicar der Geschichtschreiber, der das Reich der Burgunden in Gallien gestiftet, aber mit Stamm und Volk von den Hunnen unter Attila vertilgt wurde, denselben, der im burgundischen Gesetzbuche als Gundahar zugleich mit Gibica und Gislahar genannt wird, gerade wie in den Liedern Gibich und Giselher, als Vater und Bruder, Gunthern zur Seite stehen.

Vertheilt sich gleich die Erscheinung dieser Könige in der Geschichte auf einen Zeitraum von nahe zweihundert Jahren (Ermanarich st. 376, Gundicar 450, Attila 453, Theoderich ist geb. 453 oder 456, gest. 526), so hebt dieses doch die geschichtliche Beziehung nicht auf. Einzelne sind wirklich Zeitgenossen (Attila und Gundicar), alle aber gehören einer Epoche, einer großen Weltbewegung an, jener langen Gährung von Völkerzügen und Völkerkämpfen, woraus die neue, germanische Zeit hervorgieng. Sie waren, hell oder blutig glänzend, die Sterne ihrer Volksstämme, und so stehen auch in der Sage ihre Namen, als die rechten Königsnamen, bezeichnend und vertretend, je an der Spitze des angehörigen Stammes. Sind daher sonst in ihr, in den größern Zügen, die Verbindungen und Gegensätze der Völker und ihre gewaltigen Schicksale richtig aufgefaßt und nachgefühlt, so wird uns nichts hindern, jene Heldennamen als geschichtliche Denksäulen anzuerkennen.

Wir versuchen es, nach diesem Gesichtspuncte die Sage mit dem Entsprechenden in der Geschichte näher zusammenzustellen.

Als geschichtliche Hülfsmittel sind im Folgenden vorzüglich gebraucht:

Mascou, Gesch. d. Teutschen bis zu Anfange der fränkischen Monarchie. 2 Thle. Leipzig 1726. 4. Manso, Gesch. d. ostgothischen Reiches in Italien. Breslau 1824. 8.

Bevor noch die gothischen Völkerschaften in das westliche Römergebiet einbrachen, hatten sie selbst sich in zwei Reiche, das ostgothische und das westgothische, gespalten. Erster König der abgesonderten

Ostgothen war jener Ermanarich, der in großen Kämpfen viele Volksstämme unter seiner Herrschaft vereinigte, weshalb er dem großen Alexander verglichen wird.

Jornandes, der, selbst ein Gothe, um 552 das kleine Werk de rebus geticis schrieb, sagt C. 23:

Gothorum rege Geberich rebus excedente humanis, post temporis aliquod spatium Ermanaricus, nobilissimus Amalorum, in regno successit, qui multas ac bellicosissimas arctoas gentes perdomuit et suis parere legibus fecit. Quem merito nonnulli Alexandro Magno comparavere majores.

Als darauf die Hunnen, aus den Steppen Nordasiens zahllos hervorbrechend und den Völkerzügen nach dem Westen den gewaltsamen Anstoß gebend, sich auf die Ostgothen warfen, da gab der alte Ermanarich, der den Sturm nicht zu beschwören vermochte, sich freiwillig den Tod.

Ammianus Marcellinus, ein Zeitgenosse dieser Ereignisse (nach Chr. 375) erzählt rer. gest. l. 31, c. 3:

Igitur Hunni . . . Ermenrichi late patentes et uberes pagos repentino impetu perruperunt, bellicosissimi regis, et per multa variaque, fortiter facta vicinis nationibus formidati. Qui vi subitæ procellæ perculsus, quamvis manere fundatus et stabilis diu conatus est, impendentium tamen diritatem augente vulgatius fama, magnorum discriminum metum voluntaria morte sedavit.

Die Ostgothen, nach fruchtlosem Widerstande, sind fortan, obwohl unter eigenen Königen, den Hunnen pflichtig, wie späterhin so manche deutsche Volksstämme. Darum, als mit Attila die hunnische Herrschaft ihre höchste Macht und weiteste Ausdehnung erreicht hat, schreiten in seinem Zuge nach Gallien, auch die Ostgothen, auf deren Könige er besondres Vertrauen setzt, von den königlichen Brüdern aus Amalerstamme, Theodemir (Dietmar, Dietrichs Vater) und Widemir geführt (Mascou, 1, 430. N. 2), sammt Thüringern und andern deutschen Namens. Die sich dem Eroberer entgegenstellen, wie Gundicar mit den Burgunden, werden vertilgt, bis in der catalaunischen Völkerschlacht, wo auf Attilas Seite die Ostgothen, auf römischer ihre Stammgenossen, die Westgothen, kämpfen, durch die entscheidende Tapferkeit der letztern, die hunnische Strömung gegen Westen zum Stillstand und zur Umkehr gebracht wird.

Über den Antheil der Ostgothen an dieser berühmten Schlacht sagt Jornandes C. 38 u. a.:

Cornua vero ejus [Attilæ] multiplices populi et diversæ nationes, quas ditioni suæ subdiderat, ambiebant. Inter quos Ostrogotharum præeminebat exercitus, Walamire et Theodemire et Widemire germanis ductantibus, ipso etiam rege, cui tunc serviebant, nobilioribus: quia Amalorum generis eos potentia illustrabat.

(Man sieht die hohe Meinung des gothischen Geschichtschreibers von dem Stamme der Amalen, mit dem Jornandes selbst, C. 50, sich einiger Verwandtschaft rühmt.)

In den Liedern nun ist Etzel, der König von Hünenland, ein gewaltiger Vogt über viele Könige und Fürsten, deren Länder er bezwungen hat und die mit Furcht ihm unterthan sind. In den Donaustädten Gran (Nib. Z. 6002. [Str. 1437.] Dietr. Fl. 4529. 7871) und Etzelburg [1] (vermuthlich Ofen; Nib. 5529. [Str. 1319.] Dietr. Fl. 4645. 7220) ist sein Hofhalt, da findet man allezeit die kühnsten Recken, als Lehnsmannen, Geisel oder Schützlinge, Christen und Heiden von gar mancherlei Sprachen. [2] So hört an Attilas Hofe der Zeitgenosse Priscus lateinisch, hunnisch und gothisch sprechen (Masc. I, 425. 426. Not. b). Etzels Boten fahren ohne Geleite sicher auf den Wegen, denn man fürchtet ihres Herren Zorn. Bei der Werbung um Kriemhilden läßt er ihr zwölf mächtige Kronen bieten und dreißig Fürstenlande. Als seine Mannen, die Braut einholend, durch Österreich reiten, da stäubt die Straße vier Tage lang, als ob es bränne; und als nun Etzel selbst ihr entgegenzieht, da reiten vor ihm Reußen, Griechen, Polen, auf schnellen Rossen sich tummelnd, die von Kiew und die wilden Petschenegen (Peschenære), mit starkgezogenen Pfeilen die Vögel im Fluge schießend, Walachen, selbst wie fliegende Vögel, Hünen, Dänen, Thüringer, Amelunge, ritterliche Speerbrecher. Wohl vier und zwanzig Fürsten reiten bei dem Könige, darunter Hawart von Dänemark und Iring sein Mann, Irnfried von Thüringen und Dietrich von Bern. (Irmenfried, Hermenefried, der letzte König von Thüringen, ist auch historisch gleichzeitig mit dem

1 Über den Hauptsitz von Attilas Reiche siehe Masc. I, 425.

2 Nib. 5365. Lachm. 1278:

Von vil maneger sprâche sach man ûf den wegen
vor Etzelen rîten manegen küenen degen,
von kristen und von heiden manege wîte schare.

ostgothischen Theoderich, mit dessen Schwestertocher Amalaberg er vermählt war.) Als sie dann auf der Donau sich einschiffen, wird das Wasser verdeckt von Ross und Mann, als ob die Erde schwämme; über die Schiffe, die man zusammengeschlossen, sind Zelte gespannt, als wär es Land und Feld.

Wenn unter den aufgezählten Völkern, besonders den slavischen, manche genannt sind, die mit diesen Namen erst lange nach Attila in der Geschichte auftreten, wenn das Land der Hunnen schon Ungarn genannt wird (Nib. Z. 4661. 5505. [Str. 1313]), wenn Städte weit späteren Ursprungs schon hier blühen, so hat mit diesen Bezeichnungen, die an die Stelle älterer getreten, die fortlebende Sage je nach den Begriffen der Zeit die örtlichen und geschichtlichen Verhältnisse veranschaulicht. Die Grundverhältnisse aber sind unter dem Wechsel der Namen geblieben, Hauptsitz und Ausdehnung des hunnischen Reiches, scharfer Unterschied der Hauptstämme, Schwanken deutscher Völkerschaften zwischen Kampf und abgenöthigtem Bündnis mit den Hunnen. Wie die deutschen Stämme, die mit Attila zogen, doch ihre Selbständigkeit nicht ganz verloren hatten (Manso S. 11) und zumal die Ostgothen bei ihm angesehen waren, so läßt er auch im Liede Christen und Heiden je nach ihrer Satzung leben (Nib. Z. 5353—6. [Str. 1275]); er schlägt seine Hunnen verächtlich mit dem Schwerte zurück (Nib. Z. 7621—3. [Str. 1832]), während er den Amelungen hohe Achtung zollt.

Erscheint in dem lateinischen Gedichte von Walthers Flucht, aus dem 10ten Jahrhundert, die Schilderung der Örtlichkeiten und der Sitten an Attilas Hofe geschichtlich treuer, als in den deutschen Liedern, stimmt sie namentlich mit der Erzählung des Augenzeugen Priscus oft auffallend überein, so muß man diese größere Genauigkeit im Einzelnen nicht der lebendigen Überlieferung, sondern der Belesenheit des Verfassers in den Geschichtbüchern zuschreiben.

Das Verhältnis der Hunnen zu den Gothen (Amelungen) ist auch in den Liedern feindlich und freundlich zugleich. Hunnische Heere kämpfen in großen und siegreichen Schlachten gegen den mächtigen Kaiser Ermenrich, wie sie in der Geschichte dem Reiche Ermanarichs ein Ende machen; Dietrich von Bern dagegen, Dietmars Sohn, ist König Etzels Schützling, ficht aber dafür, wie geschichtlich sein Vater und seine Oheime, an der Seite der Hunnen im entscheidenden Kampf und gilt, gleich jenen, für eine Stütze des Hunnenreichs. „Verlieren wir

Dietrichen, heißt es im Liede (Schlacht v. Raben Str. 1083. Rüdiger zu Helche Str. 1082. 1095 f. 1131), des haben wir immer Schaden in hunnischen Reichen."

Betrachten wir ferner das Schicksal des Amelungenreiches in sich! Der Name Amelunge bezeichnet zwar zunächst das Königsgeschlecht, dem Ermenrich ebenso wohl, als Dietrich, angehört, gerade wie in der Geschichte Ermanarich und Theoderich beide dem ostgothischen Königsstamme der Amalen entsprossen sind. In weiterer Ausdehnung aber gebrauchen die Lieder das Wort Amelunge überall auch für Volk und Land, worüber jene Könige herrschen. Sie kennen überhaupt zur Bezeichnung der Gothen nur dieses Wort, wie denn auch der Name Amalen in der Stammtafel der Könige dieses Geschlechts (Masc. II, 91) über die Zeit der Trennung der Ostgothen von den Westgothen, die dem Königshause der Balden folgten, hinausreicht. Jornandes C. 14 giebt diese Stammtafel, ut ipsi suis fabulis ferunt und darin wird genannt: Amala, a quo et origo Amalorum decurrit. In A. W. Schlegels ind. Bibl. B. I, S. 2. Nr. 5. §. 1 [1, 233] wird, nach der Bedeutung, welche das Wort amala im Sanscrit habe, das Geschlecht der Amalen als das ohne Mal oder Mackel erklärt (Manso S. 11). J. Grimm [Gramm. 2, 1017] zieht dieses aus Gründen der gothischen Sprache in Widerspruch. Dieser große Zwiespalt im Innern des Gothenstammes hat nun in den vielbesungenen Kämpfen der Blutsverwandten Ermenrich und Dietrich sein Gegenbild. Ermanarich wird vom Geschichtschreiber als Urheber jener Spaltung bezeichnet. Jornandes C. 48: Ostrogothæ Ermanarici regis sui decessione a Vesegothis divisi. Er ist der erste König der abgesonderten Ostgothen und hat selbst in vielen Kämpfen sein Reich gegründet, das den Hunnen unterliegt; und so ist er als Sagenheld der unselige Stifter der Entzweiung und der verderblichen Bruderkriege unter den Amelungen. Vorgerückt hat ihn aber die Sage in die Zeit des ostgothischen Reiches in Italien, und an die Spitze der Gegenpartei hat sie den glänzenden Namen Dietrichs von Bern gestellt, desselben, den wir auf ähnliche Weise seine Vorfahren, den Vater und die Oheime, in dem Verhältnis zu Attila vertreten sahen. Hinwieder heißt in dem ältesten deutschen Liede, aus dem 8ten Jahrhundert, der Gegner Dietrichs Otacher (Hildebrand und Hadubr. 15: floh her Otachres nid hina mit Theotriche. 21.), gleichnamig mit Odoacer, dem Theoderich

in bedenklich schwankendem Kampfe[1] die Herrschaft über Italien abgewann.

Hier wird nun auch überall in den Liedern das Reich der Amelunge gedacht, ihre Heimath heißt bald Amelungeland oder auch nur Amelunge, bald Lamparten oder römisch Land. Unter den vielen Ortsnamen aber sind diejenigen, an welchen die Sage lebendig und dauernd haftet, Bern, Garten, Raben, Meran. Bern, Verona, ist die Stadt, von welcher Dietrich zugenannt ist und häufig nur der Berner heißt, sowie sie noch bei deutschen Schriftstellern des 16ten Jahrhunderts nach ihm Dietrichs Bern genannt wird (Grimm, Heldensage S. 304)[2] sein eigentlich Erbgut, wo er im Kreise seiner Recken sitzt, von wo er zu den Heldenfahrten seiner Jugend auszieht, von wo er so schmerzlich in das Elend scheiden muß, wohin er stets sich zurücksehnt, bis er nach langen Kämpfen siegreich zurückkehrt. In der Geschichte erscheint Verona, nächst Ravenna, als ein Hauptsitz des ostgothischen Reiches; vor den Mauern dieser Stadt erfocht Theoderich den ersten Sieg über Odoacer und sie fiel ihm als Frucht des Sieges zu; sie war eine seiner Lieblingsstädte, wo er häufig Hof hielt und die er mit Bauwerken schmückte (Masc. II, A. 102, 2. Manso S. 126, Not. p). Garten, Garda an dem nach ihr benannten See, erst Otnits Burg, unter deren Linde Wolfdietrich ihn bezwingt und nachher selbst dort wohnt, dann dem alten Hildebrand, des Berners Meister, gehörig, ist geschichtlich nicht ausgezeichnet, aber als eine Zugehör der nahen Verona zu betrachten, daher auch Bern und Garten so oft zusammen, als Dietrichs Erbe, genannt werden. Raben, Ravenna, dagegen ist gewöhnlich in Verbindung mit Ermenrich gesetzt, seine Zuflucht, wenn er sieglos ward, und der Ort, nach welchem die große sagenberühmte Schlacht zwischen Dietrich und Ermenrich den Namen hat. Schon unter den Kaisern war Ravenna Sitz der Regierung des abendländischen Römerreichs geworden, wogegen in Rom mehr und mehr die geistliche Gewalt Wurzel faßte; Odoacer, der den letzten Kaiser des Westreichs vom Throne gestoßen, herrschte gleichfalls zu

1 Manso S. 41—43. Masc. II, 9. Theoderich muste, nachdem er schon Verona eingenommen, mit aller Habe nach Pavia zurückziehn. Bemerkenswerth ist der Verräther Friederich. Vgl. über ihn Manso S. 38.

2 Vgl. Grimm, Heldensage 40: Verona a Teutonicis Berna nuncupatur (1135).

Ravenna (Manso S. 34); dort muste Theoderich, nachdem Verona schon in seinen Händen war, den Gegner noch drei Jahre lang belagern (ebd. 43 f.); als ihm Ravenna endlich zugefallen, erhob er sie zur ersten Stadt des Ostgothenreiches (Masc. II, A. 95, 2). Unter den Amelungen des Heldenliedes ist Ermenrich der mächtige und gewaltige, der auch seines Neffen Dietrichs Erbtheil verschlingen will, wie er das der Harlunge schon verschlungen hat, und vor dessen Übermacht Dietrich auf lange Zeit ins Elend weichen muß. Daher wird Ermenrich auch Kaiser genannt, Vogt zu Rom, und sein Reich heißt das römische; durch nichts besser konnten Dichter des Mittelalters die höchste Gewalt veranschaulichen, wiewohl das ostgothische Reich auch schon von Zeitgenossen als Fortsetzung des römischen dargestellt wurde (Ennod. Panegyr. bei Manso S. 476. 482). Gleichwie aber in der echteren Sage Raben als die Stadt Ermenrichs dasteht, so entspricht es auch den geschichtlichen Andeutungen, daß dem obersten der Amelunge eben diese erste Stadt des Gothenreiches angewiesen sei. Meran endlich ist der Name von Burg und Land des treuen Herzogs Berchtung. Dort lehrt er seinen Zögling Wolfdietrich die Waffen führen, dort läßt er seine sechszehn Söhne dem jungen Fürsten die Treue schwören, die sie so herrlich bewähren, von dort aus ziehen sie mit Heeresmacht und schiffen sich (in Sigin?)[1] ein, um Constantinopel, Wolfdietrichs Erbe, zu erkämpfen. Auch König Rothers getreuer Rathgeber, der alte Berther, ist Herzog von Meran. Unter Meran verstand man im Mittelalter Dalmatien, überhaupt, wie es scheint, die Seeküste des adriatischen Meerbusens, wo auch die Stadt Marano, an der Grenze von Istrien, liegt. (Auch Mirano und Murano kommen bei Venedig vor.) Dieses ganze Küstenland, mit Inbegriff Dalmatiens, gehörte zum Reiche der Ostgothen (Manso S. 321. 325). Im Heldenliede tritt nun noch weiter Bertram von Pole (ein getreuer Alter, wie Berchtung und Berther) hervor, der seinen Schatz dem Berner anbietet, als dieser seinen Getreuen lohnen möchte und seine Kammern leer sind. Bertram selbst mit sieben der besten Recken Dietrichs reitet durch Isterreich nach Pole, wo er Haus hat (Dietr. Fl. 3607. 3681. 8093), das Gold zu holen. Auf der Heimkehr fallen sie in den Hinterhalt, den Ermenrich ihnen gelegt,

[1] [Pocula quæ sculpsit Guielandus in urbe Sigeni. Vita Merlini S. 10 bei Michel. Grimm, Heldens. 41. K.]

und werden bis auf einen gefangen, ein Ereignis, womit Dietrichs langes Unglück beginnt (Dietr. Fl. 3704. 3633—42). Später, als er zum zweitenmal aus Hunnenland durch Isterreich zurückkehrt, um an Ermenrich Rache zu nehmen, erschlagen die Bürger von Pole die Besatzung, welche Ermenrich in ihre Stadt gelegt, und ergeben sich ihrem rechten Herrn, der seine Fahne vor der Stadt aufgesteckt (Dietr. Fl. 8085—192). Daß aber namentlich die Stadt Pola in Istrien Theoderichs Herrschaft unterworfen war, zeigt sein noch vorhandener Befehl an den dortigen Bischof in Cassiodori[1] Variar. l. IV, 44: Antonio viro venerabili polensi episcopo Theodericus Rex.

Noch kommt in den Gedichten, besonders denjenigen, welche von Dietrichs Kämpfen mit Ermenrich handeln, eine Menge italischer Örtlichkeiten vor. Die meisten bedeutendern Städte Italiens, besonders des obern, sind mit im Spiele. Ermenrichs und Dietrichs Recken sind als Herzoge, Markgrafen, Grafen mit diesen Städten und Gebieten belehnt. Öfters am Schlusse der Kriegsfahrten werden solche Vergabungen aufgezählt. Keinem Zeitpuncte der Geschichte Italiens entspricht diese Vorstellung völlig. Unter Theoderich, der vieles von römischen Einrichtungen beibehielt, ist eine solche Zertheilung des Landes noch nicht zu finden. Weit mehr entwickelte sich unter den Langobarden das Lehenswesen und die Gewalt der Herzoge, deren mehr als dreißig geraume Zeit ein Zwischenreich ohne König führten; die langobardische Königsstadt war übrigens Pavia und in Ravenna war der Sitz des griechischen Statthalters. Unter den deutschen Kaisern zeigt sich noch weitere Zerstücklung in die manigfaltigsten Herrschaften, aber die Städte, deren Bedeutung auch in den Gedichten durchscheint, waren der Oberherrlichkeit der großen Lehensträger entwachsen. Im Ganzen erkennen wir in den Gedichten die Spuren verschiedener Zeiten und Zustände, ohne daß wir diese weiter auszusondern versuchen.

Die Deutschen des Mittelalters hatten stets Gelegenheit, Italien kennen zu lernen, aber diese Kenntnis war nicht bei allen Bearbeitern der Sagen dieselbe; das Bedürfnis epischer Umständlichkeit, welche überall bestimmte Bezeichnungen verlangt, die Lust der Ausschmückung führten

[1] Cassiodors Variæ sind eine Sammlung amtlicher Schreiben, welche derselbe, geborner Römer und ein bedeutender Staatsbeamter unter Theoderich, in des Königs oder in eigenem Namen in lateinischer Sprache verfaßt hat.

zur Willkühr, die um so sichtbarer waltet, je mehr ein Gedicht mit Orts- und andern Namen überladen ist. Uns hat genügt, zu zeigen, daß diejenigen, welche der eigentliche Anhalt der Sage sind, zugleich in der Geschichte ihren Anklang finden, und zwar mit ausschließlicher Beziehung auf einen bestimmten Zeitraum der Geschichte. Zu keiner Zeit, als unter den Amelungen, d. h. den Ostgothen, hat eine Herrschaft bestanden, deren Hauptsitze Ravenna und Verona (Raben und Bern) waren und welche von da aus nicht bloß über Italien, sondern auch über Istrien (Pola), Dalmatien (Meran) und beide Rhätien sich erstreckte (Masc. II, 160 und Mans. 114. 321).

Rhätien, dessen wir hier zuerst erwähnen, begreift die Alpgebirge, welche gegen Norden Italiens Bollwerk sind. Dort hatte Theoderich einen Grenzherzog bestellt, zur Jagd, heißt es in der Urkunde, gegen die Anfälle der wildesten Völker.

Cassiodor. Var. VII, 4: Formula ducatus Retiarum: ... Retiæ namque munimina sunt Italiæ et claustra provinciæ. Quæ non immerito sic appellata esse judicamus, quando contra feras et agrestissimas gentes, velut quædam plagarum obstacula, disponuntur. Ibi enim impetus gentilis excipitur et transmissis jaculis sauciatur furibunda præsumtio. Sic gentilis impetus vestra venatio est, et ludo geritis, quod vos assidue feliciter egisse sentitis.[1]

Gleichen Schutzes wegen ließ Theoderich bei Trient eine Burg festigen (Cassiod. Var. III, 48. V, 9. Hormayrs sämmtliche Werke I, 55—60). Die tirolischen Gebirge, das Etschthal, der Gardasee, auch in den Liedern bedeutend, geben uns noch weiter Anlaß, zu zeigen, wie die Sage auch den Eindruck der Natur, in der sie erwachsen, treulich in sich bewahrt hat.

Zu Bern und Garten ist das Heimwesen der Helden. Dorthin führen alle Straßen, darauf die Recken sich um Dietrich sammeln. Dort sind auch die Hausfrauen, sie sehen von den Mauern zu Bern, wenn die Helden über die Etschbrücke ausreiten in das ebene Land (Alphart Str. 40. 57. 118). Als die drei Jünglinge, Dietrichs Bruder und Etzels Söhne, gegen ihres Meisters Befehl von Bern weggeritten sind und in der Frühe, gegen Raben hin, auf eine schöne, weite Heide

1 Vgl. Var. I, 1: Servato duci Retiarum u. s. w., wo die Breones genannt sind.

kommen, da wird es eben licht, der Nebel weicht und heiter scheint die Sonne. „Nun freu' ich mich, spricht Scharpf, dieser Wonne!" „Heiliger Christ, ruft sein Bruder, wie recht schön ist hier dieß herrliche Land! wahrlich, Vogt von Berne, ihr mögt hier wohl immer wohnen gerne" (Rab. Schl. 372, 4. 5. Str. 375. [Heldenb. 1855. 1, 413.]). In diesen Ebenen werden die großen Schlachten gefochten und die festen, volkreichen Städte belagert, an denen das Land reich ist. „Es ist nicht eine kleine Ehr' um eine so herrliche Stadt, wo die ein reicher Fürst hat; eine Stadt erzwinget ein Land," sagt Rüdiger von Raben (Dietr. Fl. 6956—9). Wenn dabei der Wankelmuth der Städte angedeutet (ebd. 6950—5), wenn anderswo des Potestats (podestà) von Prandiz (Brindisi, Dietr. Fl. 1415. 1428. 1437) gedacht wird, so erkennen wir leicht die Anschauung späterer Zeit. Auf der andern Seite schaut das Hochgebirge wunderbar über das Land herein und so öffnet sich auch in ihm eine Welt von Wundern und Abenteuern, bald kühnen und ungeheuren, bald märchenhaft lieblichen.

Einsam, eine Felswand entlang, reitet Otnit, um zu suchen, wovon ihm geträumt. Die Sonne scheint eben über die Berge und durch die Wolken, als er auf eine Aue kommt, am Gartensee; da sprießen allenthalb Blumen und Klee und laut erschallt der Vogelsang; ein Pfad, von schmalen Füßen getreten, führt ihn zum Brunnen und zu der Linde, die fünfhundert Rittern Schatten gäbe. Unter ihr findet er den schönen Zwerg Elberich, seinen Vater, dem viel Berg' und Thale dienen und der ihm aus der Esse im Berge glänzende Waffen bringt, darin der Jüngling fröhlich und kampflustig durch den grünen Wald reitet. Im Gebirg, oberhalb Trient, in einer Felskluft, erwachsen die Lindwürme, die bald bis an die Burg zu Garten das Land verheeren. Mit Horn und Hund reitet Otnit in die Wildnis hinauf, die Ungeheuer zu vertilgen. Dort ist die Zauberlinde, darunter er entschläft; dort der hohle Berg, darin eine feenhafte Frau, die den Baum bezaubert hat, ihn lange festhält. Nach manchen Kämpfen unterliegt er den Würmen. Sein Ross und sein Bracke laufen gen Garten vor das Thor, daran die Kaiserin seinen Tod erkennt. Auch Wolfdietrich, Otnits Rächer, besteht viel Abenteuer in diesem Gebirg; eine feuerspeiende Viper verbrennt ihm den Schild vor der Hand, da springt er, die Flamme zu löschen, in den Gartensee (Wolfd. 127 b, 2 u.) Zuletzt haut er dem

Thiere das Haupt ab und wirft es in die Fluth, die selbst davon entbrennt. Die Lindwürme fällt er bis auf zween, die für Dietrich von Bern aufbehalten bleiben. Dieser Held zieht frühe schon nach den Bergen, deren Höhe er anstaunt.[1] Lindwürme bezwingt er dort und Riesen, die sich Bäume zur Wehr ausreißen, gerade wie des geschichtlichen Theoderichs Grenzherzog dort die wilden Nachbarvölker erjagen soll (contra feras et agrestissimas gentes velut quædam plagarum obstacula disponuntur ... transmissis jaculis sauciatur furibunda præsumtio ... gentilis impetus vestra venatio est). Von jener Seite kommt der riesenhafte Jüngling Ecke (diese furibunda præsumtio) nach Bern gelaufen, sich mit Dietrich zu messen. Er hört, daß der Berner in den Wald zu Tirol ausgeritten und eilt sogleich wieder von dannen. Die Leute, die an den Zinnen liegen, gaffen ihm nach, wie er an der Etsch hinauf zum Gebirge geht. Er läuft an diesem Tage noch bis Trient und wird von da auf den Berg Nanis[2] gewiesen, wo er und Dietrich sich schlagen (Eck. 55—53), daß der Wald raucht (ebd. 126). Am reichsten erschließen sich die Zauber des Gebirgs, als die Helden den kleinen König Laurin aufsuchen, der die Schwester Dietleibs von Steier entführt hat. Sie kommen zu dem Rosengarten, der mitten im Gewilde Tirol erblüht, dann zu dem Anger voll duftender Obßbäume, Vogelsangs und spielenden Wildes, wo Dietrich meint im Paradiese zu sein; wie den Wandrer oft im rauhesten Gebirg ein grünes Thal oder hoch auf Felsen ein üppiges Beet von Alprosen erfreut oder zwischen tirolischen Bergwänden südliches Wachsthum überrascht. Die Helden kommen weiter, im Mondschein reitend, zu den hohlen Bergen, die von Spiel und Tanz der Zwerge wiederhallen, und wenn die goldene Schelle gezogen wird, öffnet sich der Berg und sein leuchtendes Gestein erhellt fernhin den nächtlichen Wald. Als Otnit in der Burg zu Garten seine Hochzeit feiert, da läßt plötzlich, im Kreise der Ritter und Frauen, Elberich, der Bergkönig sich schauen, seine Krone schimmert von Karfunkeln und eine Harfe rührt er in süßen Tönen; so ist in die Heldensage der Berggeist sichtbar herabgestiegen und läßt in ihr seine wundervollen Lichter und Klänge spielen. Es heißt einmal im Otnitsliede (Str. 683):

[1] Dietr. Drachenk. 9: auch höher perg ich nie gesach
pei allen meinen zeiten.

[2] Der Nansberg, drei Meilen von Trient. Iselin, Lex. Laßb. 51: Nones.

Do sprach der Lamparter: jo du vil cleiner geist,
e du von hi̅nnan scheidest, du mûst sagen alles das du weist.

Verfolgen wir die Amelungensage weiter in ihren geschichtlichen Beziehungen, so macht sich bemerklich, daß, während sie von jenen lichteren Puncten aus überall in Italien sich anknüpft, und auch das kaiserliche Rom auf die schon angezeigte Weise berührt, doch nirgends des Pabstes Erwähnung geschieht, viel weniger ihm Theilnahme an der Handlung selbst eingeräumt ist. Mehrfach und bedeutend sind dagegen die Verhältnisse mit Constantinopel und dessen Kaiserhofe.

Wolfdietrichs Ahnen herrschen zu Constantinopel. Zu Salneck (Thessalonica, Salonichi [1]), wo sein Vater Hugdietrich mit List eingedrungen, ist er geboren. Ihm ist das Reich zu Constantinopel zum Erbe bestimmt, aber seine Brüder vertreiben ihn. Zu Meran wird er unterrichtet, sucht in vergeblichem Kampfe sein Reich zu gewinnen, fährt weit umher in Morgen- und Abendlanden, bezwingt zu Garten den Kaiser Otnit, der einst von seinem Vater Schatzung gefordert, wird selbst König in Lamparten und erobert endlich von dort aus Constantinopel. Sein Sohn heißt wieder Hugdietrich und von diesem im dritten Gliede, durch Amelung und Dietmar, den Bruder Ermenrichs, stammt Dietrich von Bern. All dieses lautet gar ungeschichtlich, aber gerade hier mögen sehr alte Erinnerungen dämmern. Der Name Dietrich, der in dieser fabelhaften Stammtafel sich forterbt, war bei den Gothen ein beliebter Königsname, der öfters wiederkehrt; er verkündet geschichtlich und sagenhaft den gothischen Königshelden. Schon vor dem Stifter des Ostgothenreichs in Italien, seinem Vater gleichzeitig, glänzte der Westgothe Theoderich, der in der catalaunischen Schlacht gegen Attila siegreich focht und fiel. Zeitgenosse des berühmten Ostgothen Theoderich, wenn auch den Jahren nach älter, war Theoderich, des Triarius Sohn, auch König genannt, doch kein Amale, Häuptling eines in Thracien ansäßigen Gothenstammes. [2] Diese beiden Theoderiche standen in sehr lebhaftem Verkehr mit den griechischen Kaisern. Der ältere ertrotzte sich den Befehl über die zween bedeutendsten Heerhaufen des Kaisers Leo

1 Berhtram von Salnicke kommt auch im Reime vor, Rab. 71. 716. Grimm, Heldens. 212, e.

2 Masc. I, 457. 459. 493. 498. 502: Marcellin. in Chron.: Theodoricus Triarii filius, rex Gothorum. Mans. 15. 18—27.

und als er unter Zeno diese Stelle verlor, rückte er (im Jahr 481) gegen Constantinopel, kam jedoch bald darauf um. Der jüngere, als siebenjähriger Knabe von seinem Vater Theodemir dem Kaiser Leo zum Geisel eines Friedensschlusses übergeben, erhielt am griechischen Hofe bis zum achtzehnten Jahre seine Erziehung, war nachher Waffengefährte Theodemirs, als dieser, in Griechenland vordringend, Thessalonich bedrohte, half, als König seines Volkes, bei der Wiedereinsetzung des vertriebenen Zeno, empfieng von diesem die Feldherrnstelle des ältern Theoderich, dem er bald eifersüchtig und feindselig gegenüberstand, bald wieder sich einigte, wurde von demselben Kaiser zum Patricier und Consul ernannt, sogar, nach Jornandes, an Sohnes statt angenommen.

Jornand. c. 57: Et post aliquod tempus, ad ampliandum honorem ejus in arma sibi eum filium adoptavit[1] suisque stipendiis triumphum in urbe donavit; factusque est consul ordinarius, quod summum bonum primumque in orbe decus edicitur: nec tantum hoc, sed etiam equestrem statuam, ad famam tanti viri ante regiam palatii collocavit. (Masc. II, 6. Manso S. 21.)

Selbst zu dem Zuge nach Italien brach er mit Willen des zweideutigen Kaiserhofes auf, denn diesem war er mitten unter jenen Freundschaftsverhältnissen furchtbar geworden und noch in dem Jahre vor dem Aufbruch nach Italien verheerend vor Byzanz erschienen. (Manso S. 28.)

Sucht man nun auch keineswegs das Einzelne der Sage im Besondern der Geschichte nachzuweisen, die Zusammenstellung im Ganzen erinnert an die früheren Niederlassungen und Umzüge der Gothen in jenen östlichen Gegenden, an ihre manigfachen Kämpfe und Verbindungen mit den byzantinischen Kaisern, überhaupt an eine Zeit, in welcher diese noch eine Hauptrolle auf dem Schauplatze der Weltbegebenheiten behaupteten, der Bischof zu Rom seine große Macht noch nicht begründet hatte, die Amalen aber, von Osten herabziehend, in die Stelle der weströmischen Kaiser eintraten.

Constantinopel blieb den Völkern des Abendlandes besonders durch die Kreuzzüge fortwährend bekannt und wichtig. Diese Bekanntschaft äußert sich auch in dem Gedichte vom König Rother. Der Name des

[1] Diese Adoption als germanische Sitte siehe Grimm, Rechtsalterthümer S. 166 f. 3. S. 464 unten.

Helden mahnt an den Langobardenkönig Rotharis (J. 636—52); sein Wohnsitz, die Stadt zu Bare, Bari, gehörte zu dem langobardischen Herzogthum Benevent (Muratori, Antiq. Ital. I, 69. E). Dieser Held nun erwirbt unter mancherlei Fährlichkeiten die Tochter des Königs Constantin zu Constantinopel. Die Stadt erscheint hier mit ihrem Hippodromus, dem Poderamushofe, wo glänzende Feste gehalten werden, und mit ihren besondern Heiligen, sieben der Zwölfboten und der Kreuzfinderin Helena (Rother 4398—401). Der König Constantin, bezeichnender Name für den byzantinischen Herrscher aller Zeiten, ist gegen Rother und seine Recken gerade so aufgeblasen und verzagt, schwach und treulos, wie die griechischen Kaiser gegen bedenkliche Nachbarn und Gäste, von den Gothen bis zu den Kreuzfahrern, so häufig sich erwiesen. Constantin entschuldigt sich einmal wegen einer hochfahrenden Rede, worüber der riesenhafte Asprian zürnend mit der Stange droht, damit, daß er solche in der Trunkenheit gethan habe (Rother 1019—28. Vgl. 1083—90. 1122—6). Nicht minder wahr ist der übermüthige Trotz der fremden Helden an jenem Hofe geschildert; und wie Asprian vor Constantins Tische den Löwen zerschmettert, der den Knechten das Brot nimmt (Rother 1145—95), so würgten im Jahr 1101 die Kreuzfahrer aus Frevel den zahmen Lieblingslöwen des Kaisers Alexius, leonem domitum, qui erat gratissimus in palatio imperatoris. Albert. Aquens. (Wilk. II, 123 f.).

In Wilkens Geschichte der Kreuzzüge (Th. II. Leipzig 1813) findet sich eine besondere Beilage (Beil. S. 17—24) mit der Überschrift: „Kaiser Alexius als Kaiser Constantinus in dem altdeutschen Gedicht: König Rother.“ Wilken sucht hier aus einzelnen Zügen der Dichtung zu zeigen, daß der Verfasser derselben entweder selbst unter den Kreuzrittern sich befunden und Zeuge der Angst des Kaisers Alexius und seiner Griechen vor den ungeschlachten Gästen gewesen, oder daß ihm von andern Kreuzbrüdern davon erzählt worden sei. Die Vergleichung scheint sonst etwas zu sehr ins Einzelne und auf den besondern Fall zu gehen. Der hervorstechendste Zug aber ist die Tödtung des Löwen, und dieser Umstand kann wohl von dem wirklichen Ereignis des Jahres 1101 in das nach der Mitte desselben Jahrhunderts in seiner jetzigen Gestalt verfaßte Gedicht übergegangen sein (vgl. Grimm S. 50 f.). Von Löwenkämpfen zu Constantinopel kommt übrigens auch sonst Meldung vor.

Schon Paulus Diaconus (gest. um 799) de gest. Langob. l. II, c. 30 erzählt ziemlich sagenhaft, daß Peredeus, der Mörder Alboins (gest. 563), zu Constantinopel vor Kaiser und Volk einen Löwen von erstaunlicher Größe getödtet habe, und darauf, auf Befehl des Kaisers, der sich vor seiner Stärke gefürchtet, der Augen beraubt worden sei. Benjamin von Tudela, ein Jude, der um 1173 seine Reise nach dem Morgenlande beschrieben hat, berichtet auch von dem Hippodrom, wo der König sich zu vergnügen pflege und jedes Jahr an Weihnachten ein großes Schauspiel gebe, wobei man auch Löwen und andere wilde Thiere mit einander kämpfen lasse (Übers. des hebr. Itinerars von Baratier. Amsterdam 1734. S. 47. v. d. Hagen Vorred. z. Volsf. S. XXII. Vgl. Göttling, Nib. u. Gib. 59). Conz (kl. pros. Schr. III. Ulm 1825. S. 276. Not. 8) hat wahrscheinlich gefunden, daß die Gefangennehmung der Boten Rothers auf die Verhaftung und schmähliche Behandlung der Gesandten Friedrichs I durch den Kaiser Isaak bei dem Kreuzzuge von 1189 Beziehung haben dürfte. Aber das Gedicht von Rother ist vor 1189 zu setzen.

Wenn nun diese Dichtung zunächst die Farbe der Kreuzzüge trägt, so deuten die Lieder von Wolfdietrich und durch den ursprünglichen Zusammenhang mit diesen, welcher später nachgewiesen werden wird, doch auch das Rotherslied selbst in viel frühere Zeit hinauf.

Unergiebiger als bei den Amelungen ist die Vergleichung zwischen Lied und Geschichte bei den Nibelungen. Dieser Name selbst entzieht sich aller geschichtlichen Deutung und was von ihm Historisches angeführt werden kann, besteht nur darin, daß der urkundliche Personenname Nibelung, Nevelung u. s. w., am frühesten (von der zweiten Hälfte des 8ten Jahrhunderts an) und am häufigsten bei den Franken vorkommt (Leichtlen, 38—40. Mone, Quell. und Forsch. 1, 25 ff. Lachm. Krit. S. 3 u. [Anmerkungen S. 334 f.]), sowie auch der Name Siegfried, Sigofried, zuerst in fränkischen Urkunden, vom Ende des 7ten Jahrhunderts, erscheint (Lachm. ebd. 24. chart. a. 690. 692. 693. bei Mabillon de re diplomatica n. 14. 15. 18. 19). Gehen wir für die Nibelungensage auf geschichtliche Königsnamen und Ereignisse aus, so haben wir uns an die Burgunden zu halten, auf die der Name Nibelunge in den Liedern mit Erwerbung des Hortes übergeht. Das Erheblichste ist hier zuerst die schon berührte Namengleichheit, indem die Burgundenkönige der

Lieder, Gibich, Gunther und Giselher, Vater und Söhne, den im burgundischen Gesetze zusammen genannten Gibica, Gislahar und Gundahar entsprechen und merkwürdig genug die zween erstern Königsnamen, Gibica und Gislahar, eben nur im Gesetzbuch und wieder in der Heldensage vorkommen.

Lex Burgundion. tit. III (von Gundebald im Anfange des 6ten Jahrhunderts): Si quos apud regiæ memoriæ auctores nostros, id est Gibicam, Godomarem, Gislaharium, Gundaharium ... liberos fuisse constiterit, in eadem libertate permaneant.[1]

Sodann kommt in hauptsächlichen Betracht jene historische Nachricht, daß Gundicar, König der Burgunden in Gallien, von den Hunnen zu Attilas Zeit mit Volk und Stamme vertilgt worden sei.[2]

Die Stellen hierüber[3] sind: Prosper in chron. consulari ad a. 435. (Masc. I, 408. N. XI. 1). Cassiodori chronicon ad e. a. (Masc. ebd.) Paul. Diacon., hist. miscella. Derselbe wiederholt dieses in der hist. episc. metens (Masc. I, 432. N. XXVII. 2).

Diese Vertilgung der Burgunden durch die Hunnen ist, da ein Burgundenreich auch ferner bestand, mit Beschränkung zu verstehen.

Mannert, Gesch. d. alt. Deutschen, bes. d. Franken (Stuttgart 1829) S. 118 hat neuerlich behauptet, man dürfe bei diesem Anfall auf die Burgunden nicht an die Hunnen des später herrschenden Attila denken; ein freiwilliger Haufe habe den Aetius, welcher die Unterstützung des wilden Volkes häufig zu seinen Absichten benützt, nach Gallien begleitet und daselbst nach eigenem Gutdünken gehaust. Mannert bezieht sich hiefür gleichfalls auf Prosper a. 437: Bellum adversus Gothos, Hunnis auxiliantibus, geritur.

Dieses steht im Widerspruche mit der Erzählung des Paulus Diaconus, daß Attila bei seinem Einfall in Gallien (im Jahr 450) Gundicarn

[1] Statt Godomars steht in deutscher Sage Gernot, mit gleicher Allitteration, Grimm 13; in den nordischen Liedern ist aus Godomar durch Umstellung Guttormr geworden. Lachmann, Kritik d. Sage v. d. Nib. 3: „Gunthomâr ward im Norden, wo Namen auf mâr nicht häufig sind, in den unverständlichen Guttormr verderbt: die deutsche Sage hat ihn, ich weiß nicht auf welchen Anlaß, mit einem ähnlich lautenden Gêrnôt vertauscht, wie sie hingegen Gîselher allein mit der färöischen aufbewahrt hat.“

[2] Lachmann ebend. 2.

[3] [Sie stehen bei Grimm, Heldensage S. 70. K.]

aufgerieben habe. Wenn man auch annehmen wollte, daß dieser spätere Geschichtschreiber die Beziehung auf Attila erst als seine Vermuthung zugesetzt habe (obgleich der besondere Umstand „Gundicarium sibi occurrentem protrivit" eine eigene Quelle andeutet), so ist doch, was Mannert angiebt, nicht minder Vermuthung. Non multo post, bei Prosper, kann wohl von einem Zeitraume von 15 Jahren gelten und wenn von der Niederlage der Burgunden durch die Hunnen gesprochen wird, ohne ausdrückliche Erwähnung, daß dieses nur durch einen hunnischen Haufen, der den Römern zuvor als Hülfsschaar gegen die Gothen gedient, geschehen sei,[1] so ist doch eher auf den großen und bekannten Einfall der Hunnenmacht zu schließen. Sidonius Apollinaris (in Avit. carm. 7) nennt zwar unter den Völkern, welche damals Attilas Zuge folgten, auch die Burgunden (Scyrum Burgundio cogit. Masc. I, 431. N. 3), was eine frühere Unterjochung vorauszusetzen scheint (Grimm, 70); aber es ist ungewiss, ob diese von den Burgunden waren, welche Gundicar nach Gallien geführt (vgl. Masc. I, 381), und so kämpfen auch, nach Jornandes, in der darauf folgenden catalaunischen Schlacht noch Burgunden auf der Seite der Römer.

Die Völkerstämme schweiften in jener Zeit in manigfacher Zerspaltung umher.[2]

Dieser Punct schien eine ausführlichere Erörterung zu fordern, weil denn doch diese Niederlage des burgundischen Königs Gundicar, cum populo suo ac stirpe, durch die Hunnen, in Bezug auf die Katastrophe des Nibelungenliedes, den Untergang des Burgunder Gunthers mit seinen Blutsfreunden und Recken bei Etzeln im Hunnenlande, stets für eine der stärksten geschichtlichen Anmahnungen angesehen worden ist.

Von einem burgundischen Königssitze zu Worms meldet die Geschichte nichts. Die Lieder selbst schwanken, indem die dortigen Könige und ihr Volk abwechselnd auch Franken und Rheinfranken genannt werden. Das Burgundenreich wurde wirklich frühe schon (im J. 534. Masc. II, 89) den fränkischen Königen unterworfen, die fortan dasselbe regierten, und davon weiß allerdings die Geschichte, daß austrasische Frankenkönige zu Worms ihren Sitz hatten. (Die Königin Brünehild hielt sich (um 575) mit den Prinzen, ihren Mündeln, dort auf. Masc.

[1] Vgl. Masc. I, 410 ob.

[2] Vgl. Göttling über d. Gesch. im N. L. 18.

II, 226.) Auch der siegreiche Zug der Helden von Worms gegen den Sachsenkönig Lüdeger, wovon das Nibelungenlied erzählt, kann nur in den Kriegen eine geschichtliche Beziehung finden, welche, von fränkischen Königen um dieselbe Zeit gegen die angrenzenden Sachsen glücklich begonnen (Masc. II, 89. 166), erst nach zwei Jahrhunderten mit der Bezwingung dieses Volkes ihr Ende nahmen.

Die Kraft der Sachsen brach vorzüglich mit Wittekinds Unterwerfung und Taufe (J. 785. Hahn, Reichsgesch. I, 35), wobei er den Namen seines Bekehrers Lüdger empfangen haben soll. Hiemit setzt Göttling (über das Geschichtl. im Nibelungenliede. Rudolstadt 1814. S. 49) den Lüdeger des Nibelungenliedes in Verbindung (vgl. Kronika van Sassen S. 10—14); sehr problematisch.

Worms also ist in diesem Sagenkreise das Haus der Helden, wie bei den Amelungen Bern und Garten. Der Rosengarten zu Worms, wie noch ein Feld in der Nähe dieser Stadt, aber jetzt am rechten Rheinufer (Mone, Quell. u. Forsch. I, 5 u.), genannt ist, wird blutig von ihren Kämpfen, der Wasgenwald (Wasgauwald), der Odenwald, der Spechtshart (Spessart), erschallen von ihrer Jagdlust.[1] Ein Wanderer in den Vogesen möchte wohl noch jene malerische Felskluft entdecken, die in der Sage von Walthers Flucht mit Hiltgund als Kampfstätte gemeint ist, den Wasgenstein, wie die Anspielungen in den deutschen Liedern sie nennen. Die Mannen der Könige sind von bekannten Orten der Rhein- und Moselgegend benannt, von Alzei, Tronje[2], Speier, Straßburg, Metz. Von Santen, aus Niederlanden, kommt Siegfried herauf; zu Odenheim vor dem Odenwald, einem Dorfe, das jetzt verschollen ist, fließt, bei dem letzten Bearbeiter des Nibelungenliedes, noch der Brunnen, wo der Held erschlagen ward. Der alte Bischof von Speier ist ein

1 Der Wasgenwald kommt schon in Urkunden der fränkischen Zeit als königlicher Jagdort vor; dort wurden zur Zeit der Merowingen Büffel gejagt, s. v. d. Hagen Anmerk. zu d. Nib. Noth. Frankf. 1824. S. 102. 106. Der Odenwald war gleichfalls, schon unter den Merowingen, fränkischer Königsforst und zwar, wie es scheint, im Zusammenhang mit dem Königssitze zu Worms, denn dem dortigen Bisthum wurde schon damals ein Theil dieses Waldes geschenkt. Wencks Hess. Landesgesch. B. I. 1783. 4. S. 72 f.

2 Troneja, Tronia, im elsäßischen Nordgau; die Beziehung auf Troneck bei Trier ist etymologisch unrichtig; W. Grimm, altdän. Heldenl. 432. Lachmanns Krit. 6. N. 3.

warnender Freund des Hauses; das Kloster zu Lorse (Lorsch) ist von Frau Uten, der Mutter der Könige, gestiftet; dort hat sie ihren Wittwensitz, dorthin läßt auch Kriemhild Siegfrieds Gebeine bringen. Am Rheine bei Worms ist der trotzige Ferge, dem Walther die Überfahrt mit Fischen bezahlt, der Mönch Ilsan mit Faustschlägen. Dort bereitet man den Helden ein starkes Segelschifflein, ladet es mit reicher Speise und dem besten Weine, den man um den Rhein finden kann; Schiffmeister ist Siegfried, dem die rechten Wasserstraßen wohl bekannt sind; so fahren sie den Strom hinab in die See gen Island auf die gefährliche Werbung. Vom Rheine durch Hessen reiten sie gen Sachsenland; der hellste Weg aber mit vielen Städten und Burgen, zieht sich durch Ostfranken, Baiern, Österreich in das Land der Hünen. So finden wir zwar auch diesen Theil der Heldensage überall örtlich und für die Zeit jedes Bearbeiters mehr oder minder anschaulich durchgeführt, von alter, geschichtlicher Grundlage jedoch erkennen wir nicht mehr, als was oben herausgestellt wurde.

Am wenigsten Geschichtliches offenbart sich in der Sage von den Hegelingen; sie ist auch den übrigen Sagenkreisen nur lose verbunden. Die Namen der Helden erscheinen ungeschichtlich oder weisen in eine Zeit hin, wo Wahrheit und Dichtung nicht zu scheiden sind; so trägt Frute von Dänemark den alten Königsnamen Frodi, Frotho, aber die dänischen Könige dieses Namens fallen selbst in die Vorgeschichte des Landes. Wo der Hegelinge Land gedacht sei, ist nicht genau zu ersehen. In der deutschen Bearbeitung hat die Sage längst ihres Ursprungs vergessen, sie schwebt auf unsichrem Boden und in der einzigen, späten Handschrift sind zumal die Ortsnamen schwankend und unstät; so auch wenn von der Königsburg der Hegelinge die Rede ist. Deutlicher sind zum Theil die Gebiete von Verwandten und Lehenträgern, sowie von feindlichen Nachbarn der Hegelinge bezeichnet: Dänemark, Stormen (Stormarn), Friesen, Diethmars (Ditmarsen), Holzanenland oder Holzsäßen (Holstein), Seeland. (Dunkler wieder: Hortland, Nifland, Morland.) Die altsächsischen Nordseeküsten sind hiernach im deutschen Liede der Sitz dieser Sage. Von dort aus gehen Brautfahrten und Heerzüge bald weit hinauf nach Irland, bald der Küste näher in die Normandie. Überall weht noch Seeluft, wie in der Amelungensage die Luft des Gebirgs. Von den Burgen aus sieht man den Morgenglanz

des Meeres. Mit Gesang gehen die Helden zu Schiffe, die Mastbäume krachen, die Segel erstracken sich, in den Fenstern stehen die Frauen, mit den Augen geleitend, so fern sie vermögen (Gudrun 4471—8). Auf Schiffen, am Strand, auf Werdern, wird gekämpft. Wassermähren erzählen sich die Fahrtgenossen und sie selbst werden von wildem Südwinde zu märchenhaften Wundern verschlagen (Gudrun 4501 ff.).

Für die Örtlichkeit der Wulpenwerts oder des Werts auf dem Wulpensande (Heldensage 330), der Uferinsel, auf welcher die große Schlacht zwischen den Normannen und Hegelingen statt findet, in welcher Gudruns Vater fällt, hat Mone (Quellen I, 13 f.) Folgendes beigebracht:

Wulpen (alt Wulpa) war ein Dorf auf der flandrischen Küste nordwestlich von Sluis (also wie der Wulpenwert im Liede, unweit Seelands, des niederländischen) u. s. w.; die Charten des 16ten und 17ten Jahrhunderts zeichnen es als eine kleine Insel, die in geringer Entfernung an der Westküste der jetzigen Insel oder Halbinsel Cadzand u. s. w. lag. Dieß Eiland Wulpen wurde vor etwa 200 Jahren vom Meere verschlungen und ein Theil desselben an der Westküste von Cadsand angespült. Dieß angeschwemmte Land wurde eingedeicht d. h. zu einem Polder gemacht, der auf Cadzand unter dem Namen Anwachs von Wulpen bekannt ist.

(Mehrere benachbarte Eilande haben, wie der Wulpensand des Liedes, die Endung auf zand.)

Der Überblick, den wir über den ganzen Sagenkreis vom Standpunct der Geschichte genommen, setzt wohl außer Zweifel, daß uns die Heldensage nicht die leeren Namen der Könige und Völker überliefert hat, sondern zugleich auch weltgeschichtliche Umrisse ihrer Stellung und ihres Wirkens, ähnlich jenen Grenzwällen des Römerreichs, die verschüttet, durchbrochen und überwachsen, doch in ihren weitgestreckten Riffen noch stets erkennbar sind. Die Ereignisse können und sollen nicht im Einzelnen nachgewiesen werden. Aber in all jener Noth und Klage, jenen Vertreibungen, Heereszügen, Vertilgungskämpfen, wovon die Lieder in tiefem Wehlaut singen, erscheint die tragische Geschichte der deutschen Völker in und nach der Zeit ihrer Wanderung, die Austreibung und Ausrottung eines Stammes durch den andern, der Untergang großer Reiche und Königsgeschlechter, wobei auch der ruhige Geschichtschreiber in ernste Betrachtungen versinkt (Masc. II, 158).

Lieder waren die Geschichtsurkunden der Völker, von denen wir

gehandelt; der Stand ihrer Bildung, die Erfahrung bei allen Völkern auf ähnlicher Stufe bringt dieses mit sich, aber auch ausdrückliche Zeugnisse bestätigen es. Mit Gesang ehrend (cantibus honoratum. Jorn. c. 41) trugen die Westgothen ihren gefallenen König Theoderich, angesichts der Feinde, von der catalaunischen Walstatt. Um Attilas Leiche schwenkten sich die erlesensten Hunnen im Reiterspiele, seine Thaten singend.

Jornand. c. 49: Nam de tota gente Hunnorum electissimi equites in eo loco, quo erat positus, in modum Circensium cursibus ambientes, facta ejus cantu funereo tali ordine referebant.

Auch von burgundischem Gesange wird gemeldet, der, kurz nach Gundicars Fall (450), am Mahl ertönte. Sidon. Apollin. um 472 (Masc. I, 481. N. 8.), carm. XII: quod Burgundio cantat esculentus u. s. w.

Die Ostgothen hatten, nach Jornandes, schon über ihren Zug zum Pontus alte Lieder fast geschichtlicher Art. [1]

Jornand. c. 4: Nec mora, illico ad gentem Spalorum adveniunt, consertoque prælio victoriam adipiscuntur, exindeque velut victores ad extremam Scythiæ partem, quæ pontico mari vicina est, properant: quemadmodum et in priscis eorum carminibus pene historico ritu in commune recolitur: quod et Ablabius descriptor Gothorum gentis egregius verissima adtestatur historia.

Das Lob ihrer Ahnen laut anstimmend, stehen sie den Römern in Mösien zur Schlacht gegenüber.

Ann. Chr. 377. Ammian. Marcell. l. 31, c. 7: Barbari vero majorum laudes clamoribus stridebant inconditis. (Masc. I, 293. N. ob.)

Vor ihren Königen singen sie zum Saitenspiel die Thaten der Vorfahren, von denen im Volke große Meinung ist, wie kaum das wundervolle Alterthum seine Heroen gerühmt.

Jornand. c. 5: ante quos etiam cantu majorum facta modulationibus citharisque canebant: Ethespamaræ, (al. Eterpamaræ, Etherpamaræ, Erpantanæ), Hanalæ (Hannalæ), Fridigerni, Vidiculæ (Vidicojæ, Vuidigoiæ) et aliorum, quorum in hac gente magna opinio est, quales vix heroas fuisse miranda jactat antiquitas. (Grimm S. 1.)

[1] Über gothischen Gesang und Tanz vgl. Constantin. Porphyrogen. de ceremoniis aulæ byzantinæ, l. 1, c. 83. Finn Magnusen, Lexicon mythologicum S. 481.

Finden übrigens diese Namen auch einigen Anklang in Geschichte und Sage, so gestatten sie doch keinen Schluß auf den Inhalt der Gesänge.

Fritigern, Fürst der Theruinger, eines westgothischen Volksstamms, schlägt den Kaiser Valens 378 und tritt auch sonst geschichtlich hervor. Vidicula, Vuidigoia erinnert an Wittich und Witigouwe, Namen der Heldensage; Vitiges heißt auch ein ostgothischer König nach Theoderich; ein Witigîsen kommt in den Liedern vor.

Jornandes spricht weiter C. 11 von den capillatis, im Gegensatze von den pileatis, einer alten gothischen Priesterkaste:

quod nomen [capill. sc.] Gothi pro magno suscipientes, adhuc hodie suis cantionibus reminiscuntur.

Ein äußerer Grund, zu den früher dargelegten innern, für die geschichtliche Beziehung unsres Sagenkreises liegt nun in diesen Nachrichten vom Heldensang in der Zeit der Völkerwanderungen. Sind die Thaten der Helden in der Zeit selbst in Gesang aufgefaßt worden und leben die Namen von Helden dieser Zeit noch jetzt in Liedern, deren Ursprung sich hoch hinauf in unbestimmter Ferne verliert, so kann es nicht für unzulässig erachtet werden, diese Erscheinungen zu verbinden und eine fortlaufende Entwicklung von der gleichzeitigen Auffassung der Ereignisse bis zur letzten Gestalt der Sage anzunehmen.

Der Glaube an geschichtliche Geltung der Heldensage war von früher Zeit an das Mittelalter hindurch verbreitet.

Der Tod Ermanarichs (Jahr 376) war nach kaum zweihundert Jahren dem Jornandes, der um 552 das kleine Werk de rebus geticis schrieb, welches jedoch selbst nur ein Auszug aus dem verlorenen Werke von Cassiodor, dem Geheimschreiber Theoderichs († 526), ist, in doppelter Erzählung bekannt, einer sagenhaften, welche nach den Hauptzügen noch in den nordischen Dichtungen vorliegt und von deren Vorhandensein auch in deutscher Überlieferung noch Spur aus dem 12ten Jahrhundert übrig ist, und in der geschichtlichen, wie dieses Ereignis in der zuvor ausgehobenen Stelle des Zeitgenossen Ammianus Marcellinus berichtet wird. Jornandes C. 24 will weder die eine noch die andre Erzählungsweise aufgeben; so wenig wagt er die Glaubhaftigkeit der Sage anzutasten, und sucht beide zu vereinigen.

Zwar erhebt sich weiterhin bei den lateinischen Geschichtschreibern

des Mittelalters der gelehrte Zweifel [1] an der Zeitgenossenschaft Ermenrichs, Etzels und Dietrichs. Zuerst äußert der Verfasser des Chronicon urspergense (erste Hälfte des 12ten Jahrhunderts) sein Bedenken hierüber,

quomodo illud ratum teneatur, quod non solum vulgari fabulatione et cantilenarum modulatione usitatur, verum etiam in quibusdam chronicis annotatur.

Noch bestimmter erklären sich nach ihm gegen diese Gleichzeitigkeit Otto von Freisingen, gleichfalls aus der ersten, und Gottfried von Viterbo, aus der zweiten Hälfte des 12ten Jahrhunderts. Aber mit dem Bedenken zieht auch die Sage hindurch; man sieht, wie sie auch den Gelehrten in so fester, geschichtähnlicher Haltung vor Augen stand, daß sie stutzten und eine Widerlegung für nöthig hielten. Der Verfasser der urspergischen Jahrbücher, der sich am ausführlichsten einläßt, giebt doch am Schlusse noch die Wahl, ob Jornandes mit seinen historischen Nachrichten oder die Meinung des Volks im Irrthum sei, und will der letztern damit durchhelfen, daß ein andrer Ermenrich und ein andrer Theoderich zu Attilas Zeit gelebt haben könnten. (Die betreffenden Stellen siehe bei Grimm S. 36. 38. 44.)

Die Welt- und Kaiserchroniken in deutschen Reimen, wodurch seit der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts der Quell der Geschichte auch den Ungelehrten erschlossen werden sollte, schwanken gleichfalls, wo sie auf Etzel und Dietrich kommen, zwischen Sage und schriftlicher Überlieferung. Daß Dietrich Etzeln gesehen, wird zwar auch hier für unzulässig erklärt; er heiße das Buch vortragen, der es behauptet! (Kaiserchr. Altd. Wäld. 3, 283.) Dennoch steht ein fabelhafter Stammbaum der Amelungen im Ganzen gleichlautend in Gedicht und Chronik (Dietrichs Fl. im Eingang und Heinrich von München, Fortsetzung von Rudolfs von Ems Weltchronik aus dem Anfang des 14ten Jahrhunderts, Altd. Wäld. 2, 115 ff.). Überhaupt läuft durch diese Chroniken eine Vermischung von Sage und Geschichte derselben unzulässigen Art, die wir bei Jornandes bemerkt haben (vgl. Grimm S. 203). Noch zu Anfang des 16ten Jahrhunderts ist Aventin (Joh. Turnmayr, geb. 1477,

[1] Frühe Spuren einer sagenhaften Auffassung Theoderichs s. in den Excerpt. de Odoacre, Theoderico u. s. w. hinter Ammian. Marcell. ed. Gronov. S. 719—21.

gest. 1534, schrieb nach 1512), den man sonst den Erzvater deutscher Geschichtschreibung nannte, von der heimischen Heldensage, die er noch im Munde des Volkes lebend fand, so sehr bewältigt, daß er den elfenhaften Laurin, den Mönch Ilsan und den getreuen Eckhard (Larein, Ylsing, Högkar), als uralte Könige von Deutschland aufzählt (Baierische Geschichte 1580. Bl. 36. 38).

Gerne verwob man auch die Sage mit den Namen fortlebender, fürstlicher und Adelsgeschlechter, denen man dadurch höheren Glanz zu verleihen dachte, oder in denen wohl auch von Alters her solche Erinnerungen gehegt waren. Für die Amelungensage ist dieses der Fall mit einigen Fürstenhäusern des südöstlichen Deutschlands, welche dort vom 9ten und 10ten Jahrhundert an sich mächtig erhoben.

Das Haus Andechs hatte seine Stammsitze in Oberbaiern, um den Ammersee und den Würmsee. Jenseits der Alpen waren die von Andechs Markgrafen in Istrien und seit 1181 (Hormayrs Werke III, 167) führen sie den Titel als Herzoge von Dalmatien oder Meran, ein Name, den wir zuvor schon als sagenberühmt kennen gelernt haben. Von den heimischen Besitzungen hießen sie Grafen zu Wolfratshausen und zu Dießen. Auf den Preis dieses Hauses ist es im Gedichte vom König Rother abgesehen. Als Rother nach seinen gefangenen Boten, darunter sieben Söhne Berthers von Meran, gen Constantinopel fährt, da befiehlt er sein Reich Amelgern von Tengelingen (V. 742—747). Aber von sechs Markgrafen werden die Lande verstört; sie wollen den Herzog Hademar von Dießen zum Könige haben. Indeß wird Wolfrat, Amelgers Sohn, schwertmäßig, er waltet über Land und Leute, bis Rother wiederkehrt (V. 2947—67). Zu des Königs zweiter Fahrt nach Constantinopel verspricht Wolfrat zwölftausend Ritter, seinem Verwandten Lüpolt, dem Sohne des Herzogs Berther von Meran, zu Liebe; denn als Wolfrats Vater vertrieben war, gewann ihm Berther sein Land wieder und erschlug seinen Feind, den Herzog Elvewin[1] vom Rheine (V. 3402—33). Smaragde und Jacchante leuchten im Wettstreit über das Feld, als unter schneefarber Fahne der junge Held Wolfrat sein bairisches Reitervolk, 50000 Erlesene, dem Könige zuführt. Mann und Roß sind in Seide gekleidet; nie beschien das Licht so manchen

1 Vgl. Conybeare S. 60. Z. 139: Mid Aelfwine. Vgl. S. 18. Z. 194. S. 20. Z. 230.

goldgezierten Helm. Man seh' es den Baiern noch immer an, meint der Dichter, da sei noch mancher Mann in schmuckem Gewande.

Iz scînet den Beyeren immer mêr an;
dâ ist noch manich wâtziere man.

(V. 3474—76. 3560—83.) Herrlich kämpft dieser Held und seine Schaar, daß man immer davon sagen muß (V. 4214 f. 4258—67. 4333—72). Darum, als Rother nach der Heimkehr seine Getreuen mit reichen Lehen bedenkt, giebt er dem Herrn von Tengelingen Österreich, Böheim und Polen. Hier, wie an andern Stellen, ist der Dichter voll vom Lobe dieses Geschlechtes. Von keinem andern ist so mancher theure Held entsprungen. Alle noch starben sie so, daß sie nie Unrechts wider jemand bezichtet wurden; gewaltig ohne Übermuth, weisen Sinns, werden sie Fürstennamen tragen, so lang diese Welt steht. Daß nun unter dem gerühmten bairischen Fürstenstamme der von Andechs verstanden sei, ergeben die Namen. Tengelingen, wovon er im Gedichte benannt wird, ist Denklingen (Denchlingen in einer Urkunde von 1186. Lang, Regest. rer. Boic. I, 331) in der Gegend des obern Lechs, wo die Andechser zu Hause waren; unferne liegt Dießen, wovon sie den Grafentitel führten und wo sie ihre Burg zum Kloster umwandelten; zwar ist im Liede Hademar von Dießen ein Feind der Herren von Tengelingen, wohl aber mag dieses auf alte Fehden mit Stammgenossen und Nachbarn deuten; auch erinnert Hadmarsberg bei Dießen ebenso an jenen Hademar, wie das nahe Wolfratshausen, welches gleichfalls einer andechsischen Grafschaft den Namen gab, an den Helden Wolfrat, der als Stammvater des fürstlichen Geschlechtes im Gedichte hochgepriesen wird. Österreich, Böheim und Polen empfängt er zum Lohne treuer Dienste und wird dadurch der mächtigste Fürst bei dem Meere, was nur dann einen Sinn giebt, wenn für Österreich Isterreich gelesen wird. Markgrafen in Istrien waren die Andechser seit 1173 (Hormayr III, 181. 188). Der Herzogsname von Dalmatien oder Meran gieng erst 1181 auf sie über, nach dem Erlöschen der gleichfalls oberbairischen Grafen von Dachau, welche solchen von 1140 an geführt hatten. Die Schwester des letzten Dachauers war mit Berthold IV von Andechs, Markgrafen in Istrien, vermählt. So erscheinen auch im Gedichte die Helden von Meran noch neben denen von Tengelingen, obgleich mit diesen verwandt. Berther von Meran und seine Söhne spielen darin eine wichtige

Rolle und werden stets in Ehren genannt, doch ist es auf ihr Lob nicht so augenscheinlich abgesehen, wie auf das der Tengelinger, welche sonst nicht so wesentlich in die Handlung eingreifen. Es läßt sich nach all diesem muthmaßen, daß das Gedicht vom König Rother zwischen 1173 und 1181 so gestaltet worden sei (vgl. Grimm S. 53). Der Markgraf Berthold (IV) von Istrien, welcher in diese Zeit fällt, erscheint auch sonst als ein Freund der Dichtkunst; in einem noch vorhandenen Schreiben erbittet er sich von dem Abte Rupert zu Tegernsee (von 1155—86) zur Abschrift libellum teutonicum de Herzogen Ernesten (Hormayr III, 238. Freyberg, Geschichte von Tegernsee S. 284). Auch späterhin sind die Fürsten dieses Hauses den Sängern hold und gefeiert.

Dem andechsischen benachbart war das berühmte Fürstenhaus der Welfen. Von diesen sagt Aventin (Bl. 363 a), daß sie ihren Ursprung von dem Helden Wolfdietrich herleiten wollten. In den Liedern selbst findet sich keine Hindeutung auf sie; der Anlaß mag in dem Anklange der Namen Welfen und Wölfinge liegen, oder in der entfernten Ähnlichkeit der welfischen Stammsage (Grimm, deutsche Sagen II, 233—36) mit den Erzählungen von der Entstehung des Namens Wolfdietrich.

Das dritte Fürstengeschlecht, welches hier zu nennen, ist das der steirischen Ottokare d. h. der Grafen im Traun- und Chiemgau, Markgrafen und später Herzoge von Steier, in welchem Hause, bis zu dessen Aussterben 1192, der Name Ottokar, Otaker, Jahrhunderte hindurch herrschend war (Hormayr III, 214 ff.). Die Beziehung desselben zur Heldensage ist diese: Otacher, der geschichtliche Odoacer, erscheint im Kaiserbuche, das zwischen Fabel und Geschichte zu vermitteln sucht, als ein Fürst zu Steier, der von Ecius (Aetius) verlockt wird, aus seinem Lande, wo er nur Gebirg und Enge hat, hervorzubrechen, und dann zu Rom sich krönen läßt; aber Dietrich, Sohn Dietmars von Meran, hilft dem Kaiser Zeno, erschlägt den Ecius in der Schlacht vor Raben und belagert Otachern, der mit den Überresten des Heers sich in die Stadt geflüchtet (Hormayr III, 268 ff. Altd. Wäld. III, 278 ff.). Schon früher ist bemerkt worden, daß, nach dem Bruchstücke des alten Hildebrandliedes, Hildebrand mit Dietrich vor Otachers Neide ostwärts geflohen. Und so kennen auch lateinische Chroniken des 11ten und 12ten Jahrhunderts die Sage, daß Ermenrich auf Anstiften seines Verwandten Odoacer, der hier den Sibich der Lieder vertritt, seinen Neffen Theoderich zu Attila vertrieben habe

(Grimm 24 f. 32 f. 37). Auch sonst sind in die Heldenlieder von den Amelungen Namen bekannter Geschlechter eingeflochten. So kämpfen auf Ermenrichs Seite Herren von Schwangau (in Oberbaiern. Rab. Schlacht Str. 710 f.), von Zähringen (ebd. 716. Dietrichs Fl. 8611).

Dem milden Rüdiger, Etzels Markgrafen zu Pechlarn, dessen Burg stets den Gästen offen steht, wo sie in weitem, schönem Bau, darunter die Donau hinfließt, gegen die Lüfte sitzen, ihm hat man eine gastliche Aufnahme in die Geschichte nicht versagen können; ohne erweislichen Grund ist er in einer Chronik von 1343 als ein geschichtlicher Markgraf von Österreich aufgeführt (Nibelungen 5294—96. Hagens Anmerkungen S. 137—140. Grimm S. 99. Lachmann, Kritik S. 10 f.). Wenn nun hier ein Sagenheld in der Geschichte Fuß gefaßt, so ist umgekehrt ein geschichtlich einflußreicher Mann, Pilgrim, aus edlem Stamm entsprossen, von 970 Bischof zu Passau, später zu dem auf sein Betreiben hergestellten Erzbisthum Lorch erhoben, eifriger Bekehrer der Ungarn, gest. 991, in die Dichtung eingetreten und hoch in die Zeit hinaufgerückt, als Mutterbruder der burgundischen Könige, der Kriemhilden, seine Nichte, und nachher ihre Brüder auf der Reise in Etzels Land zu Passau freundlich empfängt und zuletzt ihr schreckliches Geschick durch seinen Schreiber Konrad in Latein niederschreiben läßt. (Hagens Anm. S. 160—165. Klage Z. 2145 ff.)

Daß der Name Nibelung, Nivelung, sich in den Urkunden als ein fränkischer erweise, ist bereits angeführt worden. Insbesondere war er erblicher Familienname in dem erloschenen Geschlechte der Dynasten von Hardenberg, die zu Hardenberg und Hardenstein an der Ruhr, im ripuarischen Franken, saßen. Er kann hier urkundlich als solcher von der Mitte des 12ten Jahrhunderts bis in das erste Viertel des 15ten verfolgt werden. Auch findet sich als Wappen dieses Geschlechts ein aufgerichteter Drache, und der letzte dieser hardenbergischen Nivelunge hatte nach der Erzählung eines gleichzeitigen Schriftstellers, um das Ende des 14ten Jahrhunderts, auf seiner Burg Hardenstein an der Ruhr einen Hausgeist, der sich König Goldemer nannte (Goldemar ist sonst in den Sagen von Dietrich der Name eines Zwergkönigs) und wie Elberich das Saitenspiel lieblich zu rühren verstand, lusit dulcissime in instrumento musicali chordis aptato. (Gobelin. Persona in seinem Cosmodrom. bei Meibom, Script. rer. Germ. Th. I, S. 286. Die urkundlichen Notizen

über dieses Geschlecht sind zusammengestellt bei v. Ledebur, Island und Nibelungenland. Dorow, Denkm. II, 59—61. Vgl. Grimms Heldensage 174. 338. Mone, Quellen I, 25. Über den Namen Nivelo in französischen Adelsgeschlechtern s. Mone I, 23 f. 35 f.)

Im Norden wird durch des selbst noch sagenhaften Dänenkönigs Ragnar Lodbrok (gest. 799) Vermählung mit Aslög, Sigurds angeblicher Tochter von Brünhild, die Stammtafel der Könige in das Heldengeschlecht der Wölsungen hinaufgeführt.

Noch ist hier eines angelsächsischen Gedichtes zu erwähnen, des Lieds vom Wanderer, herausgegeben in Conybeares Illustrations of Anglo-Saxon Poetry. London 1826. 8. S. 9 f. [Grein, Bibl. der ags. Poesie I, 238]. In diesem Liede des 7ten bis 8ten Jahrhunderts ist ein Sänger gedacht, der, einem angelsächsischen Königsgeschlechte dienend, die ganze bekannte Welt durchzogen hat und nun in der Meethalle singt, was er von den Völkern und ihren Herrscherstämmen gesehen und erfahren hat. Unter den vielen, nun ganz verhallten Beziehungen, neben denen auf Alexander und Cäsar, kommen auch solche vor, die in unsrer Heldensage anlauten. Atla herrschte über Hunnen, Eormanrik über Gothen, über Burgunden Gifika (Gibich). Bei den Burgunden hat der Sänger von Guthere (Gunther) einen Armring empfangen, ein ergötzliches Kleinod, als Lohn des Gesanges (Grimm S. 18—20). Östlich von England hat er die Heimath Eormanrics, des zornigen, treulosen besucht und ist auch von diesem Gothenkönige mit einem Armringe beschenkt worden. Im Lande der Gothen hat er auch die Herelingen (Harlungen) Emerka und Fridla (Imbreck und Fritil), ferner Theodric und Sifeca (Sibich) besucht; die Gesellen Wudga und Hama (Wittich und Heime), die ausländischen goldbewundenen sah er den gellenden Speer werfen, über Männer und Weiber herrschen.

So finden wir auch hier, sehr frühe schon, das Reich unsrer Sagenkönige, in historisch-geographischer Ansicht, über die Welt verbreitet.

Aber nicht etwa bloß an den Höfen der Großen und zur Verherrlichung angesehener Geschlechter war die Heldensage gangbar; hinreichend ist bezeugt, daß das Volk, die Bauern, von jenen Helden gesagt und gesungen haben.

Chronic. Quedlinburg. (aus dem Ende des 10ten und Anfang des 11ten Jahrhunderts): Et iste fuit Thideric de Berne, de quo cantabant rustici olim. (Grimm S. 32.)

Chron. ursp. (erste Hälfte des 12ten Jahrhunderts): vulgari fabulatione et cantilenarum modulatione. (Ebend. 36.)

Otto Frising. (ebens.): vulgo dicitur. (Ebend. 38.)

Königshoven, Elsäß. Chron. um 1386: Dieterich von Berne, von dem die geburen also vil singent und sagent. (Ebend. 281.)

Aventin (Anfang des 16ten Jahrhunderts), Annal. Bojor. 165: Nam et adhuc vulgo cantatur (Attila) et est popularibus nostris, etiam litterarum rudibus, notissimus. (Ebend. 302.)

Derselbe, baierische Chronik Bl. 259 a: Unser Leut singen und sagen noch viel von jm [Dietrich v. Bern], man findet nit bald ein alten König, der dem gemeinen Mann bey uns so bekannt sey, von dem sie so viel wissen zu sagen. (Ebend. 379.)

An Denkmäler der Natur und der Menschenhand hat sich die Sage vielfach angeknüpft. Wir können solche auf einem weiten Wege vom südlichen Amelungensitze bis nördlich zum scandinavischen Sunde verfolgen. Es hat vielleicht einigen Reiz, Städte und Gebirge auch einmal mit offenem Auge für dasjenige, was von heimischer Sagenpoesie darauf abglänzt, zu durchwandern.

Zu Verona zeigte man Dietrichs Haus; ein Schriftsteller des 12ten Jahrhunderts (de fundat. monast. Gozecensis. Grimm S. 40) erwähnt desselben auf eine Weise, daß darunter die Überreste des römischen Amphitheaters verstanden scheinen. In den Epistolæ obscur. vir. (Anfang des 16ten Jahrhunderts [S. 210 Böcking]) heißt es davon:

Et una sabbatorum venimus ad Veronam. Illa est pulchra civitas, habens muros, castra et fortalitia. Et vidimus ibi domum Ditheri de Bern, ubi ipse habitavit et ibi superavit et mortificavit multos gigantes, qui bellaverunt cum ipso. (Grimm S. 303.)

Des Wunderhauses, welches Dietmar, Dietrichs Vater, zu Bern gebaut, erwähnt auch die schon angeführte Reimchronik Heinrichs von München (Grimm S. 202. 204. Vgl. 189). Nach dem prosaischen Anhang zum Heldenbuch ist die schöne, starke Burg zu Bern in drei Nächten vom Teufel gebaut worden. (Ebd. S. 294.)

Ziehen wir, die Straße der Helden, an der Etsch hinauf, so kommen wir zur Burg an der Klause, oberhalb Trient, welche Hildebrands Burg hieß.

Arnold. Lubec. (schrieb zwischen 1171 und 1209) l. 7, c. 18: quo [Tridento] relicto venit ad transitum arduum montibus præclusum, qui

Veronensium clusa dicitur, ubi castrum est firmissimum, quod ex longa antiquitate urbs Hildebrandi dicitur. (Grimm S. 49.)

Weiter aufwärts im Etschland, im Schlosse Tirol, wurde der Harnisch des Zwergkönigs Laurin gezeigt.

Aventin, bair. Chron. Bl. 36 a: Die von Tyrol am Oschland (Horm. III, 196: Oetschland) zeigen noch den Harnisch König Lareyns, vnnd der gemein Mann solts jhnen gleich glauben, daß ers sey. (Grimm S. 302.)

Schreiten wir aus dem Etsch- und Eisakthal, auf dem großen Heerweg, über den Berg Isel, so liegt an dessen Fuße, kaum eine Viertelstunde vor Innsbruck, die Prämonstratenserabtei Wilten (Veldidena). Man wundert sich hier an der im neuern Stil erbauten Stiftskirche, in den Nischen am Eingang, zwo ausgehauene Riesengestalten, mit Schwert und Keule, zu erblicken. Erkundigt man sich um ihre Bedeutung, so erfährt man aus Legende und Volkssage, daß es die Riesen Heymo und Thyrsus seien. Heymo sei im Jahr 860 vom Rheinstrome her gekommen und habe bei Seefeld im obern Innthale den ihm an Größe und Stärke nicht ungleichen Helden Thyrsus im Kampf erschlagen. Der Ort, wo des letztern Burg gestanden, oder wo der Zweikampf geschehen, heiße noch „am Thyrsenbach“ und eine daselbst an der Straße befindliche Kapelle zeige gleichfalls die Abbildung der beiden Riesen. Zur Sühnung dieser That habe Heymo den Bau der Kirche und des Klosters Wilten begonnen und selbst dabei als der geringste Arbeiter Hand angelegt. Aber vom nahen Thalgeklüft, von wo die Sill in rauschendem Falle herabstürzt, sei jede Nacht aus finstrer Felsschlucht (noch jetzt die Drachenhöhle genannt) ein Drache gekommen und habe das Werk des Tages zerstört, auch Menschen und Vieh großes Unheil zugefügt. Heymo habe das Ungethüm erlegt und ihm die Zunge ausgerissen, die man noch neuerlich im Kloster wißbegierigen Pilgern zeigte. Er sei als Laienbruder 875 gestorben und im Chore beigesetzt worden. Oft habe man seine Grabstätte ausfindig machen wollen; der letzte Versuch habe den Einsturz der Kirche zur Folge gehabt. Ich glaube, die Spur dieses Heymo, nicht in der Klosterkirche, sondern in der Heldensage gefunden zu haben. Heymo ist mir der Heime der deutschen Lieder, den wir als Mordrecken bei Alpharts Tode kennen gelernt haben. Er hieß, laut der Vilt. S. C. 17, nach einem grimmigen Drachen dieses Namens, der gleichen Gemüthsart wegen. Er reitet südwärts über das Gebirg, um sich mit Dietrich

von Bern zu messen. Mit diesem besteht er einen gewaltigen Kampf und wird nur dadurch überwunden, daß ihm sein Schwert zerbricht. In spätern Jahren begiebt er sich reuig in ein Kloster (Vadincusan S. 615 [S. 368 Unger] schwed. Wadhinkusan). Als aber das Kloster von dem Riesen Aspilian bedrängt wird, besteigt er wieder sein altes Ross, das Steine zum Kirchenbau gezogen (S. 609), und erschlägt den Riesen im Zweikampf (C. 387 f.). Leicht erkennt man in den Grundzügen dieser Sagen von Heime die Ähnlichkeit mit der Legende von Heymo. Thyrsus, der Name des Riesen, mit welchem Heymo (Heime) zu kämpfen hatte, ist nichts anders, als das alte turso, Türse, was appellativ eben Riese bedeutet (Schmell. I, 458). Abermals eine, gewiss sehr alte örtliche Anknüpfung der Amelungensage im Tirol. (Vgl. F. A. Graf von Brandis, des Tirol. Adlers immergrünendes Ehrenkränzel. Botzen 1678. 4. S. 33 f. v. Hormayr, Tiroler Merkwürdigkeiten und Geschichten. Th. 3. Wien o. J. S. 244—46. Grimm, deutsche Sagen I, 210 f. Beyrer, Wegweiser von Innsbruck.)

Wir wenden uns den Rheingegenden zu. Die Überarbeitung des Nibelungenliedes nennt (4020[a]), wie schon erwähnt worden, ein Dorf Otenheim, vor dem Otenwalde gelegen, wo noch der Brunnen fließe, über dem Siegfried erstochen worden. Von den verschiedenen Orten dieses Namens kommt der im Liede bezeichneten Lage am nächsten: Odenheim im Kraichgau, ein vormaliges Reichsstift, zwischen Sinsheim und Bruchsal; zwei Stunden nordwärts davon heißt das Gebirg schon Odenwald (vgl. Heldensage S. 150. Mone, Quellen I, 5 f.). Doch liegt auch dieses dem eigentlichen Schauplatz zu ferne und jenes Dorf Otenheim[1] ist wohl als ein verschollenes zu betrachten. Zeichen des Andenkens an Siegfried glaubt Leichtlen (Neuaufgefundenes Bruchstück des Nibelungenliedes. Freiburg 1820) in den Siegfriedsbrunnen zu erkennen, deren er zwei in Urkunden erwähnt gefunden hat: den ersten, in einer Urkunde um 1330, unweit Freiburg im Breisgau, den andern, in einer Urkunde von 1418, nahe bei Villingen. Grimm (S. 154 f.) bemerkt hierüber, daß die Brunnen in jener Zeit häufig solche besondere Namen geführt

[1] Im Weisthum von Hirschhorn (am untern Neckar, am Rande des Odenwaldes) und im dortigen Jurisdictionalbuche von 1560 kommen Entrichtungen vor, welche Probst, Dechant und Capitel zu Odenheim jährlich auf das Schloß zu Hirschhorn zu leisten haben (J. Grimm, Rechtsalterth. 257. 359. 374).

haben, deren er mehrere nachweist; indessen hält er es doch für möglich, daß die Erinnerung an die Sage, durch die einsame und schauerliche Lage eines Waldbrunnen angeregt, ihm einen solchen Namen ertheilte, der etwa so viel als Mordbrunnen aussagte. Laut derselben Überarbeitung (4584 ff.) liegt der kühne Held Siegfried in einem langen Sarge im Kloster zu Lorsch, wohin sein edles Gebein von Worms aus gebracht und daselbst zum zweitenmal begraben worden. Auch Frau Ute, Kriemhilds Mutter, welche (wovon freilich die Geschichte nichts weiß) diese Fürstenabtei gestiftet und dort ihren Sedelhof (Wittwensitz) gehabt, liege daselbst noch in einem Sarge bestattet.

Zu Worms selbst war Siegfrieds Gedächtnis lebendig. Der Name der Stadt sollte von dem großen Wurme herrühren, der die Königstochter durch die Luft entführt und welchen Siegfried im Odenwald erschlagen; ein fliegender Drache war auch Schildhalter des Stadtwappens, worin ein Schlüssel, derselbe, den Siegfried dem Riesen abgenommen und damit den Drachenstein aufgeschlossen. Der Held nebst dem Drachen und der Jungfrau mit ihren Brüdern stand an einem überalten Gebäu, die Münze genannt, auf dem Markt, abgemalt; dabei hieng Gebein von Riesen und Drachen, die Siegfried überwunden, in eiserne Ketten gefaßt. An Thor und Mauerturm sah man dergleichen Bilder. Ein großes, altes Haus, vermuthlich einst die Wohnung fränkischer Könige, Herzoge oder Grafen, hieß das Riesenhaus, und eine naheliegende Aue im Rheine (nach andern ein Feld am Ufer desselben) wie noch jetzt, der Rosengarten, wo die Heldenkämpfe stattgefunden. Auch Siegfrieds Speer, ein ungeheurer Baum, wurde gezeigt und des Helden Grab in der Kirche der heiligen Cäcilie. Als Kaiser Friedrich III (1440—1493) vom Feldzug in den Niederlanden zu Worms ausruhte, und die Wundersagen von dem riesenhaften, fast durch ganz Deutschland besungenen Helden zu seinen Ohren kamen, gelüstete ihn, den Gebeinen des Riesen nachgraben zu lassen, wie zu Wilten nach Haymos gegraben worden. Man wühlte die Erde auf, doch ohne die mindeste Spur zu finden, bis das Wasser hervorquoll, auf den lebendigen Quell der Poesie hinweisend. Auch heimischer Gesang von diesem eingebürgerten Helden wurde zu Worms gepflegt: wer in der Schule der Meistersänger die Geschichte vom hörnernen Siegfried aus dem Kopfe tadelfrei singen konnte, empfieng vom Rathe der Stadt, alter Gewohnheit nach, ein Stück Geldes zur Verehrung.

Diese Nachrichten von Fischart, Freher, Quad von Kinkelbach, Staricius, Schriftstellern aus der zweiten Hälfte des 16ten bis zur Mitte des 17ten Jahrhunderts finden sich bei Grimm S. 311. 315—317. 319 f.

Die Heidelberger Handschrift 405 enthält eine gereimte Beschreibung des im Jahr 1575 zu Worms gehaltenen Armbrustschießens durch Lienhard Flechsel, Pritschmeister von Augspurg. Auch dieser erzählt, wie er auf seinem Gange durch die Stadt die in Eisenketten an der Münze aufgehangenen Riesenbeine, dann an der Trinkstube die Riesen mit ihren Eisenstangen und Krimhilden mit einem Kranze gemalt gesehen habe.

Bl. 13b: Wie ich bin zuo der Müntz ganngen
An Eissenketn sach ich hangen
Mechtig vill grosse Rissen bain
Ich stůnd darbey was nit allein
Besach mir der bain gleich ebn gnug.

Den Drachenfels an der Haardt (1½ Stunden von Dürkheim in Rheinbaiern), einen steil und kühn aufragenden Felsvorsprung, hat die Volkssage schön ausersehen zum weitschattenden Horste des Drachen, daraus die Jungfrau traurig in die Ferne geblickt, und zur Kampfstätte, die von Siegfrieds Ringen mit dem Ungethüm erzittert.

Schreibers Handbuch für Reisende am Rhein, 2te Auflage S. 72:

Dieser Fels tritt aus einem der höchsten Berge der Gegend hervor und bildet eine Terrasse, unter welcher sich eine Aushöhlung, wie ein Brückenbogen, befindet, wo man auf der einen Seite das anmuthigste Gemälde des Rheinthals [wohl auch den Blick auf das nahe Worms], auf der andern die ganz verschiedene Darstellung des Überblicks waldiger Gebirge sieht. In den Legenden des Landmanns spielt derselbe die bedeutende Rolle des Orts, wo der gehörnte Siegfried die geraubten Töchter des Landes aus der Gewalt des Drachen befreite.

Ein anderer Drachenfels, entfernter von Worms, erhebt sich im Siebengebirge, gegenüber von Bonn. Er ist der steilste von den Siebenbergen und trägt auf seiner Felswand alte Burgtrümmer. Dieser Drachenfels, mons draconis, wird in Urkunden des 12ten Jahrhunderts genannt (bei Günther, cod. dipl. Rheno-Mosell. I. Grimm S. 155). Von ihm sagt Schreiber S. 277:

An dem südwestlichen Abhang, in der untern Hälfte, bemerkt man die enge aber hohe Öffnung einer Höhle, worin, der Sage nach, der Drache hauste, welchen der hörnerne Siegfried erschlug.

Ob nicht erst seit dem neuerregten Interesse für das Nibelungenlied die Siegfriedssage hieher bezogen worden, muß ich unentschieden lassen. Im Rheinischen Antiquarius von 1744 (S. 669) steht nichts hierüber. Dagegen habe ich in: Teutscher Nation Herligkeit, durch Matthis Quaden von Kinkelbach (Cölln a. Rh. 1609) folgende Sage gefunden:

Cap. 77, S. 293: Der nahm Drakenvels aber ist jhm [dem Berge bei Bonn] daher entstanden: Es hat vor alten Zeiten ein Drach oben auff diesem Berg seine Wohnung gehabt, welcher beid Menschen vnd Vieh gantz sehr schedtlich was, denselben ertödet ein stoltzer Ritter burtig aus Griechenland, oder ja von einem Griechischen Vater her geboren. Deßhalben jhm seine menliche und kühne That wider vergolten ward vnd man gab jhm denselben Berg, mit eim guten Theil daran gelegener Landtschafft, vnndt verheyrathete jhn an die Dochter des Veldtöbersten der Quaden die sich zu Oberwinter niedergeschlagen hatten.

Man erkennt hier leicht die Sage von Wolfdietrich, der von Griechenland, Constantinopel, gekommen, die Lindwürme erschlagen und dafür die Hand Sidrats mit den Landen ihres von diesen Würmen getödteten Gemahls Otnit empfangen. Die Quaden sind ein gelehrter Zusatz. Daß die Abenteuer Wolfdietrichs am Niederrheine volksmäßig bekannt waren, zeigt die Darstellung eines solchen in einem alten holländischen Volksliede (de Jager uyt Grieken), dessen Held ein griechischer Königssohn ist (Altdeutsche Wälder I, 161 ff. Pantheon, von Büsching und Kannegießer III. 1810. S. 115 ff.)

Brünhildenbett, einst urkundlicher Name eines Felsensteins mitten auf dem hessischen Feldberge, erinnert an Brünhilds Zauberschlaf auf dem Gebirge. Urk. v. 1043: lapis qui vulgo dicitur lectulus Brunnihilde. Auch in einer Urk. von 1221. Grimm S. 155. N. v. d. Hagen, Eddalied. VIII, 42. Not. 51: in medium montem Veltberc, ad eum lapidem, qui vulgo dicitur lectulus Brunehilde. Vgl. Schreibers Handb. 442. Über Kriemhildensteine s. Grimm a. a. O.

Alzei, woher der tapfere Spielmann Volker benannt ist, führt noch die Geige in Wappen und Siegel, und davon heißen die Alzeier in der Umgegend spottweise die Fiedler. Auch adeliche Geschlechter, die Truchseße, die Winter von Alzei, hatten dieses Wappen, und in dem Alzeier Weisthum, muthmaßlich aus dem 14ten Jahrhundert, werden die Volkerte als Mitbesitzer eines Hofes genannt (Storck, Darstellungen aus dem preußischen Rhein- und Mosellande. Bdch. I. Essen 1818. S. 256

bis 258. Vgl. Grimm S. 323 und Jäger, die Burg Weinsberg. Heilbronn 1825. S. 82). Weiter hinab im Lurleiberge, am Grunde des Rheines, dort, wo er durch den echoberühmten Fels eingeengt, am tiefsten strömt, glaubte man, wie es scheint, den Hort der Nibelunge versenkt. Der Marner (zweite Hälfte des 13ten Jahrhunderts) sagt (Man. II, 169[b]):

Stad ûf, stad abe in wehset wîn;
In [den Rheinländern] dienet ouch des Rînes grunt
(Ich wil ûf si gar verkiesen):
Der Ymelunge hort lît in dem Burlenberge in bî.

Grimm bemerkt S. 162: „Imelunge für Nibelunge hort könnte eine absichtliche oder volksmäßige Entstellung sein und ähnlicher Weise ist wohl Burlenberc ein erfundener, nicht ernstlich gemeinter Name." Er kann aber auch ebensowohl, als jener, ein aus Lurlenberc entstellter sein.[1]

Die Wilkinensage (Ende des 13ten Jahrhunderts) verlegt Etzels Königssitz und den Kampf der Nibelunge nach Susat, Soest (Susatum) in Westphalen, und beruft sich auf die Erzählung Eingeborner, welche die Stätten der Ereignisse noch unzerstört gesehen, wo Hagen fiel und Iring erschlagen ward, wo der Schlangenthurm gestanden, darin König Gunther den Tod erlitt, den Garten, darin die Nibelunge umkamen, der noch der Nibelungegarten heiße, das alte Thor, wo sich der Streit erhoben, und das westliche, welches noch Hagens Thor genannt werde, wo sie aus dem Garten gebrochen (Wilkinens. C. 367. Vgl. Grimm, S. 176 f.). Noch ist in Soest Erinnerung, daß ein nun abgebrochener Thurm der Schlangenthurm genannt worden sei (W. Tappe, Alterthümer der deutschen Baukunst in der Stadt Soest. Essen 1823. S. 13). Ein Thor daselbst mit einem uralten Bogen dabei heißt das Nöttenthor. Auch soll ein anderthalb Stunden von Soest gelegenes Feld noch jetzt den Namen Nibelungen führen (Westphalia u. s. w. 1825. N. 2. S. 16. Vgl. Ledebur a. a. O. S. 58).

In den altdänischen Liedern begeben sich die Kämpfe, statt in Hünenland, auf der kleinen Insel Hven im Sunde; auch die sogenannte hvenische Chronik meldet davon. Zu Ende des 16ten Jahrhunderts sah man auf dieser Insel noch Graben und Grundmauern der vier Burgen, wo Grimild und ihre Brüder gehaust hatten, und noch heute kann man

[1] [In Hagens Minnes. 2, 241 heißt die Stelle: Der Nibelunge hort lit in dem Lurlenberge in bi. Vgl. Pfeiffers Germania 5, 445. K.]

sehen, wo die vier Burgen gestanden. Dort befanden sich auch sonst in einem länglichen Viereck aufgestellte Steine, welche der Frau Grimild Grab hießen. Die Begebenheiten, die wir, in den großen Heldengedichten, in weiten Heerfahrten hinziehn sahen, sind hier in das enge Maaß kurzgeschnittener Balladen und auf den schmalen Raum des kleinen Eilandes zusammengedrängt, bei dem wir unsre antiquarische Wanderung schließen. Hier auf dieser äußersten Insel, wo, nach einer andern Überlieferung, Grimild die Schlüssel ihrer Burg ins Meer geworfen und die Burg selbst durch Zauberei in die Erde versenkt, scheint auch uns, in diesem Wechsel der örtlichen Beziehungen, aller Boden der Sage zu weichen und der Schlüssel ihrer Lösung in einen dunkeln, tiefen Grund hinabzufallen.

Die hvenischen Sagen s. bei Grimm, altdänische Heldenlieder S. 422. Heldensage S. 321 f. Sagabibliothek II, 407—416.

Wir haben im bisherigen auszuführen gesucht, wie die Sage aus geschichtlichen Keimen Schößlinge getrieben und hinwieder, ihre freien Entwicklungen überall an Wirkliches anheftend, über alles germanische Land ihr Netz gebreitet; jenem tropischen Schlingbaume vergleichbar, der seine Gipfel zum Grunde zurücksenkt und so, stets neue Wurzeln schlagend, weite Strecken bewaldet.

Aber diese Betrachtung der Heldensage vom historischen Standpuncte hat nur bei der einen Seite des Gegenstandes verweilt, bei derjenigen nemlich, welche die Ähnlichkeiten und die Anknüpfungen darbietet. Es ist jedoch auch eine Kehrseite vorhanden, auf welcher die Widersprüche und die historisch unauflösbaren Verhältnisse hervortreten. Was wir vom Glauben einer früheren Zeit an die Wahrheit des Sageninhalts angeführt haben, kann für unsre kritisch gereifte nicht bestimmend sein und selbst im Mittelalter schon fanden wir die Widersprüche zwischen dem Sagenhaften und dem Geschichtlichen bemerkt und ausgehoben. Die Lust zu geschichtlichen und örtlichen Anlehnungen, die wir mit jenem Glauben Hand in Hand gehen sahen, hat uns gerade bemerklich machen können, auf welchem Wege die Sage, wenn auch in gutem Glauben, sich den Schein der Geschichte zu verschaffen wisse.

Die Widersprüche, welche, gänzlich abgesehen von bloß chronologischen und sonst äußerlichen Unrichtigkeiten, im Wesen der Begebenheiten und Charaktere, den geschichtlichen gegenüber, sich offenbaren, sind von W. Grimm, in der Abhandlung über Ursprung und Fortbildung der

Heldensage, in einigen Hauptpuncten aufgefaßt worden: bei der Nachricht von Ermenrichs eigenthümlicher Todesart seien wir im Stande, beides, Geschichte und Sage zu vergleichen und ihre völlige Verschiedenheit zu bemerken; während die Geschichte den ostgothischen Theodorich als einen in allen Unternehmungen glücklichen, in unbestrittener und glänzender Übermacht herrschenden König darstelle, sehen wir den Dietrich der Sage von der Gewalt seines Oheims unterdrückt, in beständigem Kampfe gegen sein hartes Geschick den grösten Theil seines Lebens bei einem fremden Könige zubringen; erst nach seines Gegners Tode wag' er in sein Reich zurückzukehren; Etzels feigherziges Wesen (es ist wahr, er spielt bei aller Bekleidung mit äußerer Macht doch als Charakter in den Liedern eine geringe Rolle) stehe wieder in völligem Widerspruche mit der Geschichte.

Ich halte für überflüssig, diese Widersprüche mit weitern Beispielen zu vermehren oder näher ins Einzelne auszuführen. Aber bedeutender noch, als die Widersprüche, nach Umfang und Gehalt, drängen sich diejenigen Erscheinungen hervor, auf welche eine eigentlich historische Erklärung, eine Vergleichung mit bestimmten Personen und Ereignissen, gar nicht anschlägt, welche mit der Geschichte weder im Widerspruche noch im Einklang stehen und mitten durch solche geschichtliche Beziehungen unberührt hindurchschreiten, wie Geister, die durch Wand und Riegel ihren Gang nehmen. Und gerade diese Erscheinungen sind es großentheils, welche Phantasie und Gemüth vorzugsweise in Anspruch nehmen. Die Annahme, als hätte auch ihnen eine geschichtliche Unterlage nicht gefehlt und wäre nur diese jetzt nicht mehr urkundlich nachweisbar, kann uns nicht befriedigen. Nicht bloß weil wir zugleich dieselben Widersprüche anzunehmen hätten, welche sich da gezeigt, wo wir die Sage mit der Geschichte zu vergleichen im Stande waren, sondern hauptsächlich weil uns die Sage großentheils solches erzählt, was nie und nirgends wirklich so geschehen sein konnte, und wir uns schon damit auf einen idealen Grundbestand derselben hingewiesen finden.

Bevor wir nun in dieser Erörterung weiter gehen, gebe ich litterarische Notiz von solchen, mir bekannten Schriften, welche sich hauptsächlich mit dem Geschichtlichen und Örtlichen in der Heldensage beschäftigen oder sonst hier vorzüglich in Betracht kommen; wie ich denn auch sonst das über die Heldensage Geschriebene, dessen schon eine ansehnliche

Litteratur ist, jedesmal bei demjenigen Gesichtspuncte anzeige, der in den einzelnen Schriften der vorwaltende ist.

Es wird sich schon bei einer kurzen Anzeige bemerklich machen, daß von andern noch manche geschichtliche Beziehungen versucht worden sind, die ich in der obigen Darstellung übergangen habe, und so auch umgekehrt. Man kann hier über den einzelnen Fall leicht verschiedener Meinung sein und ich gedenke auch die Abweichungen nicht im besondern aufzuzählen und zu beleuchten. Die allgemeinern Normen aber, die mich geleitet haben, werde ich nachher angeben.

Johannes Müller (Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, Th. 1, Cap. 7) hat zuerst die geschichtliche Begebenheit, die Besiegung der Burgunden durch Attila, hervorgehoben und dann weitere Fragen aufgeworfen:

Ist in Hildich, deren Hochzeit Etzeln tödtlich war, Spur der Chriemhilde? Oder war der Untergang des Königs Gonthahar und seiner 20000 Mann, dessen Idacius bei 436 erwähnt, Chriemhildens Rache? Ist historischer Grund in der Fabel der Nibelungen? Kam von dieser Ausrottung der Großen, daß, da vielleicht Gonthahars im Jahr 436 unmündiger Sohn im Jahr 450 im Felde gegen König Etzel erschlagen wurde, der königliche Stamm der Burgundionen erlosch? Die anziehende Beleuchtung des ältesten, grösten, originellsten Heldengedichts teutscher Nation ist nicht eine Sache weniger Zeilen, sondern ein Geschäft, des Schweißes der Edlen werth. (Göttl. S. 6 f.)

Die historischen Andeutungen wurden weiter verfolgt in Abhandlungen von A. W. Schlegel (im deutschen Museum 1812), von der Hagen, Grimm und andern, wie denn überhaupt niemand, der über die Heldensage schrieb, den historisch-geographischen Gesichtspunct, wär' es auch nur, um ihn streitig zu machen, ganz übergehen konnte. Ausschließlich oder doch vorherrschend ist derselbe in folgenden Abhandlungen eingehalten:

Über das Geschichtliche im Nibelungenliede von K. W. Göttling. Rudolstadt 1814.

Hier wird Siegfried in dem 575 ermordeten austrasischen Könige Siegbert, dem Gemahl der westgothischen Königstochter Brunehild, wiedergefunden (S. 22 f.). Hagen ist Egnius, ein fränkischer Feldherr, und in Volker wird Falko vermuthet, der den Frankenkönig Chilperich ermordet. So wenig ich diese speciellen Angaben einleuchtend finde,

miskenne ich doch nicht das Verdienstliche der Schrift in Aufsuchung des Geschichtlichen, die im Anfang auch nicht ohne Missgriffe abgehen konnte.

Von demselben Verfasser: Nibelungen und Gibelinen. Rudolstadt 1816.

Eine schon in der frühern Schrift angeregte Behauptung wird hier zu erweisen gesucht, daß nemlich der in den Heldenliedern des 12ten und 13ten Jahrhunderts hervortretende Gegensatz der Nibelunge gegen die Wölfinge in der Erscheinung des Kampfes der Gibelinen mit den Welfen seine Erklärung finde. (S. 62 oben. Vgl. 10 f. oben.) Nibelunge sei die ältere Form für Waiblinger oder Gibelinen (S. 29), Ermenrich sei durch Namensähnlichkeit verwebt mit dem Gibelinen Heinrich IV und so erinnere der Meister Hildebrand an den Pabst dieses Namens u. s. w. (S. 93 f. oben. S. 87 unten.)

Nachtrag zu dieser Schrift: Isis 1818. S. 338 ff.

Es wäre ungerecht, eine Hypothese noch zu bestreiten, welche nach Verfluß von 12 Jahren, in welchen diese Studien bedeutende Fortschritte gemacht, vielleicht von dem Verfasser selbst aufgegeben ist, wiewohl wir sie bei andern noch immer spuken sehen. (Vgl. Mone, Quellen I, 32 f. oben. 39, 8. 53 ff.)

Neuaufgefundenes Bruchstück des Nibelungenliedes aus dem 13ten Jahrhundert von E. J. Leichtlen. (Auch: Forschungen im Gebiete der Geschichte, Alterthums- und Schriftenkunde Deutschlands. B. I, Heft 2.) Freiburg 1820.

Der Herausgeber des Bruchstücks hat demselben unter anderm „Aufklärungen über die geschichtlichen Personen des Liedes" beigegeben, worin, neben manchen dankswerthen Nachweisungen z. B. über den Namen Nibelung, über die Siegfriedsbrunnen u. s. w., auch die Beziehungen auf Siegbert, Egnius u. s. w. näher zu begründen gesucht werden.

Island und Nibelungenland nach dem Nibelungenliede. Eine historisch-geographische Untersuchung von Leopold v. Ledebur. (In Dorows Museum für Geschichte, Sprache, Kunst und Geographie. Berlin 1827. Auch: Denkmäler alter Sprache und Kunst. B. 2.)

Der Verfasser, durch Untersuchungen in der Geographie des Mittelalters verdient, sucht zu entwickeln, daß unter Brünhilds Land nicht das nordische Island, sondern das zur heutigen Provinz Over-Yssel

gehörige Salland, das Isselland des Mittelalters (lateinisch Isalandia, S. 30) zu verstehen sei (S. 21); Norwegen des Nibelungenliedes sei Norwenich, eine vormalige Grafschaft im jetzigen Herzogthum Jülich (S. 43 f.); das Nibelungenland aber ein Gau des Mittelalters, Nievenheim, unweit Neuß am Unterrhein (S. 46). Schon ein Satz, von welchem der Verfasser ausgeht, das Geographische sei der Boden, auf dem sich das Geschichtliche bewege; während dieses durch des Dichters Phantasie ausgeschmückt und verändert erscheine, stehe jenes als der Schauplatz der Begebenheiten unverändert fest (S. 35), kann in seiner zweiten Hälfte nicht für richtig anerkannt werden; wir haben, besonders im letztern Theile unsrer Ausführung gesehen, daß die geographischen Anknüpfungen der Sage mit derselben Freiheit vor sich gehen, wie die historischen. Richtiger ist folgende Bemerkung S. 56:

Dieses eigenthümliche Wesen der auf geschichtlichem Boden gewachsenen Sage, die bald wirklich historische Namen und Begebenheiten an uns vorüberführt, uns schnell Jahrhunderte durchfliegen läßt, das Wunderbare mit dem Natürlichen verbindet und Mythisches an das Wahre knüpft, eben dieser neckende Geist hat bei Untersuchungen des Geschichtlichen im Nibelungenliede auf tausend Irrwege und zu vielen einseitigen Ansichten geführt. Wo man gleiche Namen fand oder oberflächliche Ähnlichkeit in Ursache und Wirkung, da war unverkennbare Beziehung.

Allein diese Bemerkung scheint mir auf die geographische Hypothese des Verfassers selbst anwendbar zu sein, die weder Sprache, noch Inhalt der Lieder, noch Localsagen der Gegenden, wohin der Verfasser den Schauplatz verlegt, für sich hat.

Am Schlusse des Aufsatzes finden sich einige neue Nachweisungen über den erblichen Gebrauch des Namens Nivelung in dem erloschenen Geschlechte der Dynasten von Hardenberg an der Ruhr (S. 59 f.), wovon im Obigen Gebrauch gemacht wurde.

Über die geschichtliche Bedeutung des Nibelungenliedes. Ein Beitrag zur deutschen Sagengeschichte. Von Dr K. H. Hermes. Erster Artikel. Das burgundische Element der Nibelungensage. Morgenblatt 1829, N. 244—247.

Der Verfasser sucht darzuthun, daß die Sage, außer jenen ältesten geschichtlichen Anhalten im burgundischen Gesetzbuch und der Erzählung vom Untergange Gundikars, noch weiter ihren Kreislauf durch die

burgundische Geschichte genommen habe, so daß z. B. Crothilde, eine burgundische Königstochter, Gemahlin des Frankenkönigs Chlodwig, sich in Kriemhilden abgespiegelt. Die Parallele zwischen Sage und Geschichte ist hier weiter in das Einzelne gezogen, als ich sie für fruchtbar halte, worüber ich nachher mich im Allgemeinen erklären werde.

Über die Heimat der Nibelungen, von F. J. Mone, in dessen Quellen und Forschungen zur Geschichte der teutschen Litteratur und Sprache, Band I. Aachen und Leipzig 1830. S. 3—108.

Mone hatte in seinen frühern Schriften der Heldensage fast ausschließlich einen mythischen Gehalt, mit Ablehnung des historischen (Geschichte des Heidenthums II, 292 γ. 312) zuerkannt; in dieser neuern Abhandlung verfolgt er nun aufs Eifrigste die geschichtlichen und örtlichen Beziehungen der Sage. Daß diese Nachweisungen mit manchen seiner frühern Ansichten im Widerspruche stehen, bemerkt er selbst ausdrücklich am Schlusse (S. 108 oben). Während er im Einzelnen die Forschung mehrfach fördert, z. B. in den urkundlichen Belegen des Namens Nibelung, in der Beziehung der Harlungensage auf dasjenige, was Jornandes vom Schicksal der Heruler erzählt (S. 40 ff.), so geht er doch im Ganzen, wie sonst in der mythischen Richtung, so nun in der historisch-geographischen, meines Erachtens, viel zu weit. Er bestreitet Ledeburs Localisierung, der den Isenstein der Lieder zu Ysselmonde suchte, verlegt aber denselben nach dem benachbarten Ysselstein, wogegen sich dasselbe, wie gegen Ledeburs Hypothesen, einwenden läßt. Besonders aber ist Mone allzu sehr geneigt, historischen Charakteren und Ereignissen, welche Ähnlichkeit mit den sagenhaften zeigen, darum auch einen unbezweifelten Einfluß auf die Bildung der Sage einzuräumen, dieselben als wirkliche Bestandtheile der Sage zu betrachten. So ist ihm bei den ältesten niederdeutschen Völkern der erste Siegfried Arminius, der Cherusker, der zweite der Bataver Claudius Civilis (S. 71. 73). Die Geschichte dieser germanischen Helden bietet wohl mehr oder minder ähnliche Züge mit der des Sagenheros dar und ich habe selbst früher das Verhältnis des Civilis zu Veleda mit dem des Sigurd zu seiner Valkyrie Brynhild zusammengestellt. Allein es liegt ein bedeutender Unterschied darin, ob wir ein bestimmtes geschichtliches Verhältnis für die Grundlage einer bestimmten Sagenbildung annehmen, oder ob wir es, ohne eine solche specielle Verknüpfung, als Beispiel

und Beleg älterer Sitte und Volksansicht zur Erklärung der Sage benützen. Auf diesen allgemeinern Gebrauch muß man sich beschränken, so lange nicht für die besondere Anknüpfung dringende Anzeigen vorliegen. Indem nun Mone den angegebenen Unterschied nicht eintreten und so vieles, auch entfernt nur Ähnliche für identisch gelten ließ, setzt sich ihm die Nibelungensage aus einer Reihenfolge geschichtlicher Personen und Vorfälle so stückweise zusammen, daß schwer einzusehen ist, wie sie auf solchem Wege ein organisches Leben habe erlangen und bewahren können.

Am meisten scheint es mir von Interesse zu sein, Sie mit den Ansichten von W. Grimm bekannt zu machen, der diesen Gegenständen so lange und tiefgehende Forschung gewidmet hat.

Seine Ansichten sind vorzüglich in folgenden Stellen der sein Werk über die deutsche Heldensage beschließenden Abhandlung über Ursprung und Fortbildung dieser Sage niedergelegt.

Die historische Erklärung (d. h. diejenige, welche geschichtliche Wahrheit für die erste Grundlage hält, nur mit freier Phantasie ausgebildet und durch die Zuthat des Wunderbaren geschmückt), scheint sicherer zu gehen (als die mythische, die aus der Göttersage); aber schon nach wenigen Schritten muß sie auf ihrer Bahn einhalten. Mehr als ein paar historische Namen kann sie nicht nachweisen; sie sieht sich genöthigt, auf zukünftige Entdeckungen zu hoffen, bis dahin aber allgemeinen Sätzen zu vertrauen. (S. 336 f.)

Neigung zu historischer Anlehnung und geographischen Bestimmungen verrathen schon die ältesten Denkmäler. Ich verstehe unter jener die Annäherung und Berührung der Sage mit der wirklichen Geschichte. Sie ist natürlich für eine Zeit, welche zwischen Poesie und Historie nicht unterscheidet und in die Wahrheit der Überlieferung keinen Zweifel setzt. Die Sage läßt dann geschichtliche Helden in ihr Gebiet eintreten oder sie knüpft ihre Erzählung an wirkliche Begebenheiten. Übereinstimmung der Namen kann eben so leicht Veranlassung gewesen sein,[1] als Ähnlichkeit der Ereignisse; überhaupt mögen viele der hier möglichen Fälle eingetreten sein. (S. 342.)

Nach dem was darüber [über die Frage, ob der Ursprung der Sage mythisch oder historisch sei] vorgebracht ist, darf ich als ausgemacht betrachten, daß die geschichtlichen Beziehungen, welche die Sage jetzt zeigt, erst später eingetreten

1 Wie denn Grimm für den Atli der nordischen Lieder die Beziehung auf den historischen Attila läugnet (S. 9) und die Einführung des Hunnenkönigs erst für eine spätere Veränderung hält (S. 345).

sind, mithin die Behauptung, daß jene Ereignisse die Grundlage bilden, aller Stützen beraubt ist. Noch eine andere, wie mir scheint, nicht geri gere Schwierigkeit macht die damit verknüpfte Vorstellung von absichtlicher, poetischer Ausbildung des historischen Factums. Der Dichter der Nibelungenoth muste darnach vorsätzlich chronologische Verstöße begehen und sehr genau wissen, daß die Gestalten, die er auftreten ließ, bis auf einige Namen, Geschöpfe seiner eigenen Einbildungskraft waren; gleicherweise konnte er sich über die Unwahrheit der Thaten, die er vollbringen ließ, unmöglich täuschen. Wie steht das in Widerspruch mit der nicht bloß in der frühsten Zeit, sondern noch bei den gebildetsten Dichtern des Mittelalters herrschenden Überzeugung von der vollkommenen Wahrheit der Überlieferung! ... Kann man glauben, daß gerade die, welche man sich als Verfasser jener Werke denkt, eine andere, der Klugheit unsrer Zeit entsprechende Ansicht nicht allein hegten, sondern auch mit ungewöhnlicher Schlauheit verbargen? Überall bricht ein ehrlicher Glaube an die Wahrheit durch, jede Zuthat und weitere Ausbildung galt für eine bloße Ergänzung derselben. Dieser Glaube ist freilich höchst naiv, aber nicht unverständig, denn er will in dem Gemüthe von Menschen, die Historie und Poesie zu trennen noch nicht gelernt haben, nicht mehr sagen, als daß hier nichts aus der Luft gegriffenes, sondern seiner letzten Quelle nach im wirklichen Leben begründetes aufgenommen sei. Setzt man hinzu, daß auf eine Wahrheit dieser Art das Ganze, wie jeder einzelne Theil, vollkommen denselben Anspruch machen könne und nach einer historischen Grundlage zu fragen vergeblich, ja sinnlos sein würde, da in dieser poetischen Läuterung und Herübernahme in das Gebiet des freien Gedankens jedes äußere Merkmal des Geschichtlichen leicht verschwinden muste, so hat man, wie es mir scheint, das richtige getroffen. (S. 397 f.)

Meine Ansicht, die mit der von Grimm in wesentlichen Puncten übereinstimmt, fasse ich, nach meiner Gedankenfolge, in folgende Sätze:

1. Wir haben es wesentlich mit Poesie zu thun. Es versteht sich also zum voraus, daß, sofern diese Poesie in Verhältnis mit der Geschichte tritt, es sich von einer durch die Phantasie erleuchteten, durch das Gemüth belebten und erwärmten Auffassung des Thatsächlichen, von einer vergeistigten Geschichte handeln müsse. Wir müssen aber noch insbesondere auf das zurückgreifen, was früher in der Einleitung zum gegenwärtigen ersten Hauptabschnitt über das Wesen der Volkspoesie gesagt worden ist. Diese ist uns die geistige Auffassung eines ganzen Volkslebens durch die Gesammtheit des Volkes. In solcher Ganzheit des Volkslebens sind nothwendig auch die äußern, geschichtlichen Schicksale des Volkes in ihren bedeutendern Zügen begriffen. Da wir jedoch niemals bis zur Wiege

der Völker zurückgehen können, so vermögen wir auch nicht bis zum Ursprung ihrer Poesie vorzudringen; er ist die unaufgefundene Quelle des Nils, diese Poesie fließt wohl gar, wie das Alterthum von seinen heiligen Strömen glaubte, von den ewigen Gestirnen herab. Jedem Zeitraum der Volksgeschichte, zu dem wir aufsteigen können, ist daher schon irgend eine Entwicklung der Volkspoesie vorangegangen.

Was nun so in jedem Zeitpunct Entwickeltes vorliegt, ist immer der jeweilige beste Besitz des geistigen Volkslebens, es enthält den Keim des weiteren Wachsthums und das Maaß der Kraft, die in neuen Bildungen und so auch an der neu hinzutretenden Geschichte sich versuchen kann. Der frühere Zustand ist je in dem späteren unverloren, das Fortschreiten aber um so mehr ein allmähliches, als hier die schwerere Bewegung einer ganzen Volksmasse und das ermäßigte Mittel der mündlichen Überlieferung obwalten. Jenes immer schon Vorhandene und immer neu und anders sich Erzeugende kann allerdings in seinen Bestandtheilen näher nachgewiesen werden und auf einer solchen Abtheilung beruht eben der Gang, den wir für die Erklärung der Heldensage eingeschlagen; hier jedoch mochte es genügen, das Geschichtliche als einen solchen Bestandtheil zu begründen zugleich und zu beschränken. Es ergiebt sich uns aus dem Vorgetragenen die Grundansicht, daß die Volkspoesie und ihr gröstes Erzeugnis, die Heldensage, weder überhaupt in der Geschichte für sich, noch weniger in irgend einem bestimmten Zeitraume derselben ihre Grundlage haben könne, daß sie aber durch jeden bewegteren Zeitraum der Geschichte einen auf sie selbst einflußreichen Durchgang genommen haben müsse.

2. Von dem bisherigen ausgehend muß ich mich zuerst gegen die Zweckmäßigkeit und Glaubhaftigkeit allzu specieller historischer Nachweisungen erklären. In den Einzelheiten erscheinen mir die Widersprüche natürlicher, als die Übereinstimmungen. Sowie in der Volkspoesie die Persönlichkeit der Dichter verschwindet, so nicht minder die Einzelheit der geschichtlichen Personen und Ereignisse. Die Gesinnung, die in einem Volke lebt, ist auf die Dauer mächtiger, als der gewaltigste einzelne Held, dieser wird sich in der poetischen Überlieferung stets nach jener gestalten; die Lebensansicht, die sich durch Jahrhunderte bildet, überwältigt jede einzelne Thatsache und verarbeitet sie nach sich. Erst wenn schon die schriftliche Aufzeichnung Platz gewonnen hat, können einzelne

Züge, die eben frisch im Gedächtnis sind, wie etwa jene Anekdote vom Löwen zu Constantinopel, Aufnahme für die Dauer finden. Das Individuelle, Charakteristische der epischen Gestalten ist nicht das Werk einer ängstlichen Bildnismalerei nach geschichtlichen Originalen, sondern das Werk des poetischen Triebes, der Ideen, Weltanschauungen, allgemein menschliche Verhältnisse in sichtbaren und lebendigen Gestaltungen darstellt. Die Dichtung geht hier den Gang der Schöpfungsgeschichte; erst sind Himmel und Erde geschaffen, bevor diese mit lebenden und webenden Einzelwesen bevölkert wird.

3. Auf der andern Seite aber kann ich das Geschichtliche, was in der Sage durchscheint, keineswegs für eine bloße Nomenclatur ansehen. Daher scheint mir z. B. Grimm zu weit zu gehen, wenn er behauptet, die historische Erklärung müste nach wenigen Schritten schon auf ihrer Bahn einhalten und mehr als ein paar historische Namen könne sie nicht nachweisen (S. 336 u. f.), die Übereinstimmung zwischen Dietrich von Bern und dem ostgothischen Theoderich beschränke sich auf ein paar Namen, Dieterich, Dietmar und Amelung. Ich kann es mit dieser Abweisung einer größern geschichtlichen Beziehung nicht wohl verträglich finden, wenn derselbe Verfasser (S. 70 f.) nicht für unwahrscheinlich hält, daß die berühmte catalaunische Schlacht der Dichtung einzelne Züge verliehen habe. Jornandes, sagt er, erzähle, ganz in dem Ton der Sage, ein Bach auf dem Schlachtfeld sei von dem Blut der Getödteten zu einem reißenden Strom herangeschwellt und, die der heiße Wundendurst dahin geleitet, seien von den Fluthen weggetragen worden, und die Unglücklichen haben das Blut getrunken, das sie vergossen; die Dichtung (Nibelunge Noth) drücke sich auf ähnliche Weise aus, das Blut fließe allenthalben aus dem Saal und die Durstigen trinken auf Hagens Rath davon. Auch anderwärts hat Grimm Übereinstimmungen zwischen Sage und Geschichte mit Sorgfalt nachgewiesen.

Was ich im Vorhergehenden ausgeführt habe, die Geschicke der Völker im Größern, die von Grimm selbst (S. 70) historisch bezogene Vertilgung der Burgunden durch die Hunnen, die feindlichen und freundlichen Verhältnisse der Hunnen mit den Gothen, der allmähliche Herabzug der Gothen vom Osten nach dem Westen, ihre Beziehungen zum griechischen Kaiserreiche und dann ihre Ansiedlung in Oberitalien, darin dürfte doch

mehr, als bloßer Namenanklang, sich fühlbar machen. Von dem Verfahren bei den historischen Anlehnungen und geographischen Bestimmungen, bei jener Annäherung und Berührung der vorhandenen Sage mit der wirklichen Geschichte, wie Grimm es nennt (S. 342), müssen wir uns eine möglich bestimmte Vorstellung zu machen suchen. Hier nun glaube ich, daß zuerst die Meinung abzuweisen sei, als wären auf dem Wege einer gelehrten Geschichtskenntnis die historischen Beziehungen in die Sage gekommen. Dafür sind sie zu eingreifend, zu lebendig und zu frühzeitig nachweisbar; schon das alte Hildebrandslied vom Schlusse des 8ten Jahrhunderts, kaum vierthalb Jahrhunderte nach den Ereignissen, setzt Theodrichen mit Otachern in feindlicher, mit dem Hunnenkönige in freundlicher Stellung voraus; schon das vielleicht noch ältere angelsächsische Lied vom Wanderer deutet dieselben sagenhaft-geschichtlichen Verhältnisse an, die wir in den spätern Dichtungen finden; und wie sollte in jenen Zeiten der bloß mündlichen Fortpflanzung der Poesie die Schrift sich so einflußreich geltend gemacht haben? Ganz verschieden von dieser alten lebendigen Durchdringung der Sage und der Geschichten zeigten sich uns die spätern, misglückten Versuche der Reimchroniken, die Sage mit der Erzählung der Geschichtschreiber zusammenzulöthen. Sind uns nun bloße Namenähnlichkeiten nicht ausreichend, gelehrte Anknüpfungen aber widernatürlich, so bleibt uns wieder nur das übrig, was wir den Durchgang der Sage durch die Geschichte genannt haben. Die weltgeschichtlichen Erscheinungen der Völkerzüge wurden unmittelbar, wie sie sich begeben hatten, von der in den Völkern wirkenden Dichtkraft erfaßt, die vorhandene und stets fortlebende Sagenpoesie drang in sie ein, verjüngte sich in ihnen, nahm von der neuen Jahreszeit ein neues Gefieder an. Ein solcher Durchgang aber ist nicht bloß ein Wechsel oder eine Forterbung von Namen, er ist eine lebendige Wiedergeburt, und wenn so die Sage durch manchen Zeitenwechsel hindurchzieht, verändert sie mit den äußern Umkleidungen auch ihre innere Bedeutung.

4. Musten wir aber vor dem Eintritt jeder geschichtlichen Epoche ein schon geistig Vorhandenes annehmen und so auch stets wieder, wie Grimm es schön bezeichnet (S. 397), eine poetische Läuterung und Herübernahme des Geschichtlichen in das Gebiet des freien Gedankens, haben wir das historische Element nur als einen der Bestandtheile kennen

gelernt, aus welchen das Ganze der epischen Volkspoesie gebildet ist, so fordert uns dieses auf, nun auch die übrigen Bestandtheile zu erforschen, und zwar finden wir uns zunächst auf denjenigen hingeleitet, welcher dem Geschichtlich-materiellen eben als das Geistigste dieser Poesie gegenüberzustehen scheint, auf das Mythische nemlich, auf die Erklärung der Heldensage aus der Glaubenslehre der germanischen Völker.

Ich habe meine Ansicht der Sage von geschichtlicher Seite schon früher in ein Gleichnis gebracht und wiederhole dasselbe hier, weil in Sachen der Poesie oft das Bild am leichtesten erklärt.

Die Sage ist ein Lagerfaß voll edeln, alten Weines; wann er angesetzt worden, weiß niemand mehr; jeder sonnige Herbst bringt ihm frischen Aufguß und vom ersten Stoffe ist wohl nichts mehr vorhanden, als der immer fortduftende Geist; draußen aber auf den grünen Bergen thränen und blühen die Reben, und wenn sie blühen, gährt es auch innen im Fasse; blutrothe Trauben reifen und goldhelle; die Zeiten steigen am Weinberge geschäftig auf und nieder und tragen den neuen Gewinn herzu; indeß fließt unten rein und klar der goldene Quell und die Sänger sind die Schenken, die das duftige Getränk umherbieten.

2. Mythisches.

In der Erklärung des Mythischen sind zweierlei Mythenkreise zu unterscheiden,

1. der nordisch-deutsche, wohin zunächst dasjenige gehört, was wir in den Umrissen als Nibelungen- und Hegelingensage gegeben;

2. der gothische, dem die Amelungensage eigen ist.

In den altnordischen Liedern und Sagen erscheint oft ein großer alter Mann, einäugig, bärtig, mit niedrigem Hut, in den Mantel eingehüllt. In der Wildnis und in der Königshalle, in Seesturm und in Schlachtgewühl zeigt er sich; jungen Königssöhnen und lebensmüden Helden tritt er nahe, hier gabenspendend und hülfreich, dort zankstiftend und todbringend. Mancherlei Namen führt er; bald wird er nicht genannt, doch kenntlich bezeichnet, bald auch hat er den rechten Namen, Odin, der Asen höchster. Versuchen wir dieß sein irdisches Wirken am Beispiele berühmter Sagenhelden klar zu machen.

Hadding, der Sohn eines erschlagenen Dänenkönigs, irrt einsam

umher, auf Vaterrache sinnend. Ein alter, einäugiger Mann erbarmt sich des Verwaisten und verbindet ihn durch Blutbrüderschaft mit dem Seehelden Liser. Als Hadding in einer Schlacht fliehen muß, bringt ihn der nemliche Greis auf raschem Pferd in seine Wohnung, wo er durch einen köstlichen Trank den Jüngling erquickt und stärkt. Wieder zu Pferde, seinen Mantel um Hadding schlagend, führt er diesen zur vorigen Stelle. Schüchtern blickt der Jüngling durch eine Öffnung des Mantels, da sieht er, wie das Ross über dem Meere hineilt, und auf des Alten Warnung wendet er die erstaunten Augen von dem schauderhaften Wege. Zwar geräth er darauf in Gefangenschaft; doch, wunderbar gekräftigt, zerreißt er seine Bande, während der hülfreiche Greis die Wächter in Schlaf gesenkt. In gewaltiger Seeschlacht rächt Hadding den Tod seines Vaters. Auf einem Schiffzuge gegen die Biarmier sieht er, wie von Norwegens Küste ein Greis eifrig mit dem Mantel winkt. Gegen den Rath seiner Gefährten nimmt Hadding ihn an Bord und empfängt von ihm die Anweisung zu einer neuen keilförmigen Schlachtordnung. Im Kampfe stellt der Greis selbst sich hinter die Reihen, zieht aus der Tasche, die ihm vom Nacken hängt, einen Bogen, der anfangs klein erscheint, bald aber weit sich dehnt, und legt an die Sehne zehen Pfeile zugleich, die mit kräftigem Schuß in die Feinde geschnellt ebenso viel Wunden bohren. Die Biarmier führen durch Zauberlieder ungeheure Regengüsse herbei, aber der Greis vertreibt durch Sturmgewölk den Regen. Hadding siegt und der Alte scheidet, indem er ihn ermahnt, glänzende Feldzüge den ruhmlosen, ferne den nahen vorzuziehen, und ihm den Tod, nicht durch Feindesgewalt, sondern durch eigene Hand, weissagt (Saxo Gramm., hist. dan. lib. I, ed. Klotz. S. 8 ff. zweite Hälfte des 12ten Jahrhunderts).

Harald Hyldetand, König von Dänemark, ist durch die Gunst Odins, von dem sein Vater sich den Sohn erfleht, unverwundbar durch Eisen. Dafür hat er dem Gotte die Seelen derjenigen gelobt, die durch sein Schwert fallen würden. Ohne Harnisch, in festlicher Kleidung, das Haar mit Gold bewunden, schreitet er in die Schlacht. Die Pfeile, die auf ihn gerichtet sind, prallen stumpf von ihm zurück. Auch ihm begegnet der große, einäugige Greis in haarigem Mantel und lehrt ihn Schlachtordnung zu Land und Wasser, wodurch Harald nachher siegt. Weit ausgebreitet hat er die dänische Herrschaft, niemand wagt gegen

ihn aufzustehn und ein fünfzigjähriger Friede tritt ein. Der König ist gealtert und wünscht sich den Tod, aber nicht den auf dem Krankenbett. Er hat einen Vertrauten, mit Namen Bruno, der oft zwischen ihm und seinem Neffen, dem Schwedenkönige Sigurd Ring, geheime Botschaft hin und her trägt. Einst wird Bruno auf solcher Reise vom Strome verschlungen; Odin nimmt dessen Namen und Kleidung an und weiß durch trügerische Botschaften die Bande der Freundschaft zwischen den verwandten Königen zu lösen. Der Haß steigert sich zur offenen Kriegserklärung. Sieben Jahre vergehen über den Rüstungen zu der ungeheuren, vielbesungenen Brawallaschlacht, in der die gepriesensten Helden des Nordens mitkämpfen. Der Himmel scheint über der Erde einzubrechen, Wald und Feld zu versinken, der Welt Untergang gekommen zu sein. Harald hat sein Heer durch Bruno ordnen lassen. Alt und blind, auf einem Streitwagen fahrend, bemerkt er an dem dumpfen Getös der Seinigen, daß den Feinden das Glück sich zugeneigt. Bruno, sein Wagenführer, den er um Rings Schlachtordnung befragt, nennt sie ihm hohnlachend. Erschrocken fragt Harald weiter, von wem Ring diese Stellung gelernt, die ihm selbst nur Odin mitgetheilt. Bruno schweigt, Harald aber ahnt, daß dieses Odin sei, einst sein Schutzgeist, jetzt ihm zur Hülfe genaht oder zum Verderben. Er fleht um Sieg für die Dänen und verspricht, die Seelen der Erschlagenen ihm zu weihen. Unerbittlich stößt Bruno den König aus dem Wagen, reißt dem Fallenden die Keule aus der Hand und zerschmettert ihm das Haupt. Zahllose Leichname liegen umher, bis über die Räder des Streitwagens gehäuft. Sigurd Ring läßt nach der Schlacht seines Oheims Leiche aufsuchen, die sammt der Keule gefunden wird. Er schirrt sein eigenes Schlachtroß goldgesattelt an den Wagen Haralds, weiht es diesem und fleht, daß er seinen Todesgenossen damit voranziehe, Freunden und Feinden glückliche Wohnstätten erbitte (Saxo a. a. O. VI, S. 212 ff. B. VIII, S. 220 ff.).

Erik, ein schwedischer König, hat sich zween Tage hindurch mit Styrbiörn, seinem Brudersohne, geschlagen. In der folgenden Nacht geht er zu Odins Heiligthum und giebt sich selbst hin, indem er, wenn er siegen würde, seinen Tod nach zehen Jahren angelobt. Kurz darauf naht sich ihm ein Mann mit niedrigem Hut und giebt ihm einen Rohrstengel, den er über das feindliche Heer hinschießen und dabei sprechen

soll: „Odin will euch alle.“ Erik folgt der Weisung. Blindheit schlägt die Feinde, ein Bergfall zermalmt einen Theil derselben. Styrbiörns dänische Streitgenossen fliehen und erlangen ihr Gesicht erst wieder, als sie außerhalb des Raumes sind, worüber der Rohrstengel hinfuhr. Styrbiörn, der stehen geblieben, wird mit all den Seinigen erschlagen (Müllers Sag. Bibl. III, 142. 144 f.).

Es genügt an diesen Zügen, die sich leicht vermehren ließen, ohne noch die Wölsungensage zu berühren. Die Geschichten Rolf Krakes, Starkadders und anderer Sagenhelden enthalten Ähnliches. Bald ist Odin selbst, als einäugiger Alter, des Helden Pflegvater, bestimmt sein Schicksal, verleiht ihm Waffen und Sieg und bedingt sich Seelen aus; bald zürnt er, daß Krieger, die auf eigene Kraft trotzen, seine Gaben verschmähten, stiftet ihnen Unheil und erscheint als Verderber in der Schlacht; da fallen Schläge eines Schwertes, das durch Eisen, wie durch Wasser, schneidet, und wem das Auge mit heiligem Zeichen geweiht ist, der sieht den Einäugigen selbst, mit weißem Schild, auf hohem Ross umherreitend.

So blickt das Mythische selbst in denjenigen Darstellungen hindurch, in welchen die alten Sagen geschichtlich aufgefaßt sind. Manches ist allerdings durch diese Richtung, sowie durch die christliche Anschauungsweise der Erzähler, verdunkelt. Die Walküren, Odins schlachtlenkende Dienerinnen, durch die Luft und über das Meer dahinreitend, müssen hier in der Gestalt ehrgeiziger Fürstinnen und streitbarer Jungfraun errathen werden.[1] Stellen wir nun mit dem bisherigen die Erscheinung Odins in den Liedern und Sagen vom Wölsungenstamme zusammen!

Berühmte Geschlechter von Odin abzuleiten, war im Norden gebräuchlich. Die Wölsungen stammen von Odin; daher wohl auch die Auszeichnungen dieses Geschlechts, Unverletzbarkeit durch Gift (Grimms Edd. 126) und das scharfe, leuchtende Auge, das durch jede Verwandlung hindurchscheint (ebd. 91. Volf. S. 201). Sigi war Odins Sohn, sein Vater geleitet ihn in die Welt hinaus und verhilft ihm zu Heer-

[1] Sculda, die Streitstifterin, und Ruta in Rolf Krakes Geschichte (Saxo B. II) sind doch wohl dieselben, die in Völuspa (I, 42) als Skuld, in der j. Edda (S. 196) als Rota und die jüngste Norne Skuld, unter den Walküren aufgezählt werden. Die Schildjungfrauen in der Brawallaschlacht, dann in Alwildens Abenteuern (Saxo B. VII, S. 195—197) u. s. w. gehören eben dahin.

schiffen. Rerin, der Sohn Sigis, und seine Frau bitten die Götter um einen Erben, da sendet Odin den befruchtenden Apfel, sechs Winter hindurch geht die Königin mit dem Kinde, das von ihr geschnitten und Wölsung genannt wird. Wölsung hat zehen Söhne und eine Tochter Signi, die er an Siggeir, den König von Gothland, vermählt. Er hat einen stattlichen Saal erbauen lassen; mitten darin erhebt sich eine große Eiche, deren Zweige über das Dach hinausragen und dasselbe beschatten, während der Stamm tief in der Halle wurzelt, der Kinderstamm genannt. Ein Gastmahl wird bei Signis Vermählung gehalten und die Männer sitzen abends am Feuer. Da tritt ein Mann in den Saal, unbekannt von Aussehen. Er ist sehr lang und bejahrt, einäugig, barfuß, hat einen niedrigen Hut auf und einen fleckigen Mantel umgethan; in der Hand trägt er ein Schwert. Dieses zieht er aus und stößt es bis an das Heft in den Stamm. Alle scheuen sich, ihn zu begrüßen, er aber spricht: „Wer dieses Schwert aus dem Stamme zieht, der soll es von mir zur Gabe nehmen; er wird selbst erproben, daß er nie ein besser Schwert in Händen trug." Hierauf geht er aus dem Saale und niemand weiß, wohin er gegangen. Die Männer drängen sich hinzu, das Schwert herauszuziehen, doch keiner vermag es, das Eisen rührt sich nicht. Zuletzt kommt Sigmund, Wölsungs ältester Sohn, und zieht das Schwert heraus, als ob es los vor ihm gelegen wäre. Siggeir, sein Schwager, will es ihm mit Gold aufwägen, Sigmund aber sagt: „Du konntest es nicht minder nehmen, denn ich, wenn dir es zu tragen ziemte." Daraus erwachsen Zwietracht und Verrath, König Wölsung fällt in blutiger Schlacht gegen Siggeir, seine Söhne werden umgebracht, nur Sigmund wird gerettet (Vols. S. 3. 5. 8. 13). Dieser muß, um einen gänzlich furchtlosen Gehülfen zur Rache zu gewinnen, mit seiner eigenen Schwester, unbewust, den Sinfiotli zeugen, der vor dem Vater umkommt. Als Sigmund schon alt ist, hält er eine Schlacht mit König Lingwi; kräftig haut er noch durch das Heer der Feinde, die Arme blutig bis zur Achsel. Da tritt ihm ein Mann entgegen, mit niedrem Hut und blauem Rock, einäugig, einen Speer auf Sigmund schwingend. Dieser haut mächtig dagegen, sein Schwert trifft auf den Speer und zerspringt in zwei Stücke. Sein Glück ist gewichen und er fällt mit dem meisten Theile seines Heeres. Hiordys, seine Frau, geht in der Nacht auf die Walstatt, findet ihn dort liegend

und fragt, ob er noch zu heilen sei. Der Held will nicht geheilt sein; Odin wolle, daß er fürder kein Schwert ziehe, seit dieses hier zerbrochen; die Schwertstücke sollen für den Sohn verwahrt werden, mit dem Hiordys schwanger gehe; er selbst werde jetzt die Blutsfreunde sehen, die vorangegangen (V. S. 54. 56). Sigmunds berühmteste Söhne sind Helgi, mit Borghild, Sigurd, mit Hiordys erzeugt. Mit diesen spaltet sich der Lindenstamm, der im Wölsungenhause wurzelt, in zween große Äste. Helgi erscheint in dreifachem Leben. Zuerst als Sohn Hiorwards, Königs in Norwegen. Stumm, namenlos sitzt der Jüngling am Hügel. Neun Walküren reiten daher und die herrlichste darunter Swawa, des Königs Eylimi Tochter, ruft ihn auf beim Namen Helgi. Zur Namensfeste (Geschenk beim Namengeben) entdeckt sie ihm ein wunderbares Schwert. Er vollführt damit manch Heldenwerk und rächt an Rodmarn seinen Muttervater. Swawa schirmt ihn oft in Schlachten und auf dem Meere. Leuchtend unter dem Helme, reitet sie in der Nacht vor ihren Gefährtinnen her, die Wolkenrosse schütteln sich, aus ihren Mähnen tropft Thau und Hagel. Helgi verlobt sich mit Swawa, fällt aber in der Schlacht mit Alf, dem Rächer seines Vaters Rodmar. Der Todwunde bescheidet seine Braut auf die Wahlstätte und bittet sie, seinem Bruder Hedin sich zu vermählen. Aber Swawa hat gelobt, nimmermehr einen andern zu umfangen. Wiedergeboren wird Helgi als ein Sohn Sigmunds, des Wölsungen, von Borghild. Nacht ist's in der Burg, Nornen kommen, der Sturm tost, während sie die Schicksalsfäden knüpfen. Fünfzehnjährig erschlägt Helgi den König Hunding. Auch Alf und Eyiolf, die Rache suchenden Söhne, erliegen ihm in der Schlacht. Unter dem Aarsteine ruht er, da bricht ein Licht hervor, daraus Blitze fahren, behelmte Walküren erscheinen, die Panzer blutbespritzt, Stralen auf den Spießen. Vom Rosse spricht Sigrun, Högnis Tochter, die wiedergeborne Swawa, dem Hodbrod hab' ihr Vater sie verheißen, dem müsse Helgi sie abkämpfen. Helgi fährt aus gegen Hodbrod und Sigrun rettet im Seesturm die Schiffe. In der Schlacht schwebt sie schützend hernieder und wünscht ihm Heil, als Hodbrod gefallen. Doch in derselben Schlacht bleibt auch Sigruns Vater mit seinem einen Sohne. Helgi vermählt sich mit Sigrun und sie zeugen Söhne, aber nicht alt wird er. Dag, Högnis zweiter Sohn, opfert dem Odin für Vaterrache. Odin leiht ihm seinen Spieß, womit Dag

den Schwager durchbohrt. Sigrun verwünscht ihren Bruder. „Odin allein," erwidert er, „ist Schuld an allem Unheil; er warf Zwist unter Verwandte." Einst geht die Magd der Sigrun Abends zu Helgis Grab und sieht ihn mit vielen Männern auf den offenen Hügel zureiten. Sigrun, als sie es vernommen, eilt hinaus und grüßt den todten Helden. Sein Haar ist bereift, eiskalt seine Hände, überall ist er mit Blut benetzt. Er sagt ihr, jede Zähre, die sie um ihn geweint, sei blutig auf seine Brust gefallen. Sie ruhen beisammen im Hügel, bis der Morgen sich röthet; da reitet Helgi mit seinen Männern fort. Vergeblich erwartet ihn Sigrun am nächsten Abend, er kehrt nicht wieder aus den Sälen Odins. Auch sie lebt nicht lange mehr, vor Gram und Sehnsucht. In neuer Wiedergeburt, wovon die verlorenen Karalieder sangen, schwebt sie als Kara, Halfdans Tochter, in Schwansgestalt, schirmend über dem kämpfenden Helgi. In der Hitze des Streites auf dem beeisten Wänersee schwingt er das Schwert so hoch, daß er sie tödtlich trifft. Die Walküre sinkt herab, Helgis Glück ist vorbei, das Haupt wird ihm gespalten (Grimms Edd. 121. Sag. Bibl. II, 547). So viel von Helgi. Die Schicksale seines Bruders Sigurd sind schon früher, in dem Umriß der nordischen Sage, erzählt worden. Hier ist nur hervorzuheben, was auf Odin und die Walküren ausdrückliche Beziehung hat.

Odin legt bei der Sühne für Ottur zu dem übrigen Golde den Ring, auf dem der Fluch haftet, daß er den Besitzern des Schatzes Verderben bringt. Als der junge Sigurd unter den Rossen des Königs sich eines erkiesen darf, begegnet ihm im Walde ein alter Mann mit langem Barte, nach dessen Rath er dasjenige wählt, welches allein den Strom durchschwimmt; es ist Grani, von Odins Rosse Sleipner stammend (Vols. S. 63 f.). Aus den Stücken des Schwertes, das Odin einst in den Baum stieß, wird Sigurds treffliches Schwert Gram geschmiedet, womit er seinen Vater rächt und den Lindwurm ersticht. Auf der Fahrt zur Vaterrache bricht Sturm herein; da steht ein Mann auf dem Berge, der sich mit Namen nennt, die nur Odin zukommen; er tritt in das Schiff, stillt das Ungewitter und giebt dem Jünglinge Kampflehren, wobei er die keilförmige Schlachtordnung als siegbringend bezeichnet. „Gekämmt und gewaschen, schließt er, soll jeder sein und zu Morgen gespeist, denn ungewiss ist, wohin er zu Abend kommt;

bös ist's vor dem Schicksal zu sinken" (Grimm 173). Als Sigurd auf der Heide den Lindwurm erwartet, da kommt wieder der alte, langbärtige Mann und räth ihm, gegen Reigens Hinterlist, mehrere Gruben zu machen, in der einen sitzend den Wurm zu durchbohren, in die andere aber das Blut ablaufen zu lassen (ebend. 82). Odin hat die Walküre Brynhild, weil sie einem andern, als seinem Günstlinge, den Sieg verlieh, in den Zauberschlaf gesenkt und bestimmt, daß der ihren Schlaf breche, den nichts erschrecken könne (Gr. Edd. 283). Dieser ist Sigurd, den sie Weisheit lehrt und Ruhm oder Vergessenheit wählen heißt. Er gelobt, stets den Tod der Flucht vorzuziehen (ebend. 223). Sigurds frühzeitiger Tod wird in langer Reihe blutiger Thaten durch den völligen Untergang des Giukungengeschlechtes gerächt, und als die letzten dieses Stammes, Hamder und Sörli, nicht mit Waffen zu verletzen sind, kommt nochmals der einäugige Greis und räth, sie mit Steinwürfen zu tödten (Volss. S. 206. Saxo B. VIII, S. 242; unklar im Eddalied IV, 208).

Öffnen wir den Blick nun auch dahin, wohin die freudig sterbenden Helden aufblicken, wohin der Jüngling Hadding aus der Schlacht entführt und wo er mit köstlichem Tranke gelabt ward, von wo der todte Helgi zu seinem Grabhügel niederkommt und wohin er morgens auf Luftpfaden zurückkehrt, zu den himmlischen Sälen Odins! Abgestreift hat dieser den Hut und den Mantel, die seine Gottheit verhüllten; einäugig aber ist er, weil er das andere Auge für einen Trunk aus dem Weisheitsquelle verpfändet hat (J. Edd. 177). Walhall, die Halle der Erschlagenen, heißt seine weite, goldstralende Burg. Dort sitzt er am Mahle, mit den übrigen Asen und mit den Einherien, den Helden, die im Kampfe gefallen. Von Schilden ist das Dach, von Speeren die Decke, auch die Wände sind mit Schilden geschmückt, statt mit Teppichen, die Bänke mit Brünnen belegt[1] und am Abend werden Schwerter in den Saal gebracht, die so hell blinken, daß man keiner andern Erleuchtung bedarf. Auf Odins Schultern sitzen zween Raben, die jeden Tag die Welt umfliegen und ihm ins Ohr sagen, was sie gehört oder gesehen. Er genießt nichts denn Wein; die Speise, die auf seinen

[1] Vgl. Sagabibl. III, 305: Erlings Sal var ikke behængt med Tapeter, men Ringebrynien, Sværd og Hielm hang over hver Mands Hoved.

Tisch kommt, giebt er seinen zween Wölfen. Die Einherien aber essen vom Fleische des Ebers, der jeden Abend wieder ganz ist; sie trinken den Meth, der unversieglich aus dem Euter einer riesenhaften Ziege fließt. Jeden Morgen rüsten sie sich, gehen hinaus in den Hof, kämpfen und tödten einander; zur Zeit des Mahles aber reiten sie gesund zur Halle zurück und setzen sich an den Tisch, wo die Walküren ihnen das Trinkhorn reichen. So viel ihrer sind und stets noch kommen, nimmer sind es zu viele, wenn der letzte Kampf naht, wenn die Götterdämmerung hereinbricht. Schreckliche Zeichen gehen ihr voran, Axtzeit und Schwertzeit, Schildespalten, Windzeit und Wolfzeit; Brüder fällen einander, Blutsfreunde bekämpfen sich, keiner schont des andern. Dann kommt von Süden Surtur mit dem flammenden Schwerte, Steinberge krachen und der Himmel berstet; los sind alle Ungeheuer des Abgrunds. Odin, mit dem Goldhelm und dem Spieße Gungner, der immer trifft, reitet den Einherien voran zur Ebene Wigrid. Er kämpft mit dem Wolfe Fenrir, von dem er verschlungen wird. Götter und Menschen kommen um, die Sonne verlischt, die Erde sinkt ins Meer, vom Himmel fallen die Sterne, in Rauch und Flamme vergeht der Weltbau. Aber neu und grün hebt die Erde sich aus dem Meere, die Sonne hat eine Tochter geboren, so schön wie die Mutter, deren Bahn sie wandelt. Die Asen leben auf und das Geschlecht der Menschen erblüht neu in heiligem Frieden.

Was in den irdischen Erscheinungen Odins widersprechend und räthselhaft sich darstellen mochte, wird in der Beziehung auf dieß sein höheres Leben ausgeglichen und erklärt. Es ist überall der gleiche Grund, warum er Helden und Heldenstämme pflegt, waffnet, wunderbar begabt, warum er sie anfeindet, aufreizt, verderbt. Er dürstet nach Seelen der Tapfern, darum sucht er die Häuser der Helden auf, erzieht und rüstet ihre Söhne zur Tapferkeit, stiftet große Kämpfe, darin sie sich bewähren kann; er will nur solche, die im Streit gefallen sind oder freiwillig sich den Tod gegeben. Seine Günstlinge müssen die Seelen ihrer Erschlagenen ihm geloben, ihnen selbst giebt er Heldenruhm und kurzes Leben, oder, wenn sie gealtert sind, erbarmt er sich ihrer und rafft selbst sie gewaltsam hin. Aber nicht leere Lust am Tode der Tapfern treibt ihn, er bedarf ihrer, doch eben nur ihrer, der Erprobten, und dieser kann ihm nie zu viel werden, zu jenem grösten,

ungeheuern Kampfe, welcher der Welt und den Göttern selbst den Untergang droht. [1]

Diese Ansicht von Odin ist ein Glaube der Wehrhaften und Rüstigen. Er wurzelt in den Verhältnissen und Gesinnungen eines kriegsmuthigen Volkes, das für die ewigen Kämpfe, darein es hingerissen ist, höhere Bedeutung und Weihe sucht. Ihm ist das Leben der Tüchtigen ein Kampf, ihre Zukunft ein größerer, göttlicher Kampf, wozu der irdische als Übung und Probe dient. Selbst die Lust des himmlischen Daseins ist ihm ein Kampfspiel, ein stets erneuter Wechsel von Waffentod und Wiederaufleben. Der Geist, der die Welt bewegt, ist ihm ein Gott des Krieges. Odin, der höchste und mächtigste der Asen, der, nach der Eddalehre, den ersten Menschen den Geist eingehaucht, der den Schiffern Fahrwind und den Sängern Begeisterung giebt, er ist auch der Kriegssturm, der die Seelen der Männer zu Kraft und That aufregt. Erfinder der Schlachtordnungen, wird er, wenn die Schlacht am wildesten wogt, den Kämpfenden sichtbar und nimmt seine köstliche Beute. Heervater, Siegvater, Walvater wird er angerufen, gemäß solchem kriegerischen Wirken. Die Menschen schreiten über die Erde hin, wie ein Heereszug, und die Blüthe des Lebens ist ein Todeskampf. Die nicht mit dem Zuge können, die Schwachen, Feigen, Siechtodten, fahren auch nicht zu Odin und seiner leuchtenden Halle, sie müssen hinab zu Hels dunkler Wohnung.

Ein solcher Glaube, wie er nur aus der Kühnheit des Lebens selbst sich gestalten konnte, muste rückwirkend begeisternden Einfluß auf das Leben äußern. Die Todesverachtung, das Spiel mit der Gefahr, das Lachen in der Todesqual, wovon Lieder und Sagen des Nordens voll sind, zeugen von einer Gesinnung, die in der Wirklichkeit nicht fehlen

[1] Edd. 198 und Gesang auf Hakon Adelsteins:

Da sprach Göndul,
Auf ihre Lanze gelehnt:
Nun gedeiht der Götter Sache,
Da sie Hakon
Mit einem großen Heer
Heim zu sich geladen. (Münt. 453.)

Im Lied auf Erich Blutaxt sagt Odin:

Fra Verden hid vist ædle Hette
Stunde saa glædes nu mit Hjerte. (Sagabibl. II, 374.)

kann, wo sie in der Dichtung so kräftig sich ausspricht. Aber auch die geschichtlichen Überlieferungen sind reich an merkwürdigen Beispielen dieser Todesfreudigkeit und die Unternehmungen der nordischen Eroberer beurkunden den Geist, von dem sie ausgegangen. Jener Fels, von dem die Mitglieder eines Geschlechtes sich stürzen, wenn ein Zeichen sie gemahnt hat oder wenn sie im Alter ohne Krankheit zu Odin fahren wollen (Sagabibl. II, 579. Vgl. Müllers Sagnhist. 195), ist wohl nicht leere Erdichtung des Sagenschreibers; noch haftet diese Meinung an einem Felsen des Hallebergs, der einsam und jäh über den Wenersee hereinhängt (Arndts Reise I, 278).

Allen Glaubenslehren ist gemein, daß sie von ihren Anhängern bald mehr wörtlich und handgreiflich, bald mehr sinnbildlich und geistig aufgefaßt werden. Auch bei den Verehrern Odins setzen wir solche Verschiedenheit der Auffassung voraus; im Allgemeinen jedoch ist nach dem sonstigen Bildungsstande der Nordbewohner in der Zeit, da jene Mythen lebendig waren, wohl anzunehmen, daß Bild und innere Bedeutung, durch Bewustsein nicht geschieden, in dichterischer Einigung zusammenwirkten und daß weder für die sinnlichern Darstellungen der Glaube, noch für die höhern Beziehungen des Geisterlebens die Empfänglichkeit fehlte. Im Übrigen liegt es nicht in unsrer Aufgabe, das Wesen Odins von allen Seiten und im vollen Zusammenhang der Asalehre darzustellen. Vielmehr wenden wir uns von dem Standpunct aus, den wir in Obigem gewonnen, zu der Erklärung der Heldensage nach ihren mythischen Hauptzügen zurück.

Mancherlei Wege hat Odin, um Helden zu erwecken, Streit anzuschüren und die Seelen der Streiter sich zu erringen. Er steigt herab zu den Töchtern der Erde und wird Stifter von Heldengeschlechtern. Er tritt selbst in die Schlacht mit seinen göttlichen Waffen. Was irgend Hader unter den Männern erregt oder zum Werkzeug ihres Zornes dient, wird ihm zugeschrieben. Mittel zu seinem Zwecke sind darum vornemlich auch Waffengeschenke, Gold, Blutrache.

Waffen, besonders Schwerter, von innwohnender Wunderkraft, an denen das Geschick eines ganzen Stammes hängt, kommen häufig in den Sagen vor. Es ist wichtig, daß der Jüngling, wenn er zur Wehrhaftigkeit gereift ist, mit solch einem Rüstzeug die Heldenbahn beschreite. Helgi, Hiorwarts Sohn, dem die Walküre, Odins Dienerin,

den Namen giebt, wird zugleich von ihr mit dem verborgenen Zauberschwerte ausgestattet. Vorzüglich wirksam aber ist das Wölsungenschwert, das Odin in den Stamm gestoßen. Es wird zum Zankapfel zwischen Sigmund und seinem Schwager und führt eine mörderische Schlacht herbei. Gegen Odins Speer geschwungen, zerspringt es in der Hand seines Herrn und wird ihm zum Unheil. Sigurd läßt aus den Trümmern desselben das Schwert Gram schmieden, womit er den Vater rächt und den goldhütenden Lindwurm erschlägt.

Gold hat den Krieg in die Welt gebracht. Als die Menschen sich des Goldes angemaßt, warf Odin vom Göttersitze den Speer unter sie und so ward der erste Krieg. (Edd. I, 40.) Auch jenes Lösegeld, das, jedem Besitzer fluchbringend, die drei Geschlechter der Wölsungen, Budlungen und Giukungen ins Verderben zieht, hat von Odin seine unheilvolle Weihe empfangen. Eine Erdenwanderung Odins eröffnet diese schrecklichen Geschichten und er ist es, der den Fluchring der Buße beifügt.

Blutrache, die Rache für erschlagene Verwandte, bildet fast allgemein den Inhalt und die Verwicklung der nordischen Sagen. Ist einmal Blut geflossen, so wirkt die Rache fort, bis ganze Geschlechter vertilgt sind. Odin aber empfängt Opfer für Vaterrache und leiht dann selbst seinen Speer dazu, wie zum Tode des Wölsungen Helgi. Mit Lokis Wurfe nach der Fischotter, scheinbar unbedeutend, beginnt die lange Reihe von Gewaltthaten. Es zeigt sich, daß die Otter Reidmars Sohn war, dieser soll gebüßt werden. In die Buße selbst aber legt Odin den Keim neuen Zwistes, der, in Mord und Rache sich fortwälzend, die Heldenstämme verschlingt. Wie Ottur, im Beginn, fallen Sörli und Hamder, die letzten in dieser Sage, von Steinwürfen.

Es stehen aber dem helden- und kampferregenden Odin noch besondre dämonische Dienerinnen zu Gebot, die Walküren. Das heidnische Nordland kennt dreierlei weibliche Wesen, die, von göttlichem Geiste getrieben, auf das Schicksal der Sterblichen einwirken: Nornen, Wölen, Walküren. Die drei großen Nornen zwar, die Zeit- und Schicksalsgöttinnen, die, am Urdarbrunnen wohnend, jeden Tag die große Weltesche begießen, sind so sehr Gedankenwesen, daß sie hier nicht unmittelbar in Betracht kommen. (Edd. I, 38. 97. 255 f. J. Edd. 179.) Wenn von ihnen diejenigen unterschieden werden, welche sich bei jedes Kindes Geburt einfinden und ihm Lebensdauer und Geschick zutheilen

(J. Edd. 179. Edd. IV, 32. Saxo B. VI, S. 153. Müll. S. 76: tre Skiæbnen styrende Norner), so sind dieß nur verschiedene Äußerungen derselben Macht, die bald das Schicksal der Welt, bald das der einzelnen Menschen bestimmt. So erscheinen die Nornen bei des Wölsungen Helgi nächtlicher Geburt, begaben ihn, der kühnste und beste der Könige zu werden, weben goldne Schicksalsfäden und festigen sie mitten unter des Mondes Saale. Nur insofern waren diese Wesen hier zu nennen, als ihre Thätigkeiten und Merkmale häufig auf diejenigen Dienerinnen der Götter übertragen sind, welche persönlicher in die Wirklichkeit eintreten.

Wenn die Nornen das Schicksal weben, so verkündigen es die Wölen. Mythische Wölen weissagen von den Weltschicksalen und deuten die Träume, von welchen die Himmlischen geängstigt werden. Aber auch irdischer Weise, noch in christlicher Zeit, ziehen Wölen umher und werden über die Zukunft des Landes oder des Einzelnen befragt (Sagabibl. I, 353. II, 494. 531. 610. Finn. M. Edd. I, 5—10. Besonders die Beschreibung einer Wöle aus Eriks d. Rothen Sag. Vgl. Sagabibl. I, 293. Nifl. S. Cap. 228. S. 25). In der Sage von Nornagest werden sie auch Nornen genannt und scheiden dem Kind in der Wiege sein Loos zu Rafn, Nornag. K. 10. S. 129 f. Vgl. Sagabibl. II, 112).

Die Walküren endlich sind für unsern Gegenstand die wichtigsten. Sie werden von Odin zu jeder Schlacht ausgesandt, wählen die, welche fallen sollen, wovon sie den Namen haben, und walten über den Sieg. Darum heißen sie auch Odins Mädchen (Edd. I, 43), Kriegsschwestern (Edd. III, 295), Siegsjungfrauen (Sagabibl. III, 141). Die Namen, unter denen sie einzeln aufgezählt werden, beziehen sich großentheils auf Waffensturm und Kampflärm (Edd. I, 180). Helmgeschmückt, Flammen auf der Lanzenspitze, in Glanz und Wetterleuchten, reiten sie durch die Luft; wenn ihre Rosse sich schütteln, fällt von den Mähnen Thau in die Thale und Hagel auf die Wälder, davon den Menschen fruchtbares Jahr kommt (Edd. III, 263. 268. 279. 290 f. 299). Auch in Schwangestalt fliegen sie aus (Edd. III, 246. Sagabibl. II, 547. Saxo B. VI, S. 150). Sie rufen den Jüngling auf, in welchem der Heldengeist noch schlummert, sie schweben in Schlacht und Seesturm über ihren Günstlingen. Den Nornen sind sie verwandt. Die jüngste Norne Skuld (Zukunft) trägt selbst den Schild an der Spitze der Walküren, da, wo deren Ausritt

den Göttern Unheil bedeutet (Edd. I, 42. J. Edd. 196); anderseits weben auch die Walküren das Schicksal. Am Tage der Schlacht sieht man sie, gepanzert, einem Hügel zureiten, bei dem sie verschwinden; aber durch eine Öffnung desselben wird bemerkt, wie sie, ihr weissagendes Lied singend, auf Spießen ihr blutig Geweb aufziehen, mit Pfeilen statt der Weberschiffe. (Vulpius Wörterb. 338 ff. Vgl. Hothers Geschichte bei Saxo B. III, S. 54. 59.) Ein andermal sitzen Walküren, mit abgestreiftem Schwangefieder, am Ufer eines Sees und spinnen köstlichen Lein (Edd. III, 246). Die Wölsungensage erzählt, daß Sigurd, als er bei Brünhilds Verwandten weilte, einst seinem entflogenen Habicht auf einen hohen Thurm nachstieg und unvermuthet durch ein Fenster desselben Brünhilden selbst erblickte, wie sie in ein goldenes Gewebe seine vollbrachten Thaten wirkte (Volf. S. C. 32. S. 111 f.). Man hat diese Erzählung, wovon die Eddalieder nichts enthalten, als eine im Geschmack der Ritterzeit ausgemalte Darstellung des Zusammentreffens von Sigurd und Brünhild in der umloderten Schildburg verdächtig gefunden (Sagabibl. II, 66 f.). Gleichwohl ist ein nordischer Anlaß nicht durchaus abzustreiten, wenn man sich hier in Brünhild die schicksalwebende Walküre denkt. (Vgl. Grimm, Kinderm. III, 363.)

Wenn übrigens die Nornen der Welt und den Göttern selbst das Verhängnis bestimmen, so sind die Walküren Sendbotinnen des Schlachtengottes Odin und Brünhild wird von ihm bestraft, als sie gegen seine Anordnung den Sieg austheilt (Edd. IV, 40. 43 f. 92). Dem Wesen der Wöle nähert sich diese Walküre, wenn sie, kundig der Mähren aus allen Theilen der Welt (Edd. IV, 44), den Sigurd Runen und andere Weisheit lehrt, oder wenn sie sterbend die lange Folge schrecklicher Geschicke weissagt. Doch betreffen auch jene Lehren großentheils das Kriegsleben, ein Seitenstück zu denen, welche Odin selbst, als Hnikar an Bord getreten, dem jungen Helden ertheilt. Sowie die Walküren auf Erden in Odins besonderem Dienste geschäftig sind, dienen sie ihm noch in Walhall, den Tisch ordnend und die Trinkhörner umherreichend (Edd. I, 180. J. Edd. 196).

Es genügt nicht, den Ursprung der Mythe von den Walküren in Naturerscheinungen, in Luftgesichten, zu suchen (Finn. Magn. Edd. I, 262. Münter S. 39). Mögen ihre Rosse, von deren Mähnen Thau und Hagel träuft, Luft und Wolken bedeuten (Grimm, Edd. 44),

mag das Licht, das bei ihrem Nahen vorbricht und daraus Wetterstralen aufleuchten (vgl. Ebend. 65. Edd. III, 279), dem wunderbaren Spiele des Nordscheins entsprechen, die wesentlich geistige Macht der Walküren, ihre Einwirkung auf Willen und Leidenschaft ist damit keineswegs erklärt. Eben so wenig sind in ihnen etwa nur die Begriffe kriegerischer Aufregung und Begeisterung persönlich gemacht.[1]

Die himmlischen Walküren zwar, deren Austritt der Götterdämmerung vorangeht, zeigen schon in ihren Namen allegorische Bedeutung. (Edd. I, 42.) Aber nicht in solcher Höhe, auch nicht als bloße Kriegsgewalten, erscheinen andere, sondern (wie Swawa, Sigrun, Brünhild) menschlich und neben dem dämonischen Beruf in tiefer, gemüthkräftiger Weiblichkeit. Was von nordischen Amazonen, Schildjungfrauen, sagenhaft gemeldet wird, kann auch nicht zur Erklärung dienen (Münt. S. 40), da die geschichtlichen Berichte der Isländer, in welchen die Sitten der Vorzeit glaubhaft geschildert werden, solcher Wehrhaftigkeit des weiblichen Geschlechts nirgends erwähnen. Jene Schildjungfrauen möchten, genauer betrachtet, meist den Walküren der Dichtung gleichartig erfunden werden, also mit diesen der Erklärung bedürfen.[2]

Der Glaube an Walküren beruht auf jener den Völkern germanischen Stammes gemeinsamen Ansicht, daß den Frauen etwas Göttliches inwohne. Die weibliche Seele erschien als ein klarer Spiegel für die Offenbarungen des Himmlischen. So vermochten die Wölen Künftiges zu schauen und zu verkünden, sie ertheilten nach dieser inneren Erleuchtung Rathschläge und Warnungen. Daß die weisen Frauen im kriegerischen Norden besonders auch über Vorzeichen und Erfolge des Krieges befragt wurden, ist an sich schon glaubhaft und wird durch die Nachrichten von dem Einfluß der Wahrsagerinnen im verwandten Deutschland bestätigt. Zu diesem Glauben an die prophetische Gabe der Frauen kam die Meinung, daß es der Menschenseele möglich sei, während der Leib bewegungslos daliege, in einer fremden Gestalt umherzuwandern und mit verstärkter Kraft zu wirken. Mit wem dieses geschehen, den nannte

[1] Vulp. Wörterb. S. 337: Die Walküren sind Personificationen der Heldentugenden.

[2] Müller, Sagnhist. 122: Overalt er det underligt, at Saxo saa ofte nævner Skiöldmöer, og at de ikke forekomme hos Islænderne undtagen i de eddiske Sange og i Sögubrots Fremstilling af Bravallaslaget.

man hamramr (Sagabibl. II, 516. Sagnhist. 35). Nicht bloß durch Wiedergeburt in verschiedenen Menschenaltern, wie bei Helgi und Swawa (Edd. III, 274. 294. 311 f. IV, 75), konnten die Seelen ihre Hülle wandeln, sondern auch in demselben Leben durch Übergang in einen andern menschlichen oder thierischen Körper. Die Wölsungensage ist voll von solchen Verwandlungen. So vertauscht Signi, Sigmunds Schwester, die Gestalt mit einem Zauberweibe (Cap. 11. S. 25), Sigurd die seinige mit Gunnar, der Zwerg Andwari wird zum Hecht und von Reidmars Söhnen geht der eine als Fischotter auf den Fang, der andere brütet als Lindwurm auf dem Golde; die gräßliche Verwandlung in reißende Thiere, dergleichen auch im vordern Theile jener Sage manches vorkommt, hat noch lange im Aberglauben von den Wehrwölfen gespukt. Den strengen Verboten der christlichen Zeit gegen das Verlarven, besonders in Thiersgestalt, scheint die Besorgnis zu Grunde zu liegen, daß dabei solches Teufelsspiel unterlaufe.

Schöner und edler ist die Erscheinung der Walküren. Auf Wolken und in leuchtenden Luftgesichten daherfahrend nehmen sie den Flug, der einer bloß geistigen Gegenwart am nächsten kommt. Und nach gleicher Ansicht rauschen sie auch als Schwäne dahin. In der Poesie aller Völker wird den Vögeln, die, leichtbeschwingt und schnell gleich Gedanken, durch den unermeßlichen Luftraum schweifen und aus den Wolken herab alles Irdische überschauen, ein geistiges Leben beigelegt, sie sind die Boten räumlich entfernter Ereignisse, und es ist nützlich, ihre Sprache zu verstehen, wie Sigurd von ihnen gewarnt und über die Zukunft belehrt wird. Der Liebling der Sagen aber ist der Schwan. Dieser Zugvogel ist besonders im hohen Norden heimisch; selbst lichtglänzend gehört er zwei hellen Elementen an: zum klaren Himmel schwingt er sich auf und taucht nieder in die Wassertiefe, die den Himmel spiegelt; sein aufgehauchtes Gefieder scheint nichts von irdischem Stoffe zu umschließen, in der Luft ist er ein lichtes Gewölk, auf dem See ein glänzender Schaum; in kalten und finstern Winternächten soll seine Stimme wie lieblicher Gesang [1] ertönen.

[1] Finn Magnusen Eddalæren, B. II. Kjöbenh. 1824. S. 253: Mange af Klassikernes nyere Fortolkerne have villet ansee Svanernes Sang for en reen Fabel, men i Island overbevises man om Sagnets Rigtighed, og finder den endda velklingende. ... Tidt har jeg i Island forlystet

Zween Schwäne leben in dem Brunnen der Nornen, der Alles zur Schneefarbe läutert, und von ihnen stammt dieses Vogelgeschlecht (s. Edd. 180). Schwangefieder ist denn auch die luftige Schwinge, welche die Walküren hinträgt, wohin der Geist begehrt; im Schwanensange tönt ihr Schicksalswort aus den Lüften. So umschwebt Kara als Schwan ihren Helgi in der Schlacht. Der Dänenkönig Fridlev, bei Saxo,[1] vernimmt, als er nachts aus dem Lager gegangen, ein seltsames Geräusch in der Luft und dann von oben das Lied dreier Schwäne, wodurch er zu einer Heldenthat aufgerufen wird.

Hilde (Hildur) heißt der Walküren eine (Edd. I, 42. 180) und dieser Name wird für Krieg überhaupt gebraucht. Brünhild sagt von sich, man habe sie Hilde unterm Helme, d. h. Walküre, genannt. (Edd. IV, 92. Grimm S. 283.) Hilde bist du uns gewesen, d. h. Ursache des Kriegs, sagt Helgi zu Sigrun (Edd. III, 303. Grimm S. 103). Hilden wecken heißt die Schlacht beginnen (Edd. III, 295); Hildens Spiel, Hildens Sturm ist den Skalden der Krieg, die Schlacht (Edd. IV, 36. Sagabibl. II, 574), Hildens Rinde der Panzer (Edd. 575). Heißt nun weiter der Schild Ring von Högnis Tochter und wird im Beginn der Schlacht gesungen, Hedins Weib werde bald kommen,[2] so erhellt, daß die Walküre, die Kriegweckerin Hilde, dieselbe ist, von der wir zuvor erzählt, wie sie, von Hedin geraubt, zwischen ihm und dem verfolgenden Vater durch zweideutige Vermittlung (ähnlich der Trugbotschaft Odins, als Bruno, zwischen Harald und Sigurd Ring) die Schlacht auf Haey angestiftet, die man den Streit der Hiadninge nennt; wie sie in der Nacht die Gefallenen wieder aufweckt, wie

mig ved Svanernes Sang, og anförer her endvidere et lignende Vidnesbyrd (af Auditeur Fr. Fabers Prodromus der isländischen Ornithologie, Kopenhagen 1822. S. 81): Den Namen cygnus musicus verdient er zu behalten; wenn er nämlich in kleinen Schaaren hoch in der Luft einherzieht, so läßt er seine wohlklingende melancholische Stimme wie fernher tönende Posaunen hören.

1 Saxo B. VI, S. 150: Ubi Fridlevus, noctu, speculandi gratia, castris egressus, cum inusitatum quendam icti aëris sonum cominus percepisset, fixo gradu suspiciens, trium olorum superne clangentium hoc aure carmen excepit u. s. w. Denique post ipsas alitum voces lapsum ab alto cingulum literas carminis interpretes præferebat.

2 Auch Beowulf empfängt von Hilde einen Helm. Edd. III, 24.

nun Tag für Tag die Männer kämpfen, bei Nacht aber mit ihren Waffen zu Steinen werden, und wie dieser Kampf fortdauern wird bis zur Götterdämmerung. Davon nannte die Dichtersprache den Kampf der Hiadninge Sturm, Waffen hießen der Hiadninge Feuer oder Stab, Krieger Högnis Volk (ebend. 574 f.). In großem, düstrem Bilde vergegenwärtigt uns diese uralte Sage noch einmal den Odinsglauben vom endlosen Kampf als Loos und Bestimmung des Erdenlebens. Ein späterer Zusatz ist es, daß, als König Oluf Tryggvesen, der kräftige Verbreiter des Christenthums in Norwegen am Ende des 10ten Jahrhunderts, einst abends bei der Insel Haey gelandet, einer seiner Mannen in der Nacht den gespenstischen Kampf auf immer gestillt habe (ebend. 573. 577); dennoch ist uns diese Erzählung bedeutsam: die odinische Kampflehre muß weichen vor der Botschaft des Christenthums, der Lehre des Friedens.

Vergleichen wir nun mit diesen mythischen Anschauungen des Nordens die deutsche Darstellung der Sage!

Von den wunderbaren Geschicken des Wölsungenstammes bis auf Sigurd ist nichts in unsern Gedichten übrig. Im Nibelungenlied erwächst Siegfried, Sohn des Königs von Niederlanden, in der Burg zu Santen, unter sorgsamer Pflege der Eltern, Siegmunds und Siegelinds. Zu seiner Schwertnahme wird ein ritterliches Fest gefeiert. Seiner frühern, wunderbaren Thaten wird fast nur beiläufig erwähnt. Einen Lindbrachen hat er erschlagen und sich in dem Blute gebadet, wovon seine Haut hörnen geworden; nur zwischen den Schultern, wohin ihm ein Lindenblatt gefallen, ist er verwundbar und an dieser Stelle wird er von Hagen mit dem Speere durchschossen (Z. 409 ff. [Str. 101]. Z. 3610 ff. [Str. 842]). Die Erwerbung des Hortes wird vor dem Drachenkampf und unabhängig von diesem also erzählt. Einsam reitend kommt Siegfried zu einem Berge, daraus eben der Hort getragen ist. Schilbung und Nibelung, zween Königssöhne, wollen dieses Erbe ihres Vaters Nibelung theilen. Sie bitten Siegfrieden, die Theilung vorzunehmen, und, da er es zusagt, geben sie ihm zum Lohne Nibelungs Schwert Balmung. Des Goldes und Gesteines ist aber so viel, daß der Held mit der Theilung nicht zu Ende kommt. Darüber werden sie zornig, es erhebt sich Streit, Siegfried erschlägt die beiden Könige sammt zwölf Riesen und bezwingt mit dem gefürchteten Schwerte siebenhundert Nibelungenrecken, die ihm Land und Burg unterthan machen. Der starke Zwerg Alberich will seine

Herren rächen, aber Siegfried gewinnt ihm die Tarnkappe ab und wird so des Schatzes Herr. Er läßt diesen an den vorigen Ort zurückbringen und setzt den Zwerg, der ihm Eide schwören muß, als Kämmerer darüber (V. 357—408). Als er nachher mit Gunthern auf dessen Werbung um Brünhilden gen Island gezogen, schifft er von da, binnen Tag und Nacht, zum Nibelungenlande, verstellt sich und prüft mit Kampfe zuerst den Wächter seiner Burg, einen Riesen, dann den Zwerg Alberich, der eine Geisel mit sieben Knöpfen gegen ihn schwingt. Nachdem er beide gebunden, nennt er sich und wählt aus dreitausend Nibelungenrecken ein Drittheil, das er zu Gunthers Schutze von dannen führt (V. 1941 ff.). Weiterhin wird gemeldet, daß er mit Kriemhilden, deren „Morgengabe" von ihm der Hort ist (V. 4480. 88), auf Nibelungs Burg, in der Mark zu Norwegen, gewohnt (V. 2969—72). Brünhild ist in diesem Liede eine königliche Jungfrau, von großer Stärke, auf der Burg Isenstein in Island. Nur durch Kampfspiele, die den Freier, wenn er besiegt wird, das Haupt kosten, kann sie erworben werden. Siegfried fährt mit Gunthern, Hagen und Dankwart von Worms den Rhein hinab und über Meer in zwölf Tagen dorthin, stellt sich als Siegfrieds Dienstmann an, wird jedoch von Brünhilden erkannt und begrüßt. Durch die Tarnkappe unsichtbar, die ihm zwölffache Mannesstärke giebt, vollbringt er siegreich die Kampfspiele, wozu Gunther nur die Gebärde leiht. Später, als Brünhild in der Hochzeitnacht Gunthern gebunden, bändigt Siegfried, wieder mittelst der Tarnkappe, sie dem Freunde, nimmt aber Gürtel und Ring mit, sich selbst zum Verderben. Brünhild, Gunthers Weib geworden, ist fortan nicht stärker als eine andere Frau. (V. 2724. 2740 f.)

Das Lied vom hörnenen Siegfried läßt den Knaben, den sein Vater Siegmund nicht zu Hause festhalten kann, zu einem Schmiede kommen, dem er dienen will. Als er aber das Eisen entzwei, den Ambos in die Erde schlägt und, wenn man ihn schilt, sich an Knecht und Meister vergreift, schickt dieser ihn, vorgeblich nach Kohlen, zu der Linde, wo der Drache liegt. Siegfried wirft Holz auf das Nest der Würme, zündet es an und verbrennt sie. Ihre Hornhaut schmilzt zu einem Bächlein, darein Siegfried den Finger stößt; als dieser erkaltet, ist er hörnen, worauf der junge Held sich den ganzen Leib bestreicht, außer zwischen den Schultern. Darauf zieht er an den Hof des Königs Gibich zu

Worms, dessen Tochter Kriemhild ein Drache raubt, der an einem Ostertage zum Manne wird (Str. 22) und nach fünf Jahren sie zum Weibe zu nehmen droht (Str. 25—28. 124—6). Siegfried bekämpft auf dem Drachensteine das feuerspeiende Ungethüm und befreit die Jungfrau. Dabei ist ihm der Zwerg [1] Eugel bald als Wegweiser behülflich, bald macht er mittelst seiner Nebelkappe den Helden unsichtbar (Str. 89), bald versieht er ihn mit Speise (Str. 118), bald erweckt er die unmächtige Jungfrau, indem er ihr eine Wurzel in den Mund giebt (Str. 151 f.), endlich verkündet er aus den Sternen Siegfrieds zukünftiges Schicksal (Str. 160 ff.). Der Riese Kuperan dagegen, der den Schlüssel zum Drachensteine hat, muß durch Streit zum Öffnen gezwungen werden, zeigt auch nur in hinterlistiger Absicht das Schwert, mit welchem allein der Drache besiegt werden kann (Str. 107 f.), muß aber seine Treulosigkeit mit dem Leben büßen. Der Hort liegt zuerst im Drachenstein und gehört zween Zwergkönigen, Nibelungs Söhnen, welche Brüder von Eugel sein sollen. Aus Schrecken über den Drachenkampf, wovon der Berg wankte, lassen sie den Schatz heraustragen. Siegfried ladet ihn auf sein Ross, in der Meinung, daß entweder Kuperan oder der Drache denselben gesammelt habe. Als er an den Rhein kommt und des kurzen Lebens gedenkt, das ihm bestimmt ist, schüttet er das Gut in den Strom. (Str. 13—15. 133—7. 140 f. 156—8. 164—8.)

Die Wilkinensage berichtet Siegfrieds Aufenthalt beim Schmied und die Härtung seiner Haut, sodann die Bändigung Brünhilds für Gunthern, in der Hauptsache übereinstimmend mit den deutschen Liedern, doch mit Beimischungen aus der nordischen Darstellung. Von der Jungfrau auf dem Drachenstein und von der Erwerbung des Hortes enthält sie nichts. (Cap. 142—8. II, 23 ff. Cap. 204—8. II, 154 ff. Sagabibl. II, 206—14. 226—29.)

Die mythische Sage von Hilde ist im deutschen Gudrunsliede nur noch in wenigen Zügen zu erkennen. Wenn in der Erzählung der prosaischen Edda Hedin, Harandis Sohn, des Königs Högni Tochter Hildur raubt, so läßt im deutschen Liede Hettel, König zu Hegelingen, durch seinen Neffen Horand, Hilden, die Tochter des Königs Hagen von Irland, entführen. Auch hier eilt der beleidigte Vater zu Schiffe

[1] Schon Str. 38 wird unklar gemeldet, daß dem Helden 5000 Zwerge gedient und williglich ihr Gut gegeben, weil er einen Wurm erschlagen.

nach und es findet eine blutige Schlacht am Strande statt, worin Hettel und Hagen selbst verwundet werden. Aber zuletzt versöhnen sie sich und von dem Erwecken der gefallenen Kämpfer durch Hilden ist nur darin eine Spur geblieben, daß sie den Helden Wate, der durch ein wildes Weib zum Arzte geworden, fußfällig erbittet, ihren Vater und die übrigen Verwundeten zu heilen. (Gudr. 2115 [Str. 529] ff.)

Im Allgemeinen finden wir das Mythische, das in der nordischen Darstellung vollständig, zusammengreifend und bedeutungsvoll erscheint, in der deutschen mangelhaft, zerstreut, in Widersprüche und Missverständnisse verwickelt.

Der größere Zusammenhang im heidnischen Glauben ist aufgelöst, Odin, der Schlußstein des Ganzen, völlig verschwunden. Nimmt man hinzu, daß die deutschen Lieder ausdrücklich auf Island und Norwegen hinweisen, so scheint sich die Ansicht zu begründen, als ob all dieses Mythische und, sofern solches nicht bloß eine den Skalden herkömmliche Einkleidung, sondern lebendiger Bestandtheil der Sagen ist, die ganze Siegfriedssage, sammt der von den Hegelingen, im Norden ursprünglich zu Hause gewesen und von dort erst auf deutschen Boden verpflanzt worden sei, hier aber die Götterfabel nur in trüber Erinnerung fortgelebt habe.

Neben den Hauptgottheiten der alten Glaubenslehren lebt und webt eine Menge untergeordneter Geister, welche bald unsichtbar und leise geahnt die Natur erfüllen (Grimm, Elfenm. LIII), bald in luftigen Erscheinungen hervortreten, dem Menschen in freundlicher oder feindlicher Gesinnung sich nähernd. Diese geisterhaften Wesen sind auch dem Christenthume nicht gewichen, wenn gleich der Klang der Kirchenglocken ihnen zuwider ist, und sie werden nicht untergehen, so lange die Völker noch mit einiger Einbildungskraft die Natur anschauen, deren wunderbares Leben sie umgiebt. Von den christlichen Bekehrern selbst ist dieses Geisterreich anerkannt worden, indem sie es als gefährlich und teuflisch verrufen haben, und die alten Götter haben sich nur in dasselbe zurückgezogen, indem auch sie nicht für Geschöpfe der Einbildungskraft, sondern für leibhafte Unholde, welche sich die Herrschaft über die Menschen angemaßt hatten, erklärt worden sind.

In einem Briefe des Pabstes Nicolaus I an Erich, König von Dänemark, vom Jahr 1028 heißt es u. a.: Desine ergo idola colere

et dæmonibus jam servire desiste. Omnes enim dii gentium, dicente psalmista, dæmonia.“ (Münt. 529.)

Dieses Geisterwesen der neueren Völker ist von den Brüdern Grimm, in der Einleitung zu den irischen Elfenmährchen (Leipzig 1826), unter dem Namen der Elfen sehr zweckmäßig zusammengefaßt und gründlich geschildert worden. Die Eddalehre insbesondere unterscheidet Lichtelfen und Schwarzelfen, Geister des Lichts und der Finsternis, Bewohner der leuchtenden Himmelsgegenden und der dunkeln Erde; die schwarzen, unterirdischen Elfen werden auch Zwerge genannt. (Grimm, Elfenm. LXII f. Edd. II, 14. 15. J. Edd. 180.) Unsere Heldenlieder nennen fast nur Zwerge; aber wie man allerwärts die beiderlei Arten verwechselt, ihre äußern Kennzeichen gleich ihren Gemüthseigenschaften vermischt hat und eben diese zweideutige Natur ein hervorstechender Zug des Elfenwesens geworden ist (Grimm LXIII f. LXXIX), so haben wir uns auch jene deutschen Zwerge nicht mit dem Nebenbegriffe der Missgestalt vorzustellen; Alberich oder Elberich, der sich im Namen schon als Elfenkönig kund thut und in den Nibelungen- wie in den Amelungensagen herrscht, ist an manchen Stellen mit den hellsten Farben gemalt.

Als er bei Otnits Hochzeitfeste sich schauen läßt, heißt es im Liede (Otn. Str. 517):

> Manige schœne frowe uz rôtem munde sprach:
> Ich wæne, daz nie kein ouge schœner bilde ie gesach.

Als der Zwergkönig Laurin in seiner glänzenden Waffentracht daherreitet (Ettm. 503 ff.):

> Dô sprach Wittich der degen:
> „nu müeze got unser pflegen!
> Dietrich, lieber herre mîn,
> daz mac et zwâr ein engel sîn;
> sant Michel sicherlîche
> vert dâher ûz dem himelrîche!“

Odin und die andern Asen erscheinen im Nibelungenliede nicht mehr bei der Erwerbung des Hortes; aber der Zwerg Andware und das Geschlecht Reidmars, dessen kunstreicher Sohn Reigen im Eddaliede (Edd. IV, 19. Grimm, Edd. 153) auch ein Zwerg genannt wird, sind ersetzt durch den Zwerg Alberich, den Hüter des Hortes, sowie durch den König Nibelung, den Besitzer desselben und seine Söhne Nibelung und Schilbung, die sich in das Erbe des Vaters theilen wollen und

gleichfalls darüber umkommen. Daß auch diese drei als Zwerge zu betrachten seien, ergiebt der Zusammenhang, wonach sie den Hort aus einem hohlen Berge hervortragen lassen; sie werden auch im Siegfriedsliede ausdrücklich als Zwerge bezeichnet. (Str. 13 f. 156. 168.) Nibelungen heißen nun zunächst die beiden Söhne des alten Zwerges (Nib. Z. 358 f. Str. 88, 2 f.), dann die Recken Nibelungs, die zu seinem Lande gehören und nun auch Siegfrieden dienen (Z. 388. 403. 2899. 2019. 2404), nach dessen Tod aber mit dem Hort an die burgundischen Könige kommen (4479. 4512. 6105), endlich diese Könige und ihr Volk selbst (6118. 22. 6874. 6924. 7520 f. 8806. 9636).

Schon jene ursprüngliche Verbindung des Namens Nibelung mit dem aus dem hohlen Berg entnommenen Horte deutet darauf, daß solcher ein Name für Erdgeister, Schwarzelfen, Zwerge sei, denen er auch zuerst gegeben ist. Damit stimmt auch die Wortbedeutung des Namens überein, mögen wir nun diejenige annehmen, welche Lachmann geltend macht, wonach es einen, der vom Nebel, aus dem Nebelreiche stammt, bezeichnen würde, oder die von Leichtlen in seinen Neuaufgef. Bruchst. d. Nib. L. 40 f. damit verbundene, wo er sagt:

Über die Bedeutung des Namens Nibelung ist wohl jetzt kein Zweifel mehr. Die erste und natürlichste liegt im Worte selbst. Niblend braucht Pictorius in seinem Wortbuche von einem, der mit den Augen schelb (scheel) und höhnisch sieht, torvus; und Frisch erklärt dies weiter dahin, daß die Augen und Blicke solcher Leute aussehen, wie der neblige Himmel. Nübler ist bei Frisch ein Blinzaug, lusciosus, myops. Mit der Bedeutung eines schielenden hängt die eines neidischen Menschen (Nidung) zusammen. Da ferner niblig die alte Form für nebelig, nebelhaft ist, so leuchtet eben auch aus dem Namen Nibelung eine Anspielung auf die Bewohner eines fernen, wie im Nebel dämmernden Landes, wofür sich ein zauberkundiger König, das Getwerg Niblung, vortrefflich schickt, hervor.

Den von Leichtlen für die Beziehung auf den Blick angeführten Stellen füge ich noch Folgendes bei: Stalder, Schweiz. Idiot. (Aarau 1812) II, 236:

„Nibel, Sauernibel m. sauersichtige Person, Kind; herbes Gesicht; daher nibeln, sauernibeln (m. haben), unfreundlich, finster drein sehen, wie nebeliges Wetter (B. Gl. Z. Schf.) Altd. s. Schott. S. 1369.“ (Vgl. Stald. I, 94: älbsch.)

Schottel, Ausführl. Arbeit von der teutsch. Haubtsprache. Braunschweig 1663. S. 1369:

„Nibel nibelen torvum videre. niblend torvus.“

Von diesem Worte nibeln, das in den ältern Wörterbüchern und noch heutzutage, namentlich in der Schweiz, so viel heißt als finster, nebelhaft drein sehen, kann der Name Nibelung auf ähnliche Weise gebildet sein, wie der (von Leichtlen gleichfalls angeführte) Nîdung von nîden, neiden. Reinmar von Zweter (13tes Jahrhundert) Man. II, 147: Nîdunk in Sibechen wîse.

Der Beziehung auf den Blick zur Probe mag der Name des andern Bruders Schilbung dienen, von schelb, scheel, schielend. (Vgl. jedoch Lachmann, Krit. d. Nib. S. 22.) In dieselbe Verwandtschaft mag der Zwergname Eugel, im Siegfriedsliede, gehören.[1] Diese Namen sind in der elfischen Natur selbst begründet. Den Bewohnern und Beherrschern der hohlen Berge, der dunkeln, unterirdischen Reiche geziemt der trübe, nebelhafte Blick. Sie haben auch die unsichtbar machende Nebelkappe, Hehlkappe; in Laurins hohlem Berge wird auf die Gäste ein Zauber geworfen, daß keiner den andern sieht (Luar. 1669 ff.). Die Elfen haben aber auch in der Volksmeinung das böse, schielende Auge (Grimm, Elfenm. CII. 228. Finn. M. Edd. I, 190), dessen Blick zauberhaft und verderblich wirkt. Heinrich von Morunge (Man. I, 50[b]) singt:

von der elbe wirt entsehen vil maniger man,
alsô wart ich von grôzer liebe entsehen.

Dieses Entsehen, das auch sonst vorkommt (Grimm, Elfenm. LVIII), ist wörtlich eine Bezauberung durch das Auge. Einen lebendigen Zug, der obige Ansicht bestätigt (den übrigens auch Lachmann auf andere Weise für die seinige geltend macht), hat die Wilkinensage aufbewahrt. Nach ihr ist der grimme Hagen Sohn eines Elfen, der seine Mutter im Garten beschlichen hat. Als er in seiner Kindheit mit andern Knaben spielt, wird ihm vorgeworfen, daß er aussehe wie ein Unhold (trold), nicht wie ein Mensch, und seinem Angesichte gleiche sein Sinn. Zornig hierüber geht er an ein Wasser und besieht sein Bild darin; da sieht er, daß sein Antlitz bleich ist wie Bast und fahl wie Asche, auch daß es groß und grauenhaft (grueligt) ist (Wilkinens. C. 150. II, 40—42. Rafn II, 1. S. 241 f.). Weiterhin, als Held, wird er beschrieben: schwarzhaarig, langen, dunkelfarbigen und grimmen Angesichts, mit einem Auge, das aber scharf und schrecklich ist (C. 165. II, 667. Rafn II, 1.

[1] Grimm, Elfenm. LXXII vermuthet Englîn statt Euglîn.

S. 256 f.). Das andere hat er im Streite mit Walthern verloren (Wilkinensage C. 87. I, 289), was, obgleich unter andern Umständen, auch das lateinische Gedicht von Walthern erzählt. Lusce Sicamber, heroum turbas transversa tuenda salutans, wird dort Hagano von Walthern angeredet und verspottet (V. 1389—91. 1432—35), wenn nicht die verschiedenartigen Erzählungen hievon etwa nur das grauenhafte Bild, um es natürlich zu erklären, in Handlung setzen. Im Nibelungenliede läßt Hagen spähend sein Auge (Lachm. 85 ougen) wanken (V. 345) und wirft über die Achsel schwinde Blicke (V. 1668. 7055); der jungen Tochter Rüdigers dünkt er forchtlich zu küssen (V. 6675—8); er ist hoch gewachsen, mit breiter Brust, seine Haare sind graugemischt, schrecklich sein Aussehen (V. 6953—6).[1] So erscheint dieser Held in Blick und Antlitz durchaus elfisch, nibelsichtig, ein echter Nibelung.

Das Elfenwesen ist der gesammten Heldensage gemeinsam und wir schließen darum hier auch den Kreis der Amelungen nicht aus, wenn wir gleich diese nachher auch in ihren besondern mythischen Beziehungen betrachten werden. Vollständig ist die Natur der Elfen dargestellt in den beiden Zwergkönigen Elberich und Laurin. Beide gebieten im Gebirg und walten über dessen unterirdische Schätze. Sie sind klein, doch wohlgestalt. Elberich erscheint als ein schönes Kind, Laurin wird einem Engel verglichen, ihre Kleidung ist herrlich, voll Goldes und edler Steine. Sie besitzen übermenschliche Stärke und machen sich nach Gefallen unsichtbar, Laurin mittelst der Tarnkappe; doch wird man ihrer ansichtig, wenn man einen wunderbaren Ring an den Finger steckt. Sie sind überaus neckisch und äffen die Menschen durch allerlei Zauber- und Blendwerk; die Musik lieben sie und Elberich spielt selbst die Harfe. Beide trachten nach schönen Frauen aus dem Menschengeschlechte. Nach zwo verschiedenen Richtungen aber bringen sie das Elfenleben zur

[1] Lachm. 1672:
Der helt was wol gewahsen, daz ist al wâr;
grôz was er zen brüsten; gemischet was sîn hâr
mit einer grîsen varwe; diu bein wârn im lanc,
eislich sîn gesiune; er hete hêrlîchen ganc.

V. 1665: Der dritte der gesellen der ist sô griulich [al. gremlich]
(unt doch mit schœme lîbe, küneginne rîch),
von swinden sînen blicken, der er sô vil getuot,
er ist in sînen sinnen ich wæne grimme gemuot.

Erscheinung. Laurin zeigt dessen innern Haushalt, den unterirdischen Glanz der Gebirge, Spiel und Tanz des kleinen Volkes in seinen verborgenen Wohnstätten; dahin hat er Similden entführt, dahin lockt er auch die Helden, die ihn angegriffen und die nun seine ganze Bosheit erfahren. Elberich dagegen tritt am schönen Maientage hinaus, besucht die irdische Frau in ihrem Gemache, bringt seinem Sohne Otnit die kostbaren Waffen aus der Esse des hohlen Berges und schließt sich forthin, nach Art der Hausgeister, an dessen menschliches Treiben an, ist ihm getreu und hülfreich und nur den Feinden des Helden boshaft und gefährlich. Wir finden hiemit in diesen beiden Zwergkönigen die manigfachen Eigenschaften ausgeprägt, welche, nach der Brüder Grimm umfassender Darstellung, der elfischen Doppelnatur im Glauben der verschiedensten Völker zukommen.

In Wolfdietrichs und des Berners Kämpfen mit Drachen und Riesen sind gleichfalls die Zwerge stets berathend, heilend und hülfreich. Riesen und Zwerge erscheinen durch die ganze Heldenfabel nur selten getrennt; aber jene treten in roher Gewalt und wilder Treulosigkeit auf, die durch kein sittliches Band zu bezähmen ist; diese zeigen sich kunstreich, gewandt, zwar, wenn sie einmal bezwungen sind, unermüdlich im Dienste, doch mehr einem Gegenstand, als innerer Zuneigung gehorchend. Beide zusammen stellen (Grimm, Hausm. I. Vorr. XLIII) die Naturkräfte im Gegensatz ihrer wilden und stillen Wirkungen dar. Aber auch das Unheimliche und Dunkle der Naturgewalten, welche, wenn sie auch der Mensch sich dienstbar macht, doch stets gefährliche Diener sind, ist diesen beiderlei Wesen gemein, obgleich das Gemüth des Volkes auch ihnen mehr oder weniger von seiner Wärme mitgetheilt hat.

Auch im Amelungenkreise finden wir die Abstammung der Helden von elfischen Vätern, zur Begründung ihrer übermenschlichen Kräfte und Eigenschaften. Wolfdietrich wird, nach der einen Gestaltung seiner Sage, der Abkunft von einem bösen Geiste wenigstens verdächtig gemacht (Casp. v. d. Röhn Wolfd. Str. 17. 19). Otnit hat den Zwergkönig Elberich zum Vater; Dietrich von Bern einen hohlen Geist, der seiner Mutter weissagte, der Sohn, den sie trage, werde der stärkste Mann sein, der je geboren worden; Feuer werde aus seinem Munde schießen, wenn er zornig werde (Anhang z. Heldenb. Bl. 210[a]). Damit hängt zusammen, daß Dietrich am Ziele seiner Bahn von einem Zwerge

abgeholt wird (ebend. Bl. 212ª). In der Wilkinensage (C. 365. III, 113. Rafn S. 549) schilt Dietrich, im Unmuth, daß er Hagen so lange nicht bezwingen kann, diesen einen Elfensohn und wird dafür von dem Gegner ein Sohn des Teufels gescholten. In einem der Rosengartenlieder reizt Hildebrand den zögernden Helden zum Kampfe, indem er ihm vorhält, die schönen Frauen vom Rheine spotten seiner und sprechen, er sei ein rechter Alf (V. 2051—5); so daß wir also das rechte Wort, Elfe, auch im deutschen Liede ausgesprochen finden. Der treulose Wittich, Sohn des elfischen (Grimm, Edd. 9. Edd. III, 249 f.) Schmiedes Wieland, wird, vor Dietrich fliehend, von seiner Ahnfrau, der Meerminne Waghild (vgl. Wilkinensage C. 18. I, 63 f.) in den Grund des Meeres aufgenommen (Rab. Schl. 964). Bei ihm, wie bei Hagen, taugt solcher Ursprung zu der Gemüthsart. Anders scheint es sich mit den edlern, gepriesenen Helden der Amelungen zu verhalten. Hier ist es glaublich, daß, statt der dunkeln Geister, der boshaften Elfen, von denen sie erzeugt sein sollen, früher, wie bei den Königsgeschlechtern des Nordens, größere Götter genannt waren. Der Geschichtschreiber der Gothen selbst berichtet, daß dieses Volk seine siegreichen Fürsten für Halbgötter, d. h. Göttersöhne, erklärt habe.

Jornand. c. 13: Jam proceres suos, quasi qui fortuna[m] vincebant, non puros homines, sed semideos, id est Anses,[1] vocavere.

Wir kommen nun zum gothischen oder persisch-gothischen Mythenkreis, zur Amelungensage.[2]

Bevor ich näher auf die Beziehungen eingehe, die uns das Schah-Nameh zur Amelungensage darbietet, halte ich für angemessen, von der persischen Heldensage aus einen Flug durch das weite Gebiet der allgemeinen Sagenpoesie zu nehmen. Der Kampf des Vaters mit dem Sohne, welcher den Gegenstand unsres deutschen Hildebrandsliedes ausmacht, zieht sich durch die Heldensage der verschiedensten Volksstämme hindurch.

Betrachten wir denselben zuerst nach dem persischen Heldenbuche! Hier kämpft Rusthm, der gefeiertste Held der persischen Sage, mit seinem unerkannten Sohne Sehrab. Schon vor Firdusi hatte der etwas

1 Vgl. oben S. 112. Hugdietrichs Vater heißt in einigen Handschriften, namentlich der Öhringer, Anzius. Vgl. Grimms Heldens. 230. 315.

2 Vgl. oben S. 138.

ältere Ansſari dieſe Geſchichte dichteriſch bearbeitet und dieſelbe gilt noch jetzt in Perſien für eine der rührendſten und berühmteſten. In den Heldenſagen der europäiſchen Volksſtämme können wir die Behandlung dieſes Kampfes in keltiſcher, ſlaviſcher und germaniſcher Poeſie, in letzterer aber wieder nordiſch und deutſch aus verſchiedenen Zeiten aufführen.

Bei dem ſlaviſchen Volksſtamme finden wir den Kampf des Vaters mit dem Sohne im ruſſiſchen Heldenliede: Fürſt Wladimir und deſſen Tafelrunde. Alt-ruſſiſche Heldenlieder. Leipzig 1819. In dieſen Liedern ſammeln ſich um Wladimir, der geſchichtlich bis zum Jahr 1015 regierte, die ruſſiſchen Helden auf ähnliche Weiſe, wie um Dietrich von Bern die Helden der Amelungenſage, und auch einzelne Züge ſind gemeinſam. Der deutſche Bearbeiter (v. Buſſe) ſagt im Vorbericht (S. XIII—XV), dieſe Lieder haben ſich nicht ſchriftlich, ſondern nur in dem Munde des Volks erhalten, denn was davon niedergeſchrieben worden, ſcheine durch Beimiſchung vieles Modernen einer ſpäteren Zeit anzugehören; dieſe neueren Zuſätze ſeien in der Überſetzung verworfen, aber nichts Eigenthümliches ausgelaſſen oder entſtellt worden. Viele dieſer Lieder oder Sagen ſeien an des Überſetzers Wiege geſungen und erzählt worden, andre ſeien ihm aus dem Knabenalter erinnerlich.

v. Götze, Stimmen des ruſſiſchen Volks in Liedern (Stuttgart 1828), vermuthet im Vorbericht (S. 29), daß Buſſe ſeinen Stoff aus den von dem Koſaken Kirſcha (Cyrill) Danilow, Zeitgenoſſen Peters des großen, geſammelten und nach eigenem Zuſchnitt zugerichteten altruſſiſchen Dichtungen genommen habe (S. 55). In den Grundzügen iſt hiernach das Alter dieſer Heldenlieder nicht zu bezweifeln und ihr Inhalt ſelbſt beſtätigt dieſes. S. 75 ſteht das hieher bezügliche Lied von Iljas von Murom Kampf mit ſeinem Sohne.

Gehen wir zum germaniſchen Volksſtamme über, ſo begegnet uns auf ſkandinaviſcher Seite der Kampf zwiſchen Vater und Sohn in der norwegiſchen Saga von An, dem Bogenſchwinger. Von dieſer Saga hat man Handſchriften aus dem 14ten Jahrhundert; Müller (Sagabibl. II, 545) nimmt aber an, daß eine viel ältere Sage zu Grunde liege. Ich gebe die hieher gehörende Scene nach Rafns däniſcher Überſetzung dieſer Saga im dritten Band ſeiner nordiſchen Kämpfergeſchichten S. 251.

An, zugenannt Bogenschwinger, der Held der Saga, vom König Ingiald friedlos erklärt, hat sich einige Zeit bei einem einzelnwohnenden Manne aufgehalten und mit dessen Tochter einen Sohn erzeugt, nachher aber eine reiche Wittwe, Jorun, geheirathet und ist ein angesehener Mann geworden. An lag seiner Arbeit ob, wie zuvor, und als er eines Abends vom Werkhause weggieng, sah er draußen auf einer Insel Feuer brennen. Er dachte, der König wolle ihn noch heimsuchen, oder es könnten Räuber sein, welche sich seiner Habe bemächtigen wollten. Begierig, zu erfahren, was es wäre, gieng er allein zum Strand hinab, nahm sich ein Boot und ruderte nach der Insel. Hier sah er einen jungen und großen Mann bei einer Feuerstätte sitzen; derselbe war mit einem Rock und leinenen Beinkleidern angethan; er speiste, eine Silberschüssel stand vor ihm; er hatte ein Messer mit beinernem Hefte, woran er die Speise aus dem Kessel steckte. An bemerkte, daß der Fremde nicht auf seine Sicherheit bedacht war; er schoß nach ihm und traf das Stück, welches jener eben aus dem Kessel gezogen, und es fiel nieder in die Asche. Er legte den Pfeil an seine Seite und speiste fort wie vorher. An schoß den zweiten Pfeil ab und dieser traf den Teller, welcher vor ihm stand, und dieser fiel in zwei Stücke; der Mann blieb sitzen, ohne darauf zu achten. Da schoß An den dritten Pfeil ab; dieser traf das Messerheft, welches von seiner Hand hintenaus stand, und das Heft flog fort in zwei Stücken. Da sagte der junge Mann: „Dieser Mann that mir Schaden und sich selbst nur wenig Vortheil, indem er mein Messer verderbte.“ Er hob nun seinen Bogen auf; aber An dachte, daß man nicht wissen könne, wohin ein noch nicht abgeschossener Pfeil treffen möchte; er gieng daher hinter eine Eiche, so daß diese zwischen beiden stand. Der junge Mann schoß jetzt den ersten Pfeil ab, so, daß An glaubte, derselbe würde ihn in der Mitte getroffen haben, wenn er vor der Eiche gestanden wäre. Der andere Pfeil würde ihn, wie es ihm schien, auf die Brust getroffen haben, und der dritte in das Auge; solchergestalt steckten sie alle in der Eiche, hinter welcher An stand. Da sagte der junge Mann: „Nun soll der, der nach mir schoß, sich zeigen, damit wir uns treffen, wenn er etwas mit mir abzumachen hat.“ An trat vor und sie begannen zu ringen, und ihr Kampf war sehr heftig. An wurde zuerst müde, denn der andre war stark und stand fest auf den Beinen. An schlug vor,

eine Weile auszuruhen; der junge Mann sagte, daß er zu allem bereit sei; An aber rieth zur Ruhe. Er fragte: „Was ist dein Name?“ Jener sagte, er heiße Thorer und sein Vater heiße An, „aber wie heißest du?“ „Ich heiße An,“ antwortete der andre. (Wortspiele.) An sagte: „Was hast du aber zum Wahrzeichen, wenn du deinen Vater findest?“ „Ich bin gewiss,“ sagte Thorer, „daß sich wahrhafte Merkmale meiner Aussage finden werden, aber dir bin ich nicht schuldig, sie vorzuzeigen.“ An sagte, es gezieme sich, daß er ihm das Zeichen vorweise. Thorer zeigte ihm hierauf den Ring. An sagte: „Wahrhaft ist dieses Merkmal und hier hast du deinen Vater getroffen; laß uns nun heim fahren und bessere Herberge suchen!“ Sie thaten so und kamen heim, und Ans Männer saßen da und harrten sein mit Angst und Schrecken, denn sie wusten nicht, was aus ihm geworden. An setzte sich auf den Hochsitz, und Thorer an seine Seite. Jorun fragte, wer der junge Mann sei. An hieß ihn selbst seinen Namen sagen. Da sprach er: „Ich heiße Thorer und bin Ans Sohn.“ Sie sagte: „Nun muß man das Sprichwort wahr nennen, daß mancher reicher ist, als er scheint; nicht sagtest du mir, daß du diesen Sohn hättest.“ Weiter sprach sie zu Thorer: „Wie alt bist du?“ „Achtzehn Winter,“ antwortete Thorer. Sie sagte: „Das glaube ich, daß ich dich Hochbein nennen kann, denn niemand sah ich noch höher bis zu den Knieen auf.“ „Dieser Name behagt mir wohl,“ sprach er, „und must du mir etwas zur Namensfeste geben, damit die Leute mich so nennen können.“ Sie sagte, das solle geschehen, und gab ihm etwas Gold.

In deutscher Heldendichtung treffen wir schon am Schlusse des 8ten Jahrhunderts auf das Lied von Hildebrand und Hadubrand, in Stabreimen. Dieses älteste poetische Denkmal in deutscher Sprache behandelt gerade jenen weitverbreiteten Sagenstoff. Vgl. Grimms Ausgabe S. 7.

Zwischenein tritt hier das Gedicht von Biterolf und seinem Sohne Dietleib, aus dem 13ten Jahrhundert, dessen hieher bezüglichen Inhalt ich in den Umrissen der Heldensage erzählt habe, wie nemlich Dietleib seinen Vater Biterolf, der vor manchen Jahren Weib und Kind verlassen, aufsucht und mitten im Schlachtgewühl auf ihn trifft und wie sie dann, sich für Gegner haltend, mit einander kämpfen, bis Biterolf bei einem starken Schlage, den er empfängt, den Klang seines Schwertes

Welsung, das er daheim gelassen, erkennend, von Ahnung und Sehnsucht ergriffen wird.

Endlich ist der Kampf Hildebrands mit seinem Sohne, wie er im ältesten deutschen Liede besungen war, wenn auch, nach der Natur der Volkspoesie in veränderter Gestalt, als Volkslied noch auf fliegenden Blättern des 16ten und selbst des 17ten Jahrhunderts im Umlauf gewesen. Versmaaß und Reim sind in diesem Volksliede häufig gestört, aber der Ton ist rüstig und tüchtig. Vgl. Grimms Hildebrandslied S. 53.

Es ließen sich noch mehrere Darstellungen sowohl des Hildebrandsliedes insbesondre, als des Kampfes zwischen Vater und Sohn überhaupt anführen. So kämpft in dem dänischen Volksromane von Olger dem Dänen Göde, König von Dänemark, mit seinem Sohne Galder (Grimm, Hildebrandslied S. 77); so in dem altenglischen Gedichte Sir Degoré dieser Held mit seinem Vater; die Erkennung geschieht hier dadurch, daß der Vater die abgebrochene Spitze des Schwertes bei sich trägt, das er einst für den Sohn zurückgelassen. (Ein Auszug dieses Gedichts in Ellis, specimens of early english metrical romances. 2 edition. B. III. London 1811. S. 361. 379 ff.)

Die durchlaufende Ähnlichkeit, nicht bloß in der Grundlage, sondern auch in manchen Einzelheiten ist in die Augen fallend und wird selbst dadurch nicht aufgehoben, daß die endliche Wendung hier traurig, dort heiter ausfällt. Überall sind drei Personen im Spiele: Vater, Sohn und Mutter. Der Vater ist gealtert, scheint anfangs dem jugendlichen Ungestüm des Sohnes zu weichen, bewährt aber zuletzt, siegreich, die langgeprüfte Heldenkraft. Im persischen Gedichte ruft Sehrab den unerkannten Vater so an: „Auf dem Kampfplatz ist dir nicht Stand, vor meiner Faust wirst du niederliegen." Rusthm aber erwidert: „Milde, o Jüngling! erstarrte und dürre Erde, heiße und kalte Luft hab' ich auf dem Schlachtfelde gesehen; viel Heere hab' ich vernichtet, mancher Diw verdarb von meiner Hand, nie noch bin ich unterlegen." Gleicherweise im deutschen Hildebrandsliede des 8ten Jahrhunderts der Vater zu dem kampflustigen Sohne: „Sechszig Sonnen und Winter bin ich herumgewallet, weit von meinem Vaterland, immer ward ich zu den vordersten Kriegern gestellt, auf keiner Burg hat man mir die Beine in Bande

gelegt." Mehr im Hintergrunde steht die Mutter, sie wird entweder nur in der Erinnerung genannt, oder sie beklagt den verderblichen Ausgang, wie Sehrabs Mutter, oder sie schließt den fröhlichen ab, wie Frau Ute im Volksliede. Im ältern Hildebrandsliede wird der im Lande zurückgelassenen Gattin nur im Gespräch erwähnt, aber das Lied ist am Ende mangelhaft.[1] In der nordischen Erzählung von An Bogenschwinger erscheint am heitern Schlusse die Stiefmutter und wundert sich, daß ihr Mann reicher war, als sie geglaubt; aber sie nimmt den Stiefsohn auf, indem sie ihm Namen und Namensgeschenke giebt. Die Verhinderung des frühern Erkennens liegt meist in dem durch herkömmliche Begriffe von Heldenehre gebotenen Verschweigen des Namens und Zeichens. Rusthm verweigert seinen Namen, weil sonst Sehrab, den zu bezwingen er vom Schah ausgesendet ist, nicht mit ihm kämpfen möchte. Im deutschen Volksliede verstellt sich Hildebrand, um den Sohn im Kampfe zu prüfen. Das endliche Wahrzeichen des Erkennens ist theils ein Schwert, gröstentheils aber ein Ring. Sehrab hat den goldnen Armring unter dem Panzer und im Volksliede von Hildebrand läßt dieser den Ring wenigstens am Schlusse noch in den Weinbecher fallen.

Die tragische Schlußwendung, in der persischen und gälischen Sage, erscheint als die ältere und ursprüngliche. Durch sie hat die Scene einen schärfern, selbständigern Abschluß in sich. Die tiefeinschneidenden Grundstriche des Ernstes sind überall das Ursprüngliche der Sagenpoesie; das Humoristische ist die Kehrseite dessen, was zuvor im Ernste geschaffen war. Unter den deutschen Hildebrandsliedern selbst ist das ältere, obgleich sein abgebrochener Ausgang wohl auch kein trauriger war,[2] noch nicht in dem fast scherzhaft rüstigen Tone abgefaßt, der das spätere Volkslied auszeichnet. Mit tiefer Bekümmernis ruft dort Hildebrand aus: „Nun soll mich mein eignes, liebes Kind hauen mit seinem

[1] Die eben erwähnte Klage Rudabehs ist eine der ergreifendsten Stellen der persischen Darstellung, womit dieselbe schließt. Görres, das Heldenbuch von Iran 1, 269.

[2] [Einen tragischen Schluß des ahd. Hildebrandsliedes nimmt Grein an in seiner Ausgabe des Gedichts. Göttingen 1858. S. 39. Vgl. auch Mythus von Thor S. 207. 211 ff. Müllenhoff in Haupts Zeitschr. 10, 179. in seinen Denkmälern S. 254. Pfeiffers Germania 9, 313 f. K.]

Schwert, dahinstrecken mit seinem Beil, oder ich soll sein Mörder werden.“ Das ist dieselbe Saite, auf der das persische Gedicht anstimmt: „Pferde kennen ihr Junges und Fische im Meere, nur der Mensch nicht, weil Gier und Leidenschaft ihn verblenden.“

Es entsteht nun die Frage: ist aus der Ähnlichkeit in Grundzügen und Einzelheiten der Erzählung bei den verschiedenen Volksstämmen auf eine gemeinsame Sagenquelle, die in die verschiedenen Sprachen sich ergossen hätte, zu schließen? oder auch auf die Verpflanzung der Sage, auf eine Entlehnung derselben, je von einem Volke zum andern? Das Letztere kann in Beziehung auf das Verhältnis der russischen Lieder von Wladimir und seinen Helden zur deutschen Heldensage wirklich der Fall gewesen sein. Die slavischen und deutschen Völker haben sich vielfach berührt und der geschichtliche Held des russischen Kreises fällt selbst erst an die Scheide des 10ten und 11ten Jahrhunderts, also in eine Zeit, in welcher die deutsche Amelungensage, wie das älteste Hildebrandslied und das angelsächsische Gedicht vom Wanderer zeigen, wenigstens schon seit drei Jahrhunderten gestaltet war. Schwieriger ist, was uns am nächsten angeht, das Verhältnis der persischen Erzählung zur deutschen. Man ist gewohnt, den Orient überall auch als den Aufgangsort der Mythen und Sagen anzusehen. Hier aber tritt der Umstand ein, daß Firdusis Heldenbuch wieder um zwei Jahrhunderte jünger ist, als das deutsche Hildebrandslied. Eine Einwirkung germanischer Sagenpoesie auf die persische würde gleichwohl allem sonst bekannten historischen Zusammenhange widerstreben; und da Firdusi aus ältern Königsbüchern und Überlieferungen sein Werk bearbeitet hat, so verliert sich auch der Ursprung der persischen Sage in unbestimmte Ferne. Nur in dieser Zeitenferne, nur in einem uralten, gemeinsamen Sagentypus, nicht in dem Abdruck einer schon ausgeprägten persischen Heldensage in der germanischen, oder umgekehrt, könnte der geschichtliche Grund der Verwandtschaft mehr geahnt, als nachgewiesen werden.

Allein selbst das ist noch in Frage, ob denn überhaupt die vorliegenden Ähnlichkeiten aus einem geschichtlichen Zusammenhange erklärt zu werden brauchen, ob nicht unter den gleichen Bedingungen auch dieselben poetischen Gebilde sich bei den verschiedenen Völkern unabhängig erzeugt haben können, ob nicht schon in der Natur des dichtenden Menschengeistes der gemeinsame Typus gegeben sei.

Erwägen wir nun, daß alle diese Heldensagen eine Poesie des Kampflebens seien, daß eine solche Poesie die manigfachen Verwicklungen, die im Kampfe möglich sind, in ihren Bereich ziehen, daß sie, als Poesie, die herzergreifenden Scenen mit Vorliebe erfassen und pflegen werde, so müssen wir sehr natürlich finden, daß der Kampf zwischen Vater und Sohn, die einander nicht kennend zusammentreffen, fast unvermeidlich einen beliebten Gegenstand der Darstellung ausmache. Auch andere Kämpfe dieser Art, zwischen Brüdern, Verwandten, Waffenbrüdern, kommen häufig in der Sage vor. Sind aber einmal Vater und Sohn zusammengeführt, so stellt die Mutter, als dritte theilnehmende Person, von selbst sich ein. Daß Vater und Sohn wissentlich oder im Hasse sich bekämpfen, solche Unnatur läßt das gesunde Gemüth der dichtenden Völker nicht leicht in ihrer Poesie aufkommen. Es muß also ein Nichterkennen und ein Grund desselben gesetzt werden. Dieser ergiebt sich in einer frühern, durch Geschick oder Wankelmuth getrennten Verbindung, in einer langen, freiwilligen oder nothgedrungenen Abwesenheit von Hause. Auch die mögliche Aufklärung durch gegenseitiges Befragen und Antworten über Namen und Herkommen muß beseitigt werden und ein gültiges Mittel hiezu liegt in der, dem kriegerischen Trotze natürlichen Abneigung, demjenigen Rede zu stehen, der die Bereitwilligkeit hiezu als Furcht auslegen könnte.[1] Ein Wahrzeichen der endlichen Erkennung ist gleichfalls nothwendig und das nächste hiefür ist das Schwert selbst, mit welchem gekämpft worden, oder der Ring, der einst die langgetrennte Verbindung geschlossen. So scheint die Scene, in den Grundzügen und Ähnlichkeiten, sich überall von selbst zu dichten; die Manigfaltigkeiten und Abweichungen aber sahen wir nicht minder sich geltend machen, soweit es irgend die Einfachheit der Situation zuläßt; wir fanden selbst verschiedene Grundtöne, den klagenden und den fröhlichen, angestimmt.

In solcher Erwägung des Ähnlichen und Unähnlichen, des möglichen Zusammenhangs und der nicht minder möglichen Selbständigkeit geräth das Urtheil in Schwanken und der erste Eindruck auffallender Ähnlichkeiten bei Völkern, die sich der Zeit und dem Raume nach ferne stehen, bricht sich an der Betrachtung des menschlich Gemeinsamen; wir verlangen noch ein besondres Wahrzeichen, wodurch auch hier Vater und

[1] Vgl. Grimm, Heldensage S. 363 f.

Kind sich ausweisen, woran die eine Sage als der andern durch Abstammung oder in der Seitenlinie verwandt erkannt werde.

Aus allgemeinen Gründen der Ähnlichkeit oder Verschiedenheit scheint mir sonach der einzelne Fall, wie der im vorgetragenen Beispiele, nicht entschieden werden zu können. Die besondre Verwandtschaft der persischen und deutschen Sage kann durch dasselbe für sich allein um so weniger bewiesen werden, als die Ähnlichkeit im Ganzen und Einzelnen auch durch andere Volksstämme fortläuft. Ich habe dieses Beispiel, welches mit dem Mythischen nicht unmittelbar zusammenhängt, hier zunächst nur zur Sprache gebracht, um zu zeigen, wie nahe sich die Verwandtschaft legen kann, ohne doch mit Sicherheit behauptet werden zu können, und um die Nothwendigkeit strengerer Kriterien zu begründen.

Solche glaube ich darin zu finden, wenn die Ähnlichkeit nicht in einfachen, aus den natürlichen Zuständen des ältern Volkslebens unmittelbar erklärbaren, in sich abgeschlossenen und verständlichen Situationen beruht, sondern wenn sie auf zusammengesetztere Verhältnisse, weitere Umrisse und gewissermaßen conventionelle oder technische Anordnungen des Sagenstoffes, auf die Anlage und Eintheilung größerer Dichtungen sich erstreckt; wenn hierin zur Erklärung der Sage des einen Volkes die Kenntnis der Sage des andern unentbehrlich ist, wenn uns in der letztern plötzlich das Licht aufgeht, das wir in der erstern, nicht mehr verstandenen, vermisͤsten.

Können solche Beziehungen der deutschen Sage zur persischen nachgewiesen werden, und ist aus ihnen einmal die äußere Verwandtschaft beider dargethan, dann wird rückwirkend auch für den Kampf des Vaters mit dem Sohne und andre gemeinsame Züge, zu deren Erklärung die Annahme eines verwandtschaftlichen Zusammenhangs nicht durchaus nöthig wäre, dieser Zusammenhang doch in einem höheren Grade wahrscheinlich sich darstellen.

Die Erklärer der Heldensage von der mythischen Seite haben großentheils die Gesammtheit derselben auf die Eddalehre bezogen, so daß sogar Siegfried, Wolfdietrich und Otnit identisch für Balder, oder für Thor und Balder zugleich, angenommen worden sind (Mone, Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 2 Theile. Leipzig und Darmstadt 1822—3. II, 329 f.). Dieses Nichtunterscheiden hat wohl vorzüglich darin seinen Grund, daß man, vom Nibelungenliede aus-

gehend, zu ausschließlich die Siegfriedssage und deren mythische Darstellung in den Eddaliedern vor Augen gehabt hat. Darüber ist dasjenige Gedicht hintangesetzt worden, welches, nach meiner Ansicht, die eigenthümlich gothische Heldensage und in ihr auch einen besondern gothischen Mythenkreis am treuesten aufbewahrt hat, das Wolfdietrichslied. Selbst W. Grimm hat diesem Gedichte weder in Beziehung auf dessen Stelle in der ganzen Sagenentwicklung, noch insbesondre hinsichtlich seiner mythischen Bestandtheile, die demselben, meines Erachtens, zukommende Würdigung angedeihen lassen. Rosenkranz (das Heldenbuch und die Nibelungen. Halle 1829. S. 43) stellt dasselbe an den Schluß des Kreises und glaubt, daß in Wolfdietrich offenbar nur der alte Dietrich von Bern christlich apotheosirt sei; wie denn auch Grimm in Berchtung, Wolfdietrichs Meister, nur den alten Hildebrand wieder sieht (S. 358). Mir steht, umgekehrt, Wolfdietrich an der Spitze der Amelungensage, mir scheinen in diesem Gedichte die Spuren einer mythisch-symbolischen Darstellung desjenigen durchzuleuchten, was in den übrigen Amelungenliedern sich in epischer Charakteristik ausgedrückt hat; die christlichen Ansätze aber halte ich für spät und äußerlich, während eine uralte Verwandtschaft mit den persischen Glaubenslehren überzeugend nachzuweisen sein möchte.

Von dem Verhältnisse des Gedichtes zur dichterischen Bildung des gesammten Amelungenkreises wird weiterhin anderwärts die Rede sein. Dieses Verhältnis wird sich auch richtiger bestimmen lassen, wenn wir hier erst das mythische Alterthum desselben begründet haben.

Es ist angemessen, aus den früher gegebenen Umrissen zuerst an die Anlage der Wolfdietrichssage zu erinnern. Wolfdietrich hat vor der Gewalt seiner Brüder von seinem väterlichen Erbe zu Constantinopel weichen müssen; dort werden seine getreuen eilf Dienstmannen, sein Meister Berchtung nemlich und dessen zehen Söhne, in Gefangenschaft gehalten; er selbst zieht allein nach Lamparten, um dort den mächtigen Kaiser Otnit im Zweikampfe zu besiegen und sich so dessen Beistand zur Wiedererlangung seines Erbes und zur Rettung seiner Dienstmannen zu verschaffen. Durch Erlegung der Lindwürme wird er Rächer des von ihnen getödteten Otnit, dessen Wittwe und Reich ihm dafür zum Lohne wird; dadurch ist er in den Stand gesetzt, sein Erbe zu erkämpfen und seine Mannen zu befreien.

Bevor er nun zu Otnit gelangt und späterhin, auf einsamer Irrfahrt, hat er eine Reihe der manigfachsten Abenteuer zu bestehen. Ich habe in den Umrissen nur die Anlage des Gedichts und die Hauptcharaktere desselben, nicht aber diese Abenteuer gegeben, wovon die bedeutendern erst hier ihre Stelle finden sollten. Wie in alle Reisegedichte, von der Odyssee bis zum Volksbuche vom Herzog Ernst, sind auch in den Rahmen des Wolfdietrichsliedes die verschiedenartigsten Abenteuer, älteren und jüngeren Gepräges, eingefaßt. Darunter finden sich allerdings mehrere ritterlich-christliche, z. B. wenn Wolfdietrich Heiden tauft, am heiligen Grabe betet, einem Ringstechen anwohnt. Ein anderer, bedeutender Theil aber hat ein viel älteres, mythisches Aussehen und ich hebe davon für unsern Zweck folgende aus:

Wolfdietrichs eilf Dienstmannen werden, noch vor ihrer langen Trennung von ihm, in der Nacht von zwölf Riesen überfallen und auf Balmunds Burg Tremunde in einen tiefen Thurm geworfen. Er bekämpft die Riesen und befreit die Seinigen.

Als er nachts im Walde über seine Dienstmannen Wache hält, verzaubert ihn die rauhe Else, daß er anderthalb Jahre wahnwitzig in der Wildnis läuft. Nachdem sie den Zauber gelöst, baden sich beide in einem Jungbrunnen, aus dem Else als das schönste Weib hervorgeht und fortan Siegeminne heißt. Wolfdietrich, gleichfalls genesen, nimmt sie zur Frau.

Siegeminne giebt ihm ein Schiff mit Greifengefieder, worin er gen Lamparten fährt.

Kaiser Otnit macht im Wald ein Feuer auf [Bl. 74 a], das die Würme gewahren; er, der gegen die Lindwürme ausgeritten, entschläft nachher unter einer Linde, an die ein wildes Weib ihren Zauber gelegt, so daß, wer darunter ruht, bis zum dritten Tage schlafen muß. Vergeblich sucht sein Hund ihn mit Bellen, sein Roß mit Scharren und Beißen zu erwecken, als der Lindwurm herankommt. Die wilde Frau aber nimmt ihn aus dem Rachen des Wurmes, giebt ihm ein Kraut zur Genesung und behält ihn ein Jahr lang in ihrem hohlen Berge (Bl. 74 b). Otnit findet einen Elephanten im Kampfe mit einem Lindwurme; weil er selbst einen rothen Elephanten im Schilde führt, steht er jenem bei und verjagt den Lindwurm. Als er nachher abermals unter einer verzauberten Linde in Schlaf fällt, ringt der Elephant für

ihn mit dem Lindwurme, wird aber getödtet. Der Wurm trägt den Helden hinweg und wirft ihn seinen Jungen vor.

Wolfdietrich bekämpft zwölf Räuber, die sich schon um die Beute, die sie an ihm machen wollten, gestritten. Er kommt zu den wilden Reußen, vor Budin, die Burg des Heiden Belligan, dessen Tochter Marpilie die Gäste mit einem Trank einschläfert, worauf ihnen die Köpfe mit einer Diele abgestoßen und auf die Zinne gesteckt werden. Solcher Köpfe stecken dort wohl an tausend. Ein See, der sich plötzlich um die Burg zieht, hindert die Umkehr. Wolfdietrich, den Marpilie mit dem Tranke verschont, muß mit ihrem Vater einen Kampf im Messerwurfe bestehen, erlegt denselben, leidet aber große Bedrängnis bei dessen Weibe, die aus einer Büchse einen Nebel erregt, und durch Marpilien selbst, die rings um ihn Wasser zaubert und selbst als eine Krähe davonfliegt. Seine Ankunft in dieser Burg und die Gefahr für Belligan war durch ein Buch mit Weissagungen vorher verkündigt.

Der Riese Baldemar in Sicilien fordert Hand oder Fuß als Zoll durch einen Wald. Wolfdietrich erschlägt ihn. Ein alter Weiser sieht dieses in den Sternen.

Das Riesenweib Romina, mit sieben ihresgleichen, bewirtet den Helden und trägt ihn, sammt seinem Rosse, 72 Meilen weit übers Gebirge.

Wolfdietrich trifft einen Löwen im Kampfe mit einem Lindwurm. Er hilft dem Löwen, weil er das goldne Bild eines solchen im Schilde führt, wird aber sammt dem getödteten Löwen von dem Wurm in seine Höhle getragen, wo dessen Junge den Löwen fressen, der Held aber die Lindwürme erschlägt.

Er schneidet den Würmen die Zungen aus und überweist damit nachher den Herzog Gerwart, der die Köpfe der erschlagenen Würme mit sich nahm und dadurch den auf ihre Erlegung gesetzten Preis sich zueignen wollte.

Wieder hilft er einem Löwen, der mit einer feuerblasenden Viper kämpft, die ihm den Schild verbrennt. Er muß vor dem Feuer in den Gardasee tauchen, haut ihr aber zuletzt den Kopf ab. Der Löwe folgt ihm fortan und hilft seinem Retter in Kämpfen.

So gestalten sich die Abenteuer im gedruckten Heldenbuche und den demselben entsprechenden Handschriften. Es giebt aber noch eine andre

Gestaltung der Gedichte von Otnit und Wolfdietrich, die bis jetzt nur in der Bearbeitung des Caspar v. d. Röhn aus dem 15ten Jahrhundert (Theil I des Heldenbuches von v. d. Hagen und Primisser) bekannt, in reinerer Darstellung jedoch handschriftlich zu Wien vorhanden ist,[1] so viel sich aus einer kurzen Inhaltsanzeige in v. Hormayrs Werken (B. II, 356 f.) entnehmen läßt. In dieser andern Gestalt der Dichtung ist schon der Rahmen der Abenteuer verschieden und die Verbindung derselben etwas bestimmter angedeutet, als in jener erstern Form. Wolfdietrich wird mit seinem Meister und dessen zehn Söhnen auf der Burg desselben von seinen Brüdern in das fünfte Jahr belagert. Da reitet er aus, mitten durch das feindliche Heer, um die Hülfe des Kaisers in Lamparten durch Kampf mit ihm zu gewinnen. Sein Meister hat ihm von der Reise abgerathen: er hab' ein halbes Jahr, eh' er zu Otnit komme, durch die wüste Rumeney (Romanien) zu reiten, die, ohne Bewohner und Straßen, von Würmen öde liege und wo er nicht Speise noch Trank finden werde. Wolfdietrich aber hat sich getrost auf sein gutes Ross Falke gesetzt und die Fahrt angetreten. Von seiner Mutter ist ihm ein gefeites Hemd mitgegeben, das ihn vor Feuer und Wasser, vor Waffen und Zauber schützt.

Von seinen Reiseabenteuern sind folgende anzuführen, welche in der erstern Gestaltung des Liedes theils gar nicht, theils anders erzählt sind: Er findet viel Wildes, mit dem er kämpft und es in seine Höhlen jagt, worauf er ein Feuer macht, dessen Glut über den Wald scheint (Strophe 173). Er muß in der Wüste seinen Harnisch zurücklassen, weil sein müdes Ross ihn nicht mit diesem zu tragen vermag. Er schläft unter einer Linde auf seinem Sattelbogen. Da kommt aus des Meeres Grund ein scheußliches rauhes Weib, nimmt ihm sein Schwert und verbirgt es, wirft ihm, als er erwacht ist, vor, daß er sein Ross in ihrem Grase weiden ließ (Strophe 183 f.), und verlangt von ihm, daß er sie zur Ehe nehme. Als er sich davor entsetzt, zieht sie den rauhen Balg ab, zeigt sich in glänzender Schönheit und bietet ihm süße Worte. Aber er hat vor seinem Ausritte geschworen, sich durch kein Weib von der Lösung seiner eilf Dienstmannen abhalten zu lassen. Er muß ihr

[1] [Gedruckt in F. H. v. d. Hagen Heldenbuch. Leipzig 1855. 1, 71 ff. K.]

jedoch versprechen, ihr einen seiner Brüder zu geben, wenn er im Streite gegen dieselben obsiege. Sie giebt ihm, als er Wein und Speise von ihr begehrt, ein Kraut mit, das ihm und seinem Rosse zur Nahrung dienen soll. Auf sein Befragen um die Wege nach Lamparten räth sie ihm, beim Meere hinzureiten, indem das Land viel Unfrieden habe (Str. 197 f.). Er läßt sich aber dadurch nicht abhalten und bekämpft vierzig Räuber, die im Lande Mord und Brand gestiftet und schon um sein Roſs und seine Waffen geloost haben.

Als er nachher im Walde schläft und der Lindwurm ihn ergreifen will, reißt sein Roſs den Zaum ab und treibt den Wurm hinweg. Es tritt seinen Herrn mit den Füßen, daß er wachen soll, aber er schläft noch immer auf dem Schilde. Da kommt der Wurm zum andern mal, das Roſs läuft ihn wieder an und treibt ihn nochmals ab, obgleich es übel zugerichtet von Blute trieft. Wolfdietrich erwacht und beklagt die Noth seines Rosses, das ihn gerettet (Str. 221—9).

Auf einer Burg wird Wolfdietrich von Frauen (24 Göttinnen, Str. 295) köstlich bewirtet. Sie wollen, daß er bei ihnen bleibe; als er jedoch sich dessen weigert, setzt ihm eine zum Abschied einen Kranz von Rosen auf, der aber draußen ihm vom Haupte sinkt und zu einem drei Klafter langen Wurme wird. Dieser windet sich kräftig um den Helden, der ihn mit sich führen muß und dem es erst am vierten Morgen gelingt, ihn von sich zu stoßen.

So einfach schön die Grundanlage der Gedichte von Wolfdietrich ist (Rettung der gefangenen oder belagerten eilf Dienstmannen durch ihren Herrn), so verwirrt und fremdartig erscheinen diese wunderbaren Abenteuer. Es drängen sich daher die Fragen auf, ob diese Abenteuer nicht einst zu einem bessern Zusammenhange geordnet waren, ob diese Lindwurmkämpfe, diese mitstreitenden Löwen und Elephanten, diese Zauberwesen u. s. f. bloß willkührliche Erfindungen seien oder ob all dieser fabelhafte Bestand der Wolfdietrichssage in irgend einem hier verdunkelten Mythenkreise Heimat und Bedeutung finde.

Allerdings fließt uns die Quelle einer solchen Erklärung, obwohl in weiter Ferne, in persischer Heldensage und Glaubenslehre. Je häufiger die Mythen des Orients zum Spielraum der willkührlichsten Verknüpfungen und Ableitungen gemacht worden sind, um so nöthiger scheint es, die eben aufgestellte Behauptung gegen den Vorwurf gleicher

Willkühr zu sichern und zu diesem Zwecke nicht bloß die Ergebnisse der Vergleichung gothischer Sage mit persischer darzulegen, sondern auf dem Wege der Untersuchung selbst zu diesen Ergebnissen zu führen. Manche Übereinstimmungen zwischen deutscher und persischer Heldensage, namentlich einzelner Abenteuer Rusthms mit denen Wolfdietrichs, sind zwar bereits von Görres (Einleitung zum Heldenbuch v. Jr. I, CCXXXVIII) und W. Grimm (Altdänische Heldenlieder. Heidelberg 1811. S. 467) bemerkt worden; auch hat ersterer auf die allgemeine physiognomische Ähnlichkeit der beiderseitigen Sage aufmerksam gemacht (Der gehörnte Siegfried und die Nibelungen, Zeit. für Einsiedler, 1808. Nr. 12, S. 91—93). Aber eine umfassende zugleich und bestimmtere Zusammenstellung, eine Begründung des gothischen Epos auf der gleichen mythischen Unterlage mit dem persischen, ist bisher nicht versucht worden.

Die Verwandtschaft des germanischen Sprachstammes mit dem persischen ist eine von den Sprachforschern anerkannte Sache. Hierüber kann auf einige leicht zugängliche neuere Schriften verwiesen werden: Rask, über das Alter und die Echtheit der Zendsprache und des Zendavesta, übersetzt von von der Hagen. Berlin 1826. B. Dorn, über die Verwandtschaft des persischen, germanischen und griechisch-lateinischen Sprachstammes. Hamburg 1827.

Die Sprachverwandtschaft macht zum Voraus auch einige Gemeinschaft desjenigen glaublich, was sich in den verwandten Sprachen von geistiger Bildung ausgeprägt hat. Die einstige nähere Berührung jener beiden Sprachstämme muß aber in eine solche Periode hinaufgerückt werden, in welcher Sagen und Mythen den geistigen Besitz der Völker ausmachen.

Wir haben von dem ältesten geistigen Besitze des persischen Volksstammes zweierlei Hauptdenkmäler, die Zendbücher, das Zendavesta, die Urkunden der alten persischen Glaubenslehre, deren Stifter oder Läuterer Zoroaster (Serduscht) in das 5te bis 6te Jahrhundert vor christlicher Zeitrechnung gesetzt wird, und das iranische Heldenbuch des Firdusi, aus dem 11ten Jahrhundert nach Christi Geburt.

Wir sprechen zunächst nur von dem letztern.

Firdusis Schah-Nameh oder Buch der Könige ist ein episches Gedicht, das in wenigstens 60000 kunstreich gebauten Doppelversen (Görres I, VII) die Geschichten der Beherrscher Persiens erzählt. Es

ist im ersten Viertel des 11ten Jahrhunderts (um 1020) abgefaßt, gründet sich aber auf ältere einheimische Urkunden und Überlieferungen, deren Inhalt es zwar mit dem üppigen Schmucke morgenländischer Poesie bekleidet, aber seinem sagenhaften und geschichtlichen Bestande nach keineswegs zu verfälschen bezweckt hat. Sagenhaft, die reiche Quelle der ursprünglichen persischen Heldensage, ist dieses Werk, soweit es von den Dynastieen der Pishdadier und Kaianiden berichtet, oder bis zur Eroberung Persiens durch Alexander den großen. Dieser Theil des Schah-Nameh ist von Görres in einem deutschen Auszuge gegeben, welcher, mit Abstreifung des poetischen Schmuckes der Darstellung, den Sageninhalt nach seinem ganzen Umfange mittheilt: Das Heldenbuch von Iran aus dem Schah-Nameh des Firdusi von J. Görres. 2 Bände. Berlin 1820.[1]

Eine kürzere Übersicht dieser sagenhaften Geschichte der ältern persischen Dynastieen, mehr vom historischen Standpuncte, giebt Malcolm, the history of Persia (2 Bände. London 1815. 4), vol. I, chapt. 3. 4.[2]

Die Blüthe des persischen Heldenthums fällt unter die Herrschaft der vier ersten Kaianiden, d. h. der von dem Stifter dieser Dynastie, Kai Kobad, abstammenden Schahe Kai Kawus, Kai Chosrew, Lohrasp und Guschtasp, unter welchem Sarduscht (Zoroaster) lehrend auftrat. Den Mittelpunct dieser Heldensage aber bildet der Pehlwan (Held) Rusthm, aus dem Geschlechte der Statthalter von Sejehstan, welche die eigentlichen Schirmer und Erhalter, die Majordome des persischen Reiches und Königshauses, sind. Rusthms fabelhaft langes Lebensalter, von mehr als 700 Jahren, zieht sich durch die Regierungszeit aller der genannten Schahe hindurch und er ist überall der Träger der bewegteren Handlung. Diese selbst betrifft hauptsächlich die Kriege Irans, Persiens, mit Turan, den demselben nördlich jenseits des Oxus gelegenen, hinterasiatischen Ländern (später Tartarey, Turkestan; Malcolm I, 32) und Masenderan, dem Uferlande des kaspischen Meeres. Zu den bedeutenderen

1 [A. F. v. Schack, Heldensagen von Firdusi. Berlin 1851. 8. Von demselben: Epische Dichtungen aus dem Persischen des Firdusi. 2 Bände. Berlin 1853. K.]

2 Mirkhond, Rauzat-us-safa, history of the early kings of Persia, translated from the original Persian, by David Shea. 8. London 1833.

Helden gehört auch Asfendiar, der Sohn des Schahs Gustasp, und seine Fahrt nach Rewindes, einer Burg im feindlichen Turan, ist dasjenige Stück des persischen Heldenbuchs, welches wir zunächst mit den Abenteuern Wolfdietrichs in Beziehung setzen.

In Josephs v. Hammer Geschichte der schönen Redekünste Persiens (Wien 1818. 4.) S. 59—76 ist die Erzählung von dieser Heldenfahrt vollständig metrisch übersetzt, unter dem Titel: „Die sieben Abenteuer Isfendiars.“ Im Auszuge von Görres (Heldenbuch von Iran II, 281 ff.) macht sie die fünfunddreißigste Sage aus: „Asfendiars Zug nach Rewindes auf dem Wege der sieben Tafeln.“

Diese sieben Stationen Asfendiars, worin sich bereits die Ähnlichkeit mit Wolfdietrichs Abenteuern bemerken läßt, sind nur ein Nachbild dessen, was von dem ältern Helden, Rusthm, dem gefeiertsten der persischen Heldensage, berichtet wird, demselben, den wir im Kampfe mit seinem Sohne Sehrab kennen gelernt. Auch er legt einen gefahrvollen Weg von sieben Tagreisen zurück und die Abenteuer, die er auf demselben zu bestehen hat, treffen noch näher und einleuchtender mit denen im Wolfdietrichsliede zusammen.

Es ist die vierzehnte Sage im Heldenbuche von Iran (I, 161 ff.): „Die Sage von Key Cawus und seinem Zuge nach Masenderan.“

Die Ähnlichkeit dieser persischen Sagen mit der abenteuervollen Geschichte Wolfdietrichs ist auffallend. Geben wir uns nun darüber bestimmtere Rechenschaft!

Was die Anlage der Dichtungen betrifft, so ist die Gleichheit im Größern unverkennbar: der Held macht eine Fahrt voll gefährlicher und wunderbarer Abenteuer, um die Seinigen aus einer langen und harten Gefangenschaft zu befreien. Da Personen und Umstände schon in den beiderlei persischen Darstellungen wechseln, so dürfen wir uns um so weniger wundern, daß die deutschen Lieder hierin beträchtlich von ihnen abweichen. Der Sitte des Morgenlandes ist es gemäß, daß der minder kriegerische, aber sich in Hochfahrt übernehmende Schah in die hülflose Lage gerathe und der Pehlwan, der Majordomus, der erste Kriegsheld, zu seiner Rettung ausziehe. In germanischer Ansicht von der Rüstigkeit der Könige erschien es größer und rührender, daß der Herr ausreite, den alten Meister und die getreuen Dienstmannen zu erlösen. Die doppelte Gestaltung der Sage im persischen sowohl, als im deutschen

Heldenbuche, zeigt nicht nur, wie hoch in der Zeit hinauf schon diese Sage manigfach bearbeitet worden, sondern belehrt uns auch, wie unter den verschiedensten Namen und Farben doch der gleiche Kern der Sage sich erhalten könne. Das Einzelne spielt in den verschiedenen Darstellungen auf merkwürdige Weise herüber und hinüber. Wir finden in den deutschen Liedern Züge aus beiden persischen Sagenformen, in der Art, daß, was je nur in einer der letztern vorhanden ist, dort, in den deutschen Gedichten, sich manchmal beisammen findet. Die ältere der persischen Sagen erzählt, wie der Schah Cawus und sein Heer im Zauberlande Masenderan mit Nacht und Blindheit geschlagen waren, bis der Retter Rusthm mit dem Herzblute des Diws ihnen das Licht wiedergab. Hievon mag es eine Spur sein, daß Wolfdietrichs Dienstmannen, wie sie auf der Mauerzinne an Ketten gehen, immer nur nächtlich gedacht sind. Im Dunkeln der Nacht werden ihm auch dieselben von den Riesen entführt und in einen unterirdischen Kerker geworfen, aus dem er sie errettet; und in dieser Episode scheint wieder der Grundzug des Ganzen verkleinert hindurch.

Die Anlage der persischen Darstellungen beruht nun weiter darauf, daß dem rettenden Helden zweierlei Wege zur Wahl stehen; ein längerer und bequemerer, von zwei bis drei, oder gar sechs Monaten, und ein kürzerer, aber beschwerlicher und gefahrvoller, der in sieben Tagen durch dürre Wüsten voll Löwen, Drachen, Zauberweiber u. s. w. führt. Der Held, im Eifer seiner Treue und im Gefühle seiner Kraft, wählt diesen letztern Weg. Asfendiar spricht: „Der kürzeste Weg ist immer auf Erden der beste“ (II, 282). Von dieser Wahl des Weges finden wir in der einen Gestalt des Wolfdietrichsliedes die Spur gänzlich verwischt, wohl aber bemerken wir sie noch, halbverloren, in der andern Form bei Caspar von der Röhn, wenn wir einmal durch die persische Erzählung aufmerksam gemacht sind. Als Wolfdietrich von der belagerten Burg nach Lamparten zu Otnit ausreiten will, sagt ihm sein Meister, er hab' ein halbes Jahr zu reiten, eh' er denselben finde.

Str. 153. Durch die wüsten Rumeneye,
da durch du kumen müst,
die ist leüt vnd stros freye
vnd ist mit wurmen wüst.
dar vmb ich disse reisse

dir pilliglich tu wern:
an trinken vnd mit speisse
kanstu dich nit genern.
Str. 157. Dietrich wolt nit enperen,
die reis die wolt er than.

Später, schon mitten auf der Fahrt, fragt er das Zauberweib um die Wege nach Lamparten. Sie räth ihm, beim Meere hin zu reiten, das Land habe viel Unfrieden. Er aber kehrt sich nicht daran. Offenbar hätte diese Warnung zu der des Meisters beim Beginne der Ausfahrt gehört. Aber auch so noch läßt sich der einstige Zusammenhang, dem persischen gleichmäßig, erkennen.

Auf diesem kürzern Wege durch die Wüste hat nun der persische Held sieben Tagereisen zurückzulegen und für jeden Tag ist ihm ein eigenes Abenteuer zugewiesen. Ob und welche Bedeutung dieser Siebenzahl zu geben sei, werde ich nachher berühren. Hier bemerke ich, daß durch diese Zahlbestimmung der Stationen, die schon im Begriffe des kürzern Weges liegt, auch die nothwendige Begrenzung für die Anlage des Gedichtes gegeben sei. Es ließ sich in diese sieben Tagfahrten zusammenbringen, was die persische Poesie von schreckbaren Naturbildern und dämonischen Gestalten Bedeutendstes und Eigenthümlichstes vorzuführen hatte. Nehmen wir an, daß auch in der deutschen Wolfdietrichssage einst eine solche Begrenzung stattgefunden habe, so ist uns eben damit der Maaßstab einer bessern Anordnung der verworrenen Abenteuermasse gegeben.

Wenn selbst in den beiderlei persischen Darstellungen die sieben Abenteuer nicht dieselben sind, wenn sie besonders gegen das Ende der Heldenfahrt sich über diese Zahl zu häufen scheinen und nicht mehr völlig klar ist, welches einzelne Abenteuer dem einzelnen Tage angehöre, so läßt sich leicht erachten, daß, wenn erst die Schranke der bestimmten Zahl gänzlich durchbrochen war, wie in den Wolfdietrichsliedern, auch für die Anhäufung des Abenteuerlichen, im Sinne der verschiedensten Zeiten, kein Ziel mehr gesteckt und der Zustand der Verworrenheit, in welchem wir diese Lieder jetzt finden, unvermeidlich geworden sei.

Dafür aber, daß auch die deutsche Sage einst ihre bestimmten Stadien gehabt habe, spricht nicht nur die bis zu diesem Puncte hin gleichmäßige Anlage, sondern auch die in die Augen fallende Überein-

stimmung der einzelnen Abenteuer Wolfdietrichs mit denen der beiden persischen Helden. Nicht als ob wir für jedes Abenteuer der deutschen Lieder das Seitenstück im persischen Gedichte fänden, oder umgekehrt. Aber mehrere der erheblichsten und ausgeführtesten Abenteuer sind beiden Sagen bis in das Einzelne gemeinsam. Der gemeinschaftliche Grundtypus der persischen und deutschen Sage wird durch dasjenige, was sich nicht auf beiden Seiten nachweisen läßt, um so weniger aufgehoben, als wir sonst auch die sagenmäßige Identität der beiden persischen Darstellungen selbst wegen ihren Abweichungen im Einzelnen aufgeben müsten.

So weit von der Anlage der Gedichte. Wir heben nun die hervorstehendern Ähnlichkeiten in den einzelnen Abenteuern hervor.

Als Rusthm ausfährt, heißt es von seiner Mutter:

Voll Wasser die Augen kam Rudabeh herab und klagte: „Du gehst und läßst mich in Sorge und Trauer zurück; auf Gott setze deine Zuversicht und dein Vertrauen!“ Rusthm sprach tröstend ihr zu und sagte: „O werthe Mutter, nicht aus Lust geh ich diesen Weg; es ist mein Loos also vom Verhängnis bestimmt: du denke meiner in deinem Gebete!“

Im deutschen Liede, nach Caspar von der Röhn, finden wir gleichfalls den Abschied Wolfdietrichs von seiner Mutter.

Str. 159. die fraw gros leit do hete,
sprach: wem befilchstu mich?

Sie giebt ihm das Nothhemd, das vor Feuer und Wasser, Waffen und Zauberei bewahrt. Er legt darüber sein Streitgewand an.

Str. 163. sein muter die rymen pant.
mit clagen vnd mit weinen
clagten sie in also ser,
sie meinten all gemeine,
sie sechen in nymer mer.

Dieses gefeite Hemd schützt den Helden nachher in der Lindwurmhöhle.[1] Es ist aber auch, wie wir eben gehört, gegen allen Zauber gut. Asfendiar stößt dem Zauberweibe Gul einen stählernen Dolch, den ihm Serduscht gegen allen Zauber geweiht, ins Genick (Heldenbuch

[1] Vgl. noch die Meinungen der Perser von der Weihe und dem heiligen Ursprung des Hemdes Sadere und des Gürtels Kosti. Kleukers Zendav. III, 201 f. 20. I, 59. 118.

von Iran II, 285). In Hammers Übersetzung, ohne Zweifel nach einem andern Texte, ist es eine stählerne Kette.

Str. 64. Er hatt' eine Kette von feinem Stahl;
Die hielt er der Zauberin versteckt allzumahl.
Einst trug sie am Arm Serdehuscht,
Der dem Kuschtasp sie bracht' von Erdehuscht.
Mit dieser Kette scheute Isfendiar
In dieser Welt keine Gefahr;
Er warf die Kett' um den Hals ihr,
So daß sie den Leib hinunterfiel ihr.
Die Hex' als Löwin daherfährt,
Da griff der Weltfürst sogleich nach dem Schwert.
Sie sprach: Du schadest mir nicht,
Wenn du häufst auf mich Erzgebirgegewicht.
Es sprach zu ihr Isfendiar voll Gewalt:
O häßliche Hexe, verfault und alt,
Für deine geschminkten Wangen
Kannst du vom Schwerte Antwort empfangen.
An der Kette macht' er ihr die Hölle heiß,
Kohlschwarz vom Gesicht, von Haaren schneeweiß.
Er führt' einen indischen Säbelstreich,
Womit er sie spaltet vom Haupt bis zum Busen gleich.

Rusthm sattelt sein edles Roß Rekſch, das in den Sagen von ihm so berühmt ist. Von Wolfdietrich heißt es:

Str. 158. Er wapet sich vil schire,
sas auf sein Valcken gut,
er sprach: bestê all tire
durch meinen [lies deinen] vbermut!

Rekſch ist so übermüthig, die Ungethüme zu bestehen, daß sein Herr ihm nachher wehren muß (Heldenbuch von Iran I, 172 unten). Zu Rekſch sprach er: Streit sollst du heben mit keinem; kommt ein Feind, dann eile zu mir! mit Diws und Löwen kämpfe mir nicht!

Rusthm kommt auf einen Anger, darauf Heerden von Waldeseln ziehen. Er jagt nach ihnen, kein Wild mag seinem Strick entgehen. Einen der Waldesel fängt er, zündet mit geriebenem Holze Feuer an, und bratet seine Beute. Bei Caspar von der Röhn wird gesagt:

Str. 173. Wolfdieterich nach den landen
kert auf Lamparten zu;

im kom vil wilds zu handen
wolt vechten mit in nu,
durch seinen vbermute
floch es die hölen ein:
er macht ein feur, das glute
vnd vber den walt erschein.

Gerade dieses minder erhebliche Ereignis, wodurch nur der Eingang der Wildnis, welche noch bewaldet ist und Nahrung darbietet, bezeichnet zu werden scheint, hat sich in beiden Sagen als das erste der Fahrt erhalten. In der persischen wiederholt es sich noch am Schlusse der zweiten Tagreise. Bemerkenswerth ist hiebei, daß Rusthm überall als ein berühmter Waidmann erscheint. Eine eigene Sage des iranischen Heldenbuchs (die siebenzehnte bei Görres; 1, 215 ff.) handelt „von Rusthms Jagd in Turan." Es gehörte also auch in der Sage der sieben Tagreisen zur Charakteristik des Helden, daß er sich als rüstigen Jäger zeigt, und im Wolfdietrichsliede finden wir nun diesen vereinzelten Zug. Rusthms und Asfendiars Kämpfe mit Löwen sind in den deutschen Liedern anders gewendet. Hier steht der Held dem Löwen im Kampfe mit Lindwurm und Viper bei. Zum Danke folgt ihm der Löwe und ist ihm in Kämpfen hülfreich. Aber schon diese mehrmalige Erscheinung des Löwen in der deutschen Fabel, sowie das ähnliche Verhältnis Otnits zu einem Elephanten, weist uns auf die Thierwelt eines andern Erdstrichs hin. Im Heldenbuche von Iran sind Löwen und Elephanten heimatlich, in ihrer wirklichen furchtbaren Erscheinung, in Gleichnissen, als Heerzeichen und Wappenbilder.

Aus der Geschichte des unglücklichen Zusammentreffens des Jünglings Sohrab mit seinem Vater Rusthm hat v. Hammer (a. a. O. S. 56 ff.) eine Episode übersetzt des Inhalts: „Sohrab frägt um das Feldzeichen Rostems den Hedschir, der es ihm verbirgt." Darin folgende Stelle:

S. 57. Sohrab sprach: Der grüne Zeltflorpalast,
Wovor Irans Große stehn sonder Rast,
Und aufgesteckt ist die Fahn' vor dem Zelt,
Ein grimmger Lindwurm in violnem Feld,
Ein Prachtthron glanzvoll erhebt sich zur Schau,
Davor stralt hell das gestirnte Bild Kau.
Es sitzt damit herrschend ein Pehliwan,

Mit Glanz, Macht, Großmuth und Herz angethan.
Der Schaar, die da sitzt vor seinem Fuß am Thor,
Entragt sein Haupt einen Kopf hoch zuvor.
Das Roſs, hoch wie er, vor ihm aufgeschirrt,
Deſs Fußband am Knöchel hell klingend klirrt,
Es wallt in sich selber hoch aufgebäumt,
Du meinst wohl, es ist das Meer, welches schäumt.
Du siehst Elephanten stehn vor dem Haus;
Der Fürst wallt und wogt ein Meer voll Gebraus,
Es lebt kein Mann in Iran hoch wie er,
Ich seh' auch kein Roſs so hoch und so hehr.
Im Banner sieh den Elephanten schwer,
Von Gold ein Löw glänzet hell auf dem Speer.
Du sag' mir, wes Namens der Ritter sei,
Der immerfort braust und brüllt wie ein Leu.
Hedschir nun also zu sich selber sprach:
Wenn ich Rostems Zeichen sag', gebend nach,
Sag' ichs diesem Manne von Löwenherz,
So ists um Rostem geschehen, welcher Schmerz!
Es däucht mich viel besser, wenn ichs verhüll'
Und von seinem Namen ganz schweige still.

Wir finden hier die ganze Menagerie von Thiergestalten, die sich, in den deutschen Liedern, in die tirolischen Waldgebirge verlaufen hat: Lindwurm, Löwen, Elephanten. Wie Rusthm als Feldzeichen den Elephanten und den goldnen Löwen führt, so wird in unsern Liedern gesagt, daß Otnit einen Elephanten, Wolfdietrich einen goldnen Löwen im Schilde gehabt und daß sie deshalb den Thieren, deren Bilder sie führten, im Kampfe mit den Lindwürmen geholfen. [1]

Rusthms erster Kampf ist eben der mit dem Löwen. Dieser trifft den Helden im Schilfgeröhre schlafend und will erst sein weidendes Roſs zerreißen. Aber Rekſch wehrt sich mit Huf und Zahn und zerreißt den Löwen. Als der Held erwacht, spricht er: „O kluges Thier, warum streitest du mit dem Löwen? Wärst du getödtet worden, wie wollt' ich

[1] Der Löwe ist noch jetzt in Persien häufig (Malc. II, 518). Ob der Elephant jemals dort einheimisch gewesen, bezweifelt Malcolm, nicht aber dessen frühern zahlreichen Gebrauch, wovon auch die alten persischen Steindenkmähler zeugen (ebendas. II, 515. I, 35). Seine Einbürgerung in der persischen Sage und Heraldik ist ohnehin nach dem Obigen unzweifelhaft.

diesen Panzer und dieß Gewaffen nach Masenderan hin tragen! Warum kamst du nicht mit Geschrei zu mir?" Er schläft wieder ein; am Morgen der zweiten Tagreise durchreitet er eine wasserlose Wüste unter heißem Sonnenbrand. Er und das Ross schmachten vor Hitze. Rusthm steigt ab; den Speer in Händen wandelt er mühlich fort und sieht keinen Weg zur Hülfe; ermattet sinkt er zur Erde, die Zunge ist ihm von brennendem Durste zerrissen, bis ihm der Himmel ein Schaf zusendet, das ihn zu einer Quelle leitet.

Von Wolfdietrichs kämpfendem Rosse nachher! Aber die Noth in der Wüste wird so erzählt:

Str. 174. Die nacht pis an den tage
der kune degen reit,
keinr stras vnd weg er pflage,
müd was sein pferd gemeit;
des selben erschrack er palde,
der künn Wolfdietereich
sprach: Las in dissem walde
fur war hie mein kunckreich.

Str. 175. Do zugt er ab die prünne
vnd legtz auf einen ron:
„wem sol ich dich hie günne?"
vnd sche[i]d sich do darvon.
„wie sol ich mich erneren?"
sein leit was also gros.
„kan mich meiner veint nit weren,
ich bin nun harnisch plos."

Str. 176. „Meines vaters reiche
das wirt mir nimer mer."
do tet er fur pas streiche,
do flus ein wasser her.

In jener Durstesnoth blickt Rusthm zum Himmel und spricht: „O Gott, alles Übel häufst du auf meinem Haupte; gedenke meiner in Bälde, damit das Schicksal Cawus nicht verderbe und die Iranier den Klauen der Diws entrinnen!" Wolfdietrich klagt, daß er sein Reich hier lassen müsse, und öfters in großer Gefahr ruft er:

Str. 228. „Wer sol mir denn erlosen
Zu Krichen mein eilf dienstman?"

oder (gedrucktes Heldenbuch S. 67[b]):

„Herr got von hymmelreiche,
Berat mein eyleff dienstman!“

Das dritte Tagwerk Rusthms ist sein Kampf mit einem Haupte der Diws, Asdiw genannt, der in Gestalt eines furchtbaren flammenathmenden Drachen den Schlafenden überfallen will. Dreimal weckt das treue Ross seinen Herrn, denn die beiden ersten Male hat der Diw sich bei Rusthms Erwachen unsichtbar gemacht. Beim dritten Erwachen bekämpft und erschlägt der Held das Ungethüm; Reksch aber hat tapfer mitgestritten und dem Drachen die Schuppenhaut mit den Zähnen zerrissen. Diesem entsprechen nun in gröster Ähnlichkeit die Drachenkämpfe Otnits und Wolfdietrichs. Otnit schläft unter der Zauberlinde, als der Lindwurm herankommt. Vergeblich sucht ihn sein Ross mit Treten, Scharren und Beißen zu erwecken (Heldenbuch S. 74[b]). Von Wolfdietrich heißt es bei Caspar von der Röhn:

Str. 223. Der wurm den heren schmeckte
vnd eilt nach ym gin holtz,
vnd er sein schnabel reckte,
des heren ros was stoltz
vnd reis do ab sein zaume
vnd lief den wurm do an,
den wurm es [do] gar kaume
treib von dem heren dan.

Str. 224. Das ross trat mit den fussen
den hern, er wachen solt:
do sliff er also süssen,
das er nit wachen wolt.

Str. 225. Noch schlief er auf dem schilde,
sein ros tet pei im stan;
kom aber der wurm wilde,
das ros lieffs aber an:
der wurm dem ross zureisse
sein leib vnd schones fel,
das von ym ran der schweisse
vnd wurd von plut so hel.

Str. 226. Das ros den wurm tet schwachen,
treib in verr in den than;
Wolffdieterich tet erwachen

vnd sach sein ros do an.
„Das ich das ye versliffe!
du hast geliden not;
wan got vnd auch dein hilffe,
so wer ich leider todt.“

Das wiederholte Winken; die Anrede an das treue Thier, gerade wie bei Rusthms Kampfe mit dem Diw und dem frühern mit dem Löwen.

Das vierte Abenteuer Rusthms und Asfendiars, mit dem Zauberweibe, das die Helden bestricken will, als sie im Baumesschatten bei Mahl und Becher ausruhen, findet in den deutschen Liedern sein Seitenstück in dem wilden Weibe, das an die Linde, unter welcher Otnit rastet, seinen Zauber gelegt hat; auch die rauche Else, von der Wolfdietrich verzaubert wird, gehört hieher. In der Darstellung des Liedes bei Caspar von der Röhn ist es, wie in den persischen Dichtungen, ein besonderes, von dem Lindwurmkampfe unabhängiges Abenteuer, wie das scheußliche Weib mit raucher Haut dem Helden, der unter der Linde schläft, das Schwert wegnimmt, ihn dann zur Ehe begehrt und sich in eine glänzende Schönheit verwandelt, so daß er nur in der Erinnerung an seinen Eid, sich durch kein Weib von der Rettung seiner Dienstmannen abhalten zu lassen, ihren Lockungen entgeht. In der persischen Sage ist die Verwandlung umgekehrt, von der Schönheit in die grauenhafte Misgestalt. Dazu stimmt eher ein anderes Abenteuer Wolfdietrichs, wie der Rosenkranz, den ihm eine zauberhafte Frau aufgesetzt, zur umstrickenden Schlange wird. Von der Zauberin, die zu Asfendiar kommt, heißt es (II, 285): „der Abgrund der Hölle in einen Rosengarten verwandelt.“

Rusthms Kampf mit dem Grenzhüter Ewlad, dessen ganze Schaar er allein abfertigt, hat einen Anklang in dem Streite Wolfdietrichs mit den Räubern, deren in der einen Darstellung zwölf, in der andern vierzig sind (Caspar von der Röhn 199 f.). Auch hier begegnen wir einer auffallenden Ähnlichkeit in einem einzelnen Zuge. Dort, erzählt die persische Sage (I, 176), war seiden der Boden, die Erde vom Alter verjüngt, Grüne und rinnend Wasser überall. Dem Helden kam die Lust an, des Schlafes zu pflegen, er ließ Reksch grasen auf einem weiten Saatfelde in der Nähe, und das Schwert unter dem Haupt, die Hand

am Dolche, also entschlief er. Wie der Hüter des Feldes das Pferd weidend in den Saaten erblickte, kam er schreiend heran, und mit einem Stocke schlug er auf Rusthms Fuß. Wie davon der Reine erwachte, schrie der Hüter ihn an: „O Ahrman! warum hast du also zum Grasen das Pferd in meine Saaten gelassen?" Davon findet sich zwar nichts in Wolfdietrichs Abenteuer mit den Räubern, wohl aber in dem mit dem Zauberweibe:

Str. 177. do kom er auf ein gröne
zu einer linden wanck,
dar vnter stund gras schöne
wol zweier ellen lanck.

Str. 178. „Des wil ich got hie loben,
futer meym ros zu teil.
auf meinem satelpogen
wil ich schlaffen ein weil."

Als er erwacht, macht ihm das Zauberweib Vorwürfe:

Str. 183. sie sprach: „Wer tet dich heissen
zu fretzen in dem gras?"

und weiter

Str. 184. „die wissz, lindt vnd die strosse,
vnd das ist alles mein."

Weniger Bezügliches bieten die letzten Abenteuer Rusthms und Asfendiars dar. Wir haben aber bereits bemerkt, daß diese letzten Tagwerke selbst sich weniger klar und ausführlich, als die frühern, hervorstellen. Doch erinnern die tiefen Wasser, die den Weg der Helden, namentlich den Asfendiars nahe vor dem Schlosse Rewindes, unterbrechen, an den See, welcher um Wolfdietrich vor der Burg des Heiden gezaubert wird und durch den er, nach der einen Darstellung, drei Tage lang schwimmen muß.

Außer diesen Vergleichungen, welche von den sieben Abenteuern Rusthms und Asfendiars aus mit Wolfdietrichsliedern angestellt werden konnten, ließen sich noch manche Ähnlichkeiten, in größern und kleinern Zügen, zwischen deutscher und persischer Sage bemerklich machen. Ich führe deren nur noch einige an.

Vom Kampfe des Vaters mit dem Sohne in beiden Sagen ist genügend gesprochen.

Wolfdietrich bricht dem Lindwurm die Zähne aus, um sich als

Tödter desselben ausweisen zu können. Dasselbe thut der persische Guschtasp einem von ihm erlegten Drachen, in der 32sten Sage des Heldenbuches von Iran (II, 255), welche selbst mit der Siegfriedssage sich berührt. Wie Siegfried kommt der Jüngling Guschtasb zu einem Schmiede, der ihn wieder fortschickt, weil von seinem gewaltigen Schlage Eisen, Amboß und Hammer mit einander zerbrechen (II, 250).

Gleichwie Wolfdietrichs Ankunft auf der Burg des Heiden Belligan und der Tod des letztern durch die Hand eines Dietrichs lange zuvor durch Weissagung verkündigt ist, und wie ein alter Heide den siegreichen Kampf Wolfdietrichs mit dem Riesen Baldemar in den Sternen sieht, kommen auch in den persischen Sagen überall solche Vorausverkündungen und Anzeigen in den Gestirnen vor.

Von Chosrew (Cyrus) wird in der 26sten Sage berichtet:

Er ließ einen goldenen Thron aufstellen, und ein Baum, dessen Stamm Silber, dessen Zweige von Gold, dessen Blüthe und Früchte edles Gestein, beschattete den Thron.

Ähnliche Kunstbäume finden wir in den Wolfdietrichs- und Rosengartenliedern.

Bemerkenswerth ist endlich die Geschichte der Kindheit des Cyrus, wie sie bei Herodot im ersten Buche und bei Justinus (lib. I, c. 4) erzählt wird. Auf ähnliche Weise läßt Hugdietrich bei Caspar von der Röhn seinen jungen Sohn, der ihm als das Kind eines bösen Geistes verdächtigt ist, durch Puntung von Meran, den er nur durch Drohungen dazu bewegt, nachts hinwegtragen, damit er im Walde getödtet werde. Aber Puntung hat Mitleid mit dem Kinde, legt es an einem Brunnen nieder und beobachtet es. Da kommen wilde Schweine, Hirsche, Bären und eine große Schaar von Wölfen zu dem Brunnen, um daraus zu trinken. Die Wölfe setzen sich um das Kind her und hüten es. Da erkennt Puntung, daß es nicht vom Bösen stammen könne, und entschließt sich, es zu retten.

Str. 43. er sprach: „Du pist genesen
von den wolffen wunderlich,
dar vmb dein nam sol wesen
hinfür Wolfdieterich.“

Wie sehr jene Abtheilung einer Heldenfahrt nach bestimmten Stadien oder Abenteuern, die wir nach Anleitung des persischen Heldenbuchs

auch in dem Gedichte von Wolfdietrich annahmen, in der Sagenpoesie typisch geworden ist, davon zeugt ein weiteres, eben erst bekannt gewordenes Beispiel aus der altfranzösischen Heldensage. Erst kürzlich ist erschienen: Der Roman von Fierabras, provenzalisch, herausgegeben von Immanuel Bekker. Berlin 1829. 4. In den Prolegomenen zu diesem provenzalischen Dichtwerke ist aus einem andern nordfranzösischen Gedichte, Agolant, gleichfalls dem Sagenkreise von Karl dem großen angehörig, ein beträchtliches Stück abgedruckt, worin erzählt wird, wie der Herzog Naims von Baiern, einer der zwölf Pärs Karls des großen, um als Bote des Kaisers die Macht der Saracenen auszuforschen, einen gefahrvollen Ritt über den Berg Aspremont wagt. Auf diesem Wege hat er, den persischen Helden ähnlich, eine Reihe von Abenteuern zu bestehen, Kämpfe mit Greifen, Löwen, Schlangen, reißendes Wasser ohne Brücke, Hagel und tiefen Schnee.

Es kehrt uns nun die Frage wieder, ob etwa jener Siebenzahl der Tagreisen und Abenteuer in den beiden persischen Darstellungen eine tiefere, mythische Bedeutung beizulegen sei.

Görres, in der Einleitung zum Heldenbuch von Iran (CXX ff.) giebt dem Zuge nach Masenderan (ebendaselbst B. I, 161 ff.) eine solarisch-planetarische Beziehung.

Ich lasse diese, mir wenigstens sehr problematische Deutung auf sich beruhen. Daß den sieben Tagfahrten eine bedeutsamere Beziehung unterliegen könne, als nur überhaupt die Bestimmung des Zeitmaaßes für den kürzern der beiden Wege, unter welchen zu wählen war, und die technische Abgrenzung und Eintheilung der Abenteuer, wovon früher die Rede war, will ich damit keineswegs bestreiten. Eine Vermuthung werde ich selbst nachher vorbringen.

Wenden wir uns aber von dem, was, so wie es jetzt vorliegt, mehr die äußere Form der Anordnung ausmacht, zu den in dieselbe gefaßten mythischen Erscheinungen, welche wir der deutschen Heldensage mit der persischen gemeinsam gefunden haben, und suchen wir hierüber eine Aufklärung zu erhalten, welche uns den in persischer und gothischer Sage durchlaufenden mythischen Sinn und Zusammenhang auf ähnliche Art erschlöße, wie uns der odinische Glaube über die andern Sagenkreise Aufschluß gegeben hat, so sehen wir uns auf das andre Hauptdenkmal der früheren Geistesentwicklung bei den Persern hingewiesen,

auf die Zendbücher, das Zendavesta, die Urkunden der alten persischen Glaubenslehre, deren Stifter oder Läuterer Zoroaster, Serduscht (den wir auch in der Sage nennen hörten) in das 5te bis 6te Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung gesetzt wird, wie ich schon früher angeführt habe.

Wem, wie mir selbst, hiebei nicht die Bekanntschaft mit den Quellen in der Ursprache zu Gebote steht, der kann sich vorzüglich in folgendem Werke näher unterrichten: Zend=Avesta, nach dem Französischen des Anquetil du Perron von J. F. Kleuker. 2te Ausgabe. 3 Theile in 4. (Riga 1786) nebst 2 Bänden Anhang. Dieses Werk giebt die erhaltenen Zendschriften in deutscher Übersetzung, mit vielen darauf bezüglichen Abhandlungen und Erläuterungen. Besonders dient zur Übersicht dieser Glaubenslehre die im ersten Band enthaltene kurze Darstellung des Lehrbegriffs der alten Perser und ihres heiligen Dienstes nach den Zendbüchern (von Kleuker). Einiges zur Ergänzung bringt eine neuere Schrift bei. Fragmente über die Religion des Zoroaster, aus dem Persischen von Vullers. Bonn 1831.[1] Soweit aber die Darstellung der persischen Glaubenslehre für unsre Zwecke nöthig ist, gebe ich sie nach dem kurzen Umriß derselben in Görres Mythengeschichte der asiatischen Welt, Band I. Heidelberg 1810. S. 219 ff.

Die Wurzel aller Dinge ist urbeginns durch Zervane akerene, die Zeit ohne Grenzen, das in Vollkommenheit verschlungene Wesen gegeben. Sie hat Zervane gemacht, die lange Zeit, das große Weltjahr von zwölf Jahrtausenden bis zur Auferstehung, in ihr das All der übrigen Wesen, sie selbst aber geschaffen; die Ewigkeit aber hat nichts über sich; sie hat keine Wurzel, ist immer gewesen und wird immer sein. Vom Throne des Guten aber ist gegeben das Wort, Honover, das vortreffliche, reine, heilige, schnell wirkende, weit aussehende, das war, ehe der Himmel war und irgend ein Geschaffenes. Mit ihm ist das erhabene glänzende Urlicht zu Anfang gegeben, das Licht, was von sich selbst in einem Nu aufglänzt, wodurch die Sterne, der Mond und die Sonne sehen, Aniran, das erste Licht; mit ihm das seit Urbeginn wirksame Feuer und das süße, hülfreiche, erhabene, reine, durchsichtige, goldfarbige Urwasser, Ardvisur, in ihnen der Same aller Dinge. In dem

[1] Die Theologie Zoroasters nach dem Zend=Avesta, von A. Hölty, in Illgens Zeitschrift für die historische Theologie, neue Folge, 2ten Bandes 1tes Stück. Leipzig 1838. S. 1—38.

Worte und den Urelementen aber ist Ormuzd geworden, aus der Mischung von Urfeuer und Urwasser kam er hervor. Er ist glänzend und schimmernd in Lichtherrlichkeit, allvollkommen, allvortrefflich, allrein, allmächtig, allweise, allnährend, Körper aller Körper, Quell aller Freuden. Ihn hat die Zeit ohne Grenzen zum König bestellt, begrenzt durch den Zeitraum von zwölf Jahrtausenden (das große Weltjahr), und sie behauptet ihre Herrschaft über ihn. Das kräftig wirkende Urfeuer ist Grund der Einigung zwischen ihm und dem in Herrlichkeit verschlungenen Urwesen, das der Mensch nicht zu erklären sich bescheiden muß. Seine Ausdehnung ist Licht, er wohnt im Lichtkreise der Welt, in der Mitte des Urlichts. Unbegrenzt ist er in seinem Wesen, aber begrenzt in seiner Umhülle, dem Lichte nemlich. Und weil das Licht daher seine Grenze hat, darum ist außer ihm die Finsternis, und in der Mitte dieser Finsternis wohnt Ahrman mit seinem Gesetze, der in Laster verschlungene, der Quell der Übel, der einzig ist böse und unrein und verwünscht, ein Nichts des Guten, das Laster selbst. Er kann nichts Gutes denken, nichts Gutes reden, nicht weise sein. Er der Diw, der die Welt quält, der Lügner, der Arge, der Ungerechte, der Unreine, todschwanger, Irrthümer säend, der finstere König der Darvands, der Lügendrache. Seine Urwohnung ist die tiefe Finsternis, der Duzakh; er der Böse war allein in ihrer Mitte, in ungeheurer Weite sah ihn Ormuzd unter sich, schwarz, bedeckt mit Unrath und Fäulnis, und im Bösen begriffen. In den ersten Finsternissen wohnte einsam der Schlangendrache, sein Wesen im Keime der dickſten Finsternis, weit ausgedehnt sein Körper, soweit die Dunkel reichen. Er lebt durch Gottes Macht; ihn hat die ewige Zeit gegeben, wie sie Ormuzd gegeben, wie Finsternis mit dem Licht gegeben ist. Aber er ist mehr böse durch eigene Sünde, als durch die Nothwendigkeit seiner Natur, weil Ormuzd, ehe er ihn bekämpft, ihn von seiner Sündhaftigkeit abzuwenden sucht, und weil er nach der allgemeinen Auferstehung, nachdem ihn die glühenden Metallströme ausgebrannt, wird heilig werden, das himmlische Wort reden, und lobpreisen die Gottheit und Ormuzd, und das reine Gesetz gründen in dem Duzakh. Unendlich sind beide Wesen in sich selbst, begrenzt in ihrer Umhülle, einsam lebten sie in der Mitte dieser Abgründe, aber die Zeit ohne Grenzen hatte ihnen das Vermögen zu schaffen mitgetheilt; die 12000 Jahre waren so unter sie vertheilt, daß Ormuzd im ersten Drittheile

allein regiere, im folgenden abwechselnd mit Ahrman, im letzten dieser allein. Ormuzd regte sich daher zuerst und sprach das Wort, das vortreffliche, das ganz Lichtnatur ist, das lebendige, schnellwirkende, das seine Seele ist, und Ahrman sank vor dem Worte betäubt in die Finsternis zurück; durch jenes Wort, den reinen, heiligen Honover sind alle reine Wesen, die sind und gewesen sind und sein werden, gemacht und in Ormuzds Welt gekommen, und noch jetzt spricht sein Mund das Wort in aller seiner Weite fort und fort. Himmel war die erste seiner Schöpfungen; in 45 Tagen war Himmel geworden und Licht zwischen Himmel und Erde, Sonne (Mithra), Mond und Sterne, die Stand halten und in Bahnen laufen; viele tausend Izeds aber, die Lichtgeister, das Volk in der Höhe, umgaben ihren König Mithra. Dieser aber dient selbst dem großen Bahman, dem ersten Amschaspand (Verweser) des Lichtreichs unter Ormuzd. Da feierte Ormuzd. Aber Ahrman machte sich auf, drang ein in den Himmel, mischte sich in die Planeten, maß sich gegen den Himmel der Sterne, drang durch Standstern und alles Geschaffene. Und er schuf auch einen Amschaspand des Bösen, Bahmans Gegenkämpfer, den heillosesten, lasterhaftesten unter den Diws und ihren König; den Diw Eschem, dem sieben Kräfte gegeben, setzte er dem Sonnenfürsten entgegen, und den Izeds der Himmelssterne schuf er zum Kampfe seine Diws, die in zahlreichen Haufen von Norden anstürmen. An die Wandelsterne aber heftete er seine Darvands. Neunzig Tage dauerte der Kampf, endlich wurde der Böse in den Duzakh gestürzt. Und mit dem Himmel wurde das Feuer geschaffen, fünf Arten des Feuers, und Ardibehesch, der Amschaspand, der Feuergeist, ward ihm gegeben. Ahrman aber drang ein in das Feuer und machte es dunkel brennend und befleckte es mit Rauch und schuf auch selbst eine eigene Art dunkeln sengenden Feuers und seinen Amschaspand, den nichtswürdigen Ander.

Die zweite Schöpfung Ormuzds war das jungfräuliche, heilige Wasser. Aber das faulende Ungeziefer, das Ahrman hervorgebracht, vergiftete das Wasser und gab ihm seine Salzigkeit. Doch abermals wurde der Diw geschlagen.

Zum dritten schuf Ormuzd den Nabel aller Berge, Albordi, aus dem alle Gewässer strömen, den Berg der Zeiten, um den die Himmelssterne laufen und von dem die Sonne ausgeht und der Mond, das

erhabene Gebirg der Herrlichkeit, das ganz Glanz ist und ganz Gold. Mit ihm hob die Erde sich über das Wasser hinaus und von ihm wuchsen die andern Berge auf. Dem Hüter der Erde Schariver, König des Glanzes, ist Savel, Fürst der Finsternis, von Ahrman zum Gegner gegeben.

Die vierte Schöpfung Ormuzds war die der Pflanzenwelt. Auch hier eilte Ahrman von Norden und aus allen Nordenden herbei, und durchdrang Pflanzen und Bäume mit Gift und Dornen.

Die Thierschöpfung war die fünfte. Ormuzd schuf den Urstier, den Keim und den König aller Thiere, einzig in seiner Art. Aber Ahrman sprang in Schlangengestalt vom Himmel auf die Erde, drang in ihre Mitte, gegen Süden verheerte er die Erde und schlug den Stier, daß er starb. Aber aus seinem Marke giengen neue lebendige Schöpfungen hervor. Sapandomad, die Tochter Ormuzds, wurde zur Herrin der Frucht und Thiere tragenden Erde bestimmt, und Naonghes, ihr Widersacher, zum Herrn alles schädlichen Ungeziefers bestellt. Kaiomorts, der Grundkeim des Menschengeschlechts, ward auch erschlagen von Ahrman und den Diws, aber aus ihm giengen die Menschenarten hervor. Ahrman verführte auch sie, daß sie ihn anbeteten, und sie verloren von 100 Glückseligkeiten, die sie besaßen, alle bis auf eine. Die Fervers aber, die Seelen der Menschen, sind stark, wohlausgerüstet und geschaffen in der Höhe, wirkend in der Höhe, schlagend, siegend, lebendig und siegreich, Licht gebend aus der Höhe, durch Feuer wirkend wider die Schlange, vom Winde begleitet, der Menschen Körper befreiend und erlösend, die die Diws gebunden halten. Stark sind die vortrefflichen Ferver der Heiligen, groß sind ihre Thaten, richtig und weiten Umfangs ihre Gedanken, ganz leben sie in dem, was sie thun, sie wandeln im Triumph und sind geschaffen vom Anbeginn und unsterblich und werden niedergesandt, um auf Erden zu wohnen und Ahriman zu bekämpfen. Serosch aber, der Statthalter Ormuzds auf Erden, der wirksamste der Izeds, wachend über die Städte und die Welt, groß machend die Erde, Schutz dem Menschen gebend, offenbarend das Wort, ist ihnen zum Herren gesetzt. Eschem dagegen, Urheber des bösen Gesetzes, mit sieben Stärken zur Zerstörung der Geschöpfe aller sieben Keschvars oder Zonen, ist ihnen zum Widersacher gegeben.

In 75 Tagen war die Schöpfung des Menschen vollendet und in 365 Tagen ist geschaffen von Ormuzd und Ahrman alles, was ist, und

es ist vertheilt die lange Zeit unter den lichtglänzenden Ormuzd und den lasterverschlungenen Ahrman. Und wie in Streit und Kampf die Welt und alle Dinge in ihr geworden sind, also soll auch das Leben selbst eine Fortsetzung des alten Streites beider Principien sein; gewaffnet soll immerdar der Mensch zum Kampfe stehen; auf die Seite der himmlischen Izeds, die im reinen Leben wandeln, muß er sich ordnen, und durch die Befolgung des Gesetzes und reine Thaten und Heiligung durch Opfer und Gebete und Gebräuche immerdar kämpfen mit den Diws und sie vernichten wie Schlangenbrut. Wenn aber in dem Streite die Zeit, die Zervane dem Bösen zugemessen, abgelaufen ist, dann soll die Auferstehung beginnen; dann erstehen die Urwesen wieder, alle neu glänzend, Ahrman stürzt in die Finsternis, wo fließend Erz ihn und seine Diws ausbrennt, bis alle das heilige Wort anstimmen. Die ganze Erde wird ewige Dauer gewinnen, der Stoff wird lichtglänzend und durchsichtig werden und rein, und ferner nicht mehr Schatten sein in ihr noch Finsternis, alles wird ein Lichtreich werden.

Daß dieses Weltsystem in seinem vollen Zusammenhang, in seiner geistigsten Auffassung in Persien volksmäßig gewesen sei, kann ich keineswegs behaupten. Es ist sogar für die Annahme einer frühen Sagenverwandtschaft zwischen den Völkern vortheilhafter, das Gegentheil vorauszusetzen. Aber Serduscht erscheint auch nur als ein Läuterer und Erneuer des Glaubens, und was er vergeistigt hat, mag nur stoffartiger zuvor als Mythus vorhanden gewesen sein, sowie es auch nachher im Epos wieder versinnlicht worden. Ich hebe nun diejenigen Sätze der Glaubenslehre aus, welche am deutlichsten und lebendigsten aus der iranischen Heldensage widerscheinen und ebendamit ihre volksmäßige Geltung verbürgen.

Es besteht für das Leben in der Zeit ein fortwährender Kampf zweier Grundkräfte, einer guten und einer bösen. Jene wohnt im Lichte, diese in der Finsternis. Das böse Princip ist Ahrman, für das gute kämpfen die starken und heiligen Menschenseelen. Ahrman hat jeder Schöpfung des guten Princips, Ormuzds, eine böse entgegengesetzt. Die erste Schöpfung war die des Himmels; in ihr erstanden die Lichtgeister, die Izeds der Himmelssterne, mit ihrem Oberhaupte Bahman; diesen zu Gegenkämpfern schuf Ahrman die Diwe, die Geister der Finsternis, mit ihrem Könige Eschem, dem sieben Kräfte zum Bösen gegeben sind; auch dem reinen Feuer, das mit dem Himmel geschaffen ward, hat

Ahrman ein dunkles, sengendes entgegengesetzt. So auch in der letzten Schöpfung, der Schöpfung der Thiere, hat er, den nützlichen Thieren gegenüber, das Ungeziefer und böse Gewürm erschaffen. Die gutgeschaffenen Menschen aber verführt er zu seinem Dienste. Er selbst erscheint und kämpft als Schlangendrache.

In der Heldensage finden wir diese Weltansicht wieder, nur heroisch gestaltet. Die starken und reinen Menschengeister sind streitbare Helden. Rusthm, der große Volksheld, heißt vorzugsweise der Diwbändiger. Ahrman aber und seine Vervielfältigung, die Diws, erscheinen zum Kampfe in Gestalt wilder, reißender Thiere, besonders aber als Drachen, die von jenem unreinen, sengenden Feuer lodern, das gleichfalls Ahrman erschaffen hat; Menschen verlockend, erscheinen sie als das reizende Zauberweib, mit Frühlingsduft, Rubinbecher und köstlicher Speise, die jedoch, vom Talismane berührt, schwarz wie die Nacht wird, oder zum reißenden Löwen sich verwandelt. „Ihm war unkund, heißt es von Rusthm (I, 175), daß es Zauber sei, und unter listigem Trugspiel Ahrman versteckt.“ Die Drachen werden überall als Diwe, Dämonen, bezeichnet. So erzählt Sam, Rusthms Großvater, von seinem Drachenkampfe ([Görres, Heldenbuch] I, 97 f., 10te Sage):

Mir gleich lebt auf Erden kein Held. Niemand hat in der Schlacht je meinen Rücken gesehen; unter Helden und Männern und Löwen ein Mann gürtete ich mich zum Streite mit den Dämonen. Wie jener Drache vom Flusse Keschf hervorkam, und die Erde gleich der flachen Hand machte, da erbebte alle Welt in Schrecken vor ihm; von Vögeln entleerte er die Luft, von Wohnungen die Erde, von seinem Feuer entzündete sich der Flügel des hochschwebenden Geiers, der Boden entbrannte vor seinem Gift, die furchtbare Seeschlange trieb er aus dem Wasser, aus dem Gewölke die Adler; die Erde wurde öde von Menschen und Vierfüßern. Ich aber gürtete im Namen des Allerhöchsten mir die Mitte, alle Furcht schlug ich aus dem Herzen; ich kam mit der stierköpfigen Keule, ihn zu bestehen, ich mit mächtiger Faust, er mit mächtigem Athem, gleich einem himmelhohen Berge wälzte er sich heran; sein Haar hängend zur Erde wie Stricke, seine Zunge gleich einem schweren Baumstamme, die Augen zwei Teiche voll Blut. Ich spannte den Bogen und er kam auf mich heran, Feuer entstob seinen Schuppen, aus Furcht vor ihm erzitterte die Erde, dunkler Rauch stieg von ihr auf, ihn umschäumte schwarzes Gift gleich dem Meere von Dschin. Wie ein Löwe schrie ich auf, einen diamantnen Pfeil schoß ich an den Himmel, gegen den Rachen hatte ich den Pfeil gerichtet, in staunender

Bestürzung blieb ihm die Zunge außer dem Munde. Noch einmal schoß ich auf seinen Hals, daß er sich krümmte und beugte. Zum dritten schoß ich den Pfeil in die Mitte des Rachens, und ein Strom rauchenden Blutes stürzte hervor. Mit der Keule schlug ich ihn vollends zusammen, auf sein Haupt schlug ich los, als ob der Himmel Berge auf ihn regne; der Strom Keschf wurde voll Blut und all sein Wasser zu Gift. Alles Gebirg umher, bedeckt mit Schaaren von Männern und Weibern, jauchzte mir zu, die Welt war Zeuge des Kampfes gewesen, und wie der Drache, ein Dämon, rasend gestritten u. s. w. Wie ich vom Kampfplatze gieng, war mein Panzer zerronnen, vom Pferde floß die Decke herab, nichts Lebendes war in dieser Gegend allum, Char und Chawer waren verbrannt, ich aber faßte eine Stahlwaffe und schlug ihm sein Haupt ab.

In der Sage von Guschtasbs Drachenkampfe wird gesagt (II, 255):

Auf dem Berge Thefthile liegt ein gräulicher Drache, Ahrmans Geburt, den sollst du schlagen.

Besonders aber heißt es von dem Drachen, den Rusthm auf dem Wege der sieben Tagreisen zu bestehen hat:

Es war aber auf diesem Felde die Wohnung eines Hauptes der Diws, Asdiw genannt. Dieser kam in Gestalt eines furchtlichen Drachen, also stark, daß ein Elephant ihm nimmer entgienge.

Und nachher spricht der Lindwurm zum Helden:

Aus dem Kampfe mit mir geht niemand frei aus, von Ende zu Ende ist diese Ebene mein Ort, der weite Himmel ist mein Luftkreis, ohne mich breitet der Adler nicht den Flügel zum Flug.

Dieser Asdiw, der ein Haupt der Diwe genannt wird und so großer Gewalt sich rühmt, mag der Diw Eschem sein, der König der Diwe, dem Ahrman sieben Kräfte zum Bösen, zur Befeindung der Geschöpfe aller sieben Zonen gegeben hat. Jedenfalls muß sich das, was dem obersten Diw zugetheilt ist, in den andern wiederholen. Diese sieben Ahrmanskräfte nun scheinen sich in den sieben Abenteuern des Tafelnweges dem Lichthelden gegenüber zu entfalten. Jede Gestalt, jedes Element steht den Dämonen zu Gebot, denn für jedes Geschaffene hat Ahrman seine Gegenschöpfung, in der seine Geister wirken können. Alle sieben Kräfte des Dämonenreiches muß Rusthm niederkämpfen, ehe von den in der Gefangenschaft der Diwe gebundenen Söhnen des Lichtlandes Iran, wie dasselbe (II, 254) genannt wird, die zauberhafte Finsternis, Ahrmans Erbtheil, weichen kann. In der letzten,

tiefen Schlangenhöhle muß der Diw Sefid bezwungen, Leber und Herzblut, die Zeichen der völligen Vernichtung, ihm entrissen sein, bevor, damit bestrichen, die Augen des Schahs und der Männer von Iran sich dem Lichte wieder öffnen. Und wie hier Rusthm mit dem Heldenschwerte, so hat Serduscht (Zoroaster) mit dem Stabe seiner geistigen Sendung den Ahrman bezwungen. „Ein Greis gab auf Erden sich kund, heißt es in der 33sten Sage des Heldenbuchs von Iran (II, 260. Vgl. S. 263), in seiner Hand der Stab von Aud, gesegnet sein Fußtritt, sein Name Serduscht, den Böses wirkenden Ahrman schlug sein Arm.“

Auch auf die geschichtlichen und geographischen Verhältnisse ist der Dualismus, der große Gegensatz der Glaubenslehre, angewandt. Die vielen und langen Kämpfe zwischen Iran und Turan, welche den grösten Theil des persischen Heldenbuches einnehmen, tragen überall die Farben dieses Gegensatzes. Iran und Turan sind geschieden wie Feuer und Wasser (II, 30 ob.). Iran ist, wie schon erwähnt, das helle Lichtland. In Turan ist Land und Erde Ahrmans (II, 58 u.). Wenn Turan in der Schlacht Noth leidet, dann erbebt Ahrman und verwünscht sich selbst im Schmerze (II, 94 u.). Wie alles Böse von Ahrmans Wurzel ist, so sind auch die Herrscher von Turan aus seinem Stamme (II, 202 ob.). Diwe, Schwarzkünstler, werden sie genannt und als solche dargestellt. Afrasiab, der Schah dieses Reiches und der unermüdliche Feind von Iran, führt eines Drachen Bild in schwarzer Fahne (II, 43 u.). Und so ist auch im feindlichen Masenderan das Haus der trügerischen Diws, in den Banden ihres Zaubers ist dieses Land befangen (I, 164), ein Diw ist der Sänger, der von dessen wunderbaren Reizen singt und den Schah Cawus zum verderblichen Zuge dahin verlockt.

Wenn aber auch die sieben Tagreisen Rusthms und Asfendiars an bestimmte Örtlichkeiten angeknüpft sind, wenn hiebei auch geschichtliche Beziehungen stattgefunden haben mögen, so erhellt doch eben daraus, daß zwei verschiedene Helden auf verschiedenen Wegen in der Hauptsache dieselben Abenteuer bestehen, die mythisch-poetische Anlage dieser Dichtungen; und eine gewisse Ähnlichkeit der Anlage zeigt sich selbst noch in andern Sagen des iranischen Heldenbuches, der 15ten, von der Fahrt des Cawus nach Hamaveran, und der 26sten, von Kerkin und Peshen, in welchen beiden ebenfalls Rusthm der rettende Held ist.

Von dieser Auffassung der persischen Glaubenslehre und Heldensage machen wir nun die Anwendung auf die deutschen Heldenlieder des gothischen oder Amelungenkreises.

Die Übereinstimmung der Wolfdietrichssage mit der persischen von Rusthm und Asfendiar in der Anlage des Ganzen sowohl, als in einzelnen Abenteuern ist ausführlich dargelegt worden. Schon die Naturbilder, die im deutschen Gedichte spielen, Löwen, Elephanten, Lindwürme oder Schlangen, haben uns auf den fernen Osten als ihre Heimat hingewiesen. Daß aber jene Drachenkämpfe der persischen Dichtungen weder für willkührliche Einbildungen, noch für ein bloßes Ringen der menschlichen Körperkraft mit den Naturgewalten anzusehen seien, hat uns die Zusammenstellung der Heldensage mit der Glaubenslehre ergeben. Auch in den deutschen Liedern ist eine entsprechende, ursprüngliche Bedeutung dieser Kämpfe anzunehmen, wenn gleich die dämonische Natur der feindlichen Wesen längst in den Hintergrund getreten ist. Ich habe schon früher bemerkt, daß ich die Wolfdietrichssage an die Spitze des Amelungenkreises stelle. In Dietrich von Bern, sowie in Rother, erkenne ich nur Wiedergeburten des ältern Wolfdietrichs. Dieses sind zwar Behauptungen, deren Richtigkeit ich hier nur voraussetze, die ich aber in dem Abschnitte von der poetischen Entwicklung der Sage zu begründen hoffe. Wolfdietrich, Dietrich von Bern und Rother kämpfen und dulden alle drei für die Rettung ihrer getreuen Dienstmannen; dieses ist der Kern der gesammten Amelungensage, entsprechend der Anlage jener persischen Sagen. Warum aber in Wolfdietrich die älteste, deutsche Entwicklung dieses Sagenkerns anzuerkennen sei, soll dort näher beleuchtet werden. Hier führe ich, vorgreifend, nur den Grund an, welcher eben in dem Wunderbaren, Mythisch-symbolischen, liegt, welches den Abenteuern Wolfdietrichs vor denen der beiden andern Helden eigenthümlich, mit der persischen Sage aber gemeinsam ist. Auch von Dietrich von Bern werden zwar Drachenkämpfe erzählt, sie werden aber, bezeichnend, daß sie einer ältern Gestaltung der Dietrichssage angehören, in seine frühe Jugend hinaufgerückt und sind aus dem Verhältnis zu seinen Dienstmannen gänzlich hinausgeschoben. Das Menschliche, das Episch-charakteristische hat hier über das Wunderbare, Mythisch-symbolische gesiegt. Kein Drache speit mehr Gift und Flamme, aber der gewaltige Ermenrich, Dietrichs Oheim und unversöhnlicher Gegner, und der böse

Rathgeber Sibich brüten giftigen Verrath und legen Dietrichs Erbland öde. Ahrman und seine Diws wandeln nicht mehr in Schlangengestalt, sondern treten in menschlicher Tücke zu Tag. Welche Schwierigkeiten die Beziehung des geschichtlichen Ermanarich auf den Ermenrich der Heldensage habe, ist früher erwähnt worden. Aber ein mythischer Anklang macht sich hörbar, wenn auch nichts weiter daraus bewiesen werden soll. Die gothische Form von Ermenrich, Ermanarich, ist Aírmanareiks (Grimm, Heldensage 2). Rîch, reiks, ist Anhangsilbe, die in vielen Namen wiederkehrt, und bedeutet potens, dives, fortis (Grimm, Grammatik I, 49. Vgl. ebendaselbst II, 175. 448 f. Rechtsalterth. 291 f.). Als Hauptbestand bleibt sonach Aírman-s.

Die ausführlichere Charakteristik Ermenrichs, die Darlegung der Ahrmansnatur dieses Ungetreuen, Unreinen, wie ihn die Lieder nennen, bleibt dem nächsten Abschnitte vorbehalten.

Hier nur eine Stelle aus dem Liede von Dietrichs Flucht zu den Hunnen, worin Ermenrich recht als die Wurzel des Bösen in der Welt bezeichnet wird:

V. 3496. ist er zu der helle geporn,
daz endunck nieman unpillich:
untruwe ist von im in die rich
laider aller erst bekomen.

Vergleichen wir die beiderlei mythischen Weltanschauungen, auf die wir zur Erklärung der deutschen Heldensage zurückgehen musten, in ihrem Einfluß auf die verschiedenen Kreise der letztern, so zeigt sich dieser wesentlichste Unterschied: die odinische Ansicht ergreift im Heldenthume die ungeschiedene Kraft; gut und böse ist nur ein Verhängnis, unverwüstliche Tapferkeit ein Verdienst; aus beiden Heeren, die sich im Kampfe vernichten, fahren die Helden zu Odin; ein Gegensatz ist nur zwischen ihnen und den Feigen, Siechtodten, welche Hel in ihre dunkeln Wohnungen zieht, die aber gar nicht in das Heldenlied aufgenommen werden oder nur wie der Knecht Hialli, dem man das bebende Herz ausreißt, zum Unterschiede von Högnis nicht zuckendem; die parsisch-gothische Ansicht dagegen setzt den entschiedensten Dualismus, den Gegensatz des Lichtes und der Finsternis, des Guten und Bösen, der Held ist ein Kämpfer des Lichts gegen die Mächte der Finsternis. Mag auch im letzten Weltkampfe der odinischen Glaubenslehre, zu dem Götter und

Helden bestimmt sind, ein solcher Gegensatz im Größern liegen, so ist er doch ohne fühlbare Einwirkung auf die Region der Heldensage und, wie es scheint, mehr in der priesterlichen, als der heroischen Ansicht begründet. Diese Verschiedenheit, die ich hier nur in den allgemeinsten Zügen angemerkt habe, wird sich bei der Betrachtung des Ethischen in der Heldensage näher legen.

So bestimmt wir nun in der Gesammtheit der Heldensage zweierlei Mythenkreise zu unterscheiden hatten, deren Herrschaft sich in die einzelnen Sagenkreise theilte, so ist doch leicht zu erachten, daß mit der frühzeitigen Vermischung und Verschmelzung dieser Sagenkreise selbst auch die ursprünglich geschiedenen Mythen mehrfach in einander übergiengen und sich in einem gemeinsamen Wunderbaren verloren. Wir haben dieses zuvor schon bei dem Elfenwesen, der Erscheinung der Zwerge in den verschiedenen Sagenkreisen, bemerkt. Besonders auch scheinen sich die sagenhaften Vorstellungen von dem Fortleben der Helden unsicher zu durchkreuzen.

Wolfdietrich endet sein Leben im Kloster, eine christliche Wendung der Sage, von deren älterem Bestande vielleicht im Kampfe, den der Held, auf seiner Bahre sitzend, mit den Geistern aller von ihm Erschlagenen zu kämpfen hat, und worüber ihm in einer Nacht die Haare grau werden, noch ein dunkler Überrest geblieben ist.

Vom Ende Dietrichs von Bern sind verschiedene Sagen. Zuerst die schon berührte Erzählung beim Heldenbuch:[1] Ein großer Streit geschieht vor Bern, darin alle Helden, die in der Welt sind, erschlagen werden, ja einer durch des andern Hand, ausgenommen der Berner.

[1] Bl. 212: Also reit der Berner vnd Hiltebrant hinweg [nach der Nib. Noth]. Die selben wunden woltent Hiltebrant nye geheilen bisz in synen todt. Darnach ward aber ein streite bereidt der geschach vor bern. do ward der alt Hiltebrant erschlagen von künig Günther [?]. der was fraw Crimhilten bruder. vnd do kame ye einer an den andern bisz das sy all erschlagen wurden. Alle die helden die in aller welt waren, wurdent do zům̊al abgethan auszgenummen der berner. Do kam ein kleiner zwerg. vnd sprache zu jm. Berner berner du solt mit mir gan. Do sprach der berner. wo sol ich hin gan. do sprach der tzwerg. du solt mit mir gan. dyn reich ist nit me in diser welt. Also gieng der berner hyn wege vnnd weysz nyemant wo er kummen ist ob er noch in leben oder todt sy, weysz nyemant warlichen da von zů reden. Man vermeinet auch der getreu Eckart sey noch vor fraw fenus berg, vnd sol auch do belyben bisz an den jungsten tag, vnd warnet alle die in den berge gan wollen.

Zu ihm kommt ein kleiner Zwerg und spricht: Berner! Berner! Du sollt mit mir gehn! Dein Reich ist nicht mehr in dieser Welt! So geht der Berner hinweg und weiß niemand, wohin er kommen, ob er noch im Leben oder todt sei. Anders die Wilkinensage (Cap. 393. Rafn S. 625—8). Dietrich beginnt kraftlos zu werden vor Alter, doch führt er seine Waffen noch wohl. Einst nahm er ein Bad an dem Orte, der jetzt Dietrichsbad genannt wird. Da ruft einer von seinen Knechten: Herr, hier läuft ein Hirsch, nie sah man solch ein großes und prächtiges Thier. Der König springt auf, nimmt sein Badgewand um und ruft nach Roß und Hunden. Die Knechte laufen darnach, aber der Hirsch rennt hin und der König wird ungeduldig. Da sieht er ein großes, gesatteltes Pferd stehn, schwarz, wie ein Rabe; darauf schwingt er sich. Indem werden die Hunde losgelassen, aber sie wollen nicht diesem Pferde nachlaufen. Rascher und leichter läuft es unter dem König hin, als ein Vogel fliegt. Er findet jetzt, daß es wohl kein Pferd sein möge, und will sich vom Rücken desselben los machen, aber er kann keinen Schenkel heben, so fest sitzt er. Sein bester Knecht reitet nach auf seinem besten Pferd, ihm folgen alle Hunde. Doch bald verliert er den König aus dem Gesicht und niemand weiß, wo Dietrich von der Zeit geblieben ist. Der Knecht ruft ihm zu: Herr, wann wirst du zurückkommen? warum reitest du so hastig? Dietrich antwortet: Ich reite übel, dieß muß ein Teufel sein, darauf ich sitze. Aber zurück mag ich kommen, wenn Gott und die h. Maria will. Deutsche Männer sagen, daß sie in Träumen erfahren, wie Gott und Maria den König Dietrich es genießen ließen, daß er ihrer Namen bei seinem Tod gedachte. Dieses ist ein gutmüthiger Zusatz im christlichen Sinne; man wollte den theuern Helden nicht zum Teufel fahren lassen. Nicht so gut kommt der Arianer Theoderich in den Dialogen des Pabsts Gregor (IV, 30) weg; ein Einsiedler auf Lipari hat gesehen, wie er gebunden von dem Pabst Johannes und dem Symmachus in Vulcani ollam, den Ätna, geworfen wird (Altd. W. I, 228). Otto von Freisingen, der dieses anführt (erste Hälfte des 12ten Jahrh.) kennt auch die Volkssage, daß Dietrich bei lebendigem Leib, auf einem Pferde sitzend, zur Unterwelt gefahren.[1] Deutsche

[1] Otto Fris. l. V, c. 3: hinc puto fabulam illam traductam, qua vulgo dicitur: Theodoricus vivus, equo sedens, ad inferos descendit. (Altd. W. I, 294.)

Gedichte erwähnen derselben mit dem Zusatz, daß Dietrich bis zum jüngsten Tage mit Würmen streiten müsse.

Bemerkenswerth ist noch, was die Jahrbücher des Mönchs von Köln zum Jahr 1197 erzählen. Damals sei einigen, die an der Mosel hingegangen, ein Gespenst von wunderbarer Größe, in menschlicher Gestalt, auf einem schwarzen Pferde sitzend, erschienen. Den Erschrockenen sich nähernd, hab' es sie ermahnt, keine Furcht zu hegen, habe sich Dietrich, einst König von Bern, genannt und mancherlei Noth und Elend, so über das römische Reich kommen würde, verkündet; nach diesen und andern Eröffnungen sei es, von ihnen zurückweichend, über die Mosel geritten und aus ihren Augen verschwunden.[1]

Das Gemeinsame dieser verschiedenen Sagen liegt darin, daß der Held in unbekannte Ferne entrückt wird, von wo ihm die Wiederkehr in künftiger Zeit vorbehalten ist. So ist nach dem Gedicht von der Klage (4368—404. Vgl. 4245—68) auch von Etzeln unbekannt, wohin

1 Etz. Hofhalt. Str. 131: Vnd ist auch noch pey leben herr Diterich von Pern; got het jm pus zugeben, das mugt ihr horn gern: eyns tags er sich verjache zu Peren jn der stat, von red dasselb geschache, das was des teuffels rot. Str. 132: Dor vmb ward er beruret von eynem ros vnrein, vnd wurd do hin gefuret, das mocht der teuffel seyn, dor auf do must er reiden in die wust Rumeney: mit wurmen mus er streiden, pis vns der jungstag wont pey. Str. 133: Das las wir hie nun seyne, wo er nun komen sey; got hilfft jm noch aus peyne, mit sterck wont er im pey u. s. w. Ähnliches in Herm. v. Sachsenh. Mörin. S. sonst über die Sage v. d. Hagens Anmerk. 180 f. 31. Ebd. Briefe in d. Heimath II, 60 f., wo als eine Veronaer Sage erzählt wird: „Dietrich, um seine Lust an schönen Rossen, Jagdhunden und Falken zu büßen, machte mit dem Teufel einen Vertrag, daß seine Geister ihm in solcher Gestalt dienten, bis sie also ihn selber in die Hölle jagten. So stellt ihn hier ein halberhobenes Bildwerk des zehnten Jahrhunderts neben der Kirchthüre von S. Zeno dar, wie er, mit früher ungewöhnlich kurzem Mantel und Steigbügeln, auf die Jagd reitet; und die lateinischen Reimverse deuten das Bild durch einen thörigen König, dem der Teufel Roß, Falken, Hund und Hirsch sende, die ihn der Hölle zuführen, und meinen ohne Zweifel Dietrich.“ ... „Ähnliche Sagen haben wir dann von einem römischen Kaiser Donatus und von Kaiser Friedrich II; sie gehen in die vom wilden Jäger über und ihr gemeinsamer Sinn ist: wer der Welt Lust zu hitzig nachjägt, ist selber des Teufels Wildpret.“ Die Sage von Friedrich steht bei Grimm, deutsche Sagen II, 188 aus Cod. Pal. 844. Vgl. noch Manso 126. 166 f. 173 f.

er gekommen, und der persische Chosrew verschwindet, in der 31sten Sage des Heldenbuchs von Iran, auf hohem Gebirge.

Von den berühmtesten Kaisern des deutschen Mittelalters, besonders von Karln dem großen und den schwäbischen Friedrichen, bestand der Volksglaube, in örtlichen Sagen, welche zum Theil noch gangbar sind, diese Helden sitzen im Innern eines Berges oder unter einer alten Kaiserburg, halbschlummernd, auf den steinernen Tisch gestützt, durch den der lange Bart gewachsen. Wenn die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, oder wenn der Bart dreimal um den Tisch gehe, in großer Noth des Landes, oder am Ende der Welt, werden sie wieder hervorkommen. Auf irgend einem weiten Felde wächst ein verhängnisvoller Baum; wenn dieser, dreimal umgehauen, wieder grünt und Früchte trägt, oder umgekehrt, wenn der grünende verdorrt, wird auf jenem Feld eine blutige Schlacht anheben; dazu wird der verlorene Held erscheinen und seinen Schild am dürren, jetzt neu ergrünenden Äste des Gerichtsbaums aufhängen (Grimm, d. Sagen).

Von der Beisetzung Karls des Großen in der Hauptkirche zu Aachen meldet der Mönch von Angoulême:

Corpus ejus aromizatum est, et in sede aurea sedens positum est in curvatura sepulcri, ense aureo accinctum, evangelium aureum tenens in manibus u. s. w. Vestitum est corpus ejus vestimentis imperialibus u. s. w. Sceptrum aureum et scutum aureum, quod Leo Papa consecraverat, ante eum posita sunt dependentia, et clausum et sigillatum est sepulcrum ejus. (Hahn I, 88.)

Otto III ließ im Jahr 1000 dieses Grabgewölbe öffnen, nach der Erzählung in Ademar. Chron.:

Otto Imp. per somnium monitus est, ut levaret corpus Caroli M. Imp. qui Aquis humatus erat, sed vetustate obliterante ignorabatur locus certus, ubi quiescebat, et peracto triduano jejunio, inventus est eo loco, quem per visum cognoverat imperator, sedens in aurea cathedra intra arcuatam speluncam, infra basilicam Beatæ Mariæ, coronatus corona ex auro et gemmis, tenens sceptrum et ensem ex auro purissimo, et ipsius corpus incorruptum inventum est, quod levatum populo demonstratum est. Solium ejus aureum Imp. Otto direxit regi Botisilano pro reliquiis S. Adalberti Martyris. (Hahn, a. a. O.) [Vgl. Karlmeinet S. 829.]

Wir sehen hier ein leibhaftes Vorbild zu den Volkssagen von den unterirdisch harrenden Kaisern. Das Heldenbuch von Iran erzählt in der neunten Sage (I, 69):

Feridun gieng, und sein Andenken blieb werth bis auf diese späten Zeiten, nie hatte er Böses gethan. Menutschehr setzte ihm eine Krone aufs Haupt, gürtete ihn, und nach der Weise der Schahe machte er die Todtenwohnung aus Gold und kostbarem Gestein. Dort ruhte er auf elfenbeinernem Stuhle, über seinem Haupte die Krone, so saß er gegürtet in der Weise der Alten.

Ähnliches in der siebenunddreißigsten Sage, „vom Tode Rustems" (II, 346 f.):

Und es begann der Trauerzug, zwei Tagereisen weit führten sie die Leichen nach Sabul, die Erde bewegte sich vor Trauer und allum erscholl lautes Klaggeschrei. Wie sie die Heimath erreicht, wählten sie einen schönen grün bewachsenen Garten, und errichteten dort ein Mal, das zu den Wolken den Gipfel hinaufhob. Zwei elfenbeinerne Sessel stellten sie darin einander gegenüber und setzten die Helden darauf. Über ihren Häuptern waren die Kronen aufgehängt, und die Diener goßen Moschus und Rosenöl zu ihren Füßen aus. Sie standen dann umher und sagten weinend dem Helden ihr Lebewohl. Sie sprachen: Nicht mehr, o Reiner! wirst du sitzen beim Gelage, und schmausend im Weine und guten Speisen dich mit deinen Freunden ergötzen; nicht mehr wirst du das Tigerfell zur Schlacht umhängen und greifen nach Bogen und Pfeil und Schwert, und der zermalmenden Keule, nicht mehr wirst du Reksch, das edle Ross, besteigen, noch auch, wenn Krieg und Schlacht vorüber, mit freigebiger Hand, reiche Schätze vertheilen. Alles ist dir jetzt gering; als ein nichtig Wesen siehst du es an: so möge deine Seele denn fröhlich sein im Paradiese! Sie brachten dann auch noch Reksch hinzu, und schlossen das treue Thier ein in das Grabmal des Herren, und also ward es gestellt, daß es stand wie ein lebendiges Ross auf seinen Füßen. Darauf giengen sie schweigend und traurig von dannen.

Die Helden des Nordens fahren nach Walhall zu Odin, kämpfen als Einherien täglich fort, fallen und leben wieder auf, bis der große Tag hereinbricht. Ihr Fortleben wird aber auch auf Erden sichtbar durch Wiedergeburt und anderes Erscheinen. Helge reitet mit vielen Männern zum Grabhügel zurück und Sigruns Dienerin ruft: „Ist es Götterdämmerung? todte Männer reiten daher." Gudrun sagt in der Todtenklage um den Gemahl: „Wende hieher, Sigurd, dein schwarzes Ross!" (Edd. III, 305. 307. 310. IV, 197. von der Hagen, Eddalieder S. 94[b] [Lüning S. 482]: enn blacca mar.)

Jene deutschen Könige sind an der Erde fest gehalten, ihr Fortleben ist als ein irdisches gedacht, sie harren, im Berge schlummernd, dem Kampf am Ende der Welt entgegen. Hiebei scheinen christliche

Ansichten eingewirkt zu haben, wonach die großen Ereignisse der letzten Zeit, die Bekämpfung des Antichrists und das jüngste Gericht sich auf der Erde begeben sollen. Das noch umgehende Volksbuch vom Untersberge bei Salzburg, in welchem Kaiser Karl der Zukunft harrt, besagt:

„Der Antichrist erscheint, auf den Feldern von Wals kommt es zur Schlacht, die Engelposaunen ertönen und der jüngste Tag ist angebrochen.“

Bruder Berthold, in seinen deutschen Predigten aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts (herausgegeben von C. F. Kling, Berlin 1824) sagt (S. 391): „Sie werden sich am Ende der Welt so unter einander schlagen, daß ihr Blut unter einander fließet,“ und er findet den Anfang dazu in den Kriegen seiner Zeit.

Gleichwohl erinnert das vorbestimmte Schlachtfeld auch an die Ebene Wigrid oder Oskopnir in der Edda (Edd. I, 88. IV, 33 [bei Lüning S. 159. 370. 85]) und der verhängnisvolle Baum an die Welteſche Ygdrasill, darunter der Götter Dingstätte, an welcher täglich große Mühsal zehrt und die im letzten Sturme zittert, doch stehen bleibt (Edd. I, 177. 179. 48. 51). Das schwarze Roſs, auf welchem Dietrich dahin fährt und welches bei ihm, wie in andern deutschen Sagen (von Rechberger, Thedel von Walmoden), zu einem teuflischen geworden ist, zeigt ältere Verwandtschaft mit Helges und Sigurds Todtenpferden, sein Erscheinen zur Verkündung schwerer Geschicke mahnt an jenes Reiten der Todten vor der Götterdämmerung.

So blieb, durch alle Verdunklung und Vermischung der Sagen und Mythen, noch immer eine Ahnung, als könnten die alten Helden gewaltig wiederkehren, und manchmal noch wurden sie ihrem Volke sichtbar, so lang es ihrer nicht völlig vergessen hatte.

Was endlich die Litteratur der mythologischen Ansichten unserer Heldensage betrifft, so finden sich solche vorzüglich in folgenden Schriften: Mone, Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. Zwei Theile. Leipzig und Darmstadt 1822—1823. (Auch als fünfter und sechster Theil der Creuzerischen Symbolik und Mythologie.) Schon früher, in der Schrift: Einleitung in das Nibelungenlied (Heidelberg 1818), sowie in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Otnit (Berlin 1821) hat Mone die mythologische Auffassung der Heldenlieder als die einzig genügende darzustellen gesucht. Mone, über Walter von Aquitanien, im Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde von Büchler und Dümge. Frankfurt 1820. 2, 108:

„Ermenrich ist der teutsche Ahriman in mythologischer und der gothische Hermanarich in geschichtlicher Hinsicht, jedoch letzterer nur dem Namen, ersterer der Sache nach. Das gilt von allen Personen des Heldenbuchs, sie haben einen geschichtlichen Namen und mythologische Bedeutung."

Von der Hagen, Die Nibelungen, ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer. Breslau 1819.

Trautvetter, Sterndeutige Aufschlüsse über die altdeutschen Heldensagen, in Okens Isis. 1821. Heft IX. Derselbe Verfasser hat in der Isis von 1820, Heft IX eine Abhandlung gegeben: „Asciburg oder die germanischen Götter- und Heldenbilder des Tacitus und der Edda als Sternbilder dargestellt." Darin erfahren wir unter anderm (S. 614), daß Schwanhild, Sigurds schöne Tochter von Gudrun, vor deren leuchtenden Augen die Rosse zurückschrecken, die sie zertreten sollen, nichts anderes ist, als die Martinsgans. In einem spätern Aufsatze hat Trautvetter die Gestalten der Heldensage als chemische Stoffe erklärt.

W. Grimms Ansichten über das Mythische sind in folgenden Sätzen niedergelegt, die sich in der sein Werk über die deutsche Heldensage beschließenden Abhandlung über Ursprung und Fortbildung der Sage finden:

Heldensage S. 335: Die Sage folgt der Entwickelung des menschlichen Geistes, oder vielmehr sie begleitet ihn von einer Stufe zur andern. In diesem Fortgange kann sie alles, was ein Volk geistig besitzt, Himmlisches wie Irdisches, berühren und in sich aufnehmen. Dieses Verhältnis gestattet nicht, ihren Inhalt anders, als auf solche allgemeine Weise zu bestimmen; doch scheint bei selbständigen, in ruhigem und abgeschlossenem Dasein verharrenden Völkern ernste Betrachtung des Übersinnlichen das erste Bedürfnis des erwachten Geistes gewesen zu sein. Als durch äußere Einwirkungen Manigfaltigkeit des Lebens entstand, die den Einzelnen auszeichnete und zu eigenthümlicher Thätigkeit anregte, mochte die Sage vorzugsweise zur Verherrlichung irdischer Ereignisse sich geneigt fühlen. Wir unterscheiden daher Götter- und Heldensage und nehmen eine spätere Entstehung oder Ausbildung der letzteren an, deren Keime gleichwohl neben der erstern können vorhanden gewesen sein.

S. 336: Unter den verschiedenen, über Ursprung und Fortbildung der deutschen Heldengedichte geäußerten Meinungen haben sich zwei geltend zu machen gesucht, die einander geradezu entgegen stehen. Die eine findet den eigentlichen Inhalt in der älteren Göttersage, und nimmt an, daß diese bei längerer Fortdauer sich mehr verhüllt, irdisch und sinnlich umgestaltet habe. Die andere hält geschichtliche Wahrheit für die erste Grundlage, nur mit freier Phantasie ausgebildet und durch die Zuthat des Wunderbaren geschmückt. Ohne Zweifel

haben einzelne Wahrheiten auf diese Ansichten geleitet, aber auf jeder Seite stellt sich, so lange man unbefangen bleibt, sehr bald das Gefühl des unzulänglichen und völlig unhaltbaren ein. Will man nur den Ausdruck geistiger Vorstellungen finden, so muß man den das Ganze beherrschenden Gedanken immer weiter und allgemeiner fassen; bei dieser Allgemeinheit aber verschwindet der Inhalt der Sage unter den Händen oder zerfließt in eine unförmliche, leblose Masse. Wenn Siegfried zugleich Dieterich ist, als Baldur die nordische, als Sonnengott auch die griechische Mythologie in Anspruch nimmt, so schwankt überall der Boden, und der stolzen Aussicht von der Höhe bleibt zuletzt nichts mehr übrig, als eine graue, unübersehbare Ferne.

S. 398: Wer einen mythischen Ursprung annimmt, hegt folgende Vorstellung. Die Helden, welche die Dichtung in geschichtlichem Scheine auftreten läßt, waren früherhin Götter, verkörperte, sinnbildlich aufgefaßte Ideen über Erschaffung und Fortdauer der Welt. Als sich das Verständnis dieser Ideen verlor, bildete sich das Epos, in welchem die Götter zu menschlichen Helden, ihre Thaten zu geschichtlichen Begebenheiten herabsanken. Doch jene Göttermythen verdankten erst späterem, sinnlichem Wohlgefallen ihr Dasein, und rücken wir zu ihrem Ursprunge abermals zurück, so finden wir noch unverhüllter den Ausdruck einer höhern übersinnlichen Betrachtung. Die Aufgabe besteht also darin, das verborgene Philosophem in der doppelten Überkleidung, in welcher es jetzt sich darstellt, aufzusuchen. Was dahin sich deuten läßt, muß als der eigentliche Inhalt hervorgehoben, alles andere als nichtssagend zurückgelassen werden. Diese Ansicht, welche den Gegenstand bei der Wurzel zu fassen und die Aufgabe völlig zu lösen scheint, zeigt sich bei der Ausführung schwierig und muß zu unerweisbaren Voraussetzungen ihre Zuflucht nehmen.

S. 398: Geringfügig ist es [das Wunderbare im Epos] nicht, und es scheint allerdings, daß sein Einfluß früherhin noch mächtiger war, aber bei Fortbildung der Sage zurückgedrängt und verdunkelt wurde. Gleichwohl habe ich kein Beispiel von der Umwandlung eines Gottes in einen bloßen Menschen gefunden, oder eine Spur, daß der Ausdruck einer geistigen Wahrnehmung durch absichtliche Einkleidung in eine geschichtliche Begebenheit sich verloren hätte. Ich untersuche nicht, ob es unbezweifelte Beispiele einer solchen Umbildung giebt, es ist wohl möglich; ich behaupte nur, daß, wenn wirklich etwas Einzelnes dadurch eingeführt oder geändert wäre, dieß noch nichts entscheiden könnte, weil der Hauptinhalt selbst aus einer solchen Veränderung müßte hervorgegangen sein. Das Epos, welches das ganze Leben zu erfassen strebt, kann den Glauben an überirdische Dinge nicht hintansetzen, noch die Weise, wie er sich äußert, ihm unbekannt bleiben. Es wird dort immer ein wesentliches Element seines Inhaltes finden, ja es scheint mir ohne eine solche Mischung des Leiblichen und

Geistigen gar nicht bestehen zu können, etwa wie Gesang beides Worte und Töne verlangt. Keinem Gedichte, wenn es wahrhaft beseelt ist, fehlt innere Bedeutung oder eine sittliche Erkenntnis u. s. w. Aber nichts berechtigt uns bis jetzt zu der Vermuthung, daß die deutsche Heldensage aus Erforschung göttlicher Dinge oder aus einer philosophischen Betrachtung über die Geheimnisse der Natur hervorgegangen sei und in einem sinnbildlichen Ausdrucke derselben ihren ersten Anlaß gefunden habe. Sie selbst hat, so weit wir zurückblicken können, sich allezeit neben der Geschichte ihren Platz angewiesen.

Ich bin mit diesen Ansichten im Allgemeinen einverstanden; nur glaubte ich auch durch den jetzigen Zustand der Gedichte hindurch den odinischen sowohl als den gothischen Volksglauben noch als ein zusammenhängendes Ganzes im Hintergrunde der epischen Gestalten nachweisen zu können, während sich Grimm mehr auf die Betrachtung der einzelnen Erscheinungen beschränkt. Den gothischen Mythen scheint überhaupt noch zu wenig Bedeutung beigelegt zu werden. Manche Ähnlichkeiten zwischen deutscher und persischer Sage hat zwar Görres in der Einleitung zum Heldenbuche von Iran (auch Zeitung für Einsiedler, Nr. 12, S. 91 u. 93) ausgehoben und W. Grimm hat schon in den Anmerkungen zu seiner Übersetzung des altdänischen Liedes von des Leuen und König Dietrichs Kampfe mit dem Lindwurm (Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen, Heidelberg 1811, S. 467) auf die allerdings besonders auffallende Übereinstimmung der Drachenkämpfe Wolfdietrichs und Rusthms und ihrer getreuen Rosse aufmerksam gemacht. Aber die Hauptsache ist mir, daß die an der Spitze des Amelungenkreises stehenden Wolfdietrichslieder die Erklärung ihrer ganzen mythischen Unterlage nur in der persischen Heldensage und Mythe finden.

3. Das Ethische.

Weder von geschichtlicher, noch von mythischer Seite hat sich uns der wahre und volle Gehalt des deutschen Heldenliedes erschlossen. Das Geschichtliche fanden wir nur in Durchgängen und Umrissen erkennbar, das Mythische verdunkelt und missverstanden. Gleichwohl ist diese Heldensage nicht als verwittertes Denkmal alter Volksgeschichte oder untergegangenen Heidenglaubens stehen geblieben, sie ist im längst bekehrten Deutschland lebendig fortgewachsen, im dreizehnten Jahrhundert in großen Dichtwerken aufgefaßt worden, hat noch lange nachher in der

Erinnerung des Volkes gehaftet und spricht noch jetzt verständlich zum Gemüthe.

Die Erklärung ist einfach, wenn wir sie im Wesen des Gegenstandes suchen. Unsere Sagenwelt ist weder Geschichte, noch Glaubenslehre, sie soll auch keines von beiden für sich sein. Sie ist Poesie, und zwar diejenige Art derselben, die wir als Volksdichtung bezeichnet und deren Haupterscheinung wir im Epos gefunden haben. Ihr Lebenstrieb muß daher ein poetischer, er muß in der Natur der Volkspoesie gekeimt sein. Eine zum Epos ausgebildete Volkspoesie stellt als solche das Gesammtleben des Volkes dar, aus dem sie hervorgegangen ist. Sie umfaßt also zwar auch Volksgeschichte und Volksglauben, aber sie vergeistigt jene und veranschaulicht diesen, sie nimmt dieselben ungeschieden von den übrigen Beziehungen des Lebens.

Denn wie die Geschichte selbst nicht bloß äußeres Ereignis ist, sondern theils in Thaten ein Erzeugnis des Volksgeists, theils durch äußere Einwirkungen, die er in sich verarbeitet, eine Entwicklung desselben, so sind noch weit mehr der Poesie die geschichtlichen Bestandtheile nur das Mittel, den Volksgeist zur Erscheinung zu bringen. Das Einzelne, Vorübergehende, faßt sie als Ausdruck des Allgemeinen, Dauernden. Nur in Beziehung auf das Letztere kommt ihr geschichtliche Treue zu, jenes löst sie in diesem auf. Und so finden wir uns, nicht auf die einzelnen Personen und Begegnisse, sondern auf Leben und Sitte des Volkes im Ganzen, als die Grundlage der epischen Darstellungen verwiesen. Einer urkundlichen Auffassung und Bewahrung des Geschichtlichen widerspricht auch geradezu die Natur einer fortlebenden Volkspoesie. Jedes denkwürdige Ereignis, jeder aufstrebende Held, der in den Gesang aufgenommen wird, reiht sich dem Kreise poetischer Überlieferungen an, deren Ursprung sich in die dunkeln Anfänge des Volkes selbst verliert, deren Geist und Wesen durch den neuen Zuwachs nicht so leicht umgewandelt, als, sich diesen aneignend, fortgebildet und vielgestaltiger ausgeprägt wird. Die Vorstellungen eines Volkes vom rechten und kräftigen Leben, vom Großen und Edeln, sowie von den Gegensätzen, die damit im Kampfe stehen, sind zu tief eingepflanzt, als daß nicht der geschichtliche Held, der gewaltigste Eroberer, dessen Name und Wirken in die Überlieferung eintritt, dem Charakter nach je mehr und mehr in jenen volksthümlichen Ansichten aufgehen müste. Geht aber mit dem

Volksgeiste selbst allmählich eine Umwandlung vor, so wechselt auch die Bedeutung der Sage, und das Geschichtliche, was in ihr lag, ist nothwendig dieser Veränderung mit unterworfen. Auf der andern Seite spricht sich der Glaube jugendlicher Völker nicht in abgezogenen Lehrbegriffen, sondern in dichterischen Bildern aus. Der innere Gehalt selbst, der unter diesen Bildern ruht, ist durch das äußere Leben vielfach bedingt. Die höchsten und einfachsten Erkenntnisse liegen in jedem Menschen und jedem Volke, wenn nicht entwickelt, doch der Entwicklung fähig; sie sind von jeder geistigen Natur unzertrennlich. Auch ohne Überlieferung müsten sie sich mit dem Menschengeschlechte ewig neu erzeugen und, wo sie durch Überlieferung entstellt oder verkümmert sind, werden sie aus dem Innern reiner und kräftiger wiedergeboren. Aber ihre Entwicklung, ihr Ausdruck, ihre Anwendung wird durch die Verschiedenheit der äußern Umstände auf das Manigfaltigste bestimmt. So bedeutend die Glaubenslehre auf das Leben eines Volkes einwirkt, so gewiss ist ihr Geist und ihre Gestaltung von dessen äußern Lebensverhältnissen abhängig. Je weniger dasselbe noch für allgemeine Wahrheiten empfänglich ist, je mehr ihm die religiösen Antriebe nur in unmittelbarem Bezug auf das Leben erkennbar und bedeutsam sind, um so mehr muß sein Glaube das Gepräge des Lebens an sich tragen. Daher der kriegerische Geist der odinischen Lehren, daher die sinnliche Gestalt, welche das Christenthum selbst im Mittelalter an sich genommen. Vornehmlich aber wird die Volkspoesie, im Unterschied von derjenigen eines besondern Priesterstandes, aus der Glaubenslehre nur dasjenige ergreifen, was sich in That und Leben gestalten läßt. Von der mythischen also, wie von der geschichtlichen Seite unserer Volkspoesie kommen wir auf dasselbe Gebiet; keine von beiden für sich konnte uns das Wesen dieser Poesie erschließen; nur da, wo beide zusammentreffen, wo die Geschichte aus der Gesinnung hervorgeht, wo der Glaube sich in Gestalt und Handlung zeigt, nur in dem Ganzen des Volkslebens und der Volkssitte, des Volkscharakters, der wie der Charakter des Einzelnen aus den manigfachsten innern und äußern Bestimmungen zusammengesetzt ist, kann uns auch das Gesammtbild, welches die Poesie giebt, seine volle Erklärung gewinnen. Die beiden Äußersten, Geschichtliches und Mythisches, haben sich in der Wirklichkeit wie im Gedichte bedeutend abgeschliffen; die geschichtlichen Erscheinungen haben andern und ander-

artigen Platz gemacht und ebenmäßig sind auch die geschichtlichen Bestandtheile des Epos vergessen oder verwandelt; der odinische Glaube, der gothische Mythus musten der christlichen Lehre weichen und so sind auch die mythischen Sagenbilder zurückgetreten; aber der Kern, in dem äußeres und inneres Leben zusammenschmolz, ist unaufgelöst geblieben, Grundzüge des germanischen Volkscharakters haben die mächtigsten, politischen und religiösen, Veränderungen überdauert, sie konnten darum auch im Gedichte fortleben und schon diese Fortdauer im Wechsel verbürgt ihnen zugleich eine allgemeine menschliche Geltung. Sie nun, als das Gemeinsame in Leben und Liede hervorzuheben, soll im Folgenden versucht werden. Es wird sich dabei zeigen, wie aus der allgemeinern Begründung, aus der gemeinsamen Wurzel auch das Einzelne in Gestalten und Ereignissen oft in auffallendem Einklange zwischen Wirklichkeit und Gedicht hervorgeht, ohne daß wir bei diesen Übereinstimmungen im Einzelnen einen eigentlich geschichtlichen Zusammenhang anzunehmen genöthigt oder befugt wären.

Staatenbildungen, darin der Einzelne mit Bewustsein sich der Idee des Gesammtvereines unterordnet, sind nicht das Werk der Zeitalter, in welchen die Sagendichtung erblüht. In der Jugend der Völker knüpft sich jedes gesellige Band unmittelbar durch Naturgesetz, nächstes Bedürfnis, persönliche Schätzung und Zuneigung; durchaus bindet sich nur Lebendiges an Lebendiges, Person an Person, das Nächste an sein Nächstes. So bildet sich eine Menge besonderer Genossenschaften im Gegensatz eines allgemeinen Gesellschaftsverbandes. Was aber allen Völkern auf derselben Lebensstufe gemeinsam ist, das haben auf ausgezeichnete Weise die germanischen Stämme auch in die vorgerückte, umfassendere Bildung ihres sittlichen und gesellschaftlichen Zustandes übergetragen und bis zum Wendepuncte des Übergangs der mittleren in die neuere Zeit beharrlich daran festgehalten.

Die erste und ursprünglichste jener Genossenschaften ist die Familie. Aus ihr oder nach ihrem Vorbilde gestalten sich die weiteren Vereine. Auf diese Fortbildung aber war es von bedeutend verschiedenem Einfluß, ob ein Volk von uralter Zeit in seinen Wohnsitzen geblieben war und sich auf den Vertheidigungskrieg, auf heimische und nachbarliche Fehden, beschränkt, oder ob es wandernd und erobernd sich auswärts verbreitet hatte.

Schon im ältesten Deutschland finden wir, bei Tacitus, die Grundformen vorgezeichnet und unterschieden, aus welchen sich das germanische Gesellschaftsleben im Lauf der Jahrhunderte nach jenen beiderlei Hauptrichtungen entwickelt hat.

In dem einen Zustande, dem seßhaften, stellt sich zuerst die Familie selbst in ihrem ursprünglichen Wesen dar. Das unstädtische Einzelwohnen der Germanen, wie es bis jetzt noch in abgelegenern Gegenden sich erhalten hat, die Abgeschlossenheit der eingehegten Höfe, jeder mit seinem Quelle, seinem Feld und Walde (Tac. Germ. C. 16), bezeichnet, schon in malerischem Anblick, die Vorliebe für Beschränkung auf den engeren Kreis des Hauses. Die Genossen desselben sind auf das genaueste unter sich verbunden und verbürgt, jeder muß die Feindschaften und Freundschaften seines Vaters oder Verwandten übernehmen, das ganze Haus empfängt die Sühne für Todtschlag und Gewaltthat an seinen Angehörigen (Germ. C. 21. 7). Auch in der Schlacht bildet nicht zufällige Zusammenrottung die Schaaren, sondern Hausgenossen und Blutsverwandtschaften stehen zusammen, ein vorzüglicher Anreiz zur Tapferkeit (C. 7). Je weniger nun bei alteingesessenen oder in großer Masse angesiedelten Völkern die gemeine Freiheit der andern, erobernden Richtung unterlegen ist, um so länger erhielt sich bei ihnen die volle Kraft des Familienbandes, um so stetiger erweiterte sich dasselbe zu den größern Bürgschaften der Gemeinde, des Gaues, des gesammten Volksstamms. Bei den Dithmarsen, die bis in späte Zeit ihre Volksfreiheit behauptet, bestand noch im 16ten Jahrhundert die Eintheilung in Geschlechter (Schlachten, Klufte), deren Mitglieder in Lieb und Leid, in Eid und Blutrache, sich auf alle Wege zu vertreten hatten. Überhaupt haben auch die größeren Vereinigungen, bis zu der Gesammtbürgschaft unter allgemeinem Volksrecht und Gerichte, sich nicht etwa bloß nach Ähnlichkeit des Familienverbandes ausgebildet, sondern diesem selbst wurden fortwährend seine unmittelbarsten Befugnisse belassen. Die ältern germanischen Rechte, wie sie besonders zur Zeit der fränkischen Herrschaft aufgezeichnet worden, gestatten bei gröbern Friedensbrüchen dem Verletzten und seiner Verwandtschaft noch immer die Wahl zwischen Klage und Selbsthülfe oder Selbstrache; ein solches Fehderecht besteht das ganze Mittelalter hindurch, und im Gerichtswege selbst, wie er durch Landrechte und Weisthümer bestimmt ist, bleiben die alten Blutsrechte in

der Klage auf Wehrgeld und der Eideshilfe durch die Gesippten anerkannt.

Das andere der beiden Grundverhältnisse, die Richtung auf Fahrt und Eroberung, hat ihre älteste Form in der Gefolgschaft. Abkömmlinge der edelsten Geschlechter umgaben sich, nach Tacitus, mit einer Schaar erlesener Jünglinge, denen sie Nahrung, Ross und Waffen reichten und deren Unterhalt sie, wenn die Anzahl groß und daheim langer Friede war, nur dadurch aufzutreiben vermochten, daß sie dieselben auswärts auf Krieg und Beute führten. Ein solches Gefolge hatte seine Abstufungen; Alle wetteiferten, wer dem Führer am nächsten stehe; er selbst rang mit ihnen um den Preis der Tapferkeit; seinem Ruhm auch ihre Thaten beizuzählen, ihn zu schützen und zu schirmen, war ihre heiligste Pflicht, ehrlos für immer, wer ihn überlebend aus der Schlacht gekehrt (Germ. C. 13. 14). Dieser einfachen Anlage war ein unbegrenzter Spielraum eröffnet in jener großen Bewegung, welche die Völker aus ihren Wohnsitzen aufrüttelte, in den Heereszügen, die Jahrhunderte hindurch von einem Ende Europas zum andern drängten. Aus der Gefolgschaft erwuchs in den bewältigten Ländern Königsgewalt und Mannendienst. Wie in der Richtung nach innen das Landrecht, so entwickelte sich in dieser erobernden das Lehenrecht. Fortwährend begünstigt durch den kriegerisch unternehmenden Geist des Mittelalters, erreichte sie ihr Äußerstes, indem sie das deutsche Reich zu einem vollendeten Lehenstaate umschuf. Aber auch sie verleugnet nicht die Beziehung auf die Bande des Bluts.

Die besondre Schutzpflicht, welche das Gefolge seinem Häuptling schuldig war, die Ächtung derjenigen, welche seinen Fall überlebten, entsprechen den Bürgschaften des Familienvereins. Verschiedene Arten der Bluts- und Waffenbrüderschaft traten hinzu und sollten ganz die Stelle der angebornen Verwandtschaft ersetzen. Der Lehensherr und die Mannen, die unter und mit ihm zu einem Lehenhofe vereinigt waren, bildeten eine Genossenschaft, die nach Art eines Geschlechts in sich verbunden und verbürgt war. Der Schlußstein jeder solchen Verbürgung, Recht und Pflicht der Blutrache, kann auch der Gefolgschaft und ihren Entwicklungen ursprünglich nicht gemangelt haben, und es ließen sich darüber bestimmte Nachweisungen geben. Selbst die eigentlichen Blutsbande fehlten nicht, denn je mehr im Zeitverlaufe Lehenbesitz und Dienst-

pflicht stetig und erblich wurden, um so vielfacher die engere Befreundung durch Heirath und durch Übertragung der Lehen auf Anverwandte; Mannschaft und Magschaft werden daher so häufig recht im Anklange zusammengenannt. Durchaus reiht sich auch im Lehenverbande je ein lebendiges Glied an das andre. Eben darum aber konnte durch das Lehenwesen niemals eine feste Staatsverfassung begründet werden, in deren Begriff es liegt, daß jeder Einzelne dem Ganzen diene. Die Verkettung gieng über ihren Grundsatz hinaus, sie war zu ausgedehnt, um noch lebendig fühlbar zu sein, und die Kraft der einzelnen, näheren Gliederungen war größer, als die des allgemeinen Zusammenhangs; sie schwächte diesen und hob ihn oft gänzlich auf. Der Feudalkaiser, an der Spitze des Ganzen, wurde dessen niemals mächtig und seine Hauptstärke lag in seinen unmittelbarern Lehensverbindungen. Die religiöse Idee des Kaiserthums trat zu wenig in die Wirklichkeit, um die fehlende Kraft der Einigung zu ersetzen: sie vermochte nicht, die Gegenwirkungen des germanischen Lebenstriebes zu bemeistern.

Je weniger in den allgemeinen Einrichtungen Gewähr der Sicherheit lag, um so fester musten die Glieder der besondern Genossenschaften sich zusammenschließen. Hier allein war Schutz und Anhalt in so stürmisch bewegter Zeit. Hier wurden Noth und Neigung, Liebe und Pflichtgefühl, Blutsband und Wahlverwandtschaft, Gewohnheit und bewährtes Vertrauen manigfach und unauflöslich verflochten. Der Inbegriff aber all dieser leiblichen und geistigen, natürlichen und sittlichen Bindmittel ist die Treue; in ihr erkennen wir die beseelende und erhaltende Kraft des germanischen Lebens.

Das allgemeine Gebot der Treue, sich wechselseitig zu vertreten und zu unterstützen, äußert sich nach der Natur jeder Genossenschaft und dem jeweiligen Bedürfnis ihrer Glieder, auf sehr verschiedene Weise. Wenn dithmarsische Bundbriefe die Verbindlichkeit auflegen, dem verunglückten Genossen das abgebrannte Haus wieder unter Dach zu bringen oder den gebrochenen Deich herzurichten, dem Erkrankten den Acker zu bestellen und die Ernte einzusammeln, so enthalten die Lehenssatzungen die ritterliche Mannenpflicht, den Herrn nicht im Kampfe zu verlassen, bei Verlust des Lehens, ja ihm, wenn er in Gefahr ist, statt des verlorenen Pferdes das eigene abzutreten, ganz entsprechend der vorerwähnten Verpflichtung des altgermanischen Gefolges. Von den Hülfleistungen

und Liebesdiensten jener mildern Art steigt die Treuepflicht an bis zu den strengsten der Fehde und der Blutrache.

Das Sicherheitsgefühl des Einzelnen beruhte vorzüglich darin, daß jeder Angriff auf ihn zugleich seine Blutsverwandten oder sonstigen Genossen verletzte und aufrief; der Erschlagene selbst lag nicht eine vergessene Leiche, er lebte fort in der beleidigten Genossenschaft, bis sein Fall vergolten war; seinen Harnisch und mit diesem die Rachepflicht übernahm der nächste Erbe gleich als erstände der Todte selbst in seinen Waffen.[1] Der gewaltsame Tod eines einzigen Mannes wucherte fort in blutiger Fehde der Geschlechter und Landsmannschaften. Davon sind die nordischen Geschichtsagen voll, und die gleiche Erscheinung zeigt sich bei den deutschen Stämmen, welche das altgermanische Wesen am treusten bewahrt haben. Ein Beispiel der ostfriesischen Geschichte des 12ten Jahrhunderts führt von der Bahre eines Erschlagenen, durch stufenweises Anschwellen einer zwanzigjährigen Fehde zwischen Ostringern und Wangerländern und ihren beiderseitigen Verbündeten, zuletzt auf Schlachtfelder, wo Hunderte und Tausende gefallen sein sollen.[2] Das deutsche Recht suchte den Gewaltthaten zu steuern, indem es Bußen festsetzte, welche der Beschädigte oder seine Angehörigen einzuklagen, der Thäter und die seinigen zu bezahlen hatten. Die wichtigste derselben war das Wehrgeld, die Buße für den Todschlag; Todesstrafe, überhaupt körperliche Bestrafung, den germanischen Völkern nur für einzelne Ausnahmfälle erhört, kam erst nach Einführung des Christenthums allmählich bei ihnen auf. Die Bußen erscheinen bereits bei Tacitus und im nordischen Mythus und sind überall in den ältesten Gesetzen mit großer Genauigkeit bestimmt und abgestuft.[3] Aber die Rechtshülfe durch Bußen war schon dem Grundsatze nach sehr unzureichend, sie konnte den Frieden nicht sichern, sie machte ihn nur möglich. Denn es stand bei den Beleidigten, ob sie durch Klage oder durch Fehde Genugthuung suchen

[1] Lex Anglior. et Werinor. Tit. 6. De Alodibus: Ad quemcumque hereditas terræ pervenerit, ad illum vestis bellica, id est lorica, et ultio proximi, et solutio leudis, debet pertinere.

[2] Wiarda, Ostfriesische Geschichte I, 160 ff.

[3] Die Lösung der Asen durch Füllen und Hüllen des Otterbalges mit Gold ist als eine Getraidebuße nachgewiesen, von der noch in sächsischen Bauernweisthümern Spuren übrig sind, nur daß die Fabel Gold statt des Waizens aufschütten läßt. (Grimm, Rechtsalterthümer S. 668—75.)

wollten, und der Beleidiger hatte die Wahl, vor Gericht oder auf dem Kampfplatze sich zu vertheidigen. Die Mordklage selbst noch war von kriegerischer Art, der Kläger auf Wehrgeld erschien in den Waffen, bereit, an dem widerspenstigen Gegner gewaltsam Genugthuung zu nehmen, den läugnenden im Gerichtskampfe zu überweisen. Überhaupt aber wurde in der Gesinnung der Wehrhaften die Fehde dem Abkommen auf das Wehrgeld vorgezogen. Es gab solche, die sich rühmten, niemals zu Bezahlung einer Buße sich verstanden zu haben; noch mehr aber galt es für fromm und ehrenvoll, Rache statt der Buße zu nehmen. „Ich will meinen Sohn nicht im Beutel tragen," sprach ein isländischer Greis, als ihm Buße für den erschlagenen Sohn geboten ward; er nahm lieber den edeln Ausweg, dem flehenden Todschläger Wohlthaten zu erweisen. Der dänische Geschichtschreiber Saxo, ein christlicher Priester nach der Mitte des 12ten Jahrhunderts, giebt bei Anlässen, die ihm seine Erzählung zahlreich darbietet, offen genug zu verstehen, daß er die Verwandtenrache für rühmlich ansehe. Wenn dagegen, ein Jahrhundert später, der Bruder Berthold eifrig wider dieselbe predigt, so zeigt er nur, wie fest diese Sitte noch damals im Sinne des deutschen Volkes begründet war. Es ist auch nicht zu misskennen, daß sie, so blutig ihre Früchte waren, doch in der tiefsten Treue selbst ihre mächtige Wurzel hatte.[1]

(Wer sich über die bisher nur in den allgemeinern Zügen bezeichneten Verhältnisse des gesellschaftlichen Zustandes der germanischen Völker näher unterrichten will, findet darüber Aufschluß in folgenden zugänglichern Schriften: in den größern Werken von Eichhorn (deutsche Staats- und Rechtsgeschichte) und J. Grimm, deutsche Rechtsalterthümer, Göttingen 1828. In letzterem Werk, das ich schon früher als eine treffliche Entwicklung des poetischen Elements im deutschen Rechte angerühmt

[1] Wehrgeld und Blutrache bei nichtdeutschen Völkern: bei den Griechen, Il. IX, 632—36. XVIII, 497—500. Od. III, 196—8. XV, 272. XXIII, 118—22. XXIV, 433—5. 470. Il. II, 262 f.: Geschlechter stehen in der Schlacht beisammen. VI, 58. 61: Auch das Knäblein im Mutterschooße nicht verschont, vgl. XXII, 63 f. Vgl. Heinecc. Elem. Jur. Germ. Tom. II, S. 15 f. §. XVIII. Bei den Serben, Talvj I, 279. Bei den Montenegrinern, Wila II, 263 f. Bei den Russen, v. Eggers, Altrussisches Recht. Die schottischen Clane, vgl. Minstrels I, LXX f. 290 f.

habe, ist überall auch umgekehrt auf das Rechtliche in den Gedichten Bedacht genommen. Rogge, über das Gerichtswesen der Germanen, Halle 1820. Diese kleinere Schrift eines frühe verstorbenen Lehrers an unsrer Anstalt, behandelt seinen Gegenstand mit der Gemüthstiefe, welcher allein der rechte Sinn der alten Volksrechte sich aufschließt. J. Grimm sagt in der Vorrede seines Werks (S. VII): „Hätte einer, der zu frühe gestorben ist, die Rechtsalterthümer bearbeiten wollen, so würde ich gern die Hände in den Schooß gelegt haben; ich meine Roggen.“ Phillips, Versuch einer Darstellung der Geschichte des angelsächsischen Rechts, Göttingen 1825. Das angelsächsische Recht ist, in Beziehung auf unsern Gegenstand, vorzüglich wichtig in der Entwicklung der Gesammtbürgschaft (Freoborg) und der Dienstgefolge. Die Verhältnisse der Lehenstreue erscheinen neben den deutschen Lehenrechten und den longobardischen libris feudorum mit besondrer Schärfe ausgeprägt in den Assissen des Königreichs Jerusalem, eines auf die Grundlage des von den germanischen Eroberern in Frankreich ausgebildeten Lehenswesens mitten unter feindlicher Umgebung colonieartig erbauten Feudalstaates. Guta-Lagh, d. i. der Insel Gothland altes Rechtsbuch, herausgegeben, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Schildener. Greifswalde 1818. 4. Über die dithmarsische Rechtsverfassung sind nachzusehen: Ant. Vinthens Beschreibung und Geschichte des Landes Dithmarschen. Hamburg 1733. 4., und: Joh. Adolfis gen. Neocorus Chronik des Landes Dithmarschen, herausgegeben von Dahlmann. 2 Bände. Kiel 1827. Von den nordischen historischen Sagan, in welchen die Blutrache ein so bedeutendes Motiv ist, sind Auszüge gegeben im ersten Bande von P. E. Müllers Sagabibliothek. 3 Bände. Kiöbenh. 1817—1820. Dieser erste Band ist in's Deutsche übersetzt von K. Lachmann, Berlin 1816. Die beiden andern Bände sind nicht übersetzt, der zweite insbesondere betrifft großentheils die der deutschen Poesie mit der nordischen gemeinsame Heldensage und giebt darüber sehr werthvolle Abhandlungen.)

Wenden wir uns von diesem Blick auf das germanische Leben zu dem Ausdruck desselben in den Heldenliedern, so bemerken wir leicht, daß in ihnen sich vorzugsweise diejenige Seite des Lebens ausgeprägt, deren älteste und einfachste Erscheinung wir in den Gefolgschaften kennen gelernt haben. Schon der geschichtliche Bestandtheil der Lieder gehört den Zeiten der Völkerzüge, der wechselvollen Gestaltung germanischer

Königreiche in den eroberten Ländern an. In diese Richtung fällt überhaupt das gewaltigere, bewegtere Leben, dessen Wellenschlag im Liede tönt; wo das Heldenthum selbst, da ist der Ursprung des Heldenliedes. Die Eroberung ist über ganz Europa geschritten. Die kriegerische, feudalistische Richtung hat auch in der Wirklichkeit die Oberhand gewonnen und durch die Jahrhunderte, in welchen der Heldensang geblüht, ihre Herrschaft ausgebreitet und festgepflanzt. Aber diese Poesie ist nicht in der Art einseitig geworden, daß sie der künstlichern Abgemessenheit des Lehenwesens sich hingegeben hätte; sie hat sich ihre frische Volksthümlichkeit bewahrt, indem sie aus den verschiedenen Zeiten und Bildungsstufen, die sie durchzogen, nur das Gemeingültige in sich aufgenommen, indem sie noch überall die ursprünglichen Grundformen durchschauen läßt und an den natürlichen, einfach menschlichen Verhältnissen festhält. Die Treue, der Grundtrieb des germanischen Lebens, ist darum auch die Seele der Lieder; sie erscheint hier in ihrer vollen Stärke und Wahrheit, in ihren mildesten, edelsten Äußerungen, wie in den gewaltsamen der Blutrache, denn was die Zeit so mächtig und leidenschaftlich aufgeregt, dem konnte auch in der Poesie seine Geltung nicht entstehen.

Der dichtende Geist ist sich der Grundbestimmungen des Lebens, das er darstellt, auch nur in ihrer vollen, lebendigen Erscheinung bewußt. Diese ungetheilte Auffassung des Lebendigen ist am meisten denjenigen Zeitaltern eigen, in welchen alle geistigen Vermögen noch einzig und ungeschieden in der Poesie gesammelt sind. Die Hauptverhältnisse des Lebens treten daher durchaus in bestimmten Gestalten hervor; soferne aber diese nicht absichtlich erlesen sind, die Träger der Begriffe zu sein, sondern aus der Anschauung in's Gedicht übergehen, behaupten sie, neben der allgemeineren Bedeutung, ihren Anspruch als selbständige Charaktere. Die vorangestellten Andeutungen über das Wesen unsrer Lieder und ihren Zusammenhang mit dem Leben können daher nur dadurch vollständig erläutert und bestätigt werden, daß wir die Hauptcharaktere derselben, bald in Classen aufgefaßt, bald einzeln hervorgestellt, wie es die Lieder selbst ergeben, der Reihe nach aufführen und beleuchten. Das Grundverhältnis der Gefolgschaft unterlegend, stellen wir uns die Helden um ihren König, den Herrn des Gefolges, im Kreise versammelt vor.

Die Könige.

Unter den Königen unsres Sagenkreises erscheinen mehrere als Beherrscher ausgebreiteter Reiche. Etzels Herrschaft ist bereits bei der Betrachtung des Geschichtlichen nach den Liedern geschildert worden. Dem mächtigen Ermenrich dient das römische Reich; er wird darum auch Kaiser oder König von Rom genannt. Ähnlicher Glanz fällt auf Rother, Otnit, Wolfdietrich, der zur römischen Krone sein Erbreich in Griechenland erobert, und auf Dietrich von Bern.[1] Sie ertheilen Belehnungen über alle wälschen und deutschen Lande, führen Adler und Löwen in Banner und Schild, werden kirchlich zur Krone geweiht.[2] Man erkennt jedoch leicht hierin die Vorstellungen späterer Jahrhunderte

[1] Ermenrich im Alph. 64: der reiche kaiser (so durchaus im Alphartsliede) ... mir dient das römische reich. 52: er will wider das reich sich setzen. 81: von rome der kaiser reich. 101: der kaiser von Rome. Dietrichs Flucht (von Dietwart) 9: dem dient fur aigen remische land. 249: konig von römisch lant. Ebenso 295 und sonst. 624: romische here. 1439. 1451: künig von Rome. 1459: hof zu Latran. 1688: römisch könig. 1819: Latrân. 2311: romisch ere und r. lant. Vgl. 2323. 2439. 2501: romisch marck. Ermenrich und Dietrich 2857: romisch lant. 3964 f.: romisch riche, lant, ere. 3992. 4764: vogt von rom. rich (Dietr.). 5049. 5693. 7825: romisch erde. 5420: rom. lant. 5627: Berne und romisch lant. 6019 f.: den vanen hiez here Ditrich der da (ge-)hort zu romisch rich. 5998. 6044: konig v. rom. rich (Dietr.). 6053: vogt von perne. 7419: der iunge konig von romisch land (Diether). 7436: Lamparter und romisch rich. Rab. 2: romisch lant, Padauwe, Garten u. Berne. 158. 204. Rother 1—12: Über dem westeren mere sass ein kuninc der her Rother in der stat zu Bare, ... er was der allerheriste man der da zu Rome ie entfinc die cronen. 468: an romesker erden. 625: hof zo Rome. 650 f.: cronen vor den kuninc qvamen zo Rome. 3651: der koninc von Rome. 3787 f. 3911. 4333: von romischen landen. 4645. 4761 f.: rom. riche, Bare. Wolfdietrich heißt Dietr. Fl. 2287 f. konig uber romisch rich. Wolfdietrich 46. 116ª. 117ª. 127ᵇ. 136ª. 144ᵇ. 148ᵇ.

[2] Belehnungen: Roth. 4823—90. Wolfd. 147ª, 1—8. Krone Roth. 12. 650 f. Wolfdietrichs Sohn wird gekrönt 146ᵇ. Nib. 2595: dô wurden si gewîhet. Nib. 2867 Siegfrit gekrönt. 874 Krone auf dem Schild. Gudr. 715 f. Zur Krone weihen 6436. krœnen 6668 f. Wolfd. 136ᵇ, 8. Adler in seiner Fahne Sigenot 64. Löwe und Adler in Dietrichs Schild Ecke 62. Goldner Löwe in Dietrichs Schild 129. 363. Roseng. I, 379. Alph. 94 f. Löwe und Adler Dietrichs Wappen 193. 260.

vom römisch-deutschen Kaiserthum und von der Verleihung aller weltlichen Macht durch geistliche Weihe. Ältere Verhältnisse blicken hindurch, wenn gleichwohl Amelungeland, Lamparten, Bern als heimisches Gebiet dieser Könige bezeichnet und sie davon zugenannt werden.[1] Vor allem aber ist darauf zu achten, welche Gestalt und Stellung ihnen im Leben und Wesen der Heldensage gegeben sei. Dann wird eben die ausgedehnteste Macht zum leeren Raume, zum verneinenden Gegensatz, zum Schatten im großen Bilde. Der Völkerfürst Etzel gewinnt nirgends eine kräftige Persönlichkeit, er ist leidend und willenlos, seine Herrschaft ist nur darin vergegenwärtigt, daß er einen weiten, reichen Hof öffnet zum Sammelplatz für alle Helden der Welt, welche nebst den Frauen des Königs, die handelnden Personen sind. Ermenrich ist ein Werkzeug in der Hand des treulosen Rathgebers Sibich; seine Gewalt und seine Schlechtigkeit sind bestimmt, die sittliche Kraft seines Gegners Dietrich in das vollste Licht zu heben. Auch unter den burgundischen Königsbrüdern ist der eigentliche Machthaber, Gunther, der unselbständigste. Kreuz, Krone, Königsmantel sind hier fremdartiger Staatsprunk. Die Liebe, die Phantasie der Dichtung zeigt uns jugendliche Edelinge an der Spitze ihrer Gefolgschaften.

König (altd. chuninc) bedeutet nach dem Wort einen vom Geschlecht (chunni),[2] d. h. von einem jener ausgezeichneten Geschlechter, aus welchen die deutschen Völker ihre Fürsten zu wählen oder anzuerkennen pflegten. Dergleichen Königsstämme sind unsre Amelunge, die Gibichinge oder Nibelunge zu Worms, die Wölsunge, die Hegelinge. Den Ursprung solcher Geschlechter und gleichmäßig den ihrer berühmtesten Heldensöhne hüllt die Sage in fabelhaften Glanz, aus dem sie mit wundersamen Eigenschaften begabt und verherrlicht hervorgehen. Am besten zeigt sich dieses in

[1] Dietr. Fl. 2438. Lamparten 7436. 2425 ff. 5200. (Dietr.) vogt von Perne 5377. 3372: nu wert uch Amelunges man (sagt Wolfh.) 5637. der jung Amelung (Dietr.) 7208. in der Amelunge lant 8054. der Amelung (Dietr.) Rab. 1. der von Berne 204. vogt von perne 375.

[2] Grimm, d. Gramm. II, 365: ahd. chuninc (primus in stirpe), mhd. künlinc (ejusdem stirpis). chuninc von chunni (goth. kuni) wie truhtîn von truht, þiudans von þiuda, fylkir von folk oder fylki. II, 351: ags. derivativa: ädel-ing (nobilis), cyn-ing (rex). II, 103: ags. äd-el-e (nobilis, nicht edele). II, 364: das -ling neben -ing ist fehlerhaft entsprungen und setzt immer ein älteres -ing voraus.

der nordischen Wölsungensage. Von Odin abstammend, haben die Wölsunge Sicherheit vor Gift (Grimm, Edd. 126), ungemessene Stärke und den durchdringenden Glanz der Augen; Helgi verkleidet sich vor seinen Feinden als Magd und treibt die Handmühle, aber die Steine brechen, die Mühle zerspringt und die scharfen Augen verrathen edle Art (Grimm, Edd. 91). Swanhilde schlägt die Augen auf, und die Rosse, die sie zertreten sollen, scheuen zurück, bis ihr Haupt verhüllt wird (Volf. S. Cap. 49, S. 201). Der Augenglanz, als königliches Abzeichen, spielt auch sonst in den Sagen des Nordens. Regner und Thorald, schwedische Königssöhne, sind durch den Haß ihrer Stiefmutter gezwungen, nachts die Heerde zu hüten, und werden von Gespenstern umschwärmt; da naht ihnen Swanhwita (die schwanweiße Walküre) und obgleich Regner sich für einen Knecht des Königs ausgiebt, erkennt sie am leuchtenden Auge seinen Ursprung und reicht ihm als Brautgeschenk ein Schwert zum Kampfe mit den nächtlichen Unholden.[1] Der Jüngling Olo, von

[1] Saxo B. II, S. 30: „Tunc Suanhuita speciosissimum lineamentorum ejus habitum, curiosiori contemplatione lustratum, impensius admirata, Regibus te, inquit, non servis editum præradians luminum vibratus eloquitur. Forma prosapiam pandit, et in oculorum micatu naturæ venustas elucet. Acritas visus ortus excellentiam præfert. Nec humili loco natum liquet, quem certissima nobilitatis index, pulchritudo, commendat. Exterior pupillarum alacritas interni fulgoris genium confitetur. Facies fidem generi facit, et in luculentia vultus majorum claritudo respicitur. Neque enim tam comus, tam ingenua species, ab ignobili potuit auctore profundi. Sanguinis decus cognato frontem decore perfundit, et in oris speculo conditio nativa resultat. Minime ergo tam spectati cælaminis simulacrum obscurus opifex absolvit.“ Auf die Walküreneigenschaft der Suanhuita (des Dänenkönigs Hading Tochter) deuten folgende Stellen: S. 29: „Hadingi filia Suanhuita sororibus in famulitium sumptis, Suetiam petit, clarissimæ indolis exitium muliebri ingenio præcursura. Cumque prædictos adolescentes, nocturnis gregum excubiis occupatos diversi generis portentis circumfundi videret, sorores, equis descedere cupientes [von den Wolkenpferden], tali poematis sono vetuit: .... Tutius excelsi terga premantur equi. S. 31: Admirata juvenis constantiam Suanhuita, ablegato nubilæ inumbrationis vapore, prætentas ori tenebras suda perspicuitate discussit, ensemque, variis conflictibus opportunum, se ei daturam pollicita, miram virginei candoris speciem novo membrorum iubare præferebat. Taliter accensi juvenis connubium pacta, prolato mucrone sic cœpit: In gladio, quo monstra tibi ferienda patebunt, suscipe, rex, sponsæ munera prima

königlicher Abkunft, sitzt in Bauernkleidung zu unterst im Saale eines wermischen Königs, dessen Tochter durch Kampf vor übermüthiger Werbung gerettet werden soll. Die Jungfrau läßt forschend den Schein des Lichtes auf des Fremden Antlitz fallen, als sie plötzlich, von der Schärfe seiner Augen getroffen, zu Boden sinkt. Sie hat in ihm einen Abkömmling von Königen erkannt, durch den sie Rettung hofft. Der Gast wirft die Verhüllung ab, glänzende Locken rollen von seiner Scheitel, aber die schreckenden Augsterne deckt er mit den Wimpern. Denselben Olo, später Dänenkönig, will Starkather im Bad erstechen, aber der vielversuchte Kämpe schrickt zurück vor dem Augenfunkel des Wehrlosen. Der König, nichts Schlimmes vermuthend und seinen Blick kennend, bedeckt sich das Gesicht und heißt Starkathern herzutreten. Da sticht ihm dieser das Schwert durch den Leib. [1] Gleiches erzählt wieder

tuæ. Sie kämpft hierauf selbst die Nacht hindurch gegen die Ungethüme und erlegt sie, unter ihnen die Stiefmutter Thorilde. Sie heirathet Regnern, erscheint in einer Seeschlacht und stirbt aus Trauer über Regners Tod S. 38. Das Ganze, ursprünglich in Liedern, erinnert durchaus an die Verhältnisse von Helgi und Swawa, Helgi und Sigrun: Erwecken des Jünglings durch die leuchtende Walküre, Schwertgabe, Verlobung, nächtlicher Schutz vor Zauberweibern, Tod aus Kummer und Sehnsucht. Svanhvit ist auch eine der Walküren, welche Schwanenfittige trägt, im Wölundsliede zugenannt (Grimm, Edd. 2. 4. 6 Edda III, 246 f.) Müller, Sagnhist. 25 weiß nichts Näheres über die Sage.

[1] Saxo B. VII, S. 215: Igitur Olo, tertium ætatis lustrum apud patrem emensus, quantum animi corporisque dotibus inclaruerit, incredibile reddidit. Præterea adeo visu efferus erat, ut quod alii armis, ipse oculis in hostem ageret, ac fortissimum quemque vibrante luminum alacritate terreret. S. 217: Consueverat autem virgo hospitum vultus propius accedendo, quam curiosissime prælato lumine contemplari, quo certius susceptorum mores cultumque perspiceret. Eandem quoque creditum ex notis atque lineamentis oris conspectorum perpendisse prosapiam, solaque visus sagacitate cujuslibet sanguinis habitum discrevisse. Quæ quum Olonem scrutabundis aggressa luminibus constitisset, inusitato oculorum ejus horrore perstricta, pene exanimis concidit. At ubi sensim redditus vigor spiritusque liberius meare cœperat, rursum juvenem conspicari conata, lapso repente corpore, ceu mente capta procubuit. Tertio quoque, dum clausam dejectamque aciem attollere nititur, non modo oculorum motu, certe etiam pedum regimine defecta, subito lapsu decidit. Adeo vigorem stupor hebetat. Quo viso Olauus, cur toties casum corpore præbuisset, interrogat. Qua se truculento hospitis visu perculsam, testante, eundemque et regibus ortum, et si raptorum vota refelleret, suis perquam

die Wölsungensage von Sigurd. Guttorm hat sich durch Fleisch von Schlangen und Wölfen zum Mord erhitzt; zweimal tritt er in das Gemach, wo Sigurd im Bette liegt, und zweimal weicht er muthlos zurück, denn Sigurds Augen leuchten so scharf, daß niemand ihren Blick aushält; erst als Sigurd eingeschlafen, vollbringt Guttorm die That (Volſ. S. Cap. 39, S. 152 f. bei Rafn S. 110 f.).

An die Stelle der Götter, als Stammväter der Könige, sind in den deutschen Überlieferungen dunkle Geister getreten. Solcher Abkunft verdankt Dietrich von Bern die Flamme, die ihm, wenn er zürnt, aus dem Munde fährt.

Die Wunder des Ursprungs setzen sich fort in den Schicksalen der ersten Kindheit, welche unsern Helden mit denen vieler Völker gemein

dignum amplexibus asserente, rogatus a cunctis Olo (nam os pileo obnuptum habebat), discusso velamine cognoscendi capitis notas præbere. Tum ille cunctis moerorem deponere, animumque procul a dolore habere jussis, detecta fronte, avidius omnium in se oculos eximiæ pulchritudinis admiratione deflexit. Flava quippe cæsarie, nitentique capillitio erat. Cæterum pupillas, ne visentibus formidini forent, palpebris arctius obstringendas curabat. Crederes, repente animis spe meliorum erectis tripudiare convivas, dissultare aulicos, summamque ægritudinem effusa mentium hilaritate convelli. B. VIII, S. 227 f.: „Duodecim duces, sive patriæ calamitatibus moti [weil Olo grausam geworden], sive Oloni ob aliam olim causam infesti, insidias capiti ejus præparare cœperunt.... Cæterum ad peragendum facinus parum viribus atque ingenio freti pecunia Starcatherum adsciscunt. Ille, ut rem ferro exequeretur, adductus, utentem balneis regem susceptis cruenti ministerii partibus, attentare constituit. Quo lavante ingressus, mox acri ipsius visu, luminumque continua mobilitate vibrantium fulgore perstrictus, occulto metu hebetatis artubus vestigium pressit, relatoque pede manum propositumque suspendit. Itaque qui tot ducum, tot pugilum arma protriverat, unius inermis viri aciem ferre non potuit. At Olo, sane vultus sui conscius, obtecto ore accedere eum propius, et quid afferat, edere jubet; quippe quem vetustas convictum, et longa familiaritatis experientia ab insidiarum suspicione alienissimum faciebant. At ille districto mucrone desiliens transverberat regem, nitentisque assurgere jugulum ferit. Von Starkather selbst sagt Saxo B. VI, S. 171: Nam cum manus ejus bellico opere duratas, cicatrices, adverso corpore exceptas, acerrimumque oculorum vigorem attenderet [Ingellus], animadvertit, nequaquam enervi animo esse, cujus corpus tanta vulnerum vestigia confodissent. Müller, Sagnhist. S. 111 vermuthet, daß es eine eigene Sage von Ole gegeben. Vgl. 90.

sind. Wolfdietrich hat kaum das Licht erblickt, als der Wolf ihn zu seinen Jungen in die Höhle trägt, die jedoch, nicht klüger als das Kind, ihm kein Leides thun.[1] Nach der andern Erzählung wird er am Waldbrunnen den wilden Thieren ausgesetzt, von den Wölfen aber nicht beschädigt, sondern gehütet.[2] Der neugeborene Siegfried wird, nach der Wilkinensage (Cap. 139. II, 20; Cap. 142. II, 23 f.), bei dem Tode seiner verfolgten Mutter, dadurch gerettet, daß er, in ein gläsernes Gefäß verschlossen, in die See treibt; dann säugt eine Hindin ihn zwölf Monden lang, daß er so groß und stark wird, als andre Knaben vier Winter alt. Derlei Sagen können in mehrfacher Bedeutung aufgefaßt werden: als Beweis, daß der Göttersohn im Schutze höherer Macht gestanden, als Erklärung der gewaltigen Körperkraft des von Waldthieren großgesäugten Wunderkindes, besonders aber als Verherrlichung des Helden, der aus dem Zustande der Verwerfung und tiefsten Erniedrigung um so glänzender in der Kraft und Schönheit seiner erhabenern Natur hervorgeht. Gleichwie die altdeutsche Poesie in der Darstellung der Natur den Frühling liebt, so denkt sie ihre Heldenkönige sich überall in der Blüthe jugendlicher Schönheit. Diese Voraussetzung findet durchaus statt, sie ist, wenn auch ausgeführte Gemälde nicht leicht vorkommen, schon in der allgemeinen Farbe der epischen Bezeichnungen angedeutet, die Schönheit ist überhaupt weniger beschrieben, als in Handlung gesetzt, und erscheint oft überraschend in lichten Puncten der Geschichte. Hugdietrich kann sich wohl als Jungfrau verkleiden, denn sein Antlitz ist rosenfarb, gelbe Locken schwingen sich ihm über die Hüfte nieder, und als er in Frauengewand zur Kirche geht, fragen die Leute, wer die Minnigliche sei (Wolfd. 30a, 4. 31b, 2 f.). So viel schöne Jungfrauen an Helkens Hofe sind, doch wird der junge Dietleib noch schöner gefunden; goldfarbe, magdliche Haare hängen ihm über die Schwertfessel herab, mit denen er sich vor Regen decken kann, wie ein Falke mit den Fittigen.[3] Als Kriemhild Siegfrieden zum ersten male grüßt, da sieht sie ihn vor sich stehen, wie seine Farbe sich „erzündet" (Nib. 1182); zuletzt läßt sie den Sarg des Ermordeten erbrechen, um

[1] Wolfd. 37b: Der wölff witz und des kindes waren geleich gestalt.

[2] Casp. v. d. R. Wolfd. 40: Die wolf sasen geringe vnd hüten des kindes wol.

[3] Dietl. 3256—81.

noch einmal „sein schönes Haupt" zu sehen, das sie mit ihrer weißen Hand erhebt, während ihre lichten Augen Blut weinen (Nib. 4286 ff.). Von Dietrich meldet die Wilkinensage, er habe, so alt er geworden, nie einen Bart gehabt;[1] ein Zeichen, daß er stets als Jüngling gedacht werden muß, wenn auch Schicksale und Thaten auf seine Schultern gehäuft sind, die ein langes Leben zu erfordern scheinen.

Der Schmuck goldner Locken, in dem uns die Helden vorgeführt werden, ist theils ein Bild der Jugend, theils wohl auch ein Merkmal edler Abkunft, wie in den Märchen verlorene Königskinder an ihren Goldhaaren wieder erkannt werden, oder an einem goldnen Stern auf der Stirne,[2] und in dem Gedichte von den Hegelingen der von den Greifen entführte Hagen an dem goldnen Kreuz auf seiner Brust.[3]

Die Jugend aber, die wir bisher nur in ihrem äußern Gepräge beobachtet haben, durchdringt das Innerste des Heldencharakters. In nordischen und deutschen Sagen kommt es häufig vor, daß der Held in früheren Jahren sich stumm und träge, oder ungebärdig und ungelehrig anläßt, bis die Stunde schlägt, wo plötzlich die eingeborne Trefflichkeit aus dem Schlummer aufwacht.[4] Jener innern Verhüllung entspricht der gedrückte Zustand, darein der Jüngling gewöhnlich versetzt ist, wie dort die Königssöhne als Hirtenknaben dienen. Der Heldengeist scheint einem besondern Gesetze der Entwicklung zu folgen; erst wenn der urkräftige Stamm in die Höhe geschossen, breitet er die Äste aus; zur gewöhnlichen Thätigkeit ungeschickt, bleibt die dämonische Kraft für übermenschliche Werke aufgespart.

Wir beschränken uns auf Beispiele des heimischen Sagenkreises. Die Wilkinensage berichtet, abweichend vom Gedichte, wie Dietleib bis in die Jünglingsjahre blöd und verachtet am Feuerherd in der Asche gelegen. Auf einmal, als sein Vater zum Feste reiten will, erhebt er sich, schüttelt die Asche ab, richtet die verwirrten Haare, verlangt Ross und Waffen, deren Gebrauch er wohl beachtet hat, und vollbringt auf

[1] Wilk. Sag. Cap. 14. I, 42 f. Rafn, C. 14, S. 37. Fornald. S. I, 246: Hár hennar [Asl.] var biart ok sem á gull eitt sæi.

[2] Goldene Haare s. Grimm, Hausmärchen III, 37. 114. I, 356. III, 161. Stern 3, 182.

[3] Gudr. 587: Ob im an seiner pruste ain gulden creütz sey. Vgl. Z. 614.

[4] Müller, Sagabibl. (Übers.) I, 51. 216. 218. 261. 5. II, 525. 541.

dieser ersten Ausfahrt gewaltige Thaten (Wilk. S. Cap. 91—4. I, 298 ff.). Siegfried ist, nach dem deutschen Liede, ein unbändiger Knabe, verläßt den Königshof seines Vaters und dient einem Schmiede; aber Eisen und Amboß sind seinem Schlage zu schwach, und als er nach Kohlen in den Wald geschickt ist, erschlägt er den Lindwurm (Hörn. Siegfr.). Nach der Wilkinensage hat der Schmied, um Kohlen zu brennen, ein Feuer im Walde gemacht, als ein schöner Knabe zu ihm kommt, der ohne Kleid ist und nicht sprechen kann. Eine Hindin, seine Nährmutter, rennt herzu und leckt dem Knaben das Gesicht. Der Schmied nimmt ihn zu sich und giebt ihm den Namen Siegfried (Wilk. S. Cap. 144. S. 25 f.). In der höheren Darstellung der Eddalieder folgt Sigurd, bewustlos sicher den Rathschlägen des Trugschmieds; aber Odin wacht über dem Jüngling und die Vögel singen ihm Warnung. Er sucht den Schleier seines Schicksals zu lüften, er bittet die Walküre, ihn Weisheit zu lehren; da erfährt er, daß ihm Ruhm bestimmt ist und kurzes Leben. Darin eben beruht der ernste Reiz dieser Gesänge, wie aus ahnungsvoller Dämmerung das jugendliche Licht hervorbricht, um nach kurzem Glanze wieder zu erlöschen.

Jener Duft und Morgenhauch der Jugend waltet auch wesentlich über Dietrich von Bern, aber hier auf ganz eigenthümliche Weise. Nicht der einmalige Übertritt des Jünglings in das Heldenthum wird dargestellt; Dietrich bleibt im wunderbaren Zwielichte befangen, Dämmern und Aufleuchten des Heldengeistes wechseln bei ihm beharrlich. Scheu und zögernd steht er vor jeder kühnen That; aber es ist nicht das Zaudern der Überlegung und Vorsicht, es ist jugendliche Verschämtheit, Misstrauen in die Kraft, die er unbewust in sich trägt. Darum beschuldigen seine Recken, besonders der kampfdurstige Wolfhart, den Zweifelmüthigen manchmal der Zagheit, und bezeichnend ist jener feine Zug in den Rosengartenliedern, wo ihm vorgehalten wird, er streite nur mit Riesen und Lindwürmen im Walde, wo es niemand sehe.[1] Ist dann aber Dietrich einmal aufgereizt, oder drängt die äußerste

[1] Roseng. I, 257:
Do sprach der schribere: herre her Dieterich
Und lassent ir die rosen, ez stot üch lesterlich,
Ir turrent nun streiten, die schone Krimhilt gicht,
Mit wurmen in dem walde, daz nieman fromes sicht.

Noth zur Entscheidung, dann haucht er verzehrende Zornflamme, dann schlägt er siegreich den ungeheuern Schwertstreich. Schwankend im Entschluß, ist er stets sicher in der That; der letzte zum Kampfe, vollführt er, was kein andrer vermocht hätte; so steht er auch, nach dem Fallen sämmtlicher Helden, allein unbezwungen auf der Walstatt und wird lebendig der sichtbaren Welt entrückt.

In einer Reihe von Kämpfen und Abenteuern äußert sich dieser Charakter. Trefflich hervorgehoben ist derselbe durch den Gegensatz von Ecke, der die jugendliche Unklarheit auf völlig verschiedene Weise, durch Übermuth und ungemessenes Selbstvertrauen, darstellt. Sein gröster Kummer ist, daß er nicht genug zu fechten hat (Eck. A. 13); er rennt über Berg und Thal, sich mit dem Berner zu messen; ihn schrecken nicht die großen Wunden, die er einem andern Helden durch Dietrichs Schwert geschlagen sieht; durch Verheißung, Drohung, flehentliche Bitte sucht er diesen zum Kampfe zu reizen, ja er vermißt sich, auf jede Hülfe des Himmels zum Vortheile des Gegners zu verzichten. Dietrich reitet lange ruhig neben her, er will nicht den bestehen, der ihm kein Leides gethan, er scheut sich vor Eckes Riesengröße (Eck. A. 84); endlich, als er ungern vom Rosse steigt, wird dennoch der Schüchterne des Trotzigen Meister. Auf dem Zuge gegen Laurin ist Dietrich bereit, die Zerstörung des Rosengartens mit Gold zu büßen. Wittich wirft ihm vor, daß er eine Maus fürchte, wird aber selbst von Laurin besiegt und gebunden; und doch nur Dietrichs flammender Zorn vermag den wunderstarken

1825: Do sprach gezögenlichen Hiltebrant der alt:
Nu sint ir dick geritten nach strit in einen walt;
Do bestůndent ir risen, tier und do bi man:
Und getürrent ir vor den frouwen ein einigen nüt bestan,
Des hant ir iemer schande, wo man ez von üch saget:
Her Dieterich von Berne ist an strit gar verzaget.

Roseng. II, 413:
Da sprach meister Hildebrand: man sol euch ein vortheil geben [?],
Ihr gedürfet gen wilden thieren wol wagen euer leben;
Dort allein im walde da waret ihr mannheit voll:
Ihr fechtet nicht vor frauen, da man preis bejagen soll.

417: Das ersahe Wolfhart, er rufte den herren an:
Was thut ir, herre von Berne, schlaht ir euern magen und mann?
Da es niemand sahe, da waret ihr kühn, als man spricht:
Ihr gedürfet vor frauen keinen preis bejagen nicht.

Zwerg zu bezwingen. Im Rosengarten zu Worms zögert er lange, mit dem hörnenen Siegfried zu kämpfen; er will nur einen Gegner von Fleisch und Bein (Roseng. I. 1821); von seinem Meister gestraft schreitet er endlich zum Zweikampf, weicht aber vor Siegfrieds Schwertstreichen; erst als ihm zugerufen wird, der Meister sei von seinen Schlägen gestorben, lodert sein Zorn auf; rauchend, wie ein brennendes Haus, schlägt er durch Harnisch und Horn, Siegfried muß unter Kriemhilds Schleier fliehen. So kann auch der Verräther Wittich nach der Schlacht vor Raben dem Zornglühenden nur in den Grund des Meeres entrinnen.[1] In der Nibelungennoth betritt Dietrich nicht eher den Kampfplatz, als nach dem Falle seiner Recken, die wider seinen Willen gestritten; Gunther und Hagen sind allein noch von den Nibelungen übrig, diese bezwingt und bindet Dietrich, übergiebt sie Kriemhilden und geht mit weinenden Augen von dannen.

Jene dichterische Höhe des Königsadels wird aber auch nur denen eingeräumt, die ihr überlegenes Heldenthum wirklich erproben. Die ganze Anlage der Wilkinensage beruht darin, daß Dietrich seine Gefolgschaft der tapfersten Recken sich der Reihe nach selbst erkämpft. Im Nibelungenliede will Siegfried, so sehr ihn dürstet, nicht eher am Waldbrunnen trinken, als bis der König getrunken (Nib. 3925 ff.); im Liede von Walther dagegen läßt dieser Held demselben Könige zuletzt und nach seinem Dienstmanne Hagen den Becher reichen, weil Gunther lässig im Kampfe war. Hagen selbst weigert sich nicht, vor seinem Könige, wohl aber vor dem tapferen Walther, zu trinken (Walther 1405—16).

Die Herrschaft ist eine sehr beschränkte, denn der König ist bei jeder wichtigern Entschließung an Rath und Zustimmung von Verwandten und Mannen, deren Beistand er nöthig hat, gebunden; er bemerkt selbst ausdrücklich, wenn er etwas Unbedenkliches, einem Boten das Wort, „ohne Freunde-Rath“ bewilligt. So König Gunther zum Markgrafen Rüdiger, der für Etzeln um Kriemhilden zu werben gekommen ist. Nib. Lachm. 1132:

[1] Die Meerminne Waghild sagt zu Wittich, daß er Dietrichen wohl hätte besiegen können. Rabenschl. 973 f.: Da waz daz edel gesmide allez recht erglut an sinem libe. Daz ist nu worden herte (dez la dich helt an mich!); verlorn wer din geuerte, ja slug er endelichen dich. Er ist ergrymmet an disen ziten: din drizzig mochten ym niemer gestriten.

Er rspach: swaz man uns mære bî iu enboten hât,
die erloube ich iu ze sagene âne friunde rât.

Aber den Bescheid in der Hauptsache giebt der König nicht für sich. Nibel. 1142:

Der künec nâch râte sande (vil wîslich er pflac)
unde ob ez sîne mâge dûhte guot getân,
daz Kriemhilt nemen solte den künic edeln [Eceln] zeinem man.

Die Ergebenheit seiner Recken wird durch sehr umfassende Verpflichtungen von Seiten des Königs bedingt; wir begreifen sie unter den Namen: Milde und Treue.

„Wozu soll ein reicher König, er habe denn milden Muth?" heißt es im Otnitsliede (566). Milding ist ein nordischer Dichterausdruck für König. Diese Milde oder königliche Freigebigkeit besteht darin, daß der König nichts besitzt, das er nicht mit seinen Getreuen zu theilen oder für sie hinzugeben bereit wäre, eine Folge der innigen Gemeinschaft zwischen ihm und seinem Geleite. Willig theilt er sein Silber und sein Gold; der Dienstmann aber, der dieses empfangen, reitet in Noth und Tod. Epische Ausdrücke dieser Art wiederholen sich durch den ganzen Liederkreis. Wenn der König eine Heerfahrt entboten, wenn seine Recken ihm Hülfe mit ihren Mannen zugesagt, dann öffnet er den festen Turm, der mit Gold und Silber gefüllt ist, Rosse giebt er hin und Sturmgewand, daß keinem ein Finger bloß bleibt.[1] Gold in den Schilden, Silber ohne Wage wird hervorgetragen, wenn die Helden zu einem gefahrvollen Unternehmen aufgereizt werden sollen. Ist aber die Fahrt glücklich vollendet, dann theilt der König ihnen nicht bloß sein bewegliches Gut oder den Schatz, den er im Zelte des Feindes erbeutet (Alph. 4605); mit „der breiten Erde"[2] muß ihnen gelohnet werden und die meisten Abenteuer schließen mit großen Belehnungen an Burg und Land.

[1] Otnit 193. (Vgl. 204.) 217. 225.

217: Ich hab einen turn uff Garten, der ist gewurcket wol,
Mit silber vnd mit golde ist er gefullet vol.
Den schatz den wil ich teilen, ich gewinne ein creftig her;
Es gange mir wie got welle, ich wil faren uber mer.

225: Ros und liechte ringe gap der keiser do,
Do machte er die herren alle sament fro.

[2] Roth. 4823—90.

Der Hort ruht jetzt nicht mehr mythisch in der Elfenhöhle, er ist in bestimmtem, sichtbarem Verkehre flüssig geworden; der todte Schatz belebt sich in den Recken, die an ihn gebunden sind, er ist das Mark der kriegerischen Macht; das Schwert, das bei ihm lag, leuchtet an der Spitze von Tausenden rüstiger Mannen, er kann niemals versiegen, weil das Heldenschwert, die gebieterische Wünschelruthe, ihn stets zu ergänzen weiß. So sind die Nibelungenrecken unzertrennlich von dem Nibelungenhorte; als dieser, nach Siegfrieds Tod, gen Worms gebracht ist, zieht er „viel unkunder Recken" (Nib. 4521) in das Land und in den Dienst Kriemhildens, die reichlich ihr Silber und ihr Gold vertheilt. Da fürchtet Hagen, daß sie zur Rache mächtig werde; die Schlüssel werden ihr abgenommen und zuletzt der Schatz in den Rhein geschüttet, als gält' es, einen lebendigen Feind zu versenken.

Das lichte, rothe Gold, wie es in unsern Liedern genannt wird (Alph. 32. 149. 342), ist zu allen Zeiten ein mächtiges Bindungsmittel gewesen; aber hier gewinnt es seine vollste Macht durch die Gesinnung, in der es gegeben wird. Die Königsmilde, die rückhaltloseste Freigebigkeit, ist hier ein Drang des Herzens. Dieweil er ein Brot hat, will König Rother (4984—7) sein Gut theilen. Als Dietrich den ersten Sieg über Ermenrich erfochten, ist es ihm ein inniger Kummer, wo er das Gut nehme, das den Recken geziemte, die ihm Land und Ehre gerettet. Kisten und Kammern sind leer, die sein Vater Dietmar voll hatte; Gold und Gestein ist zertragen. Er klagt nicht um das Gut selbst, er klagt nur um die edeln Degen, denen er nichts zu spenden hat.[1]

In diesem Lichte betrachtet ist die Milde der Könige nur Ausfluß und Bestandtheil der großen Pflicht und Tugend, die wir als Treue bezeichnet haben. Ein Geringes muß es ihnen sein, ihr überflüssiges Gold mit denen zu theilen, welchen sie Land und Herrschaft, Glanz und Jugendlust, Blut und Leben zu opfern, freudig bereit sind. Die Thaten solcher Treue bilden den Grundbau ganzer Gedichte des ganzen Amelungenkreises; die Neigung, womit sie geübt wird, verbreitet über

[1] Dietr. Fl. 3571—88. Besonders:
er klaget so sere nicht daz gůt,
noch hete darumb traurigen můt,
er klaget niwan die edeln degen,
den er nicht gůtes hete zu wegen.

die Darstellung den herzlichen, oft leidenschaftlichen Ausdruck des innigsten Gefühls.

König Rother sitzt auf einem Steine, drei Tage und drei Nächte, ohne ein Wort zu sprechen, trauernd um seine ausbleibenden Boten und nachsinnend, wie er von ihnen erfahren möge (Roth. 429—55). Dann fährt er selbst gen Constantinopel und befreit sie unter mancherlei Abenteuern. Über allen Irrfahrten Wolfdietrichs, der vom Vatererbe vertrieben ist, leuchtet als fester Stern der Gedanke an seine eilf Dienstmannen, die um ihrer Treue willen in Banden liegen. Kaum ist der betäubende Zauber von seinem Haupte gewichen, so fragt er nach ihnen. Er streitet mit Otnit, damit ihm dieser sie befreien helfe (59a, 3 f. b, 7 f. 61b, 6). In verzweifelten Kämpfen, in der äußersten Meeresnoth, denkt er nur daran, daß jene ihren Retter verlieren, und dieser Gedanke giebt ihm Sieg (67b, 4. 69a, 3. 82a, 7.b, 5. 83a, 2 v. u. 84a, 2. 88a, 2 v. u. 97b, 7. 98a, 1. 100a, 4. 103b, 5. 121a, 6. 121b, 2. 122a, 5). Am heiligen Grabe betend, empfiehlt er sie vor allem dem Schutze des Himmels (91a, 1). Im schönsten Glücke kann er nicht rasten, so lange sie gefangen sind (59b, 7 f. 108b, 6 f. 109a, 2 v. u. f. 115a, 8). Einst steht er vor einer Burg mit vielen Zinnen und Türmen, wie er nie eine herrlichere gesehen; da wünscht er, daß sie in Griechenland stände und seine eilf Dienstmannen sie inne hätten, er selbst irrte dann gern im Elend umher (91b, 1 v. u.). „Berathe Gott meine eilf Dienstmannen!“ ist der Kehrreim des großen Gesanges. In jener nächtlichen Begegnung, wie der Held vor die Burgmauer geführt wird, darauf seine Dienstmannen seit zehen Jahren als Wächter angeschmiedet sind, wie er ihre Klage vernimmt und doch schweigen soll, wie sie bei seinem Enteilen nur den Hufschlag, das Zusammenschlagen der Hände, den verhallenden Ausruf hören, aber schon davon in ihren Banden froh werden (104a, 1—b, 8): hier erscheint die Treue als ein rein geistiges Band, ein Gefühl durch die Finsternis, ein stets waches Angedenken, eine Nähe über Zeit und Raum. Als endlich die Erlösung naht, da ist schon Herbrands ahnende Seele von weissagendem Traume berührt, wie ein Adler die Könige, Wolfdietrichs Brüder, zerrissen und die Gefangenen gewaltig hinweggeführt. Der Traum der Treue täuscht nicht, der rettende Adler rauscht siegreich heran. Dem wiedergekehrten Herrn hält Hache ein Licht unter

das Angesicht: aber statt des Jünglings steht vor ihm ein Mann mit grauen Haaren (137b, 4 f.). Frühgealtert ist Wolfdietrich in rastlosem Umherschweifen. Prangen sonst die Könige in goldnen Locken, dieser ist schön im Altersschmucke der Treue.

Dietrich von Bern hat acht seiner Recken nach dem Horte zu Pola ausgeschickt. Auf dem Rückweg fallen sie, bis auf einen, in Ermenrichs Hinterhalt. Nacht und Tag klagt Dietrich um sie und wünscht sich den Tod; das Gold läßt er fahren, aber an seinen Recken lag sein höchster Trost (3771—94). Vergeblich bietet er um sie den Sohn Ermenrichs und achtzehnhundert Mannen, die er zuvor gefangen (3826). Ermenrich droht, jene zu tödten, wenn Dietrich nicht alle seine Lande ihm überantworte (3888—3906). Dietrichs Mannen rathen ihm, lieber die Sieben aufzugeben; da spricht er: „Und wären alle Reiche mein, die wollt' ich eher alle lassen, denn meine getreuen lieben Mannen" (3997—4010). Er hält Wort, läßt um die sieben Gefangenen all sein väterlich Erbe und zieht mit ihnen in das Elend zu den Heunen.

Freundlich und anspruchlos (Rab. 533. 5) ist Dietrich stets gegen die Seinigen. Als er von Bern in den Streit ausreiten will, ruft er auf, wenn jemand hier sei, den er irgend beschwert hätte, der mög' es ihm erlassen; wisse er doch nicht, ob sie ihn je wieder schauen. Da wird ein Weinen und Klagen, Alle sprechen: „ihr habt uns Leides nicht gethan, Gott hab' euch in seinem Frieden (3087—96). Wie ihm Ermenrich mit Raub und Brand das Land verheert, klagt er nicht sein eigen Gut, er klagt den Jammer seiner Leute (4091—4). Innig ist seine Freude, wenn er einen seiner Getreuen wiedersieht (5451 ff. 4698—709). Schmerzlich klagt er um die, die er im Blute liegen sieht (9871—970. 10062—4. 7150. Rab. 6—12. 23 f.); wäre römisch Land alles Gold, er gäb' es um seiner lieben Mannen Leben (9684—8). Ein gewaltiger König war er; jetzt, nach dem Verluste seiner Getreuen, nennt er sich der arme Dietrich (Nib. 9390—2. Klage 1035. Dietrichs Flucht 7729. Rab. 892. 7. 9. Dietrichs Flucht 4746 f.). Als Etzels junge Söhne, die ihm anvertraut waren, von Wittich erschlagen sind, wirft er sich über sie, küßt sie in die Wunden (Rab. 886. Vgl. 460), Blut springt ihm aus den Augen (904. 7. Vgl. 444) und er beißt sich ein Glied aus der Hand (Rab. 894, 6. 1089. 1128). Grimmig, zornflammend, erhebt er sich zur Rache (Rab. 973 f. Vgl. 630. 803. 978. 23 f. Flucht 9526 f.).

Die burgundischen Könige bewähren in der letzten Noth ihre Treue. Schon haben sie den sommerlangen Tag sich gewehrt (Nib. 8435); ein kurzer Tod dünkt ihnen besser, denn lange Qual; blutfarb treten sie vor den Saal (8445—52) und bitten nur noch, daß man sie heraus in die Weite lasse, damit es kurz ergehe (8481—8). Kriemhild verspricht, sie alle leben zu lassen, wenn Hagen allein ihr zu Geisel gegeben werde (8513—6). Gernot antwortet: „Das wolle Gott nicht! Wären wir tausend deiner Blutsverwandten, wir lägen alle todt, ehe wir dir einen Mann herausgäben." Und Giselher: „Nie hab' ich einen Freund an Treue verlassen" (8517—24). Da heißt Kriemhild den Saal an vier Enden anzünden. Giselher kämpft seinen letzten Kampf mit Wolfhart; nie mochte so junger König kühner sein (9296). Darum, als sie einander die Todeswunden geschlagen, heißt Wolfhart den Seinigen ausrichten, daß sie nach ihm nicht weinen; von eines Königs Handen lieg' er herrlich todt (9323 f.).

Dem Bilde deutscher Könige, wie ich es aus den Liedern entworfen habe, entsprechen geschichtliche Züge und die Zusammenstellung ist nach beiden Seiten auffallend.

Daß die deutschen Völker bei ihren Königen auf die Abstammung gesehen, hat schon Tacitus bemerkt. Germ. C. 7: Reges ex nobilitate sumunt. Bei den Cheruskern, den Batavern, den Markomannen, den Quaden, finden wir solche Königsstämme; aus ihnen gehen die Helden der früheren Kriege mit den Römern hervor.

Germ. c. 42: Marcomannis Quadisque usque ad nostram memoriam reges manserunt ex gente ipsorum, nobile Marobodui et Tudri genus.

Annal. l. XI, c. 16: Eodem anno [Chr. 47] Cheruscorum gens regem Roma petivit, amissis per interna bella nobilibus, et uno reliquo stirpis regiæ, qui apud urbem habebatur nomine Italicus. Paternum huic genus e Flavio, fratre Arminii; mater ex Catumero, principe Cattorum, erat, ipse forma decorus, et armis equisque in patrium nostrumque morem, exercitus.

Hist. l. IV, c. 12: Mox aucta per Britanniam [Batavorum] gloria, transmissis illuc cohortibus, quas vetere instituto nobilissimi popularium regebant.

Ebend. C. 13: Julius Paullus, et Claudius Civilis, regia stirpe, multo ceteros anteibant.

Bei den Völkerschaften, welche später germanische Reiche gegründet haben, dieselbe Erscheinung, mit bestimmter Benennung der Fürsten-

stämme. Die Ostgothen folgen den Amalern, denen sie göttlichen Ursprung beimessen, die Westgothen den Balthen, die Wandalen den Asdingen, die Franken den Merowingen, welche nach alter Sage von einem Meerwunder entsprungen sind (Grimm d. Sag. II, 72. Vergl. 47—9), die Baiern den Agilolfingen, der nordischen Königsgeschlechter nicht zu gedenken.

Jorn. de reb. get. c. 5: Divisi per familias populi, Vesegothæ familiæ Balthorum, Ostrogothæ præclaris Amalis serviebant.

C. 22: Visumar [Vandalor. rex] Asdingorum e stirpe, quæ inter eos eminet genusque indicat bellicosissimum.

Paul. Diac., hist. Lang. l. I, c. 14: Nolentes jam ultra Langobardi esse sub ducibus, regem sibi ad ceterarum instar gentium statuerunt. Regnavit igitur super eos primus Agelmundus, filius Ayonis, ex prosapia ducens originem Gungincorum, quæ apud eos generosior habebatur.

Leg. Baiuv. I, 3: Dux autem, qui præest in populo, ille semper de genere Agilolfingorum fuit et esse debet.

Überall wird auf die Abstammung von solchem Blute hoher Werth gelegt, sie giebt dem Führer kühner Unternehmungen zum voraus Vertrauen bei denen, die sich ihm anschließen; der letzte Sprößling eines solchen Stammes wird selbst in fremden Landen aufgesucht. Ein Beispiel von den Cheruskern ist schon angeführt worden. Die Heruler in Illyrien sollen, nach Procop, bis nach Thule geschickt haben, um von ihren dortigen Stammesgenossen sich, nach dem Abgang ihres Königs, einen andern vom königlichen Blute zu holen (Masc. II, 132. Geyer, Sv. Häfd. I, 92). Wird aber auch nicht leicht von dem bevorzugten Hause abgewichen, so ist doch die Freiheit der Wahl nicht ausgeschlossen; die Erhebung auf den Schild, der Zuruf der Wehrhaften, giebt erst den Ausschlag, eine geregelte Erbfolge ringt mühsam, sich zu befestigen. Öfters finden wir, wie bei den Burgunden und Amelungen der Lieder, mehrere königliche Brüder zugleich an der Spitze des Volkes, wenn auch dem ältesten einiger Vorrang zukommt; so wird das Verhältnis der drei ostgothischen Königsbrüder Walamir, Theodemir und Widemir, geschildert.

Jorn. c. 48: Sed nobis... ad Vuandalarii sobolem, quæ trino flore pullulabat, redeundum est. Hic etenim Vuandalarius, fratruelis Ermanarici,... tribus editis liberis, in gente Amala gloriatus est, i. e. Vualamir, Theodemir, Vuidemir. Ex quibus per successionem parentum Vualamir in regnum conscendit, adhuc Hunnis eos inter alias gentes generaliter

obtinentibus. Eratque tunc in tribus his germanis contemplatio grata, quando mirabilis Theodemir pro fratris Vualamir militabat imperio; Vualamir vero pro altero jubet ornando; Vuidemir servire pro fratribus æstimabat. Sic eis mutua affectione se tuentibus, nulli penitus deerat regnum, quod utrique in sua pace tenebant. Ita tamen... imperabant, ut ipsi Attilæ Hunnorum regis imperio deservirent.

In früher Jugend schon fanden die Söhne der Königsgeschlechter zu kriegerischen Ausfahrten bereite Folge. Der achtzehnjährige Theoderich zog, ohne Wissen seines Vaters, mit dessen Recken und bei sechstausend Männern aus dem Volke, die sich ihm aus Neigung gesellt hatten, gegen den König der Sarmaten aus, vertilgte ihn und kehrte mit Sieg und Beute zum Vater zurück.

Jorn. c. 55: Qui Theodericus jam adolescentiæ annos contingens, expleta pueritia, octavum decimum peragens annum, adscitis satellitibus patris, ex populo amatores sibi clientesque consociavit, pene sex millia viros.

Wir sehen hier ganz die altgermanische Gefolgschaft, wie Tacitus sie beschreibt, auf Theoderich, den geschichtlichen Dietrich von Bern, angewandt.

Cum quibus, inscio patre, emenso Danubio, super Babai, Sarmatarum regem discurrit, qui tunc de Camundo duce Romanorum victoria potitus, superbiæ tumore regnabat, eumque superveniens Theodericus interemit, familiamque et censum deprædans, ad genitorem suum cum victoria repedavit.

Theodemir erkrankte bald hernach, bezeichnete den versammelten Gothen seinen Sohn als Nachfolger und verschied. Theoderich aber führte sein Volk, mit dessen Zustimmung auf den größeren Heereszug nach Italien.

Jorn. c. 56: Nec diu post hæc rex Theodemir in civitate Cerras fatali ægritudine occupatus, vocatis Gothis, Theodericum filium regni sui designat heredem, et ipse mox rebus humanis excessit.

C. 57: Igitur egressus urbe regia Theodericus, et ad suos revertens, omnem gentem Gothorum, quæ tamen ei præbuerat consensum, assumens, Hesperiam tendit.

Römische Schriftsteller, aus der Zeit der Gründung germanischer Reiche in Gallien und Italien, zeichnen in ihren Schilderungen junger deutscher Könige nicht etwa bloß die hohe Gestalt und den starken Gliederbau, sondern namentlich auch die frische, zartblühende Schönheit dieser unverdorbenen Jugend aus, merkwürdig übereinstimmend mit der

Farbengebung unsrer Gedichte. Sidonius Apollinaris (gest. 482) beschreibt aus eigener Anschauung sehr umständlich die Person des zweiten westgothischen Theoderichs (453—466) und gedenkt dabei der gescheitelten, lockigen Haare, der schöngebogenen Nase, der feinen Lippen, dazwischen die wohlgereihten Zähne schneeweiß hervorscheinen, der milchweißen Haut, oft plötzlich von jugendlicher Röthe übergossen, nicht im Zorne, sondern aus Verschämtheit.

Sidon. Apollin., l. I, ep. 11. (Masc. I, 466. N. 1): Si forma quæratur, corpore exacto, longissimis brevior, procerior eminentiorque mediocribus. Capitis apex rotundus, in quo paululum a planicie frontis in verticem cæsaries refuga crispatur.... Aurium legulæ, sicut mos gentis est, crinium superjacentium flagellis operiuntur. Nasus venustissime incurvus. Labra subtilia, nec dilatatis oris angulis ampliata. Si casu dentium series ordinata promineat, niveum prorsus repræsentat colorem.... Menti, gutturis, colli,... lactea cutis, quæ propius inspecta juvenili rubore suffunditur. Namque hunc illi crebro colorem non ira, sed verecundia facit.

(Ganz wie bei dem jugendlichen Dietrich von Bern.) Dann aber auch:

Teretes humeri, validi lacerti, dura brachia, patulæ manus,... corneum femur, internodia poplitum bene mascula, ... crura suris fulta turgentibus, et qui magna sustentat membra pes modicus.

Derselbe Schriftsteller malt mit sichtbarem Wohlgefallen den hochzeitlichen Aufzug eines königlichen Frankenjünglings, Sigismer; mitten in der Reihe von buntgekleideten und wohlbewaffneten Gefährten, umgeben von Rossen, welche, reichgeschmückt, von Edelsteinen schimmern, schreitet der junge Freier nach dem Gezelte seines Schwähers, er glänzt in Gold, Scharlach und weißer Seide, aber Locken, Gesichtsfarbe, Haut leuchten nicht minder schön.

Sid. Ap. l. IV, c. 20 (Masc. I, 489. N. 2): Flammeus cocco, rutilus auro, lacteus serico; tum cultui tanto coma, rubore, cute concolor.

Auch an unsrem ostgothischen Theoderich rühmt Ennodius, in seiner schwülstigen Lobrede auf ihn, die hohe Herrschergestalt, den Schnee und Purpurschein der Wangen, das frühlingsheitre Auge; im Zorn aber sei er über alle Vergleichung blitzlodernd.

Ennod. Panegyr. Theoder. regi dict. XXI (Mans. S. 485 f.): Sed nec formæ tuæ decus inter postrema numerandum est, quando regii vultus purpura ostrum dignitatis irradiat. Exhibete, Seres, indumenta, pretioso

murice quæ fucatis, et non uno aheno bibentia nobilitatem tegmina prorogate; discoloribus gemmis sertum texatur, et quem vehementior vipera custodit, lapis adveniat. Quæcumque ornamenta mundo obsequente transmissa fuerint, decorata venerandi genio corporis plus lucebunt. Statura est, quæ designet prolixitate regnantem; nix genarum habet concordiam cum rubore; vernant lumina serenitate continua; dignæ manus, quæ exitia rebellibus tribuant, honorum vota subjectis.... Italiæ rector in amicitiam colligit duo diversissima: ut sit in ira sine comparatione fulmineus, in lætitia sine nube formosus.

In der Vorrede zum salischen Gesetze heißt das Volk der Franken nicht nur ein tapfres, kühnes und weises, sondern auch ein edles und gesundes an Leib, ein herrliches an Aussehen und Gestalt.

Gens Francorum inclyta, autore deo condita, fortis in armis, firma pacis fœdere, profunda in consiliis, corpore nobilis et incolumis, candore et forma egregia, audax, velox et aspera.

König Klodwig aber wird betitelt: der wohlgelockte und schöne, comatus et pulcher et inclytus rex Francorum. Der Schmuck langer, schöner Haare, darauf die Deutschen überall großen Werth legten, mußte besonders bevorzugte Geschlechter auszeichnen, die wir auch bei Gothen (capillati) und Franken darnach zubenannt finden. Von den capillatis sagt Jornandes C. 11:

Quod nomen Gothi pro magno suscipientes, adhuc hodie suis cantionibus reminiscuntur.

In Cassiod. Var. hat l. IV, ep. 49 die Aufschrift: Universis Provincialibus, et capillatis, defensoribus et curialibus in Suavia consistentibus.

Agathias de imperio Justiniani (Masc. II, 327): Solemne est Francorum regibus nunquam tonderi.... Cæsaries tota decenter eis in humeros propendet, anterior coma e fronte discriminata in utrumque latus deflexa. Neque vero, quemadmodum Turcis et Barbaris, implexa iis et squalida sordidaque est coma,... sed smigmata varia ipsi sibi adhibent, diligenterque curant, idque velut insigne quoddam, eximiaque honoris prærogativa regio generi apud eos tribuitur. Subditi enim orbiculatim tondentur, neque eis prolixiorem comam alere facile permittitur.

Fredegar., hist. Franc. epit. c. 9: Franci electum a se regem, sicut prius fuerat, crinitum... super se creant, nomine Theodemerem, filium Richemeris (vgl. Masc. I, 391. N.).

Den Merowingen dienten die gescheitelten bis zur Erde niederwallenden Haare zum königlichen Abzeichen (Gregor. Turon. VI, 24.

VIII, 10) und das salische Gesetz legt auf unbefugtes Scheeren gelockter Knaben und Mädchen namhafte Buße. Als jedoch den Letzten des merowingischen Hauses von königlichem Wesen lediglich nichts mehr übrig war, als die langen gelben Haare, nahm man keinen Anstand, ihnen die Platte zu scheeren; ein andres, kräftiges Geschlecht bestieg den Königsstuhl und die Kirche gab ihren Segen dazu.

Das Verhältnis der deutschen Könige zu den Wehrhaften des Volkes, ihre Abhängigkeit von der Zustimmung der letztern, bedarf keiner besondern Ausführung.

Wenn die Gefolge der frühern Zeit, nach Tacitus, von der Freigebigkeit des Fürsten Streitroſs und Speer, gemeinsame, reichliche Kost und die Theilung der Beute statt Soldes zu erwarten hatten, so erwies sich späterhin die Königsmilde vornehmlich in der Belehnung mit eroberten Ländereien. Aber auch der Hort der Könige, die wohlgefüllte Schatzkammer, als Zugehör und Mittel der Herrschaft, bleibt nicht unerwähnt.

Die alterthümliche Genossenschaft zwischen dem König und seinen Recken, und wie sie durch spätere Begriffe vom Königthum verdrängt worden, zeigt, in die Sinne fallend, ein Zug aus der westgothischen Geschichte. Unter den Gewaltthaten des Königs Leovigild (gest. 586) führt Isidor an, daß derselbe zuerst im königlichen Gewand auf einem Throne gesessen, denn vor ihm seien Kleidung und Sitz dem Volke mit den Königen gemein gewesen. Weiterhin kam Salbung und Krönung hinzu.

Isidor. Hispal. chron. Goth.: Primusque inter suos regali veste opertus solio resedit. Nam ante eum habitus et consessus communis, ut genti, ita et regibus erat. Masc. II, 202.

Ein Ausbruch des Schmerzes endlich, an Dietrich von Bern, der sich ein Glied aus der Hand beißt, erinnernd, wird von dem Alemannen Leuthar erzählt. Das Heer, welches dieser nach Italien geführt, wurde durch Krankheit aufgerieben; da soll auch er sich getödtet haben, indem er sich mit den Zähnen zerfleischte.

Murator. rer. ital. script. B. I, S. 426.

Paul. Diac. d. gest. Langob. l. II, c. 2: Tertius quoque Francorum dux, nomine Leutharius, Buccellini germanus, dum multa preda onustus ad patriam cuperet reverti, inter Veronam, de Tridentum, juxta lacum

Benacum propria morte defunctus est. (Fœda nempe rabie ita ut suas ipse dentibus carnes lacerans, ejulansque occubuerit, deleto vi morbi universo illius exercitu.)

Ebend. Excerpta ex Agathiæ histor. a fine Procopii ad Gothos pertinentia Hugone Grotio interprete. Ex libro secundo. S. 389: Nam mox orta lues pestifera multitudinem depascitur. Multi causam referebant ad cœli circumfluentis vitium: alii ad mutatam vivendi rationem, quod ab actibus bellorum, longisque itinerum repente ad mollia, ac delicias transiissent, veram interim causam, ni fallor, non attingentes. Ea enim erat, me judice, et immanitas facinorum, spretis Dei hominumque legibus, conspicua maxime in ipso duce [Leuthari] divina ultio. Vecordia enim, insaniaque, plane ut rabidi solent, agitabatur: trepidabat corpus: ejulatus edebat horrendos, et modo pronus, modo in hoc, rursumque in alterum latus humi cadebat, manante spumis ore, trucibus distortisque oculis. Eo denique furoris venit homo miserandus, ut suos ipse artus vesceretur; infixis namque in brachia dentibus carnes avellebat, mandebatque, ut feræ solent, sanguinem lingens. Ita simul et impletus sui, et paulatim decrescens, eum finem vitæ infelicissimum habuit; moriebantur interim et alii, nec remisit malum, donec omnes absumserat. Febre ardentes plurimi, mente tamen integra moriebantur, alias capitis gravedo vexabat, aliis aderat delirium: varia malorum facies: unus omnibus ad mortem exitus. Hunc terminum expeditioni Leutharis, et qui eum secuti sunt, fortuna constituit.

S. 383 ex libr. primo: Fratres hi [Leutharis et Butilinus] erant gente Alemanni, sed apud Francos eximie honorati, quippe et suæ nationis duces pridem facti.

Vollständiger wird sich die Stellung der Könige zu ihrem Gefolge aufklären, wenn wir nun auch dieses in seinen hervortretenden Gestalten nach Lied und Geschichte näher betrachten.

Die Meister.

Weil die Könige jung sind, bedürfen sie des Rathes der Erfahrenen. Den Jungen, „Tumben" (Unerfahrenen), stehen die Alten und Weisen zur Seite. Jener eingeborne, blinde Trieb, welchem die siegreich entscheidende Kraft zugetraut wird, muß durch Erfahrung und Besonnenheit gepflegt, behütet, auf das Ziel gerichtet werden. Dieses ist das Amt des Meisters; er ist der Retter des ausgesetzten Heldenkindes,

Nährvater des Verwaisten, Waffenlehrer, Führer zur ersten Schlacht, kundiger, vielgereister Wegweiser zu Land und Meer, unzertrennlicher Berather, Warner, Beschirmer. Hiebei mag ein Verhältnis zu Grunde liegen, welches in den nordischen Sagen sich deutlicher herausstellt, als in den unsrigen. Knaben werden frühzeitig, oft von dem Vater selbst, in das Haus eines andern Mannes zu Pflege und Erziehung gegeben. Odin und Freia selbst siedeln sich wohl in einsamen Gegenden an, um Erdensöhne groß zu ziehen. Der Zögling tritt in die Genossenschaft des Pflegehauses; ein enges Band, dem der Blutsverwandtschaft gleichkommend, verknüpft ihn nicht bloß dem Pflegvater, sondern auch dessen miterzogenen Söhnen, den Pflegbrüdern. Auf solche Weise sind auch die Söhne unserer Meister den jungen Königen mit derselben aufopfernden Treue zugethan, wie die väterlichen Meister selbst.

Am innigsten und ursprünglichsten erscheint dieses Verhältnis in Wolfdietrichs Meister Berchtung und seinen Söhnen. Nach der einen Gestalt der Sage soll Berchtung den vierjährigen Königssohn, den man wegen seiner übermäßigen Stärke für ein Kind des Teufels hält, in der Wildnis tödten. Er weigert sich, wird aber mit seinem und seines ganzen Geschlechtes Tode bedroht. Da trägt er das Kind hin, das zutraulich an seinem Harnisch spielt. Er setzt es in das Gras und zieht sein Schwert aus der Scheide; als aber das Kind freudig nach dem glänzenden Stahle greift, wird ihm das Herz weich. Darnach kommt er zu einem Brunnen, darauf Rosen schwimmen, und setzt es auf den Rand desselben, damit es, nach den Rosen langend, sich selbst ertränke; auch dieses hilft nicht. Nun läßt er es im Walde zurück, verbirgt sich aber unfern und bewacht es. In der Nacht kommen die wilden Thiere zum Brunnen; aber dem Kinde thun sie nichts zu leid und die Wölfe setzen sich zu ihm, es zu hüten. Berchtung erkennt, daß dieses Kind nicht vom Bösen stamme, und beschließt, es zu retten, auf Gefahr seines eigenen Geschlechtes. Wolfdietrich, von jener wunderbaren Erhaltung so benannt, wird mit Berchtungs sechszehn Söhnen erzogen, die er alle, obgleich der jüngste, an Wuchs überragt (87 f.). Die andere Darstellung beginnt gleich damit, daß Berchtung die Söhne Hugdieterichs ritterliche Künste lehrt: fechten und schirmen, schießen, den Schaft schwingen, Steine werfen, den Schild tragen, den Helm binden, wohl im Sattel sitzen (44 a). Nach des Vaters Tode wird Wolfdietrich von

den Brüdern seines Erbes beraubt, da kämpft für ihn der treue Meister mit seinen sechszehn Söhnen. Sechse von diesen fallen in der Schlacht, jedesmal sieht Berchtung seinen Herrn lachend an, damit er es nicht merke. Berchtung führt den vertriebenen Herrn auf seine Burg, die Mutter zählt nur zehen Söhne und will Klage erheben; da droht Berchtung, sie von der Mauer zu werfen, wenn sie nicht schweige, denn Wolfdietrich habe sich aus Schmerz über die sechs Gefallenen erstechen wollen (Caspar von der Röhn St. 143—146). Manches Jahr lebt der Meister mit seinen Söhnen zu Konstantinopel in Gefangenschaft, weil sie nicht ihren Herrn abschwören wollten, den sie stets noch erharren. Zu Pfingsten halten die Könige einen Hof, alle Fürsten tragen reiche Gewande, Berchtung aber und seine Söhne, Herzogskinder, tragen graue Kleider und rinderne Schuhe. Da spricht der alte Mann: „O weh, Wolfdietrich! wärest du nicht todt, du ließest uns nicht in dieser Noth und Armuth!“ Fürder spricht er nicht mehr; er stirbt, weil er die Hoffnung auf seines Herrn Wiederkehr aufgegeben. Seine Söhne werden auf der Mauer festgeschmiedet (138 a); als aber Wolfdieterich vor dem Graben erscheint, knieen sie nieder und bitten Gott, wenn sie Treu und Ehre an ihrem Herrn behalten, ihre Bande zu lösen. Der Himmel giebt Zeugnis der großen Treue, die Ringe springen in Stücke, die Befreiten eilen von der Mauer und schwingen ihrem Herrn das Thor auf (138 b f.). Nach erkämpftem Siege findet Wolfdieterich seines Meisters Grab, reißt die Steine hinweg, küsst das Haupt des Todten, betet für sein Seelenheil und läßt Messe lesen; da liegt die Leiche weiß, rein, unversehrt im Sarge. Der Held gelobt, stets zu gewähren, um was bei Berchtungs Seele gebeten werde (143. Vgl. Caspar von der Röhn St. 311—314). Des Meisters Söhne werden herrlich belehnt und vermählt, und ihre Söhne, namentlich Eckart und Hildebrand, sind wieder die getreuen Meister der spätern Amelunge (147).

König Rothers Erzieher und Rathgeber ist Berchter von Meran, eine „Grundfeste aller Treue“ (4205. Vgl. 3652—3657). Der Name Berchter, den auch einer von Berchtungs Söhnen führt, und das gemeinsame Stammhaus Meran bezeichnen die epische Verwandtschaft. Auch Berchters Söhne sind Rothers getreue Dienstmannen (471—496); sieben derselben, als Boten nach Konstantinopel geschickt, liegen dort im Kerker und werden von ihrem Herrn befreit. Manchen kalten Winter hat

Berchter, der unverdrossene Mann, sein Leben mit dem Schilde verdient (4885 ff.), nie ist ihm der Bart zu grau, daß er daheim bliebe (3375 f.). Auf blankem Ross, in lichtem Harnisch, sitzt der Altgreise, bis auf den Gürtel reicht ihm der breite, schöne Bart (2468 f. 4005), Schild und Helm leuchten von Edelsteinen, wie von Sternen, vermessentlich reitet er, das Ross geht ihm in Sprüngen, besser denn einem Jungen (4932 ff.). Ein merkwürdiger Ansatz zu der Sage ist es, wie der geistliche Bearbeiter die Meistertreue auch in der Sorge für das Seelenheil ausführt. In Rothers späteren Jahren kommt ein „schneeweißer Wigand" über Land gestrichen, das „edle Haar" an den Ohren abgeschoren; es ist Berchter, der von Grund auf geboren ist zu dem allertreuesten Mann, den je sich ein König gewann. Rother nimmt selbst das Pferd des Meisters in Empfang. Dieser spricht zum König: Als dein Vater an seinem Ende lag, befahl er dich mir bei der Hand; seitdem hab' ich dir beigestanden, daß niemand dir Arges bot, er hätte denn uns beide bedroht; nun aber kann ich dir nichts weiter frommen, du folgest denn meinem Rath und besorgest die „ewige Seele" (5081 ff.). Dieses heißt im Sinne des christlichen Mittelalters, daß Rother der Welt entsagen und sich dem Klosterleben zuwenden solle. So erscheint dem Könige der Führer seiner Jugend (4483 ff.), der Gefährte seines Heldenlebens, im Alter noch als Schutzgeist und Wegweiser zum Himmel.

Als Ermenrich, nach den bösen Rathschlägen Sibichs, gegen seine Blutsverwandten wüthete, wurden auch seine Bruderssöhne, die beiden Harlunge, Fritel und Imbreck, von ihm treulos hingerichtet. Ihr Meister war der getreue Eckart, ein Enkel Berchtungs von dessen Sohn Hache. Wir vermissen über ihn das lebendige Lied, welches ohne Zweifel vorhanden war. In ungenügenden Überlieferungen wird er bald als Warner, bald als Rächer seiner Pflegbefohlenen gerühmt. Ersteres, die Warnung, ist hier die Hauptsache, und zwar nach folgendem Zuge, den allein noch die Wilkinensage aufbewahrt hat. Eckart (dort Fritila genannt, während einer der Harlunge Egard heißt,) erfährt an Ermenrichs Hofe, daß den Harlungen ein Überfall drohe. Er wirft sich auf sein Ross und reitet mit seinem Sohn Tag und Nacht, um, dem Heere voreilend, die Harlunge zu warnen. Diese wohnen auf ihrer Burg am Rheine, Breisach in deutscher Sage. Am Ufer des Stromes angelangt, will Eckart die Fähre nicht erwarten; sie schwimmen, die

Rosse nachziehend, durch den Rhein. An dieser Eile schon sehen die Harlunge, daß große Gefahr nahe sei (Wilkinensage Cap. 255, 6. II, 276 ff.). Eckart ist als Warner sprichwörtlich geworden. [1]

Der unglücklichste unter den Meistern ist Ilsan, in dessen Pflege Dietrich seinen Bruder und die zween hunnischen Königssöhne zu Bern zurückläßt. Sie sind dem Meister auf sein Leben anvertraut (Schlacht von Raben S. 292); aber so treulich er es meint, widersteht er doch nicht ihrer Bitte, sie vor die Stadt reiten zu lassen. Jammervoll ist des alten Mannes Ruf und Klage und wie er sich auf die Brust schlägt, als er jene im Nebel verloren (355 ff.). Darnach reitet er zu Dietrich und meldet selbst seine Schuld (869—873). Streng rächt der Berner die versäumte Meisterpflicht; als der Tod der Jünglinge kund geworden, schlägt er, wie er angedroht, mit eigener Hand dem Schuldigen das Haupt ab (1120).

Vielbesungen ist der alte Hildebrand, der Meister Dietrichs von Bern, sein treuester Gefährte in Kampf und Elend. [2] In ihm ist der

[1] In Dietrichs Fl. 2546—64 wird zwar der Harlungen Untergang erzählt, aber dabei Eckarts nicht erwähnt; eben so wenig bei Saxo B. VIII, 240 f. Die Namen Fritel und Imbreck kommen im Dietleib 4597 u. s. w. vor. Eckart wird daselbst 10242—5 Haches Sohn genannt. In Agricolas Sprüchwörtern (1534) findet sich Bl. 243 dieses: Der trewe Eckhart warnnt jederman. Bl. 244b: Wir brauchen dises Worts, wenn jemandt einen andern trewlich vor schaden warnet, vnd wir wöllens nach rühmen, so sagen wir: Du thuost wie der trew Eckhart, der warnet auch jedermann vor schaden. Er erscheint in dieser Beziehung als eine mythische Person. Der prosaische Anhang zum Heldenbuch besagt von ihm Bl. 212b: Man vermeinet auch der getreu Eckart sey noch vor fraw Fenus berg, vnd sol auch do belyben biß an den jüngsten tag vnd warnet alle die in den berge gan wöllen. Ebenso Agric. a. a. O.: Nun haben die Teutschen jres trewen Eckharts nit vergessen, von dem sie sagen, er sitze vor dem Venusberg vnnd warne alle leut, sie sollen nit in den berg gehn u. s. w. Ferner (Bl. 244): Vor dem hauffen [des wüthenden Heers] ist ein alter man hergangen mit einem weißen stab, der hat sich selbs den trewen Eckhart geheißen; Diser alt man hat die leut heißen auß dem weg weichen, hat auch etliche leut heißen gar heim gehen, sie würden sonst schaden nemen. (Über Eckharts Beziehung zu Eckewart vgl. Grimm S. 394. 190.)

[2] Wilk. S. Cap. 382. III, 172: Das sagen deutsche Männer, daß er der treufesteste Mann war, so nur sein konnte; dazu war er beides tapfer und ritterlich, weise, milde und adlich. Laur. 204: Ich gan dir aller eren wol Baß dann dem leibe mein.

Ernst der Treue und die Erfahrung des Alters auf das glücklichste verschmolzen mit scherzhafter Heldenlaune und unerloschenem Jugendfeuer. Er ist ein Liebling des Volksgesanges geworden, und in diesem scheint sich eben jene scherzhafte Richtung immer mehr ausgebildet zu haben, während in dem alten Hildebrandsliede des 8ten Jahrhunderts noch der Ernst obwaltet.

Hildebrand hat nicht bloß die Brüder Dietrich und Diether erzogen (Dietrichs Flucht 2535—2540 [1]); als Haupt des Stammes der Wölfinge ist er ein Pflegevater vieler Helden und hält die Jüngeren unter seiner Zucht. Vollkommen berechtigt ihn hiezu seine große Erfahrung. Denn wie er der Zeit nach hundert Jahre und mehr erlebt, [2] so hat er dem Raume nach die weite Welt ermessen. Ihm ist kund alles Menschengeschlecht (Hild. u. Had. S. 11 [3]). Sechzig Sommer und Winter ist er auswärts gewallet, stets unter den Streitenden, ohne daß er je in einer Burg gebunden lag (ebendaselbst S. 43 ff. [4]). Einst wird ihm gerathen, daheim zu bleiben und gemächlich sich an der Glut zu wärmen; da erwidert er: Mir ist bei allen meinen Tagen zu reisen auferlegt, zu reisen und zu fechten bis auf meine Hinfahrt; das sag' ich und darauf grauet mir der Bart (Hildebrandslied, S. 6. 7 [5]). Ihm sind Straßen und Steige wohl bekannt, darum ist er auch Leiter des

[1] Diethern und Diethrich (die) zoch ein herzog rich, Hilteprant der alte, der kune und der balde, der sit not und arbeit durch sinen lieben herren leit. Ebend. 3589—98 räth Hildebrand seinem Herrn, ihr Gut anzugreifen, 4543 tröstet er denselben. Nib. 9410: Im half daz er sich waffente meister Hildebrant.

[2] Roseng. I: So bin ich in sülicher ahte, hundert jor sint mir gezalt. Wilk. S. Cap. 382. III, 172: Er war 180 Jahr alt, da er starb; etliche sagen, daß er 200 Jahr alt war.

[3] Chud ist min al irmin-deot.

[4] Ich wallota sumaro enti wintro sehstic ur lante, dar man mih eo scerita in folc sceotantero, so man mir at burc enigeru banun ni gifasta.

[5] Hildebrandslied (Meistergeſ.) 6: Du solts daheime bleiben vnd haben gut hausgemach bei einer heißen gluthe. Der alte lacht vnd sprach: Solt ich daheime bleiben vnd haben gut hausgemach, ist mir doch bei allen meinen tagen zu reisen aufgesatzt, zu reisen und zu fechten biß auf mein hinnefahrt. Da sag ich dir, viel junger! darauff grauet mir der bart.

Heeres.[1] Er weiß die Fahnen der feindlichen Schaaren zu erklären (Rabenschlacht St. 474); wen niemand kennt, den weiß er zu nennen (ebendaselbst St. 496). Als Waffenmeister bewährt er sich, indem er mit kunstreichem Schirmschlag den Gegner unter seine Pflege nimmt.[2] Nie focht ein so alter Mann gleich ihm.[3] Er ist listig, mit guten Rathschlägen stets zur Hand; in den misslichsten Fällen hilft er mit einem sinnreichen Funde.[4] Seine Lehrart ist durchaus handgreiflich und kurzweilig. Dietrich will gegen seinen Rath nach dem Riesen Sigenot ausreiten, Hildebrand läßt ihn ziehen; erst als jener nicht binnen gesetzter Frist zurück ist, reitet der Meister selbst nach. Er findet, daß Dietrich besiegt und gefangen ist, und bekämpft nun selbst den Riesen. Der Berner, in der Wurmhöhle liegend, erkennt seinen Meister an den Schlägen: „wann ich bin sehr beschweret, so kommt er allezeit hernach, besorgt mich also schön."[5] Aber Hildebrand ruft hinunter: „Euch ist geschehen, als dem, der weise Lehren übergieng; ihr wollt mir leider folgen nicht, ich laß euch liegen allein." Dietrich bittet: „Hilf mir heraus, lieber Meister! ich will dir folgen immerdar bis an dein Ende."

[1] Dietr. Fl. 3154 f.: Hiltepranden was wol erkant die stige und die strazze. 8757: Wiser des heres was Hiltebrant. Schl. v. Rab. 338: Daz her von hunisch lande leidet durch die march, der die strazze wol bekande, Hildebrant der recke stark auf velde vnd vff stgigen. 581: Dannoch sollen wir eynen han, der vns die strazzen leyte, daz sei Hilteprant der (küene) vnuerzaite. 583: Hilteprant was wisere al dahin.

[2] Roseng. I, 2180: Hiltebrant der alte vichtet listeclich. Erst begunt er sůchen die ersten schirmschlege. Er hatte künig Gippich under siner pflege. Roseng. II, 388: schirmschlag. Hildebrandslied 3: schirmenschlag. Ebd. Dresd. 25: Das er mich nam gefangen, das macht ein schirmschlag.

[3] Sigen. 148: Kein elter riter vacht nye pas. Alph. 371: Er focht mit solchem grimme, kein alter es nimmermehr gethut.

[4] Ecke 2: Mit listen wer keyn kuner den der alt Hiltprant. Laur. 188b: Der künde wyshait walten. 189a: Nu bistu ein getruwer man; niemant bas geraten kan zu sölichen sachen. 193b: Der vil wiser rete kan. 196a: Der wise man. 196a. Ebenso 196b: Ein wyser wigant. 201a: Der vil speher liste kan. 203b: Ich fürcht hiltprandes rat. Ros_eng. I, 2183: Hiltebrant hat vil sin und hat ouch vil der liste. Alph. 343: Also sprach aus listen der alte Hildebrant.

[5] Sigen. 172 f.: Werlich das ist der meister mein, das hor ich an den slegen, das er mir trew wil sein; wan ich bin ser beswerte, so kumpt er alle zeit hernach, besorgt mich also schone.

Da zerschneidet Hildebrand sein gut Gewand und macht ein Seil daraus, seinen ungehorsamen Herrn aus der Grube zu ziehen.[1] Als Dietrich sich scheut, mit Siegfried im Rosengarten zu kämpfen, straft ihn Hildebrand mit einem Faustschlag; dafür schlägt Dietrich den Meister mit dem Schwerte zu Boden. Jetzt hat dieser gewonnen Spiel, er stellt sich todt, in Zorn und Reue bezwingt Dietrich den Gegner; da springt der Scheintodte auf. „Nun habt ihr gesieget, nun bin ich wiedergeboren" (Rosengarten II, 446). Seinen eigenen Sohn prüft er, indem er, unerkannt, nach langem Elend in Hunnenland, mit jenem, als dem Hüter der Bernermark, sich in Kampf einläßt; er kann wohl zufrieden sein mit der Kopfwunde, die ihm von dem Geprüften geschlagen wird, dennoch schwingt der Alte den Jungen kräftig in das Gras und giebt ihm die Lehre: „Wer sich an alte Kessel reibt, empfahet gerne Rahm" (Hildebr. 13. Dresd. 14. Vgl. Rosengarten II, 393). Den Muth der Wölfinge versucht er einst dadurch, daß er sich mit seiner Schaar vor Bern lagert, mit umgekehrten Schilden, als wär' es Ermenrichs Heer. Der streitlustige Wolfhart kommt alsbald aus dem Thore gerannt, da wendet Hildebrand seinen Schild, Oheim und Neffe küssen sich, statt sich zu bekämpfen (Alph. S. 386 ff.[2]). Indem der alte Meister sich den Lehrproben so muthiger Schüler ausstellt, kann es nicht fehlen, daß er manchmal eine Beule davonträgt. Seine neckischen Anschläge fallen oft auf ihn zurück und die Lehren, die er der Jugend giebt, überspringt er selbst in jäher Aufwallung. Die Lieder zeigen ihn gern in Lagen, welche der musterlichen Haltung einigen Eintrag thun. Der Riese Sigenot bindet ihm Hände und Füße zusammen, schwingt ihn bei seinem langen grauen Bart mit einer Hand über die Achsel und trägt ihn so hinweg; da klagt der Alte: „Noch nie ward ich beim Barte genommen; hätt' ichs zu Bern gewust, ich hätt' ihn abgeschoren"

[1] Sigen. 187 f.: Und euch ist do geschehen, sam der weise lere vber gie. Ir wolt mir leider folgen nicht, den schaden habt ir wie mir geschicht; ich loß euch liegen eyne; hilff mir auß, lieber meyster mein! ich volg dir ymer mere piß an das ende dein.

[2] Einen ähnlichen Scheinkampf hat er mit seinem Sohne, um Uten zu necken, im Dresdener Hildebrandsliede St. 18 ff. In Dietr. u. s. Ges. schlüpft er gar unter das Hochzeitbett. Zu bemerken ist, daß im ältesten Hildebrandsliede der Vater den Sohn nicht täuschen will, sondern dieser jenen nicht anerkennt.

(Sigenot S. 157 f. Dresd. St. 158 f.). Als der junge Alphart auf die Warte ausgeritten, fürchtet Hildebrand, den Neffen zu verlieren. Er beschließt, ihn Streites satt zu machen und wieder in die Stadt zu bringen. In fremdem Sturmgewande eilt er nach, reitet den jungen Helden an, wird aber von dessen Schwertschlag auf die grüne Heide niedergestreckt. Er muß sich entdecken, um sein Leben zu retten, und kehrt unverrichteter Dinge nach Bern zurück, wo er, nach seinem Gefangenen gefragt, den Spott zu dem Schaden hat (Alphart St. 121 bis 241). Aber es ist Alpharts Verderben, daß der Anschlag des Meisters misslungen. In der Nibelungenoth wird Hildebrand von seinem Herrn ausgeschickt, um zu erkunden, ob wirklich Rüdiger erschlagen sei. Er will hingehen ohne Schild und Waffen; als jedoch der grimme Wolfhart ihn straft, daß er sich waffenlos dem Schelten der Burgunden preisgebe, da rüstet sich der Weise durch des „Tumben" Rath (9109) und mit ihm stehen alle Dietrichsrecken in den Waffen. Sie gehen nach dem Saale, bitterer Wortwechsel entspinnt sich, Wolfhart will in den Kampf springen, Hildebrand hält ihn fest; als aber doch der Löwe losbricht, da duldet der alte Meister nicht, daß einer vor ihm zum Streit komme; an der Stiege noch überfängt er den Neffen und schlägt selbst den ersten Schlag (Nibelungenlied 9097—9112. 9193—9211). Dieß der Anfang des Streites, darin alle Wölfinge fallen, außer dem Meister selbst. Aber ernst und schrecklich tritt derjenige, der sein langes Leben hindurch der Helden Pfleger und Leiter war, zuletzt noch als der Helden Rächer hervor. Kriemhild hat selbst dem gefangenen Hagen das Haupt abgeschlagen; das erträgt Hildebrand nicht, daß ein Weib die Recken erschlage, ob sie auch seine Feinde waren, obgleich Hagen ihm eine tiefe und lange Wunde geschlagen (Nibelungenlied 9516); zornig, mit schwerem Schwertschwank haut er die Königin zu Stücken (9617—9627). Er allein mit seinem Herren bleibt übrig; aber niemals bis in seinen Tod heilt die Wunde, die er an diesem Tag empfangen.[1]

Bei den Burgunden vertritt Hagen die Stelle des Meisters, bei den

[1] Anh. z. Heldenb. 212a. Hier erschlägt der Berner Chriemhilden. Also reit der Berner und Hildebrand hinweg. Die selben wunden [es sind ihm zwei ins Haupt geschlagen] woltent Hiltebrant nye geheilen biß in synen todt. In einem spätern Streit wird er von Gunthern erschlagen. Nach Wilk. Sag. III, 172 stirbt er an Siechthum.

Hegelingen Wate. Letzterer zeigt in den Fechterspielen am Hofe des Königs von Irland unerwartet seine Meisterschaft (Gudrun Z. 1411—86). Er ist ein alter, aber grimmiger Mann, mit breitem Bart, die greisen Locken in Gold gewunden.[1] Er weiß die rechten Wasserstraßen;[2] mit dem Schalle seines Hornes, den man wohl dreißig Meilen weit hört und davon die Eckſteine aus der Mauer weichen, giebt er dem Heere Zeichen und Befehl.[3] Am Hofe der Hegelinge dient er als Truchsäß.[4]

Wie der Schmuck der Locken die jungen Könige auszeichnet, so der lange, weiße Bart die greisen Meister. So heißt es von Berther im Rotherliede:

2468: Siestu jenen grawin man
Mit deme schonin barte stan?
2500: Vf den gurtel ginc ime der bart
Bi den ziden also lossam.
4947: Deme was die bart harte breit.

Dieser schneeweiße Wigand reitet auch auf einem weißen Streitrosse (4932: blankin marhe). Als der Riese Sigenot den alten Hildebrand am Barte davonträgt, da ruft der greise Mann: „O weh! nimmer kam in meinen Bart eines Mannes Hand. So lang ich lebe, werd' ich nie mehr einen Tag von Herzen froh sein, ich räche denn meinen Bart" (Laßb. Str. 20 f.). Er rächt denselben auch wirklich, indem er nachher den Riesen erschlägt. Dieß sein Schicksal erzählt er nachher Dietrichen also (Laßberg Strophe 43):

Bi minem bart er mich gevie.
Bald er do von dannen gie
Gen ainem holen staine.
Also sprach maister Hiltebrant:
In minem barte lag sin hant,
Do wart min vrœde klaine,

[1] 1363: Sein part was im prait, sein har was im bewunden mit porten den vil gůten. 1421: Ir bayder greyse locke sach man in golde gewunden.

[2] 3345: Da sprach Wate der alte: ich wayss hiebey vil nahen ir rechte wasserstrasse [2981: merstrasse], wir mugens auf dem mer vil wol ergahen. 4500: Was half daz sy nu wiste der alte Wate vnd von Tenen Frůte.

[3] 5401—16. 5569—80.

[4] 6447: Wate ward truchsässe der helt von Sturmlannd.

Won ich da alles des uergas,
Das mir ie wart ze liebe.
Den bart er mir da us gelas
Sa recht als ainem diebe.
Er het mich senfter wol getragen.
Hie lant die red beliben!
Ich han in drum erslagen.[1]

Sein grauer Bart ist ihm das Wahrzeichen seines langen Heldenlebens, wie er im Liede zu seinem Sohne spricht:

Str. 7: zu reisen und zu fechten biss auf mein hinnefahrt,
das sag ich dir, viel junger! darauf grawet mir der bart.

Vgl. Wilkinensage C. 375. Rafn S. 562. Dietleib Str. 2634:

Darzû ich das vernomen han,
Daz im grabe nu der bart.

Von Berther wird gesagt (Rother 4890), manchen kalten Winter hab' er sein Lehen, das er von Rother empfangen, mit seinem Schilde beritten, davon dem unverdrossenen Manne oft sein Bart bereift worden.

Wir haben das Verhältnis des Meisters angeknüpft an den einfachen Beruf des Nährvaters, wie er in den nordischen Sagen, noch den geschichtlichen, sich darstellt; in politischer Entwicklung möchten wir dasselbe in dem Majordomus wieder erkennen, der unter den fränkischen Königen so bedeutend hervortritt, aber auch dem ostgothischen Hofe nicht gefehlt hat.[2] Nicht als ob in den mächtigen Hof- und Staatsbeamten, welche statt des alterschwachen Königgeschlechtes herrschten und zuletzt dieses vom Throne warfen, noch etwas von der Herzlichkeit und Treue der sagenhaften Meister übrig geblieben wäre. Dem Hause Pipins ist mit den Wölfingen nur das gemein, daß beide dem Königsstamme, hier der Amelungen, dort der Merowingen, die nächsten sind und das Meisteramt von Glied zu Glied in sich vererben. Aber der letzten politischen Gestaltung musten ältere und einfachere Zustände vorangehen, und je weiter in der Zeit wir aufsteigen, um so mehr erscheint der

[1] Schon das Greifen an Locken und Bart galt für schimpflich und muste gebüßt werden. Lex Burgund. add. I, 5. Grimm, Rechtsalterth. S. 710. Diebe wurden geschoren. S. ebend.

[2] Theodahad läßt sich durch den Majordomus beim Heere vertreten. Cassiodor. Var. X, 18: majorem domus nostræ. Mans. 112. Masc. II, 61.

fränkische Majordomus auch nur als der erste des Gefolges, als Erzieher, Begleiter und Berather der Könige. [1] Die erste Erwähnung desselben, an der Grenze der Geschichte, findet sich in einer sagenhaften Erzählung, welche sogleich an das Meisterwesen in den Liedern erinnert. Childerich, Chlodwigs Vater, wird den Franken verhaßt und abgesetzt. Sein Freund Wiomad, aus einem der edelsten Geschlechter, der ihm sonst in allen Dingen gerathen und beigestanden, räth ihm jetzt, nach Thüringen zu entweichen, bricht seinen Goldring entzwei und giebt ihm die Hälfte; wenn ihm die andere gesandt werde und beide zusammen passen, soll es ihm das Zeichen zur Rückkehr sein. Die Franken wählen den Römer Ägidius zum König. Wiomad macht sich diesem beliebt und wird sein Majordomus. Als solcher räth er zu stets härtern Auflagen, dann zur Hinrichtung der Mächtigsten im Lande, der Feinde des vertriebenen Childerich. Dadurch wendet er die Franken von Ägidius ab, sie sehnen sich nach Childerich zurück und bald empfängt dieser die andere Hälfte des Rings, das Zeichen der Versöhnung (Gregor. Turon. histor. epitom. c. 11. Pertz S. 16. Grimm, deutsche Sagen II, 73 f.). So ist Wiomad gegen seinen rechten Herrn ein Eckart, gegen den andern ein Sibich.

Auch die langobardischen Geschichten, wie Paulus Diaconus sie aufgezeichnet, enthalten Mehreres, was diesen Verhältnissen angehört.

Die Recken.

Recke [2] bezeichnet in allgemeinerem Sinne jeden tüchtigen Kriegsmann, wornach dieser Name allerdings auch dem König und dem Meister ansteht; ist aber vom König und seinen Recken die Rede, so sind unter letztern die Erlesenen des Gefolges oder der Lehnsmannschaft, die nächste Umgebung des Fürsten, gemeint. Aus der ganzen Zahl der Mannen werden zu kühneren Unternehmungen die Recken ausgewählt,

[1] Pertz, Geschichte der merowingischen Hausmeier. Hannover 1819. S. 12.

[2] Grimm, Rechtsalterth. S. 733: Im Mittelalter war Recke ein vielgewanderter Held. Gudrun 5881: Er was auch ein recke vnd tet im streite wol. Walth. 452: Viro forti similis fuit. 330: More gigantis. Nib. 9299: Er [Giselher] wunte zû dem tote den Dieteriches man [Wolfhart] ez en-het an einen reken zware niemen getan.

daher wohl auch die Benennung Wählrecken.[1] Recken sind gleich „aus- erwählten Degen."[2] In Reckenweise fahren ist der Gegensatz von einer Heerfahrt oder von „viel Volkes führen," es ist der Ausdruck dafür, wenn der König mit wenigen seiner geprüftesten Helden sich auf ein Abenteuer begiebt, wie wenn Rother ohne die volle Heereskraft ausfährt, seine gefangenen Boten zu befreien, oder wenn Siegfried und Gunther nur zu vieren auf die mißliche Werbung um Brunhilden sich einschiffen.[3]

[1] Rab. 536: Drizzig tusent solt ir han der edeln welrecken. Rüdiger theilt sie Dietrich zu. 524: Die besten hiez er uzlesen, Rüdiger als Rottmeister. 635: Die edeln welrecken here, unbestimmt. 811: Die waren zu irn handen welrecken, bei Gunther. 850: Da kamen alrest zusamen welrecken. 858: Die recken uzerkoren. 923: Bistu ein welrecke, so lestu dich erbitten, Dietrich hinter Wittich her. Vgl. Not. 3 unten. Nib. 2033: Wol drîzech hundert recken die wâren schiere komen, ûz den wurden der besten tûsent dô genomen, bei den Nibelungen. 5903: Sô wel ich ûz in allen tûsent ritter gût, zur Hunnenfahrt. 5925: Hagne welte tûsent die het er wol bekant, und swaz in starken strîten gevrümt het ir hant. 5940: Wir füeren mit uns hinnen sô manigen ûz-erwelten man. Vgl. Gudrun 6118: Da kam der kunig Herwig ze Ludwiges sal mit seinen walgenossen nach plûte far gegangen. 5666: Das haysse walplût.

[2] Nib. 4125: Die ûzerwelten degene mit schilden komen dar, einlef hundert recken, die het an siner schar Sigemunt der herre. Vgl. Nib. 8931: Dô lief er zû den gesten einem degen [al. recken] gelîch. 8134: Der rât en-zæme niemen wan einem degene, Hagen von Giselher. Vgl. Not. 3. Dietrichs Fl. 3116: Sechs recken myn dan XII tusent tegen.

[3] Roth. 558: Sie reiten iren heren, Er solde mit grozen erin In reckewis over mer vare. 586: Der herverte ist ein teil zo vil, Vnde ob du iz ton wil, So machtu diche allerbest bewaren, Wiltu in recken wis over mere varen, damit die Boten nicht umgebracht werden. 719: Ich moz vzme lande In einis reckin wise varen Vnd wille mich anderis namen. Rother fährt mit zwölf Herzogen, deren jeder zweihundert Ritter hat, und König Asprian zwölf seiner Mannen. Nib. 1373: Wie vil wir volkes fûrten. 1377: Wir sule in recken wise ze tal varen den Rin. 1384: Uns [viere] endurfen ander tusent mit strite nimmer bestan. 7319: Wan wichet ir uns reken? ja dunket es mich gût [sagt Volker], ez heizent allez degene unde sint geliche niht gemût. 8781: Gewaffent wart do Rüedeger mit funfhundert man, darüber zwelf recken ze helfe er do gewan. Vgl. 2803: Von drizech hundert reken wir geben dir tusent man. Dietl. 456: Er [Bitrolf] liez auch taugenlichen gar würchen, daz er wolte dan selbzwelffter seiner man füeren in die frömde lant die pesten recken, die er vant, die welet Pitrolf darzû. 7578: Und wie der alte Hildebrant welet daz der geste schar gegen hertem streite wurde gar.

Daheim sitzen die Recken im Saale des Königs,[1] hören mit an, wenn ihm Botschaft zukommt, geben Rath und verheißen Hülfe, wenn ein ernster Entschluß zu fassen ist. So geht, im Alphartsliede, der Vogt von Berne vor seine Recken, die kühnen Wölfinge, in den Saal, sie springen auf, den Fürsten zu empfangen, er heißt sie sitzen, klagt ihnen seine Noth, wie sein Oheim Ermenrich ihn vertreiben wolle, und mahnt sie, was sein Vater an ihnen gethan und wie sie demselben Treue geschworen; erst schweigen alle und sehen in herzlichem Leid einander an; dann, als er ausgesprochen, rufen sie einhellig ihm Trost zu und geloben, Leib und Leben für ihn zu wagen, er aber will all sein Vatererbe mit ihnen theilen (Alphart St. 72—86).

Bei hohen Festen begleiten die Recken, bloße Schwerter in der Hand, die Gemahlin oder Schwester ihres Fürsten, als Schirm und Zierde des Königshofes.[2]

Auf ein Gefolge solcher Helden wird hoher Werth gelegt und diese sind sich dessen stolz bewust. Als Kriemhild, mit Siegfried neu vermählt, von Worms scheidet, will sie auf all anderes Erbe verzichten, nur die Recken sollen zwischen ihr und den Brüdern getheilt werden.

[1] Nib. 321: Welt ir den herren [al. kunic, Gunther] vinden, daz mac vil wol geschehen; in jenem sale witen da han ich in gesehen bi den sinen helden; da sult ir hine gan; da mugt ir bi im vinden vil manegen herlichen man. 4754: Si giengen in den sal, da si den künic [Gunther] funden bi manigem herlichem man. Dietrichs Fl. 5791: Und auch die recken uberal, die by ym lagen auf dem sal, bei Dietrich zu Bern.

[2] Nib. 22: In diente von ir landen vil stolziu ritterschaft mit lobelichen eren unz an ir endes zit. 30: In waren undertan ouch die besten recken, von den man hat gesagt, stark unde vil küene, in scharpfen striten unverzagt. 1125: Do hiez der kunec riche mit siner swester gan, die ir dienen solden, wol hundert siner man, ir unt siner mage, die trûgen swert en-hant. Daz was daz hove-gesinde von der Burgondenlant. 6725: Nu solte min herre Giselher nemen doch ein wip [sagt Hagen]. Ez ist so hoher mage der mark-gravinne lip, daz wir ir gerne dienten, ich unde sine man, und solde-s under krone da zen Burgonden gan. 4811: Welt ir ir des günnen, so sol si krone tragen vor Ezelen recken; daz hiez ir min herre sagen. 7744: Man sol mich [Hagen] sehen selten ze hove nach Ortliebe gan. Gudrun 67: Da sy bey recken solten tragen krone. 708: Die vor seinen helden ze hove solde gan [Hilde]. 5182: Wann ich [Gudrun] steen vnder crone vor ewrn recken gût, so hayss ich küniginne. 2192: Die alten zu den jungen trûgen ze hofe swert.

Sie wählt sich Hagen und die Seinigen zum „Heimgesinde.“ Doch zürnend erwiedert er: „Wir Tronecker müssen bei den Königen bleiben, denen wir alldaher gefolgt haben.“ [1]

Diesen folgen sie auch ferner bis in den gemeinsamen Untergang.

Von solcher Treue in jeder Noth heißen die Recken manchmal auch Nothgestalden, Helden zu rechter Noth, dann die Stäten, die Nothfesten, die Sturmfesten. [2]

Über die germanischen Gefolgschaften berichtet Tacitus mehreres vornemlich hieher Bezügliche. Das war der Fürsten Macht und Würde, stets von einer großen Schaar erlesener Jünglinge umgeben zu sein, im Frieden eine Zier, im Krieg eine Schutzwehr. In der Schlacht war zwischen Fürsten und Gefolg ein Wetteifer der Tapferkeit. Ehrlos für immer, wer, ihn überlebend, aus dem Gefechte wich; ihn vertheidigen, schirmen, seinem Ruhme die eigenen Heldenthaten beimessen, heilige

1 Nib. 2797 [Str. 705]: Do sprach diu vrowe Criemhilt: Habt ir [Siegfried] der erbe rat umb Burgunde degene! so liht ez niht enstat. si mag ein kunic gerne füeren in sin lant. Ja sol si mit mir teilen miner lieben brüeder hant. 2803: Von drizech hundert reken wir geben dir tusent man, die sin dir heimgesinde. 2809: Ander iwer gesinde die lat in volgen mite [sagt Hagen zornig], want ir doch wol bekennet der Tronegære site, wir müezen bi den kunigen hie ze hofe bestan wir suln in langer dienen den wir alher gevolget han. 3306: Zwiu sold ich [Brunhild] verkiesen so maniges ritters lip, der uns mit dem degene dienstlich ist undertan? Gudrun 6496: Er sprach: Du solt sy mynnen, du hast von ir manigen recken gůten.

2 Rother 3548: Rother lieuer herre min, daz sin die notstadele din. Dietrichs Fl. 9277: Da waren recken zu ir hant, die man heizzet genotigot wigant. 4657: Die sine [Hildebrands] notgestalden. 6619: Die stritherten. Rab. 149: Die notgestalden alle ... die dem von Perne wolden vff Ermrichen helffen als sie solden. 537: Wie vil der dinen notgestalden were. 834: Und sint auch daz die besten in herten striten die vil notvesten. 75: Ja sint ez helde stete. 86: Dez gewerten in die starcken vnd die steten. 837: Ahey daz waren helde stete, die slugen durch die ringe, daz daz plute dar auz schrete. Alphart 74: Zwene helden zu rechter not. 76: Zu den nœthen verwegen. 160: Alphart der junge degen was ein held zu rechter not. Klage 1057: Da ruwent si mich [Dietrich] sere die notgestallen mine. Dietleib 11013: Der sturmveste. 11292: Manig ritter sturmveste. 12129: Die sturmvesten. Gudrun 2483: Nu was der notueste kumen in das lanndt. Dietrichs Fl. 5120: Die starcken und die notuesten. 6297: Die notuesten.

Eidespflicht. [1] Später, im vierten Jahrhundert, sehen wir den Alemannen Chnodomar an der Spitze eines Gefolges, das, als der König sich römischer Übermacht ergeben, für schändlich hält, ihn zu überleben oder nicht mit ihm zu sterben, und sich mit ihm binden läßt. [2] An Kriemhilds Heimgesinde erinnert das große Gefolge edler und streitbarer Männer, das der Ostgothe Theoderich seiner Schwester Amalafrida bei ihrer Vermählung mit dem Wandalenkönige Thrasamund mitgiebt und welches nachher der Fürstin unglückliches Schicksal theilt. [3]

[1] Tacit. Germ. c. 13: Gradus quin etiam et ipse comitatus habet, judicio ejus, quem sectantur; magnaque et comitum æmulatio, quibus primus apud principem suum locus; et principum, cui plurimi et acerrimi comites. Hæc dignitas, hæ vires, magno semper electorum juvenum globo circumdari; in pace decus, in bello præsidium. C. 14: Cum ventum in aciem, turpe principi, virtute vinci, turpe comitatui, virtutem principis non adæquare. Jam vero infame in omnem vitam ac probosum, superstitem principi suo ex acie recessisse. Illum defendere, tueri, sua quoque fortia facta gloriæ ejus assignare, præcipuum sacramentum est. Principes pro victoria pugnant: comites pro principe.

[2] Ammian. Marcellin. l. XVI, c. 12: Quibus visis compulsus ad ultimos metus, [Chnodomarius] ultro se dedit, solus egressus: comitesque ejus ducenti numero, et tres amici junctissimi, flagitium arbitrati post regem vivere, vel pro rege non mori, si ita tulerit casus, tradidere se vinciendos. Nach Chr. 357. So will auch das Gefolge des Angelsachsen Byrhtnoth (991) den gefallenen Herrn nicht rachelos überleben. Conybeare S. XCIV—VI.

[3] Procop. l. I, c. 8: Conjuge, nec marem unquam, nec fœminam enixa, viduatus [Thrasamundus, Vandalor. rex], ut regnum optime stabiliret, missa ad Theodoricum Gothorum regem legatione, sibi uxorem poscit sororem ejus Amalafridam, a recenti viri funere viduam. Sororem illi misit cum comitatu Gothorum mille nobilium, qui stipatorum munus obirent: hos secuta sunt ministeria e viris bellicosis collecta ad quina circiter millia. Unum item e Siciliæ promontoriis (Lilybæum vocant) sorori Theodoricus donavit. Masc. II, Anm. 38 u. Sodann l. I, c. 9: Regnante Ilderico [Vandal. reg.] Mauri Bizaceni, qui parebant Antallæ, prœlio fudere Vandalos, hisque [Vandalis] societatem et amicitiam renunciarunt Theodoricus et Gotthi, ideo facti hostes, quod Amalafrida in custodiis asservaretur, cæsique, ad internecionem Gotthi fuissent, impacto illis crimine conjurationis in Vandalos et Ildericum. Minime tamen ultum ivit Theodoricus, suas opes intelligens non sufficere ingenti classi, qua bellum in Africam portaret. Masc. II, Anm. 40, 2. Amalafrid wurde später höchst wahrscheinlich umgebracht. Ebd. 39, 6.

Der Kreis der ausgezeichnetsten Recken, die zunächst um den König versammelt sind, ist gewöhnlich in der Zwölfzahl gedacht, in der Art, daß der König bald mitgezählt ist, bald nicht. So erfüllt Wolfdietrich mit seinen eilf Dienstmannen d. h. seinem Meister Berchtung und dessen zehn Söhnen diese Zahl. In Dietrichs von Bern Gefolge werden mit dem Meister Hildebrand bald eilf, bald zwölf Recken genannt. Den drei burgundischen Königsbrüdern sind neun namhafte Helden beigegeben; und wo sich die Heldenkreise feindlich gegenübertreten, kämpfen zwölfe gegen zwölfe.

Die Zwölfzahl bildet nun auch in den deutschen Rechten häufig eine volle Verwandtschaft. Für die gesippten Eideshelfer, welche ursprünglich und zugleich auch Fehdegenossen sind, ist zwölfe entweder die bestimmte Zahl oder, bei verstärkter Menge derselben, die Grundzahl; auch der Schöffen sind mit dem Richter oder ohne ihn zwölfe. Bei den Geschwornengerichten zeigt sich noch dasselbe Verhältnis (Rogge S. 191. 162. 244. Grimm, Rechtsalterth. S. 217). Von der Familie ist offenbar diese Zahl auch auf die Gefolgschaft und in das Heldenlied übergegangen, wo, wie öfters erwähnt worden, die vornehmsten Recken Mannen und Mage des Königs zugleich sind. Wo dieser in seiner Vollkraft, in seiner Ganzheit auftritt, erscheint er selbzwölfte.

Als Siegfried, Kriemhilden zu erwerben, gen Worms ziehen und sein Vater ihn dazu zahlreich ausrüsten will, sagt er (Nibel. Lachm. 60):

Si mac wol sus ertwingen dâ mîn eines hant.
ich wil selbe zwelfter in Gunthêres lant.

Als der Markgraf Rüdeger endlich entschlossen ist, gegen die Burgunden zu kämpfen, sagt das Lied (Nibel. Lachm. 2106):

Gewâffent wart dô Rüedegêr mit fümf hundert man;
dar über zwelf recken sach man mit im gân;
die wolten prîs erwerben in des sturmes nôt.

Dietleib 5241: Der pote sprach: ich sach da stan
wol zwelfe Dietriches man,
der yetzlicher seines rates phlag.

Im Volksliede von Hildebrand wird dieser gewarnt (Str. 23):

Was begegnet dir auf der marke? der junge Alebrand;
Ja rittestu selbzwölfte, von ihm würdestu angerand;

d. h. rittest du in ganzer, voller Genossenschaft.

Die Reihe der Recken, welche das Gefolge des Königs ausmachen und an deren Spitze der Meister steht, mustern wir nun noch weiter, in der Art, daß wir von den Spuren des höhern Alterthums zu den Ansätzen späterer Bildung vorschreiten.

Heergesellen.

Die Bande des Bluts waren die erste, natürliche Gewähr gegenseitigen Schutzes. Das Leben des Einzelnen schien in dem Grade sicher gestellt, je zahlreichere Verwandtschaft seinen Tod zu rächen drohte. Wir haben bereits erwähnt, wie im Norden ein der Blutsverwandtschaft in den Wirkungen gleichartiges Verhältnis dadurch gebildet wurde, daß man Kinder in die Pflege anderer Häuser übergab. Nicht bloß wurden hiedurch der Erzieher und dessen Söhne dem Pflegling als Vater und Brüder innig verbunden, die Allgemeinheit der Sitte scheint besonders auch darin ihren Grund gehabt zu haben, daß durch solche Übergabe die beiderseitigen Geschlechter selbst sich verwandt und hülfpflichtig wurden.[1] Aber noch eine weitere Ausdehnung der Verwandtschaftsbande war den Bedürfnissen der Zeit angemessen. Wenn der junge Normann die Waffen ergriff, wenn er auf kühne Seezüge ausfuhr, in welchen er den Beruf seiner kräftigen Lebensjahre fand, da musten ihm die erwünschtesten Genossen diejenigen sein, von deren Kraft und Fertigkeit er sich den wirksamsten Beistand versprechen durfte.[2] So knüpfte sich ein Band der Wahl, das man aber durch sinnbildliche Handlung denen des Blutes und der Pflege gleichzustellen suchte. Die Weihe solcher Verbrüderung bestand nämlich darin: man schnitt lange Rasenstücke auf,

[1] In der Orvarodds saga C. 1 (Rafn III, 2. S. 61) bittet sich Ingjald zum Sohne der Gastfreundschaft von Grim Lodinkin aus, daß dieser, ein sehr reicher und mächtiger Mann, seinen Sohn Odd ihm zurücklasse. „Nej," svarede Ingjald, „Penge har jeg nok af, men din Bistand og dit Venskab önsker jeg mig, og at du skal befæste det ved at lade din Sön Odd blive her tilbage." „Jeg veed ikke," sagde Grim, „hvad Lopthæna [Grims Frau] siger dertil." „Ja!" svarede Lopthæna, som var tilstede, „saa godt et Tilbud tager jeg med Glæde imod." Auch Ingjald ist ein reicher Bonde.

[2] Die Gesetze der Jomsvikingen verpflichteten zu gegenseitiger Blutrache. Den ene skulde hevne den anden som Fader eller Broder. Müllers Sagabibl. III, 63. 89.

befestigte sie an den Enden in der Erde, richtete sie auf und stützte sie mit einem Spieße; dann traten die Freunde darunter, verwundeten sich, ließen ihr Blut zusammenfließen und vermischten es mit Erde, fielen sofort auf die Kniee und schwuren bei den Göttern, einer des andern Tod zu rächen, wie Brüder, worauf sie sich die Hände reichten.[1] Das

[1] Müll. Sagabibl. I, 168 (Gisle Surssöns Saga.): De gaae nu ud paa en Odde, opskiære Strimler af Grönsvær, hvis Ender de befæste i Jorden, og understötte det med et Spyd saaledes, at man med Haanden kunde röre ved Naglen, der holdt Spydsjernet. Alle fire gaae derunder, saare sig, lade deres Blod löbe paa Jorden under Grönsværen, og röre Jorden og Blodet saamen. Derpaa faldt de paa Knæ, og svore ved alle Guder, at den ene vilde hevne den anden som en Broder. Men da de skulde give hinanden Hænder u. s. w. Ebend. I, 153 (Fostbrödresaga): Thorgeir og Thormod vare tvende tappre, men ustyrlige Ynglinge fra den nordlige Deel af Island, som uagtet den indförte Kristendom havde tilsvoret hinanden paa gammel Viis Fostbroderskab, og at skulle hevne hinandens Död. De havde nemlig skaaret trende lange Strimler af Grönsvær, fastgiort Enderne i Jorden, men saaledes löftet Grönsværen, at den sværgende kunde gaae derunder. Ebend. II, 656 (Saga om Illuge Grydefostre): De svore Fostbrödrelag, og lode deres Blod rinde sammen, under Löfte ad hevne hinandens Död. Saxo Gramm. l. 1. S. 12: Spoliatum nutrice Hadingum grandævus forte quidam, altero orbus oculo, solitarium miseratus, Lisero cuidam piratæ solenni pactionis jure conciliat Siquidem icturi fœdus veteres vestigia sua mutui sanguinis aspersione perfundere consueverant, amicitiarum pignus alterni cruoris commercio firmaturi. Quo pacto Liserus et Hadingus arctissimis societatis vinculis colligati, Lokero, Curetum tyranno, bellum denunciant. Id. l. IV. S. 82: Ipse equidem [Britann. rex] ac Fengo, ut alter alterius ultorem ageret, mutua quondam pactione decreverant u. s. w. Finn Magn. Edd. II, 287 (Lokasenna): Loke: Mindes du vel Odin! Da vi i Tidens Morgen Blanded fælles Blod (E. O. blandede Blod sammen); Da lod du som om aldrig En Drik du vilde smage Hvis ei manden os begge böd. In der Anmerkung zu dieser Stelle II, 308 sagt Finn Magn.: Blodpagter (hvortil vel ogsaa Omskjærelsen i visse Maades höres) vare fra ældgamle Tider af almindelige i Österlandene. Udförligst beskrives en saadan, ved et Fostbroderskabs Stiftels ei Armenien, af Tacitus Annal. 12, 47. Ifr. Lucians Toxaris (om Skytherne). Flere hertil hörende Efterretninger findes hos Herodot og Mela. Die Stelle in Tacit. ann. XII, 47, wo vom Frieden zwischen Rhadamistus und Mithridates, welcher verrathen wird, die Rede ist, lautet: Simul in lucum propinquum trahit, provisum illic sacrificium imperatum dictitans, ut diis testibus pax firmaretur. Mos est regibus, quotiens in societatem coëant,

zusammenfließende Blut bedeutet offenbar die Einigung in der Blutsverwandtschaft und in den aufgerichteten Rasenstücken erkennen wir das gemeinschaftliche Dach, unter welchem natürliche und Pfleggeschwister auferzogen werden; noch heute sind im höhern Norden die Häuser mit Rasen gedeckt. [1] Auch wurden diese Verbindungen Pflegbrüderschaft (Fostbrödralag) genannt. Sie wurden manchmal gerade von solchen eingegangen, die sich eben erst im Kampfe gegen einander geprüft hatten, [2] sie musten jeder engeren Freundschaft das Siegel aufdrücken und sagten dem kriegsrüstigen Geiste der Normänner so sehr zu, daß sie, obgleich ein abgeleitetes Verhältnis, dem ursprünglichen der Blutsverwandtschaft vorgesetzt wurden, daher Blutsfreunde selbst, welche sich zu Schutz und Trutz auf das festeste verpflichten wollten, den Pflegbrüdereid zusammenschworen. [3] Das Christenthum konnte diese Verbrüderungen zur Blutrache nicht für erlaubt anerkennen; dennoch hörten sie mit dessen Einführung nicht sogleich auf. [4]

Daß in der nordischen Darstellung unsres Heldenkreises die Pfleg-

implicare dextras, pollicesque inter se vincire nodoque præstringere: mox, ubi sanguis artus extremos suffuderit, levi ictu cruorem eliciunt atque invicem lambunt. Id fœdus arcanum habetur quasi mutuo cruore sacratum. Sed tunc, qui ea vincula admovebat, decidisse simulans, genua Mithridatis invadit, ipsumque prosternit; simulque, concursu plurium, injiciuntur catenæ. Vgl. auch Orph. Argon. 303 ff.

[1] Vgl. Sagan af Niáli. Kavpm. 1772. C. 80. S. 119. Troils Briefe über Island 72: „Das Dach wird mit Rasen gedeckt, die über Sparren, bisweilen auch, welches doch dauerhafter, aber auch kostbarer als Holz ist, über Ribben von Wallfischen gelegt werden.“ Der Spieß mag Stützen oder Holzsäulen, wovon öfters die Rede ist, bezeichnen.

[2] Z. B. Sagabibl. I, 178: At indgaae Staldbroderskab med hinanden. Vgl. die Nothgestalden.

[3] In der S. 260 angeführten Hauptstelle, Sagabibl. I, 168 gehen zwei Brüder und zwei Schwäger diese Verbindung ein, um die Weissagung Lügen zu strafen, daß ihr Übermuth nicht lange dauern werde; sie gerathen aber bei der Ceremonie selbst in Streit.

[4] S. die S. 260 aus Fostbr. S. ausgehobene Stelle. Sodann Sagabibl. I, 165 (S. von Biörn Hitdälakappe): Thorstein og Biörn indgik derpaa nöie Venskab, og lovede at hevne hinandens Död, dog betingede Thorstein sig, at efterdi de nu vare Kristne, og altsaa vidste bedre end för, hvad de burde giöre, skulde ikke allene Manddrab, men ogsaa Böder og anden lovbestemt Straf ansees for anstændig Hevn.

brüderschaft nicht fehle, bringt schon die Landesart mit sich. Sigurd schwört solche mit den Giukungen und Gunnarn wird das zumeist vorgeworfen, daß er vergessen, wie sie ihr Blut zusammenrinnen ließen.[1]

In den deutschen Dichtungen erscheint keineswegs diese scharfausgeprägte Form der Genossenschaft. War sie auch bei den deutschen Völkern vorhanden, so muste sie doch früher dem Einflusse des Christenthums und der Ausbildung des Lehenstaats weichen, welcher, wie jeder allgemeinere Verband, geeignet war, einzelne Verbrüderungen in sich aufzulösen. Gleichwohl treffen wir auch in unsern Liedern auf merkwürdige Züge, zu deren Erläuterung es nöthig schien, auf den heidnischen Gebrauch zurückzugehen.

Die alten Rechte des Bluts wusten sich auch im Lehensverbande geltend zu machen; doppeltes Band hielt nur um so fester. Es war der Vortheil des Lehnsherrn, die größeren Lehen an seine Angehörigen zu vergaben oder die mächtigern Vasallen durch Verwandtschaft sich näher zu verknüpfen. Darum ist fast jeder ausgezeichnete Recke „Mann und Mage" zugleich; die Wölfinge sind den Amelungen, die Tronecker dem burgundischen Königsstamme verwandt. Daß auch die Verwandtschaft durch Pflege nicht unbekannt war, haben wir an dem Verhältnisse des Meisters und seiner Söhne zu dem jungen Könige darzuthun versucht und eine weitere Spur derselben werden wir in der Schildgenossenschaft nachzuweisen uns bemühen. Nicht minder tritt endlich die geschworne Brüderschaft zwischen einzelnen, die wechselseitige Verbindlichkeit zur Blutrache, in bestimmten Beispielen zu Tage. Die Worte Gesellschaft, Gesellen, Heergesellen, sonst auch von allgemeinerer Bedeutung, bezeichnen in solchen Fällen jene engere Verbindung. Wolfdietrich und Otnit, die sich erst unter der Linde zu Garten bekämpft, schwören beim Abschied, einer des andern Tod zu rächen.[2] Die Helden von Bern und Laurin

[1] Grimm, Edd. 242 f. 254 f. 236 f.: „Gedenkst du nicht, Gunnar, genugsam das, daß ihr Blut in die Spur beide rinnen ließet?" Finn. M. Edd. IV, 61. 69. 88: Ej du det Gunnar! Fuldelig mindes Da I Blod i Spor Begge udgjöde. Vols. Sag. C. 35. S. 124 f. C. 39. S. 156. Rafn II, 1. S. 89 f. 113. Saxo B. V. S. 133: At Hoginus filiam suam Hithino despondit, conjurato invicem, uter ferro perisset, alterum alterius ultorem fore.

[2] Wolfd. 70b, 6: Sy redten zů der eyle, Wer es das keme not, Auch sich erhieb die weyle, Das einer lege todt, Das schwůren sy besunder Zů rechen an der zeyt. Das seyt man durch ein wunder In allen landen

schwören sich, nach hartem Streit, Gesellschaft zu.[1] Auch Heime hat gegen Wittich, der ihm aus Todesgefahr geholfen, sich vereidet, in keiner Noth denselben zu verlassen.[2] So getreulich in der Nibelungennoth die burgundischen Helden alle zusammenhalten, so besteht doch zwischen Volker und Hagen noch besondre Genossenschaft. Als die Burgunden an Etzels Hof angekommen und schon durch schlimme Anzeigen gewarnt sind, blickt Hagen über die Achsel nach einem Heergesellen, den er auch in dem kühnen Volker gewinnt. Diese beiden stehen fortan überall zusammen, schaffen sich im Kampf in die Hände, behalten einander wohl im Auge, erfreuen sich je einer an des andern Wort und That. Sie zween allein gehen über den Hof und setzen sich trotzend Kriemhilds Saale gegenüber

weyt. Wolfdietrichs Dienstmannen heißen seine Eidgenossen 51b, 3. 55b, 8; er selbst 69a, 3 der tugend ein eydtgenoß; Riesen 51a, 2 des teüffels eydtgenosse; ebenso 82b, 1 ein riesenhaftes Ungethüm. Dem Verhältnis Wolfdietrichs zu seinem treuen Gesellen Wernher, den er als Heiden bekämpft und dann getauft, mag ursprünglich auch eine solche Genossenschaft zu Grunde gelegen seyn. 84b, 1 v. u.: Do sprach wolfdietheriche: Wernher, geselle mein, So rechte tugentliche Wiltu hie bey mir sein? Er sprach: ja, fürste here, Biß auf meins endes zil, Das ich mich nimmermere Von eüch gescheiden wil. 89a, 1—4: Vnd wernher an seiner seyten Was jm getreülich mit. Das was in herten streyten Gůtes gesellen sit. . . . Do er [Wolfdietrich] nůn auf der heyde Den gesellen sein verlos, Do geschach jm also leyde, Sein sorge die war groß. Do er die rechten mere Aller ersten do vernam, Von seinen schlegen schwere Mancher zum tode kam.

1 Laur. 196: Wir wollen all gesellen syn. Dietlieb und her Dietherich Mit ganzen truwen sicherlich Schwůrent do geselschaft. Sy hetten beyde grosse krafft Vnd der kleine laurin Můst in dem fryd begriffen syn, Es stünd kurz oder lang. Laurin do her für sprang. Er sprach zu dem schwager syn: Seid wir nů gesellen syn, So wil ich vns machen vndertan Alles das ich gůtes han.

2 Alph. 251: Hörst du das, geselle Heime? sprach Wittich der degen. Uns kan niemand gescheiden, denn allein mein leben. Ich mahn dich deiner Eide, sprach der hochgeborn. Und deiner stäten treue, die du mir hast geschworn. 252: Dass du mir gehiessest bis an deinen tod, Dass mich dein hand nicht liesse von keinerhande noth, Daran solt du gedenken, du auserwählter degen, Wo ich dir kam zu hülffe und fristete dir dein leben. 253: Das thät ich zu Mautaren, da half ich dir aus noth; da müsstest du fürwahre den grimmiglichen tod du und der von Berne beide genommen han, wenn nicht dass ich euch beiden so schier zu hülfe kam.

auf die Bank, wo sie gleich wilden Thieren von den Hunnen angegafft werden. Als nun die Königin mit einer großen Schaar Gewaffneter sich nähert, fragt Hagen seinen Freund, ob dieser ihm beistehen werde, wenn es zum Streite komme. Volker versichert, er werde keinen Fuß breit weichen und käme der König mit all seinen Recken. „Wes bedarf ich dann mehr?“ ruft Hagen getrost. Nachher gehen die Gäste mit Etzels Helden je paarweise zu Hof; da heißt es: wie sonst jemand sich gesellte, Volker und Hagen schieden sich nie, als in dem einen, letzten Sturme. In der Nacht vor dem Ausbruch des Kampfes übernimmt Hagen die Schildwache; alsbald erbietet sich ihm Volker zum Gefährten und dankbar antwortet jener: „In allen meinen Nöthen begehr ich niemand, denn dich allein.“ Seinem Gesellen muß Hagen helfen, und wär' es all seiner Blutsfreunde Tod. Ohnmaßen reut ihn, daß er jemals über dem Spielmann gesessen, den er so herrlich kämpfen sah. Wem von Hagen Friede ward, der hat ihn auch von Volkers Hand. Keine Noth an Magen und Mannen geht jenem so nahe, als da er Volkern erschlagen sieht, seine Hülfe, seinen besten Heergesellen. Rächend haut er dem alten Hildebrand die Wunde, die nie mehr heilt.[1] So finden wir auch hier die freigewählte Heergesellenschaft noch über Verwandtschaft und Lehenspflicht gestellt und die Todesrache, wenn nicht ausdrücklich beschworen, doch ohne Säumnis vollzogen. Aber eben die fest verbundene Heldenkraft dieser beiden ist langehin der mächtigste Schutz und Beistand für alle (7223 ff.).

Wolfhart.

Freudiger Kriegsmuth ist so sehr der Lebensathem aller Heldendichtung, daß nicht leicht in einem heroischen Fabelkreise, der sich zur vollständigen Zusammenreihung der Charaktere entwickelt hat, ein Held fehlen wird, der in seiner Person darstellt, was nach dem strengeren oder minder strengen Geiste jedes Volkes für das Äußerste der Kampflust und des kriegerischen Ungestüms gelten kann. In den deutschen

[1] Nib. 7055. 7129 (Lachmann 1715). 7223. 7236 (Lachmann 1741). 7353. 7473. 7601. 7948. 8105. 8122. 8933. 8950. 7406. 7409. 7978. 7980. 8917. 9184. 9265 (L. 2226). 9329. Vgl. 836. 4731. 4754. 5041. 6349. 7323. 9184. Aber auch Volkers Thaten preist Hagen 8105 ff. Dietrichs Fl. 6619.

Heldenliedern ist dieses die Rolle Wolfharts, vom Geschlechte der Wölfinge.

Der scharfe Norden hat seine Berserker, Kämpfer, welche, manchmal von plötzlicher Wuth ergriffen, mit den Zähnen knirschen, in ihre Schilde beißen, glühende Kohlen verschlingen, durch lodernde Feuer laufen, ohne Panzer (Berserker bedeutet bis aufs Hemd, Unterkleid bloß) in den Streit rennen, ja in ihrem Blutdurst gegen die eigenen Genossen toben und deshalb beim Ausbruch des Anfalls in Bande geschlagen werden. [1] Odin, der Kampfgott, ward auch für den Stifter dieses

[1] Sagabibl. I. 149 (Vatnsdälasaga): Af Ingemunds Sönner var Thorstein den sindigste, Jökul den stridbarste, og Thorer henreves stundom af Bersærkergangen, hvilket ansaaes for et Uheld. 150: Thorstein havde, for at befrie sin Broder for Bersærkegangen, der stundom kom over ham, naar han mindst önskede det, giort det Löfte til den Gud, han ansaae for den mægtigste, den der havde skabt Solen, at han vilde opdrage et Frillebarn, som hans Systersön Thorgrim havde ladet udsætte. Auch I, 38. Saxo B. VII, S. 189: Hic [Syualdus] septem filios habebat, tanto veneficiorum usu callentes, ut sæpe subitis furoris viribus instincti solerent ore torvum infremere, scuta morsibus attentare, torridas fauce prunas absorbere, extructa quævis incendia penetrare; nec posset conceptus dementiæ motus alio remedii genere quam aut vinculorum injuriis, aut cædis humanæ piaculo temperari. Tantam illis rabiem sive sævitia ingenii, sive furiarum ferocitas inspirabat. B. VII, S. 190: Ea tempestate Harthbenus quidam, ab Helsingia veniens, raptas regum filias stupro fœdare gloriæ loco ducebat u. s. w. Tanta vero corporis magnitudine erat, ut novem cubitis proceritatis ejus dimensio tenderetur. Huic duodecim athletæ contubernales fuere, quibus officio erat, quoties illi præsaga pugnæ rabies incessisset, vinculorum remedio oborti furoris impetum propulsare. Ab his Haldanus Harthbenum ejusque pugiles viritim impetere jussus, non solum certamen spopondit, sed etiam victoriam sibi ingenti verborum fiducia promisit. Quo audito, Harthbenus, repentino furiarum afflatu correptus, summas clypei partes morsus acerbitate consumpsit, igneos ventri carbones mandare non destitit, raptas ore prunas in viscerum ima transfudit, crepitantia flammarum pericula percurrit, ad postremum omni sævitiæ genere debacchatus, in sex athletarum suorum præcordia furente manu ferrum convertit. Quam insaniam illi pugnanti aviditas, an naturæ ferocitas attulit, incertum est. Paul. Diac., hist. Lang. I, 20: Erant siquidem tunc Heruli bellorum usibus exercitati multorumque jam strage notissimi. Qui sive ut expeditius bella gererent, sive ut inlatum ab hoste vulnus contemnerent, nudi pugnabant, operientes solummodo corporis verebunda.

Zustandes, der Berserkergang hieß, angesehen. [1] Übrigens gedenken auch Sagen von geschichtlicher Geltung der Berserkerwuth, die als ein Unheil für den damit Befaßten betrachtet ward, und noch das isländische Christenrecht von 1123 erklärt da, wo es gegen die Überbleibsel des Heidenthums eifert, sowohl den Berserker selbst, als diejenigen, welche den Wüthenden nicht zu bändigen sich bemühen, für rechtlos. [2] Es ist an sich nicht unglaublich, was in einer andern Schrift hierüber geäußert worden, daß, in Zeiten vorwiegender Körperkraft, das Übermaß aufgeregter Lebensfülle sich zu augenblicklicher Raserei steigern konnte. (S. Menzel Gesch. d. D. I, 10.)

Die deutschen Lieder erwähnen des Berserkerganges nicht ausdrücklich, aber einzelne Erscheinungen deuten darauf. Rothern zu Hülfe führt der Riesenkönig Asprian zwölf riesenhafte Mannen, darunter den grimmigen Widolt, [3] der seines Zornes wegen, einem Löwen gleich, an

1 Heimskr. (Ynglinga Saga C. 6. I, 10. 11): Hann [Asa-Odinn] oc hofgodar hans heita lióda-smidir, því at sú íþrótt hófz af þeim í Nórdrlöndum. Odinn kunni sva gera, at í orustu urdu óvinir hans blindir, eda daufir, eda óttafullir; enn vopn þeirra bitu eigi helldr enn vendir: enn hans menn fóru bryniu lausir, oc voru galnir sem hundar edr vargar, bitu í skiölldu sína, voru sterkir sem birnir eda gridungar: þeir drápu mannfólkit, enn hvartki elldr ne iarn orti á þá: þat er kallat berserksgangr. Dän. Überſ. S. 11: Hand oc hands Hoffguder kallis Sangsmede (Dictemestere) thi den kunst bogynte fra dennem i Nordlandene. Odin kunde saa giöre, at hans Fiender udi Strit blefue blinde, elle döve eller forskræckede. Men deris Vaaben kunde icke bide mere end Ris-Qviste. Men hans egit Folk ginge frem foruden Brynie, saa galne som Hunde elle Ulfue, bede i deres Skiolde, oc vare saa stærcke som Biörne eller Tiure, oc sloge ihiel for Fod, men huercken Ild eller Jærn kunde bide paa dennem. Det bleff kaldet Berserksgang (Kiempegang). Note 5: De Berserkis dictaque eorum rabie vide annotationes ad Christni-Saga p. 142.

2 Jus ecclesiast. vetus s. Thorlaco-Ketillian. constitut. an. Chr. MCXXIII. ed. Gr. J. Thorkelin. Havn. et Lips. 1776. Cap. XVI, um Blótskap, de Idololatria S. 78: Ef madr gengr berserсs gáng oc ver þat fiörbaugsgard, oc ver saa karlmönnom þeim er hiá ero nema þeir hepti hann at, þa ver engum þeirra er þeir vinna stödvat. Ef optar kemr at, oc ver pat fiörbaugsgardi. Furore actus berserkico relegetur, præsentesque viri, nisi rabidum compescant, eadem pœna afficiantur; si eum compescere possint, pœnæ obnoxii non sunt. Sæpius rabiens relegetur. Vgl. Münt. 544. 530.

3 Rother 756—73. 851. 1039. 1659. 1732. 2165. 2678. 2739. 2751. 4279. 4658. 4679. 4686.

die Kette gelegt ist. Wenn sich Streit um ihn erhebt oder sonst sein Zorn erregt wird, sträubt er sich an der Lanne, brummt wie ein Bär, beißt in das Eisen, daß Feuerflammen herausfahren, schickt schreckliche Blicke umher und wirft mit Steinen um sich. Läßt man ihn von der Kette oder hat er selbst sie gebrochen, so schwingt er die ungeheure Stahlstange, womit er, wie mit Donnerschlägen, die Feinde zermalmt, daher er auch Widolt mit der Stange genannt ist. Unter den Kämpfern im Rosengarten erscheint der Riese Schruthan; wenn dieser sein Schwert auszieht und zu Streite geht, so verliert er seine Sinne, daß er niemand leben läßt; ein Heer würd' er vertilgen, wenn ihn sein Zorn ergreift. [1] Spuren solcher kriegerischen Wuth zeigen sich noch bei Wate im Gudrunliede, der leichter in starken Stürmen ficht, als er bei schönen Frauen sitzt, der, blutberonnen, „mit griesgramenden Zähnen," Fremden und Freunden schreckbar, in seinem Zorne dahertobt, [2] endlich bei Wolfhart, dessen Bild hier mit den festen und starken Strichen unserer Lieder wiederzugeben ist.

Wolfhart, ein Wölfing, Meister Hildebrands Neffe und Alpharts Bruder, ist ein junger Held, der nimmer Streites satt wird. [3] Er heißt der starke, der schnelle (Nib. 6893—9202), der kühne, der grimme,

[1] Rosenç. II, 126: Wer bestaht uns dann den Riesen, Der da heisset Schruthan, Dem die riesen alle, Bis an das meer sind unterthan? 127: Als er sein schwerdt ausziehet, Und zu streite gat, So verleurt er seine sinne, Daß er niemand leben lat, Und wär vor ihm ein heere, Wenn ihn begreift sein zorn, Sie hätten sicherliche Alle den leib verlorn. Heldenb. 164a: Wer bestreyt vns dann den ryse, Der do heysset schrůthan, Dem die recken gryse Biß an das mör sind vntertan? Wann er syn schwert gewinne Und damit zů streite gat, So verleürt er syn sinne, Das er nyemant leben lat; Und wer vor jm ein höre, Wan in begreyfft der zorn, Und hetten geleiche wöre, Ir leben hetten sy verlorn. Widolt und Schruthan sind ganz als Riesen gedacht, vielleicht weil solche Unbändigkeit der späteren Zeit völlig fabelhaft erschien; doch bezeichnet eben das Riesige die ungeheure Körperkraft, die wir als Ursache der Berserkerwuth angeführt, und auch die nordischen Berserker sind öfters Riesen, welche zu bekämpfen der edleren Helden Aufgabe und Verdienst ist.

[2] Gudrun Z. 1371. 6041. 6082. 6091. 6625.

[3] Roseng. I, 192: Ich gedenke noch, Wolfhart, Du werdest strites mat. Dietr. Fl. 8430—46: Da muz ich vechtens werden satt Oder ich muz da geligen tôt. Dietl. 11415: Wie halt Wolfhart der mære Nie ware komen an die stat, Da er vechtens wurde sat, Doch was ermuedet so sein hant.

in Schlachten der wüthende Mann. [1] Überall räth und reizt er zur Gewalt, zur Rache, zum offenen Kampfe. Was soll ein Recke, von dem niemand spricht? Besser, von Heldenhand, als auf dem Stroh zu sterben; je mehr Feinde, desto mehr müssen ihrer unterliegen. [2] Er verlangt stets den Vorstreit, rennt vorschnell und unaufhaltsam einem Löwen gleich, in wilden Sprüngen, unter die Feinde und tobt umher, daß ihm das Blut von den Füßen über das Haupt springt. [3] Im wildesten Kampfe verjüngt er sich, sein Herz klingt vor Freuden, wie eine Schelle. [4] Zornigen Rufes, der laut, wie ein Horn, erschallt, [5] mahnt er die Streitgenossen, niemands zu schonen, Raben und Geier mit Blute zu laben, das Feld mit Leichen zu düngen; wen dürstet, der soll Blut trinken, die Schilde soll man wegwerfen und das Schwert kräftig in beide Hände nehmen. [6]

[1] Rab. 518.

[2] Sigen. 22: Was sult eynes edlen fursten leib, Des lob wurd gar verswigen u. s. w. 123: So geschech mir lieber von [eines] heltes hant, den das [eyner] (ich) posleichen alhie ersturb auf eynem stro: wurd ich erlich erslagen, des wer ich werlich fro. Dietr. Fl. 3393—95: Wir mussen doch ersterben; wir sullen hute werben, daz man uns klage hin nach. 6117—21: Ir geliget dester mer under. Rab. 526: Ir gel[e]it dester mer vnder . . . ist ir vil (so) slahen wir ir desto mere. Dietl. 7764—90: Zweu sol der in herefart, von dem man nicht ze reden hat u. s. w.

[3] Nib. 9193 [Str. 2208]: Do wold er zů zim springen, wan daz in niht enlie Hildebrant sin œheim in vaste zim gevie: ich wæn du woldest wüeten, durch dinen tumben zorn u. s. w. Lat abe den lewen, meister! er ist so grimme gmůt u. s. w. Alsam ein leu wilder lief er vor in dan; im wart ein gæhez volgen von sinen vriunden getan. Swie witer sprunge er pflæge u. s. w. 9280 [Str. 2231]: So rehte krefteclichen er zů dem kunege drang, daz imez blůt under füzen alüber daz houbet spranc. Dietl. 9328: Er sprang, als wir hœren sagen, als ein wilder liebhart.

[4] Dietr. Fl. 6981—92: Hei getet(en) wir noch eine vart, do uns so wol (an) gelunge! ach wie dan myn hertz klunge vor freuden als ein schelle! wurde ich in miner zelle noch ymmer gewaltig alsam ee, so geschech werlichen wee dem könig Ermriche u. s. w. Rab. 601: Wolfhart des tages in dem strite vaste junget.

[5] Roseng. I, 1163: Wolfhart dem kuenen wart die rede zorn. Er begunde rueffen daz sin stim lut als ein horn. Er sprach: ich wil noch me striten durch den alten grin u. s. w.

[6] Dietr. Fl. 6024—38: Sie werden kleine gespart u. s. w. 6402—30: Nu freuwt uch helde gute wir sollen in mannes blute heute waten untz

Sein Aufzug im Rosengarten, wo er billig den ersten Kampf hat, wird so beschrieben: er führt im Schild einen goldnen Wolf, sein Speer ist armesdick, sein Ross, weiß wie Hermelin, geht in Sprüngen, auf dem lichten Helme steckt eine silberweiße Stange mit Goldschellen, die, wenn er den Helm schüttelt, laut erklingen, [1] eben wie in seiner Brust das kampffreudige Herz.

Zierliches Benehmen bei Frauen ist nicht seine Sache, des Kusses entbehrt er wohl, des Streites nicht. Er scherzt gerne, doch nicht zum feinsten; nach dem Rosengarten, räth er, soll jeder Mann ein altes Trumm Seide mitnehmen, für den Fall, daß ihm der Schädel zertrennt würde; dort wird ihm auch, wie er selbst gesteht,

uber die sporn u. s. w. Ahei waz freude mir geschiht wen noch hute myn auge ansicht daz sich die geyr und die raben mit dem blute muzzen laben. 6456—64: Wolfhart der hochgemute schrey alsam ein wutend man: nu lant genesen nieman . . . daz manig frawe hernach clait. 6544—61. Wolfhart schrei sere: Ir lat ir einen hin nicht . . . ist under uns ieman, er sihe here oder furste, den von hitze durste, der leg sich nieder und trink daz blut und fecht aber als ein helt gut . . . wir sollen uns mit blute twahen. 6702—7: In der zit kam Wolfhart gerant, als ob er were ein tobend man. Er rieff Dietlaiben an: Lazza den schilt auf daz lant! nym das swert in baide hant und slahe slege vngezalt. 8437—46: Da soln vogel und tier buzzen ires hungers gier mit azze und mit blute u. s. w. 9370—77: Vaste rieff der sturmgite als ein wutender man: Lat, helde, dar gan und lazzet nieman genesen! Ez muz ein urtail wesen: wir soln auch nit langer leben. Ez wirt nieman von mir fried geben, jungen noch alten. Rab. 517—20: Wir tungen das gevilde, daz man hin abe sehe gan den bach von dem blute . . . sprach der wutende man . . . da von mynen handen muz fliezzen daz blut . . . ich mache satel lere u. s. w. 527: Raben und geyren die wartent ane zal. 601: Sie vielen vaste ane zal: owe, daz velt lag getunget. 747: Ahei! da sich ich myn tunge. 763: Der waz aller rot von blute. 855 f.: Ir tunget vast die wilde: werffet von den handen die schilde vnd nemt die swert mit krefften!

[1] Rosеng. I, 1116: Also vermessenclichen sprangt Wolfhart in den tot. Sin helm was gesteinet und gap ouch liechten schin. Do fůrt er an dem schilte ein wolf, was rot guldin. Do fůrt er uf dem helme, der degen vil gemeit, Ein silberwisse stange, von der man wunder seit, Daran die goltschellen, daz rede ich ane wank, Wenn er den helm erschutte, daz ez vil lut erklank. Sin ros gieng in sprüngen, das was wiz als ein harm. Do fůrt er in der hende ein sper groz als ein arm.

sein ungekämmtes Haar von Hagens Schwerte nur allzu wohl geschlichtet.[1]

Sein jäher Zornmuth verursacht, gegen Dietrichs Verbot, den Kampf der Wölfinge mit den Nibelungen, darin jene, außer Hildebrand, sämmtlich untergehen. Als er selbst von Giselhern die Todeswunde empfangen, läßt er den Schild fallen, hebt hoch das Schwert und giebt dem Gegner den Tod. Hildebrand sieht den Neffen im Blute liegen und will ihn aus dem Hause tragen, aber Wolfhart ist ihm zu schwer. Aus dem Blute blickend, heißt er den Oheim den Verwandten sagen, daß sie um ihn nicht weinen, von eines Königs Handen lieg' er hier herrlich todt und sein Leben habe er so vergolten, daß von ihm allein wohl hundert erschlagen liegen.[2] Nachher findet Dietrich den Leichnam;

[1] Im Sigenot (126—32) scherzt er mit Uten, sie soll sich nicht um einen Alten grämen; ihm selbst kehren alle Frauen das Hintertheil zu. Roseng. I, 145—56: Nu küsse sy der teuffel . . . ich minne lieber ein junckfrowe muleht unde swartz. 195—244: Solt ich noch Wurmez riten vmb einen rosencranz? Ich belib lieber hie heimen, so blibet mir der schedel ganz . . . Ich wil ir lôn die rosen, ich hab ir heimen genûg. Ich hab disen sumer gegangen, daz ich ir keine trûg . . . Ich wil mich nit me ruemen, den ich vol bringen mag. Ich gebe für daz küssen lieber einen schlag . . . Ires kusses enbir ich wol, irs strites enbir ich nicht . . . Ieder man sol mit im füeren ein altez sidin dron, Wirt im sin houbet endrennet, zû dem ist ez im fron. 671—78 zürnt er, daß man den einzigen Fergen fürchte: wie süllent wir den in dem garten zwelf gesigen an? Wir sullen ime flehen als man dem esel tût, Wenne er nüt seck wil tragen, mit einem knütel gût u. s. w. 2255—66: Wolfhart ist ungezogen u. s. w. Er setzet rosen krenze uf ungekemtez hor . . . Min hor ist mir gekembet gar unvermessenlich . . . Also mir ist geslichtet, ich trüeg ez lieber krump. Hagene von Tronie mir mines hores pflag. Mit sinem gûten swerte gap er mir mangen slag u. s. w. Rosenj. II, 38 verschmäht er das Magdthum der Jungfrau: das ist mein beste freude, wenn ich fechten soll.

[2] Nib. 9301 [Str. 2234]: Also der küene Wolfhart der wunden do enpfant, den schilt den liez er vallen, hoher an der hant hûb er ein starkes waffen, daz was scharpf genûc; durch helm unt durch ringe der helt do Giselheren slûc. Sie heten beide einander den grimmen tot getan. 9310 ff.: Hildebrant was gegan, da Wolfhart was gevallen nider in daz blût. Er besloz mit den armen den reken küen unde gût. Er wolden uzem huse mit im tragen dan; er was ein teil ze swære, er mûse in ligen lan. Do blikte uz dem blûte der re-wunde man, er sach wol daz im gerne sin neve het geholfen dan. Do sprach der totwunde u. s. w. Unde

mit röthlichem (jugendlichem) Bart und durchbissenen Zähnen liegt Wolfhart unter den Erschlagenen, das Schwert so fest in die Hand verklemmt, daß man es mit Zangen aus den langen Fingern brechen muß. [1]

Beständig in Dietrichs Gefolge, dient Wolfhart dazu, den Charakter des Hauptshelden durch Gegensatz hervorzuheben. Wenn Dietrich zögert, tobt Wolfhart, durch Hohn und Trotz sucht er den zweifelmüthigen Herrn aufzureizen [2]; aber des Berners Zornflamme, die nur im rechten Augenblick auflodert, ist entscheidend und siegreich, während Wolfharts nimmersatte, voreilige Wuth ihn selbst und andre in Noth und Verderben reißt.

Der Spielmann.

In einer Welt, die gänzlich vom Gesange getragen ist, muß der Gesang selbst seine Geltung haben. Je weiter hinauf im Reiche der Lieder und Sagen, je unbedenklicher führen noch Könige und Helden das Saitenspiel, je wirksamer greift der Zauber der Töne in den Gang der Begebenheiten ein.

Drei Helden deutscher Sagenkreise sind der Töne mächtig, Rother,

ob mich mine mage nach tode wellen klagen, den næhesten und den besten den sult ir von mir sagen, daz si nach mir niht weinen, daz ist ane not, vor eines küneges handen lige ich hie herlichen tot. Ich han ouch so vergolten hier inne minen lip, daz ez wol mugen beweinen der guten ritter wip Ob iuch des iemen vrage, so mugt ir balde sagen, vor min eines handen ligent wol hundert erslagen.

[1] Klag. 1758 [Lachm. 835]: Do sah er [Dietrich] Wolfharte mit rotelihtem barte Tot gevallen in das bluot . . . Wolfhart der wigant der het verchlomen in der hant daz swert in sturmesherter not, swie der helt doch wære tot, daz dietrich und hiltebrant im daz swert uz der hant chunden nie gebrechen, dem zornmûtes vrechen, unz daz sis mit zangen uz sinen vingern langen mûsen chlosen dem man. Do man daz wafen gewan, owe, sprach her Dietrich, vil guot swert, wer sol dich nu mer so herliche tragen? du wirst nimmer mer geslagen so vil bi kunigen richen, also dich vil lobelichen hat geslagen Wolfhart . . . Wolfhart vor den wiganden mit durchbizzen zanden noch lach in dem bluote. In hiez der degen guote heben uz der aschen: sin herre bat in waschen und vlœwen uz den ringen.

[2] Z. B. Dietl. 7870—99. 8129—48. 11115 ff.

Horand und Volker, außerdem, daß manchmal eine rüstige Schaar singend daherreitet.[1]

Das Gedicht von Rother hat noch recht seinen Grundton in den drei Harfenschlägen, welche dieser König den abfahrenden Boten zum Zeichen giebt, daran sie in der Noth seiner gewiss sein sollen. Getrost auf diese Klänge fahren sie hin, mit lautem Ruf und sausenden Segeln. Als sie zu lang ausbleiben, nimmt er wieder die Harfe und steigt selbst zu Schiffe. Die Königstreue, die sonst mit dem Schwerte sich bewährt, waltet hier im Wohllaut des Saitenspiels. Denn als die Gefangenen, auf Rothers Bürgschaft, zum erstenmal wieder außerhalb des Kerkers gespeist werden, da erklingt hinter dem Umhang der Leich, von dem ihnen Becher und Messer entfallen; freudetrunken begrüßen sie den „reichen Harfner," dessen erste Klänge ihnen die Losung zur Freiheit, der Königstochter aber, als Zeugin dieser wunderbaren Wirkung, das Wahrzeichen sind, woran sie den König erkennt, dem sie jetzt zu folgen bereit ist.[2]

Im Hegelingenliede führt nicht der König Hettel selbst die Braut heim, sondern sein Recke, der sangeskundige Horand. Aber in diesem erscheint noch jene Ansicht des Alterthums, daß der Musik ein Zauber, eine unwiderstehliche Gewalt über die Natur und das menschliche Gemüth innwohne. Wenn Horand singt, dann schweigen die Vögel, die Thiere des Waldes lassen ihre Weide stehen, das Gewürm kriecht nicht weiter im Grase, die Fische schwimmen nicht von der Stelle, Traurige werden getröstet und Kranke gesund, den Gesunden schwinden die Sinne; dann muß die Jungfrau aus der Kammer an die Zinne und zuletzt folgt sie dem Sänger über das Meer. Die süße Weise, von der sie bezwungen wird, hat weder zuvor noch hernach ein Christenmensch gelernt, Horand hat dieselbe auf der „wilden Fluth" gehört, d. h. von irgend einem Wassergeiste.[3] Denn eben den Naturgeistern in Berg und Fluth sind solche Wunderklänge vornehmlich eigen, wie auch unser Bergkönig

[1] Roth. 4976. Wolfd. 35a, 3. Gudr. 2179. 2780. 4472. 6244. 6356. 6787. Mor. 3100.

[2] Roth. 163. 802. 2499. Sonst kommen in diesem Liede noch mehrmals Spielleute als eigentliche joculatores vor: 1710. 1880—908. 2169 f. 3061. 83. 3710—3. 4292—301. Die Rückentführung durch den Spielman ist Wiederholung dessen, was ursprünglich durch den König selbst geschieht.

[3] Gudr. 1489. 1507. 1516. 1521. 1524. 1532. 1535. 1553. 1570. 1587. 1620. 1624. Vgl. 6356. Hjarrandahljod S. Herrauds ok Bosa, Fornald. S. III, 223.

Elberich die Harfe herrlich spielt.[1] All dieses stimmt oft wörtlich mit den Schilderungen überein, die in schwedischen, dänischen und schottischen Volksliedern von der Wunderkraft des Gesanges oder der Goldharfe gemacht sind, wodurch die Tochter des Bergkönigs oder die Jungfrau im Elfenhaine den Christenmann verlockt, oder umgekehrt der christliche Bräutigam dem Wassernix die geraubte Braut abnöthigt, oder auch eine Hirtin, ein Mühlmädchen den König hinreißt, die Goldkrone auf ihr Haupt zu setzen. Von solchen Zaubertönen heißt es dann in den Liedern: die Vögel auf den Zweigen vergessen, was sie singen sollen, Waldthiere und Fische, wohin sie springen oder schwimmen wollten; der Falke breitet seine Schwingen aus, der Fisch spielt mit seinen Floßen; die Wiese blüht, der Wald belaubt sich; Menschen und Wassergeistern lacht und weint das Herz; der König und seine Hofleute tanzen, Holz und Halm tanzen mit; die Rinde wird vom Baume gespielt, das Horn von der Stirne des Stieres, der Turm von der Kirche; Leichen erstehen aus den Gräbern, die versunkene Braut hebt den weißen Arm aus den Wellen und eilt auf den Schooß des Geliebten zurück.[2]

Daß man vom Wassernix (Strömkarl, Necken) Musik lernen könne, daß es eine den Elfen abgehörte Tanzweise gebe, bei welcher Junge und Alte, Blinde und Lahme, die Kinder in der Wiege, selbst alle Hausgeräthe, zu tanzen anheben und wovon der Spieler selbst nicht ablassen könne, wenn er nicht das Stück rückwärts zu spielen wisse oder ihm von hinten die Saiten der Geige zerschnitten werden, ist im Norden alter Volksglaube, und auf Ähnliches deutet in einem altdeutschen Gedichte, einer Erzählung des 13ten Jahrhunderts, der Albleich (Elfenspiel), die süßeste Weise, die Fiedlern zu Gebot steht.[3]

[1] Otn. Str. 522: Do trůg Elberich der cleine ein harpfe in der hant. Er růrte also geschwinde die seiten alle sant In einem süssen tone, Das der sal erdoß u. s. w. Darum kann auch Laurin zů Bern ein gaugkler sin (Heldenb. 207 a). Die Berge Laurins u. s. w. sind ohnehin voll Klanges. Silv. de romanc. S. 244. 261.

[2] Svensk. Folkvis. I, 33. 35. 128 (Riddaren Tynne). III, 47 (Vallpiga). 51 f. (Vallkulla). 54. 57 (Qvarnpiga). 142. 144. 147 (Harpans kraft). 170 (schwed. Elfenhöh'). Udv. dansk. Vis. I, 235 (Elvehöj. Vgl. Grimm 156. 521). 328 f. (Harpens kraft). Bei den Alten Orpheus, Sirenen. Jamieson, Popul. Ball. and Songs. Edinburg 1806. I, 93. 99.

[3] Arndt, Reis. III, 17. IV, 241 f. Svensk. Folkv. III, 128. Grimm,

Verweisen wir die einzelnen Erzählungen der Geschichtbücher von deutschen Königen, welche Gesang und Tonkunst übten, immerhin in das Gebiet der Sage, z. B. daß der Wandalenkönig Gelimer, mit dem Reste seines Volkes auf dem Gebirg eingeschlossen und ausgehungert (a. Ch. 534), sich vom feindlichen Feldherrn ein Saitenspiel zum letzten Trost erbeten habe (Procop. hist. misc. l. II, c. 6. Grimm, d. S. I, 13 f.); oder daß noch der angelsächsische Alfred (um 878) als Harfner das Lager der Dänen ausgespäht! [1] die Sagen selbst setzen einen Begriff von der Würde des Gesanges voraus, wonach man diesen mit jedem höchsten Berufe vereinbar fand; ist ja doch das Lied den Heldenaltern der Ausdruck aller geistigen Regung und Bildung. Im skandinavischen Norden, wo Odin, der Schlachtengott, den Dichtertrank geraubt hat und den Dichtern Gesänge giebt (Edd. III, 9), [2] ist vollkommen geschichtlich bestätigt, daß, als Skalde zu glänzen, den Königen und den gepriesensten Helden für ehrenvoll galt. Noch in späteren Jahrhunderten, in der Blüthe des deutschen und romanischen Minnesanges, stehen die höchsten Namen in der Reihe der Sänger.

Aber neben dieser freien Übung edler Kunst zeigt sich von frühester Zeit ein gewerbmäßiger Betrieb, der zwar als ergötzlich, ja als unentbehrlich gehegt und belohnt, jedoch mehr und mehr mit dem Stempel der Unehre bezeichnet ward, eben weil hier die Kunst mehr um Sold, als um Ehre, diente, weil das Lob in solchem Gesange für ein feiles galt und die Begehrlichkeit der Sänger zu gemeinen und sittenlosen

Elfenm. LXXXIII. Grimm, zur Recens. Vorr. II, nach Pf. Hands. 341. Bl. 357; da saßen Fiedler und videlten alle den albleich, die süßeste Melodie. Vgl. Silva de romanc. 244: del conde Arnaldos y del marinero. Fauriel II, 80. 390. [Grimm, deutsche Mythol. S. 438 f. K.]

[1] Vgl. Beda IV, 24: Unde nonnunquam in convivio, cum esset lætitiæ causa, ut omnes per ordinem cantare deberent, ille, ubi appropinquare sibi cytharam cernebat, surgebat a media cœna. Lingard I, 211. N. 1 findet diese Geschichte, die Ingulf S. 26 und einige nach ihm erzählen, an sich selbst unwahrscheinlich, auch sei sie Assern nicht bekannt gewesen. Hume I, 53 führt W. Malmesb. 2, 4 an und erhebt keinen Zweifel gegen die Erzählung.

[2] Heimskr. I, 10 f. (Yngl. S. C. 6): Mællti han allt hendingum, sva sem nú er þat qvedit, er skalldskapr heitir: Han oc hofgodar hans heita lióda-smidir, því at sú íþrótt hófz af þeim í Nordrlöndum. Vgl. oben S. 266.

Hülfsmitteln griff, daher auch in den Rechtsbüchern des dreizehnten Jahrhunderts die Spielleute den Ehr- und Rechtlosen beigezählt sind. In diesem Doppellichte des heldenhaften und des gewerbmäßigen Kunstberufes betrachten wir den Spielmann Volker und dessen Auffassung im Nibelungenliede. [1]

Die Eddalieder und die Wolsungensage wissen nichts von Volker, sie theilen dem Könige Gunnar selbst die Gabe des Harfenspieles zu, ganz mit alterthümlicher Zaubermacht. Von Atli in den Schlangenhof geworfen und an den Händen gefesselt, schlägt er die Harfe, die ihm seine Schwester zugeschickt, mit den Zehen so herrlich, daß Frauen weinen, Kämpfer erschüttert sind und das Gebälke zerspringt; die Schlangen aber schlafen ein, ausgenommen eine Natter, die den Helden ins Herz sticht. Fern über den Sund hat Oddrun, seine Geliebte, die mächtigen Saitenklänge vernommen, womit er sie zu Hülfe ruft, eilend fährt sie hinüber, trifft ihn aber nicht mehr lebendig (Edd. IV, 105. 138 f. 151. 175. Volf. S. Cap. 46, S. 190). In dem deutschen Liede nun hat der König das Saitenspiel an seinen Recken Volker abgegeben.

Schwert und Saitenspiel in denselben Händen bilden an sich einen Gegensatz, der um so stärker den Witz, ja die ironische Betrachtung hervorrief, je seltener diese Vereinigung in der Wirklichkeit geworden war. Volker von Alzei, einer von den tapfersten und mächtigsten Recken der burgundischen Könige, der Bannerführer ihres Heeres, erscheint zugleich als Spielmann, als Fiedler; denn bezeichnend ist schon die Fiedel, die Geige mit dem Bogen, an die Stelle der älteren Harfe getreten, welche noch vom König Rother geführt ward und im Liede von Morolf stets die deutsche Harfe heißt (Mor. 561. 610. 2483. 3578. 3702. 3759. Venant. Fortun. um 570: Romanusque lyra, plaudat tibi barbarus harpa. Masc. II, 342).

Da wird denn im Nibelungenliede für nöthig erachtet, besonders zu erklären, warum Volker der Spielmann genannt war, nemlich: „weil er fiedeln konnte,“ d. h. nur, weil er der Kunst mächtig war, nicht aber

[1] Nib. 35. 5917. 6349. 7324. 9184. 6623. 6705. 6679. 6696. 6829. 6795. 7093. 7161. 7202. 7317. 7365. 7602. 7605. 7612. 7941. 7982. 7993. 8081. 8100. 18122. 8145. 8152. 8189. 8256. 9024. 8797. 8917. 9177. 9185. 9219. 9245. 9248. 9259. 1406 ff. Rosenq. I, 175. 1071. 1704. 1707. 1771. Rosenq. II, 131. 342. 343. 345. 346. 347. 349. 350.

nach Art der fahrenden Leute auf Erwerb damit ausgieng. Beigefügt ist ausdrücklich, er sei ein edler Herr gewesen, dem viel guter Recken unterthan waren, dessen Gefolge solch Gewand trug, daß ein König sich nicht daran zu schämen hätte (Str. 1416 f.); und so führt er auch im Verlauf des Gedichtes, gleichsam zur Wahrung seiner Ehre, meist ein auszeichnendes Beiwort: der edle, der kühne Spielmann; kühnerer Fiedler war nie einer (Nib. 7370. Lachm. 1772), küener videlære wart noch nie dehein); groß war seine Kraft neben der Kunst (7374. Lachm. 1773: sîn ellen zů der fůge diu wârn beidiu grôz); und als ihn die Tochter des Markgrafen Rüdiger unter den sechs vornehmsten Gästen mit Kuss empfängt, wird namentlich bemerkt, daß ihm als Helden solches widerfahren. Nib. Z. 6679 f. Lachm. 1605: si kuste ouch Dancwarten, dâ nâch den spilman; durch sînes lîbes ellen wart im daz grüezen getân. Wenn nun dieser edle und kühne Recke dennoch gleich andern Spielleuten in Rüdigers gastlichem Saale kurzweiliger Sprüche voll ist und zum Abschied vor der Hausfrau süße Töne fiedelt und ihr seine Lieder singt, auch dafür zwölf Goldringe zur Gabe empfängt, die er zu Hofe tragen soll, und wieder umgekehrt, wenn er wie ein wilder Eber ficht und doch ein Spielmann ist (8082. Lachm. 1938: Dâ vihtet einer inne, der heizet Volkêr, Alsam ein eber wilde, unde ist ein spilman), das muste den Zeitgenossen des Liedes überaus ergötzlich vorkommen. Mit dem grauenvollen Ernste der Begebenheiten steigert sich die Ironie dieses Gegensatzes zu schneidendem Heldenscherze. Einen Fiedelbogen, stark und lang, einem scharfen, breiten Schwerte gleich, zieht Volker an sich, als er vor Kriemhilden auf der Bank sitzt; schweren Geigenschlag droht er den zudringenden Hunnen, laut erklingt ihm der Fiedelbogen an seiner Hand, ungefüg fiedelnd geht er durch Etzels Saal; wie ein wilder Eber ficht er und ist doch ein Spielmann, seine Leiche lauten übel, seine Züge sind roth, seine Töne fällen manchen Helden. Da spricht Hagen zu Günthern: „Nun schaue, König! Volker ist dir hold, er dienet williglich dein Silber und dein Gold, sein Fiedelboge schneidet durch den harten Stahl, nie sah ich einen Fiedler so herrlich stehen, seine Leiche hallen durch Helm und Schild, wohl soll er reiten gute Ross' und tragen herrlich Gewand" (Lachm. 1943 f. 1944. Av. 33). Geld, Rosse, Kleider sind die Gaben, darum bei Festlichkeiten, wie früher in demselben Liede bei Siegfrieds Schwertnahme (Nib. 158 f. 165—72),

von den Fahrenden gedient wird, auf deren Gewerbe Hagen hier anspielt; so wie in der vorerwähnten Stelle, wonach Volkers Mannen Gewand tragen, dessen ein König sich nicht zu schämen hatte (Nib. 5917 ff.), angedeutet ist, daß er seinem Gefolge so kostbar gebe, was andere Spielleute zum Lohne zu empfangen pflegen. Dem Gegensatz enthoben, ein Genosse jener alterthümlichen Harfner, erscheint Volker in der nächtlichen Schildwache, die er vor dem weiten Saale hält, darin die burgundischen Gäste, am Vorabend der letzten Noth, voll banger Ahnung sich niedergelegt haben. Mit seinem Heergesellen, dem grimmen Hagen, tritt er vor die Thüre des Hauses, beide in lichtem Sturmgewand. Volker lehnt seinen guten Schild an die Wand, holt seine Geige und setzt sich damit auf den Stein an der Thüre. Erst klingen seine Saiten ermuthigend und stark, daß all das Haus ertost, dann süßer und sanfter, bis er alle die „sorgenden" Männer in den Schlaf gespielt. Nun nimmt er wieder den Schild zur Hand und hütet ihrer in Treue (Nib. Lachm. 1768. 1772 ff.). Diese schöne Stelle, worin das Saitenspiel in reiner Macht und Bedeutung anschlägt, ist wohl auch diejenige, wodurch der Spielmann Volker ursprünglich dem Liede angehört; durch alle Umwandlungen der Sage meinen wir in seinem Geigenstrich einen Nachhall von Gunnars wunderbarem Harfenschlage zu vernehmen; wie vor diesem die Balken zerspringen, so ertost von jenem noch all das Haus, und wie Gunnar die Nattern einschläfert, so Volker die nagenden Sorgen seiner Freunde. Auch im Rosengarten ficht Volker von Alzei, der Spielmann, und es fehlen auch hier nicht die scherzhaften Vergleichungen des Kampfes mit Geigenstrich und Tanze; bereits aber ist die goldene Fiedel in den Schild der Helden versetzt und geht damit in eine heraldische Beziehung über, welche sich in den Wappen der Stadt Alzei und einiger von dort ausgegangener Adelsgeschlechter erhalten hat.

Aus dieser örtlichen Nachweisung, welche zuerst in Storcks Darstellungen aus dem Rhein- und Mosellande, Essen und Duisb. 1818, B. I, 256—8 gegeben worden, zusammengenommen mit dem Umstande, daß Volker im Nibelungenliede zuerst in der Sage erscheint, während er noch im spätern Dietleibsliede und der Sage, wie sie in diesem vorausgesetzt wird, fehlt, erklärt sich W. Grimm (Heldens. 355) die Einschiebung desselben in das erstere Gedicht folgendermaßen:

Jetzt, sagt er, bin ich auch im Stande, Nachweisungen über seinen wahrscheinlichen Ursprung zu geben. Die Herrn der Burg Alzei, welche durch ihre Lage nahe bei Worms schon Anspruch darauf hatte, an der Sage Theil zu nehmen, führten eine Fiedel im Wappen und hießen im Volk die Fiedeler (oben S. 323). Daraus wird deutlich, warum die Fiedel, daz wâfen, auch Volkers Schwert ist und beide in manichfachen Ausdrücken (ez ist ein rôter anstrich, den er zem videlbogen hât 1941, 3; sîn videlbogen snîdet durch den herten stâl 1943. 3) mit einander vertauscht werden, oder mit andern Worten, warum er zugleich Held und Spielmann ist, und die Geige, sein Wappen, mit in den Kampf trägt. Ich meine auch, daß der ganze etwas phantastische Charakter gegen die sonstige geschichtliche Haltung des Nibelungeliedes absticht, so wie seine durch frühere Ereignisse nicht erklärte Freundschaft zu Hagen auffällt.

Sollte auch wirklich der Spielmann Volker erst auf diese Art in das Lied gekommen sein, obgleich eine eigentlich heraldische Beziehung noch nicht im Nibelungenliede, sondern erst in den Rosengartenliedern sich zeigt, und sollte nicht umgekehrt das Wappen von Alzei aus der Sage stammen, so ist doch anzunehmen, daß ein Charakter, der so bedeutend, wie Volker, im Liede auftritt, wenigstens für seine Aufnahme in dasselbe einen Anhalt in der Sage vorgefunden haben werde. Einen solchen würde das vorerwähnte Harfenspiel des Königs Gunnar darbieten.

Dazu, wie Volker die Helden in den Schlaf geigt, findet sich ein ländliches Seitenstück im Menchinger Vogtsrecht (bei Nördlingen) von 1441 (Grimm, Rechtsalterth. S. 395):

Und soll man den rechern die groß glocken leuten, die sollen dann, so man leutet, in den amthof kommen und mit einem pfeifer vorausliin pfeifen laßen, unz auf die vorgen. mad und des abends sol er [der Amtmann] in wider heim laßen pfeifen.

Ähnlich im Sigolzheimer Hofrecht (Elsaß), ebendaselbst:

Und sol mans in [dem Köhler und Zimmermann, wenn sie den Zins bringen] wol bieten und [so es] erberliche zu naht wird, so sol man in stro umbe das vür zetten unde einen giger gewinnen darzu, der in gige, das sie entslaven, unde einen knecht, der in hüte irs gewandes, das es in nit verburne.

Spielleute, welche in die Handlung eingreifen, sind noch Werbel und Swemmel, die Fiedler des Königs Etzel. Sie gehören nicht, wie Volker, in die Reihe der Helden, aber als Diener und Boten des mächtigsten Königs sind sie höher gestellt, denn die gewöhnlichen Fahrenden.

Bei Etzels Hochzeit mit Kriemhilden und auf ihren Botschaftsfahrten werden sie reichlich beschenkt (Nib. 5509—12). Mit einem Gefolge von vier und zwanzig Recken (5649) werden sie gen Worms geschickt, um die burgundischen Könige nach Hunnenland einzuladen (Av. 24). Werbeln bekommt diese Botschaft übel, zum Lohne dafür schlägt ihm der zürnende Hagen vor Etzels Tische die rechte Hand auf der Fiedel ab (Av. 33. Str. 1900—2. Z. 7929—37). Er übt damit eine Gewaltthat, die in dem Gesetze der Angeln und Weriner besonders vorgesehen ist: die Hand des Harfners, gleich der des Goldschmieds, wird darin durch erhöhte Buße geschützt.[1] Swemmel bringt die Nachricht vom Falle der burgundischen Könige, sammt ihren Waffen und Rossen nach Worms. Auf dem Rückwege muß er dem Bischof Pilgrim zu Passau, dem Oheim dieser Könige, die ganze Geschichte ihres Untergangs, als Ohren- und Augenzeuge vorerzählen, und der Bischof läßt solche zum ewigen Gedächtnis niederschreiben (Klage Z. 1728—40. 2145 ff. Lachm.).

Der streitbare Mönch.

Eine gewaffnete Geistlichkeit vertrug sich zwar nicht mit Lehre und Ordnung der christlichen Kirche, die nicht selten dagegen eiferte, wohl aber mit der Kriegsverfassung und dem kriegerischen Geiste des Mittelalters; sie begegnet uns daher in manigfaltigen Erscheinungen von den fränkischen und angelsächsischen Bischöfen und Äbten an, die an der Spitze ihrer Schaar zogen,[2] bis zu dem kölnischen Erzbischof am Ende

[1] Lex Anglior. et Werinor. hoc est Thuringor. tit. V. § XX.: Qui harpatorem, qui cum circulo harpare potest, in manum percusserit, componat illum (Herold. illud) quarta parte maiori compositione, quam alteri eiusdem conditionis homini. Aurifices similiter. Fœminas (Herold. aurifici . . . fœminæ) fresum facientes similiter. Georgisch, Corp. Jur. Germ. ant. S. 448. Bei Saxo l. VI, S. 143 beginnt auch Starkather an Ingells verweichlichtem Hofe sein Strafgericht damit, daß er dem Pfeifer (tibicen) ein Bein ins Gesicht wirft.

[2] Pertz 95. 190—92. Philipps 86. bes. die Stelle aus dem Chron. Fontanell. Bouq. II, S. 661 (Pertz 190): Wido sortitur locum regiminis [monast. Fontanellens.]; hic namque propinquus Caroli [Martelli] principis fuit, qui etiam monasterium S. Vedasti, quod est in Atrebatensi territorio, jure regiminis tenuit anno uno sicut et istud. Erat autem de secularibus clericis, gladioque quem semispacium vocant semper accinctus, sagaque

des dreizehnten Jahrhunderts, der als Gefangener des Herzogs von Brabant in voller Eisenrüstung im Kerker sitzen muste (Ottokar Cap. 525—37. Schacht S. 254). Bei Heereszügen zu Rettung und Verherrlichung des Christenglaubens hatte das Schwert in Priesterhand nichts Befremdliches. Nicht immer bedienten sich geistliche Besitzer von Lehen und Eigen des Rechtes, die Kriegspflicht, die davon zu leisten war, durch Stellvertreter aus dem Laienstande versehen zu lassen.[1] Söhne tapferer Geschlechter, die für geistliche Würden bestimmt wurden, Fürsten und Ritter, die nach kriegerischer Laufbahn in das Kloster traten, die beste Ruhestätte für das Alter in jener stürmischen Zeit, empfiengen mit der Priesterweihe und dem Ordenskleide nicht sogleich auch den Geist der Demuth und des Friedens. Erscholl das Geräusch der Waffen bis in die einsame Klosterzelle, dann regte sich wohl auch der alte Kampfmuth in der Heldenbrust, wie der aquitanische Herzog Hunold im achten Jahrhundert nach fünf- und zwanzigjährigem Klosterleben nochmals zu Schwert und Fahne griff (Masc. II, 312).

Was sich so im Leben gestaltet, nahm auch in den Dichtungen seine Stelle ein. Der Helden geistliches Ende ist zwar häufig nur für einen Zusatz mönchischer Bearbeiter anzusehen. Dagegen ist der streitbare Mönch als lebendiger Charakter in die Genossenschaft verschiedener Heldenkreise eingetreten und aus letzteren wieder in die Klosterlegenden übergegangen. Auch die deutsche Heldensage hat diesen Charakter, der ihr nicht ursprünglich angehörte, wohlgefällig in sich aufgenommen und gehegt.

König Rother folgt dem Rathe des getreuen Berchter, sich mit ihm zu „mönchen" (Roth. 5172: Wir munichin uns); ähnlich dem westgothischen Könige Wamba und dem langobardischen Ratchis.[2] Wolfdietrich, der Welt müde, opfert Krone und Sturmgewand auf den Altar des Klosters Tustkal (Wolfd. 149a, 2), wo er sich einbrüdert. Es erbarmt ihn, daß man den Armen spärlichere Kost reicht, er schüttet die Speise

pro cappa utebatur, parumque ecclesiasticæ disciplinæ imperiis parebat. Nam copiam canum multiplicem semper habebat, cum qua venationi quotidie insistebat, sagittatorque præcipuus in arcubus ligneis ad aves feriendas erat, hisque operibus magis quam ecclesiasticæ disciplinæ studiis se exercebat.

[1] Außer den Stellen in voriger Note vgl. Raumer V, 486. VI, 123. 392 f.

[2] Wamba 680. Ratchis 749. Masc. II, A. 228 f. II, 319 Note.

zusammen und theilt sie gleich aus, die widerspenstigen Ordensbrüder hängt er mit zusammengeknüpften Bärten über eine Stange auf. Mit ungeschwächtem Heldenmuthe rennt er in das Heer der Heiden, die das Kloster bedrängen, blutroth sind die Buchstaben, die er schreibt (ebd. 150a, 4. b, 2 f. 153a, 1 v. u. b, 4 f.), übel der Segen, den er spendet. Um seine Sünden in einer Nacht abzubüßen, setzt er sich im Münster auf eine Bahre, wo er mit den Geistern aller von ihm Erschlagenen den härtesten seiner Kämpfe bestehen muß. Die Wilkinensage erzählt, daß Heimr, der Amelungenrecke, unter anderem Namen sich in ein Kloster begeben und seine Waffen zu des Abtes Füßen gelegt. Sie werden wieder hervorgenommen, als Heime für die Rechte des Klosters einen Riesen im Zweikampfe besteht. Der Ruf dieser That bringt zu Dietrich von Bern, der daran den Helden erkennt und ihn aus dem Kloster zurückholt. Den Mönchen ist nicht leid um ihn, weil sie alle sich vor ihm gefürchtet und er den Abt selbst misshandelt.[1] Nach der Chronik des Klosters Novalese in Piemont (Chron. monast. Novalic. l. II, c. 7—13, bei Muratori, Script. rer. ital. t. II, p. II. Grimm, d. Sag. II, 55 ff.) hat auch Walther, der Held des lateinischen Gedichts, im Alter sich zum geistlichen Leben gewendet und dieses Kloster, das er der strengen Zucht wegen vor allen gewählt, gegen feindliche Gewalt vertheidigt. Das Schulterblatt eines weidenden Kalbes dient ihm gelegentlich als Waffe.

Mitten im Heldenleben tummelt sich der handfeste Mönch Ilsan. Er ist vom Meistergeschlechte der Wölfinge, ein Bruder Hildebrands, und erscheint im Liede von der Ravennaschlacht noch selbst als Meister der jungen Fürsten, die durch seine Nachgiebigkeit so kläglich umkommen. Dagegen ist in den Rosengartenliedern das Mönchthum ihm wesentlich. Als Dietrich an den Rhein ausreiten will, fehlt noch ein Recke zu zwölfen. Hildebrand schlägt seinen Bruder Ilsan vor (Roseng. II, 140 f.

[1] Sag. om K. Didrik, C. 387—391. Rafn II, 1. S. 602—21. Bei Heimes Kampf mit dem Riesen heißt es S. 613: og saa sige tydske Kvad, at han skar saa meget af hans Laar, at een Hest ikke kunde drage mere. Daß nachher die Mönche von Heime ermordet und das Kloster von ihm und Dietrich, weil es diesem Schatzung versagt, ausgeraubt und verbrannt wird, mag in dem auch sonst bemerklichen Hasse gegen Dietrich als Arianer seine Quelle haben.

170 f. 192). Sie ziehen vor das Kloster Eisenburg oder Ilsenburg, wo derselbe schon zwei und dreißig Jahre Mönch ist (Roseng. I, 300). Er bedenkt sich nicht lange, die Fahrt mitzumachen, und die Klosterbrüder beten, daß er nicht wiederkehre, denn er hat sie manchmal an den Ohren umgezogen, wenn sie nicht thun wollten, was er ihnen gebot (Roseng. II, 209. I, 454—64). Den starken Rheinfergen, der zum Fährgelde Fuß und Hand begehrt, lockt er herüber, indem er sich für einen Wallbruder ausgiebt, und bezwingt ihn dann mit Faustschlägen (I, 651 ff.). „Nummer dummer amen!“ (d. h. in nomine domini; ebd. 725) spricht der Ferge, vor dem geistlichen Herrn am Boden liegend, und ist nun bereit, mit seinen zwölf Söhnen die lieben Gäste überzuschiffen. Im Rosengarten kämpft Ilsan nach dem einen Liede mit Studenfuß, nach dem andern mit Volker. Die graue Kutte über dem Stahlgewand, watet er durch die Rosen oder wälzt sich gar darin (Roseng. I, 1639: Do begunt sich walgern der münich Ilsan In dem rosegarten, nieman greif in an, In den liehten rosen) und alle Frauen lachen über ihn (I, 308). Wen er Beichte hört, der empfängt schwere Buße. Der eine genügt ihm nicht, er giebt noch weitern zwei und fünfzigen den Segen, so viel als seiner Klosterbrüder sind, deren jedem er einen Rosenkranz mitzubringen gelobt hat. Gleich viele Küsse muß ihm Kriemhild geben und er reibt sie mit seinem Barte, daß ihr rosenfarbes Blut nachfließt (Roseng. II, 454 f.). Man will ihn nicht mehr in sein Kloster einlassen, doch er stößt das Thor auf (Roseng. I, 2454 f.), drückt die Kränze auf die Platten der Mönche, daß ihnen das Blut über die Stirne rinnt, und zwingt sie, ihm seine Sünden büßen zu helfen (II, 468 ff.); die es nicht thun wollen, hängt er, wie Wolfdietrich, an den Bärten über die Stange (Gedr. Heldenb. 186 b). Im Alphartliede führt der Mönch Ilsan zur Rache um seinen Neffen eilfhundert Klosterleute herbei, die über den lichten Ringen schwarze Kutten tragen. Sie singen gar üble Töne und fällen manchen in das Gras (Alph. 319. 381. 435. 459). Durch diese getreue Hülfe wird Ilsan mit Dietrich ausgesöhnt, dem er vor Garten den Oheim erschlagen (402—8). Über Alpharts Grab geführt, heißt er das Weinen lassen und nur auf Vergeltung denken (409 f.). In den dänischen Kämpferliedern führt er, auf Dietrichs Heldenfahrt, Kutte und Kolben im Schild und ein Messerlein an der Seite, das nicht über eilf Ellen lang ist

(Grimm 25. Dansk. Vis. I, 6); auch sonst hat der kahle Mönch mit dem Kolben, daran fünfzehn Männer zu tragen haben, mancherlei derblustige Abenteuer (Dansk. Vis. I, 167—72. 395 f. Grimm 313—15. 494. 531—3) außer- und innerhalb des Klosters.

Daß dem Mönche nicht ziemlich sei, die Waffen zu handhaben, ist in unsern Liedern genugsam ausgesprochen. Der Abt verweigert dem Bruder Ilsan den Urlaub; das Recht der Gottesknechte sei, nicht zu streiten, sondern Tag und Nacht dem Herrn zu dienen. Erst als der Mönch die ganze Brüderschaft dafür verantwortlich macht, wenn einem der Helden im Rosengarten Leides geschehe, willigt der Abt ein, indem er sich selbst einen Kranz ausbedingt (Roseng. II, 199—203). Auch hat Ilsan beim Eintritt in das Kloster seinem Herrn noch eine Fahrt gelobt (Roseng. I, 303—6. 395—400. Vgl. II, 173 f.), gleichwie Wolfdietrich sich vorbehalten, zur Vertheidigung des Klosters wieder zum Schwerte zu greifen (Wolfdietr. 149 a, 1 f.). Dennoch reichen diese und andere (I, 1759—66) Entschuldigungen nicht völlig aus. Im Rosengarten muß Ilsan von Kriemhilden hören: zu Chore gehen und Messe singen stänď ihm besser an (II, 309); und Volker meint, klare Seide würd' ihn besser kleiden, als die Kutte, man sollt' ihn, nachdem er gestritten, aus dem Kloster jagen (I, 1758). Hierauf erwidert er, das Streiten sei ihm von den Wölfingen angeboren. Der Widerspruch des weltlichen Treibens mit dem geistlichen Beruf ist bei Ilsan gedoppelt, indem er um den Kuss der Frauen Leib und Seele wagt. Ward nun schon der kämpfende Spielmann ironisch aufgefaßt, so muste der Mönch, um Frauendank fechtend, ganz zur lustigen Person werden. „Wem hat der Berner seinen Thoren her gesandt?" wird ihm zugerufen (II, 312). Scherzhaft ist durchaus seine Erscheinung gehalten und wiederkehrend sind die meist doppelsinnigen Anspielungen auf Paternoster und Benedicite, auf Beichthören und Bußegeben, auf den Predigerstab, die tönende Kutte, das kurze Mönchshaar mit dem Rosenkranze, den rauhen Bart, der zarte Lippen wund reibt. Ergötzlich sind in dem einen Liede Volker und Ilsan einander im Kampfe gegenübergestellt: der Spielmann mit dem blutigen Fiedelbogen und der Mönch mit dem lichten, scharfen Predigerstabe.[1]

[1] Roseng. I, 385. 415. (Vgl. Otn. 1368.) 725. 1439. 1654. 1659. 1665. 1682. 1685. 1704. 1717. 1739. 1750. 1753. 1757. 1767. 1770. 2285. 2289. 2298. 2302. 2357. Roseng. II, 306 f. 309—313. 318. 451 ff.

Rumold.

Neben dem Kriegs- oder Lehendienste bildete sich ein Hofdienst, der, aus den Bedürfnissen jedes größeren Haushalts hervorgegangen, sich in verschiedene Hauptämter sonderte, denen die niederen Dienstleute zugetheilt und untergeordnet waren. Vier solcher alter Hofämter sind es vorzüglich, die wir das ganze Mittelalter hindurch von den Höfen der Könige bis zu denen der Grafen und Äbte überall bestellt finden: Kämmerer, Marschalk, Truchseß und Schenk. Doch sind diese bekanntesten nicht die einzigen, namentlich wird nicht selten auch des Küchenmeisters erwähnt. Der Hofdienst muste an sich weniger ehrenvoll erscheinen, als der Kriegsdienst, theils weil ihm als solchem die Waffenehre abgieng, theils weil ursprünglich Hörigkeit damit verbunden war. Bald zwar wusten jene Hauptämter sich hoch genug zu stellen; stets in der nächsten Umgebung des Herrn, bekleideten die Inhaber derselben sich mit Glanz und Macht, die kriegerische Würde kam zu der höfischen, erblicher Landbesitz verband sich dem Amte, das nur noch im Prunkdienste bei hohen Festlichkeiten sich äußerte. [1] Die Inhaber der vier Reichsämter standen zu oberst in der Reihe der deutschen Fürsten (Majer, t. Staatskonst. S. 81).

Der burgundische Königshof des Nibelungenliedes ist mit seinen Amtleuten wohl ausgerüstet: Dankwart, Hagens Bruder, ist Marschalk; Ortwin von Metz, dessen Neffe, Truchseß; Sindolt Schenk; Hunolt Kämmerer; Rumolt Küchenmeister. Bei ihnen hat das Hofamt noch seine Bedeutung; steht ein Fest bevor, dann sind sie „unmüßig“ mit ihrem Gesinde, alles zu ordnen und zu richten; sie pflegen der Gäste so, daß all das Land davon Ehre hat (Nibelungen Z. 1244). Zugleich aber sind sie tapfere Recken und ziehen mit auf Heerfahrt; dann ist besonders der Marschalk als Führer und Verpfleger der reisigen Knechte thätig. Auch Rumolt, der Küchenmeister, ist ein kühner und getreuer Held, er streitet wacker gegen die Sachsen und ihm werden Land und Leute befohlen, als die Könige zu den Hunnen fahren. Dennoch ist an ihm der Spott hängen geblieben, wie der Ruß an seinem Schilde. Die Verwaltung der Küche, scheint es, konnte nicht zu rechter Würde

[1] Philipps 77. Masc. II, 328. Raumer V, 22. Rössig 288 f. Lang Regest. I, 387: Liupoldus magister coquinæ aulæ imperialis, dictus de Nortenberch.

gelangen, und wo neben dem Truchseß ein Küchenmeister bestand, mochte jenem der Ehrendienst im Saale, diesem die Aufsicht in der Küche zukommen. Darum wird scherzweise von Rumold angerühmt, wie gut er seine „Unterthanen" hergerichtet, die weiten Kessel, die Häfen und Pfannen. Während Ortwin, der Truchseß, zu Gewaltthaten wie zu Siegfrieds Ermordung, gerne stimmt und selbst bereit ist (485—92. 3473 f. 3489—91), so gilt Rumolts Rath sprichwörtlich für einen überaus friedlichen. Er, der Küchenmeister, räth seinen Königen, als die Fahrt zu den Hunnen besprochen wird, nicht so kindisch das Leben zu wagen, gemächlich daheim zu bleiben, mit guten Kleidern sich zu schmücken, den besten Wein zu trinken und schöne Frauen zu minnen; an Speise, so köstlich je ein König in der Welt sie hatte, soll es ihnen nicht fehlen. Trauern muß der getreue Mann, als sie dennoch die verderbliche Reise antreten.[1]

Im Liede von Dietleib wird der Scherz über Rumold noch weiter ausgesponnen. Rußfarb, mit Sinnbildern der Kochkunst bemalt, ist der Schild des Küchenmeisters, der wie ein Löwe streitet, übel sind die berathen, denen Hunolt (Sindolt) da den Wein schenkt und Rumold die Braten anrichtet oder Krapfen austheilt, davon die Glieder schwären.[2]

Auch bei den Hegelingen werden beim Feste die ersten Helden zu den Hofämtern berufen; Irold wird Kämmerer, Wate Truchseß, Frute Schenk, statt des abwesenden Horands; der Marschalk bleibt unerwähnt.[3]

Rüdeger.[4]

Höher, innerlicher aufgefaßt ist die Verbindung der Häuslichkeit mit dem Heldenthum, des friedlichen Dienstes mit dem kriegerischen, in dem

[1] Nib. Z. 37. 953. 3117 (Vgl. 2265—68. 1240—44. 3213—21). 5165. 5873. 6033. 6081. Walth. 436. Klag. 4084—4138.

[2] Dietl. 7749. 10557. 10606. 12011. 12245. 12697.

[3] Gudr. Z. 6445.

[4] Vgl. Tac. Germ. c. 21. Nib. 6783 f., bei Lachm. 1630. Cæs. de bello gall. VI, 23. Pomp. Mela III. Vgl. Grimm, Rechtsalterth. 122. 190, 6. 249 u. 399—402. Klage 3371. V. d. Hag. Anmerk. S. 137—143. Dietrichs Flucht 4686. 4784. 4926. 5100. 5292—96. Rab. 129. Rosenq. I, 798. 817. 822. 959. 1481. 1491. 2451. 2385. 2391. Dietl. 5097. 4167. 4235. 4304. 6035. Nib. 4603. 4740. 4760. 4625. 4651. 4698. 4704.

Charakter des Markgrafen Rüdeger, der mit vollstem Rechte der milde, der gute, der edle, der getreue zugenannt wird.

Aus seiner Heimat vertrieben, von Etzeln wohl aufgenommen und ansehlich belehnt, widmet er seine Dienste zunächst der Königin Helke, als Vollzieher ihrer wohlwollenden Absichten, als Schatzmeister ihrer Mildthätigkeit. Den heimatlosen Dietrich und dessen Gefährten bewillkommt er freudig im Hunnenreiche, schafft ihnen Pferde, Gold und Kleider, und zwar heimlich, damit niemand ihrer Armuth inne werde. Er führt sie zu der Königin, wo sie unter seiner Obsorge herrlich bewirtet und ausgestattet werden. So wird der Empfang bei Etzeln vorbereitet, der ihnen, auf Helkens Fürsprache, seine Hülfe zusichert. Der Markgraf führt selbst das hunnische Hülfsheer gegen Ermenrich. Als auf diesen Zügen die zween Söhne Etzels umgekommen sind, ist er der Vermittler zwischen Dietrich und den gekränkten Eltern. Wie er selbst sich jedes Gastes freut, ist auch er überall gerne gesehen und darum geschickt zu Botschaften, zumal an Frauen, denen er durch seine freundliche Sitte sich empfiehlt. Nach dem Tode seiner Gebieterin Helke wirbt er als Etzels Bote um Kriemhilden. Diese läßt sich erst erbitten, nachdem er, auch ihr mit allen seinen Mannen zu dienen und, was ihr Leides geschähe, zu rächen, beschworen hat. Die volle Freundlichkeit seines Wesens zeigt sich in seinem eigenen gastlichen Hause zu Bechelarn, als er die Burgunden auf der Hunnenfahrt beherbergt. Hier ist alles heiter, „wonniglich,“ heimatlich; aufgethan ist die Burg, offen stehen die Fenster an den Mauern; an der Hand werden die Gäste in den schönen, geräumigen Bau geführt, wo die Donau untenhin fließt und sie fröhlich gegen der Luft sitzen. Wie das Haus, so die Bewohner, er der beste Wirt, der irgend an der Straße wohnt, dann seine liebe Hausfrau und die schöne Tochter, deren Kuss die Helden begrüßt. Am

4750. 4767. 4770—72. 4820. 4785. 4897. 4905. 4914. 4918. 4907. 4934. 4949. 5035. 5040—51. 5045. 5077. 5236. 5293. 5301. 5309—12. 5407. 5442—44. 5504. 5713. 6565. (Lachm. 1579.) 6580. 6597. 6604. 6615. 6640. 6642. 6656. 6660. 6687. 6700. 6710. 6719. 6726. 6740. 6764. 6767. 6774. 6782. 6789. 6829. 6837. 7240. 7537—45. 8062. 8644. 8663. 8959 f. 8965 f. 8696. 8699. 8703. 8717. 8728. 8730. 8742. 8769. 8804. 8825—49. 8838. 8873. 8880—912. 8916. 8925. 8973. 8976. 8985. 8989. 9021. 9033. 9042. 9049. 9078. 9088. 9092. 9095. 9135. 9139. 9144. 9145. 9149. 9155. 9157. 9170. 9176. 9369—75. 9440. Klag. 426—46. 2061—282.

wohlbesetzten Tische, bei gutem Weine geht allen das Herz auf. Wie sehr sie sich wehren, müssen sie doch bleiben bis zum vierten Morgen und zum Abschied werden sie auf das reichlichste beschenkt. Jeder empfängt eine herrliche Gabe, Waffenkleid, Schwert, Schild, Goldringe; die herrlichste der Jüngling Giselher, dem der milde Wirt seine schöne Tochter verlobt. Er geleitet dann die Gäste an Etzels Hof, wo ihm der herzzerreißende Kampf bevorsteht zwischen den Pflichten dieser innigen Gastfreundschaft und dem Eide, womit er sich Kriemhilden verpflichtet hat. Er soll die verderben, die er in sein Haus geladen, denen er Trank und Speise sammt all seiner Gabe geboten. Welches er läßt und welches er beginnt, so hat er übel gethan. Er heißt Etzeln widernehmen, was er von diesem empfangen, Land und Burgen; Weib und Tochter an der Hand, will er zu Fuß ins Elend gehen; aber nicht erläßt man ihn seines Schwures. Da giebt er Seel' und Leib an die Wage, daß die Rächerin Kriemhild selbst darob weinen muß. Seinen Freunden kündet er Dienst und Gruß auf, obschon sie ihn der Gastgeschenke mahnen. Wollte Gott, jene wären daheim am Rhein und er selbst mit Ehren todt! Noch giebt er seine letzte Gabe; an Hagen, dem der Schild vor der Hand zerhauen ist, vergiebt er den seinigen. Wie grimm und hartgemuth Hagen ist, doch erbarmt ihn des, er und sein Geselle Volker geloben, Rüdegern nimmer im Streite zu berühren. Als nun der Markgraf sich aufgerafft und in die Schaar der Burgunden gedrungen, trifft er fechtend auf Gernot, einer fällt von des andern Schlage, Rüdeger von dem Schwerte, das er selbst dem Gegner gegeben. Nie ward so reiche Gabe schlimmer gelohnt. Von ungeheurem Jammer erschallet Haus und Turm, zergangen ist alle Freude in Hunnenland. Den grimmigen Amelungen rinnen Thränen über die Bärte, ein Vater ist ihnen erschlagen; „säh' ich heute meinen Vater todt, mir würde nimmer leider," ruft Wolfwin aus; sie erheben um seine Leiche den Kampf, in dem sie untergehen.

Mit sichtlicher Liebe verweilen die Lieder bei Rüdegers Charakter. Mit den innigsten Worten, in blühendem Bilde, wird seine Milde, seine Güte gepriesen. Er ist ein Trost der Elenden, ein Vater aller Tugenden; sein Herz trägt Tugenden, wie der süße Mai Gras und Blumen trägt. „Wie Rüdeger erschlagen ward," ist eine der ausgeführtesten Abenteuren, die rührendste Darstellung im Nibelungenliede. Hier

erscheint nicht bloß äußerer Kampf, wo Trotz gegen Trotz, Kraft gegen Kraft anringt. Die mildesten Tugenden selbst, die Gastfreundschaft, die Diensttreue, sind unter sich in den schmerzlichsten Widerstreit gerathen und das Herz, das sie ausgeboren, muß in der unauflösbaren Verwicklung brechen. Es gilt nicht Leib und Leben allein; daß er die Seele verliere, hat er auch das geschworen? (Nib. Lachm. 2087, 3). Er ruft zu Gott, der ihm das Leben gab, ihn recht zu weisen. Brot und Wein, Gold und Tochter, Schwert und Schild, alles hat er gerne gegeben, das Leben selbst gäb' er willig hin, aber auch die Ehre, die Treue, die eigene Seele noch soll er hinopfern. Seine Dienstwilligkeit ist ihm zum Fluche geworden, die Gabe seiner Gastfreiheit giebt ihm den Todesstoß. Diese Empörung von Pflicht gegen Pflicht, von Tugend gegen Tugend, diese Zerspaltung des edelsten Herzens, ist der tiefste Schnitt des furchtbaren Geschickes, das in dem Liede waltet. Keiner der Helden versinkt so jammervoll in den allgemeinen Untergang, als eben dieser, der bestgesinnte.

Es ist an seiner Stelle bemerkt worden, daß Rüdeger als geschichtliche Person, als ein Graf der Ostmark im 10ten Jahrhundert nicht zu erweisen, wahrscheinlicher der Sagenheld in die Geschichte übertragen sei. Wenn er in der eigenthümlich nordischen Sage nicht vorkommt (wohl aber in der Wilkinensage), so erklärt sich dieses daraus, daß überhaupt der gothische Bestandtheil des Sagenkreises dem Norden fremder geblieben. Hiernach kann auch nicht behauptet werden, daß der Charakter dieses Helden erst in der späteren Ausbildung christlichen Sinnes und ritterlicher Sitte (vgl. Grimm S. 361) seinen Grund habe, obgleich der Einfluß christlich-ritterlicher Ansicht auf die Darstellung desselben keineswegs zu verkennen ist. Neben den strengern Eigenschaften des Heldenthums, welche in manigfaltigen Gestalten unsres Sagenkreises zur Erscheinung gebracht sind, musten doch die mildern Tugenden, wie sie im germanischen Leben selbst nicht gefehlt haben, auch in den Liedern ihre Vertretung finden. Sie fanden solche in Rüdeger, dessen gastliche Freigebigkeit, die wir auf die höchsten Güter sich erstrecken sahen, demjenigen entspricht, was uns aus frühester Zeit von der unbegrenzten Gastfreiheit der Deutschen berichtet ist; eben die von Rüdegern so rückhaltlos geübte Sitte, dem abgehenden Gaste keinerlei Geschenk zu versagen, ist durch Tacitus als eine altgermanische bewährt.

Das aber liegt ganz im Wesen der epischen Entwicklung, daß, wenn einmal die mildern Gesinnungen in einem der Heldencharaktere ihren Vertreter hatten, sich an diesen alles anschloß, was die Herrschaft des Christenthums von sanfterer Sinnesart und Sitte auch im Heldengesang entfalten konnte, daß er vorzüglich ergriffen wurde, um, im Gegensatze der wilden Naturkraft, die innere ethische Richtung zur Reife zu bringen. Bricht jene zumeist noch in der Berserkernatur Wolfharts hervor, der auch bei Rüdegers Tode zornmüthig nur darüber klagt, wer nun zu so mancher Heerfahrt der Recken Weiser sein werde (Nib. 9149 f.), so erscheint dagegen der Durchbruch des innern Lebens vor allem in jenem Seelenkampfe des edlen Rüdegers.

Ich komme zu einer weiteren Schilderung: Waffen und Rosse. Es fällt vielleicht auf, daß ich diese Gegenstände gewissermaßen in die Reihe der Persönlichkeiten und Charaktere aufnehme. Ich erkläre mich darüber.

Waffen und Rosse.

Als noch der reisige Held einer wandelnden Burg zu vergleichen war, als der volle Harnisch einen Theil seiner Person auszumachen schien, da gebührte den Gegenständen dieser Ausrüstung allerdings eine Stelle im Kreise der durch wechselseitige Treue verbürgten Genossenschaft. Sie waren nicht todtes, willenloses Werkzeug, sie erschienen belebt, von dämonischen Kräften beseelt, sie waren Zeugen und Symbole der wichtigsten Handlungen des Lebens, innig befreundete Gefährten in Noth und Tod.

Göttliche Verehrung des Schwertes ist von manchen barbarischen Völkern, unter den deutschen namentlich von den Quaden, berichtet. Als Zeichen solcher Verehrung wird das Schwören auf das Schwert angeführt, besonders zur feierlichen Bekräftigung von Friedensverträgen. Franken, Sachsen, Dänen, Normannen sehen wir, nach Volkssitte, den Eid des Friedens und der Treue auf ihre Waffen schwören. Sie schwuren bei dem, sagt ein fränkischer Geschichtschreiber von den Normannen, wovon sie vor allem Schutz und Heil erwarteten. Auch die Gesetze der Langobarden und der Baiern kennen den gerichtlichen Eid auf geweihte Waffen, neben dem auf die Evangelien. Noch bis zum 15ten Jahrhundert erkennen die Gerichte den Eid auf das Schwert.

In den Heldenliedern der Edda soll bei Schiffes Bord und Schildes Rand, bei Rosses Bug und Schwertes Schneide geschworen werden. Darum wird auch dem Eidbrüchigen geflucht, daß ihm das Schiff nicht schreite, wenn auch erwünschter Wind wehe, daß ihm das Roſs nicht renne, wenn er vor Feinden fliehen müsse, daß ihm das Schwert nicht schneide, als auf sein eigen Haupt. Der deutsche Siegfried stößt vor dem Drachensteine sein Schwert in die Erde und schwört darauf drei Eide, daß er nicht ohne die Jungfrau von dannen kehren wolle.

Bei der Betrachtung des Mythischen ist angeführt worden, wie der Heldenjüngling von Odin selbst oder von der Walküre, die über ihm waltet, zuerst das Schwert empfängt. Diesem höheren Ursprung gemäß haften auf solchen Waffen wunderbare Kräfte und strenge Geschicke, die durch ganze Geschlechter fortwirken. So giebt es Schwerter, die nicht entblößt werden können, ohne jemands Tod zu werden, oder die jeden Tag einen Mann heischen. Dem Schwerte Tyrfing ist angewünscht, daß es, so oft es gezogen würde, seinen Mann fälle, das Werkzeug zu den drei gröſten Schandthaten werde und dem Besitzer den Tod gebe; hierauf beruht die Entwicklung der berühmten Herwarasage. Das Wölsungenschwert hat seine eigene Geschichte, ebenso das Schwert Nibelungs, Balmung, welches Siegfried für die Theilung des Hortes empfängt und das er sogleich gegen die Geber selbst wendet (Nib. 381. 389). Sein Mörder, Hagen, bemächtigt sich auch des Schwertes (9334 f. 3833) und läßt es, übermüthig trotzend, auf seinen Knieen vor Kriemhild spielen, die dadurch ihres Leides gemahnt, zu weinen beginnt (7152—60). Aber das übel gewonnene (7216: daz er vil übele gewan) wird ihm zum Verderben. Als er, in Banden, vor Kriemhild geführt, den Schatz anzuzeigen sich weigert, da ist ihr doch das Schwert wieder geworden, das ihr Liebster trug, da sie ihn zuletzt sah; sie zieht es aus der Scheide und schlägt dem Mörder das Haupt ab (9605—12), wird aber selbst dafür von Hildebrand erschlagen. Leicht erkennt man, wenn es auch nicht ausgesprochen ist, die Verbindung Balmungs mit dem Fluche des Hortes und dem ganzen Verlauf der furchtbaren Geschicke.

Sowie Schwerter durch Zaubersprüche stumpf gemacht werden können, giebt es andererseits gefeite Harnische, darauf kein Eisen haftet. Auch bloßen Hemden von Seide, auf zauberhafte Weise verfertigt, wird in

nordischen Sagen diese Eigenschaft zugeschrieben. Wer ein solches an hat, ist nicht bloß durch Eisen unverwundbar, auch Feuer beschädigt ihn nicht, von Kälte leidet er weder zu Lande noch zur See, kein Schwimmen ermattet ihn, kein Hunger quält ihn. Es sind dieß die Nothhemde des deutschen Mittelalters. Dahin gehört nun auch Sanct Georgs Hemd, das Wolfdietrich trägt. In diesem Hemde, von schneeweißer Seide, wird er, nach der einen Bildung des Heldenliedes, von einem frommen Einsiedler getauft; es schützt ihn gegen Stich und Schlag, gegen Feuer und Wasser, auch gegen alle Zauberei; anfangs klein, ist es ihm doch stets gerecht und er gewinnt mit jedem Jahr eine Mannsstärke weiter. Nach der andern Gestalt der Sage ist Sanct Jörg selbst Wolfdietrichs Pathe und das Hemd sollte wohl das Pathengeschenk sein, wenn gleich erzählt wird, daß der Held solches dem Heiden Palmunt abgenommen, der es aus einem Kloster geraubt hatte. In großen Nöthen ruft Wolfdietrich den Heiligen an, dessen Hemd ihm zu tragen vergönnt ist, und dieses behütet ihn vor jeder Art Waffen, wie vor dem Rachen der Lindwürme.

Der christliche Patron behauptet hier dieselbe Stelle, die in andern Fällen der Heidengott einnimmt, der seinem Schützlinge zauberhafte Waffen verleiht. Die Ertheilung des Namens (Namenfeste) war schon im nordischen Heidenthum eine feierliche Handlung und stets von einem bedeutendern Geschenke, besonders an Waffen, begleitet. Wir haben schon früher bemerkt, wie nach Verdrängung der großen Götter, bald christliche Heilige, bald untergeordnete Naturgeister, die der Volksglaube fortleben ließ, in die Obliegenheiten jener sich theilten. Wesen der letztern Art, die elfischen Zwerge, sind es dann auch meist, von denen die jungen Helden mit wunderbaren Waffen ausgestattet werden; dieses lag um so näher, als schon nach heidnischer Ansicht die Erdgeister, die in ihren Berghöhlen über den Hort der Erze zu walten hatten, solchen auch kunstreich verarbeiteten und für die Götter selbst Waffen und anderes Geräthe schmiedeten. Odins Speer, Thors Hammer, Freyrs Schiff, der Göttin Sif Haare von Gold, Freyas Halsschmuck u. s. f. sind Kunstwerke der Schwarzelfen, Söhne Iwalds. Gleichnamig mit diesem erscheint noch in unserem Volksbuche von Siegfried der Zwergekönig Egwald. Wie dort den Göttern, so sind auch gewaltigen Helden die Zwerge, obgleich meist nur gezwungen, mit herrlicher Arbeit zur Hand.

Das Lied von Otnit läßt uns in die Esse selbst, in die Höhle des Berges, hineinschauen, daraus Elberich die von ihm gefertigten, wunderbar leuchtenden Waffen seinem Sohne hervorholt.

Wo die Waffen so vieles galten, war auch der Waffenschmied ein wichtiges Glied der Gesellschaft. Von allen Handarbeiten jener Zeit war die seinige die kunstreichste. Der Wunderglaube, der auf dem Werke haftete, muste den Meister mit berühren. Im Gebirge, wo die Erze wuchsen, stand auch die Werkstätte des Schmiedes; der schaffende Geist, der in den Bergen wirkte, schien an der Esse fortzuarbeiten. So spielen denn die Waffenschmiede in Liedern und Sagen eine bedeutende Rolle, sie sind angesehen und gefürchtet, sie gelten meist für Elfen oder Elfensöhne.

Viel Abenteuerliches wird erzählt von den Schicksalen und Wettkämpfen der Schmiede, in der Götterwelt und bei den Menschen. Die Schwarzelfen wetteifern, wer den Göttern die kostbarsten Werke bereite; Loke selbst verwettet darüber sein Haupt und sucht, zur Bremse verwandelt, die Arbeit zu stören; die Asen auf ihrem Richtersitze berathen das Urtheil. Der berühmteste von allen Schmieden aber ist Wieland; in Scandinavien und in Deutschland, in England und in Frankreich, war seit den ältesten Zeiten sein Name sagenhaft. Wielands Werk hieß jedes kunstreichste Waffenstück oder Prunkgeräthe. Er ist der Dädalus des Nordens. Ein Lied der Edda singt seine Geschichte, wie er, ein Fürst und Genosse der Elfen, Gemahl einer Walküre, von dem schwedischen Könige Nidud räuberisch überfallen wird und, mit zerschnittenen Fußsehnen auf einen Holm gesetzt, Schmiedarbeit für denselben fertigen muß; wie er dann, Rache brütend, des Königs beide Knaben in seiner Werkstätte ermordet, aus ihren Hirnschaalen silbergefaßte Becher für den Vater, aus den Augen edle Steine für die Mutter, aus den Zähnen Brustringe für die Schwester fertigt und, nachdem er auch diese überlistet und entehrt hat, hohnlachend in die Wolken entfliegt. Auch die Wilkinensage erzählt, in den Hauptzügen übereinstimmend, diese Geschichten, schickt übrigens ausführliche Nachrichten über sein Geschlecht, seine Jugend und Lehrzeit voran. Hier ist er ein Sohn des Riesen Wade, den König Wilkinus mit einer Meerfrau erzeugt. Die Schmiedekunst erlernt er zuerst bei Mimer, zu dem auch Sigurd gekommen, dann bei zween Zwergen in einem Berge, die, auf seine

Geschicklichkeit eifersüchtig, ihm nach dem Leben trachten. Nachher dient er dem Könige Nidung, wo er unter andrem mit dem Schmiede Amilias eine Wette auf Leib und Leben eingeht. Wieland soll ein Schwert, Amilias Helm und Harnisch schmieden; dringt das Schwert durch diese, so ist Amilias, wo nicht, Wieland des Haupts verlustig. Als die Zeit der Probe gekommen, setzt Amilias sich in seiner Rüstung auf einen Stuhl. Wieland stellt sich hinter ihn, setzt das Schwert an den Helm und schneidet bis zum Gürtel hindurch. Dem Amelias ist es zuerst, als gösse man kalt Wasser über ihn, und als er sich schüttelt, fällt er in zwei Stücken vom Stuhl herab. Dieses ist das Schwert Mimung, welches Wieland nachher seinem Sohne Wittich giebt, in dessen Geschichte dasselbe häufig vorkommt. Als Vater dieses Helden, als Verfertiger des Schwertes Mimming und andrer herrlichen Waffen wird Wieland auch in den deutschen Liedern genannt. So sind nach dem Dietleibsliede die dreizehn trefflichen Schwerter, die nur Fürst oder Fürstenkind tragen durfte, von den Schmiedemeistern Mime (Mimer der Wilkinersage), Hertrich und Wieland verfertigt. Daß aber auch sonst Wielands Abenteuer verbreitet waren, zeigt der Anhang zum Heldenbuch, wonach derselbe, ein Herzog, durch zween Riesen von seinem Lande vertrieben und dadurch in Armuth gekommen, des Königs Elberich Gesell und ein Schmied im Berge zu Glockensachsen ward, darnach zu König Hertwich (obigem Hertrich) kam und von dessen Tochter die zween Söhne Wittich und Wittigowe gewann. Merkwürdig erscheint im Tristan, also aus nordfranzösischer Quelle, ein Herzog Gilan (zu Swales), als Besitzer eines wundersamen Hündleins, das ihm aus Avalun, der Feien Land, von einer Göttin aus Liebe gesendet worden. Dieses „fremde Werk von Avalun" läßt im ergötzlichsten Farbenwechsel seine seidenen Haare spielen und hat am Hals eine Schelle hängen, deren süßer Klang jedes Leid vergessen macht. Um dasselbe für die Geliebte zu erlangen, bekämpft Tristan einen Riesen, der den Herzog Gilan und dessen Land bedrängt. Dieses feenhafte Geschöpf ist doch wohl ursprünglich ein Kunstwerk des Wieland (Guielandus, Gilan), der im Anhang zum Heldenbuch 208 b auch als ein von Riesen bedrängter Herzog bezeichnet wird.

Die Heldenwaffen haben Namen, als Ausdruck der poetischen Persönlichkeit, zu der sie durch den Ruhm des Meisters, durch besondre Gaben

und eine eigene Geschichte sich erhoben. Diese Namen sind meist von ihrer Abkunft oder von ihren Eigenschaften, dem Glanz, der Schärfe u. s. w. entnommen. Z. B. Balmung, das berühmte Schwert Siegfrieds, das er mit dem Nibelungenhorte erhielt, hat seinen Namen von Balm (Stalder, Schweiz. Idiot. I, 127: Balm, Balme, f. Höhle, oder ein oben überhängender Fels) und der Abstammungssilbe ung; also eigentlich: Kind der Felshöhle; denn es kommt mit dem Zwerghorte aus dem hohlen Berge. (Vgl. Nib. 363. 389.) Jedes Schwert hat auch seinen eigenthümlichen Klang, woran es, wie der Mensch an der Stimme, kenntlich ist. Schöne Sagen sind hierauf gebaut. Wermund, ein alter blinder Dänenkönig, wird nach Saxos Erzählung (B. 4, S. 96) vom Könige der Sachsen zum Kampf um sein Reich gefordert. Uffo, Wermunds Sohn, bisher für stumm und träge gehalten, erhebt sich plötzlich und begehrt nicht bloß mit einem, sondern mit zween Gegnern den Holmgang zu bestehen. Aber jeder Harnisch zerspringt über seiner breiten Brust; man muß ihm den des Vaters zerschneiden und mit einer Spange heften. Jedes Schwert zerbricht von seiner Hand geschwungen. Der alte König hat eines gehabt, mit Namen Skrep, dem auf den ersten Hieb nichts zu widerstehen vermochte. Er hat es längst in die Erde gegraben, weil er es seinem Sohne nicht anvertraut, Fremden nicht gegönnt. Jetzt sucht er es hervor und reicht es dem Sohne. Es ist vor Alter morsch und zerfressen, aber wenn dieses bricht, so hält kein anderes. Auf einer Insel der Eider treffen sich die drei Kämpfer. Beide Stromesufer sind mit Zuschauern angefüllt, Wermund stellt sich an den Rand der Brücke, um sich in die Wellen zu stürzen, wenn sein Sohn besiegt würde. Dieser, dem Schwerte misstrauend, wehrt erst nur mit dem Schilde die Schläge der beiden Sachsen ab. Der blinde Vater meint, es geschehe aus Schwäche und neigt sich schon zum Sturze. Da hört er den Klang des Schwertes Skrep und seine Seele ist erfrischt; der eine Feind, so sagt man ihm, ist mitten hindurch gehauen. Zum zweitenmal dringt der Klang seines Schwertes ihm ins Ohr; auch der andere ist hingestreckt. Freudethränen vergießt der Greis und die Dänen jauchzen dem Sieger. Auch in einer altdänischen Ballade (Dansk. Vis. 1, 141) hört ein Vater weither über das Gebirg die Schwerter seiner Söhne schallen, die unter sich in mörderischen Kampf gerathen sind; gerade wie Oddrun (Edd. 4, 138) die letzten Harfenschläge Gunnars über den Sund vernimmt.

(Vgl. Wunderh. I, 275.) In den nordischen Sprachen heißt es, die Schwerter singen; Rolf Krakes Schwert Sköfnung singt hoch auf, wenn es auf Knochen trifft. Im deutschen Liede begegnen Vater und Sohn, Biterolf und Dietleib, einander unbekannt sich im Getümmel der Schlacht; dieser führt gewaltige Schläge auf jenen, da erkennt Biterolf den Klang des Schwertes Welsung, das er vor manchen Jahren daheim gelassen, und schmerzliche Sehnsucht ergreift ihn (3694. 3656. 10935. 12260). Auch sonst wird oft genug der Klang edler Schwerter gerühmt. Walthers Schwert ertönt im Kampfsturm wie eine Glocke. Aber auch andere Kennzeichen giebt es. Mimings Spur erkennt Dietrich an den tiefen und weiten Wunden, die den jungen Königen von Wittich geschlagen sind. Am Glanze wird Dietrichs Helm Hildegrin überall erkannt.

Das selbständige Leben, das man den Waffen beimaß, scheint selbst in der Gesetzgebung sich zu äußern. War jemand in ein fremdes Haus gegangen und hatte seinen Spieß außen an die Thür gelehnt, oder waren sonst Waffen an einen Ort gelegt worden, wo sie ruhig sein konnten, und hatte dennoch ein anderer sie genommen und damit Schaden gethan, so muste, nach englischnormannischem Rechte, zwar der Thäter diesen Schaden büßen, aber auch der Eigenthümer sollte die Waffen nicht zurücknehmen, bevor sie von aller Anschuldigung rein waren.[1] Die Waffe ist hier mit Schuld belastet, fast wie ein der Zurechnung fähiges Wesen.

Die Geschichte der Helden beginnt mit der meist wunderbaren Erwerbung der Waffen, dieser Werkzeuge künftiger Thaten. Ein „edles" Schwert ist wohl ein Land werth. (Laurin 191a, Siegfr. 71. Ecke 196. Dietleib 12875 f. Rab. 798. 4111.) Die Dichtung verherrlichte, was im Leben selbst eine wichtige Handlung war. Die Waffennahme bezeichnete den Übergang des schwertmäßigen Jünglings zur Mündigkeit, sie war eine nothwendige Ergänzung der Person; denn nur der Wehrhafte konnte sich und andern Sicherheit verbürgen. „Die Waffen zu nehmen," sagt Tacitus (Germ. 13), „ist keinem durch Volkssitte gestattet, bevor ihn die Gemeinde für tüchtig erkannt. Dann wird der Jüngling

1 Die Stellen in Phill. Gesch. des angels. Rechts S. 109. N. Namentlich Leg. Henr. Pr. 87: Observet autem ille, cujus arma erant, ut ea non recipiat, antequam in omni calumnia munda sint.

in der Versammlung selbst von einem der Fürsten, oder vom Vater, oder von einem Verwandten, mit Schild und Speer geschmückt. Dieß ist bei den Germanen die Toga, dieß der Jugend erste Ehre; vorher sind sie für einen Theil des Hauses angesehen, jetzt des Gemeinwesens." Die feierliche Wehrhaftmachung, Schwertnahme, Schwertleite finden wir bei den germanischen Stämmen das ganze Mittelalter hindurch. Sie fiel in der Folge zusammen mit der Ertheilung der Ritterwürde, und die Rittergedichte sind freigebig mit ausführlichen Beschreibungen dieser Festlichkeit. Im Nibelungenliede selbst empfängt Siegfried nicht mehr das umgeschmiedete Wölsungenschwert aus der Hand des kunstreichen Reigen, im Münster zu Xanten läßt ihn sein Vater Siegmund nach christlichem Brauche festlich zum Ritter werden. Wir überlassen diese Feste dem Ritterwesen und richten hier unser Augenmerk auf die Verbindungen, welche, nach germanischer Sitte, mit der Waffennahme eingegangen wurden. Es war zunächst der Vater, oder wer dessen Stelle vertrat, der dem Jüngling die Waffen reichte. Fränkische und angelsächsische Könige, wie später hohenstaufische Kaiser, sahen wir den Sohn oder Enkel mit dem Schwerte gürten. Diese Obliegenheit ward aber auch von solchen, die mit dem Jüngling entfernter oder gar nicht verwandt waren, namentlich von mächtigen Schutzherrn, übernommen und diese traten damit in die Pflichten und Rechte des Vaters ein. So erklärt sich uns die in frühern Zeiten vorkommende Sohnesannahme durch Waffen (adoptio per arma). Schon der wehrhaftmachende Fürst, bei Tacitus, kann hieher bezogen werden. Der ostgothische Theoderich macht den König der Heruler sich zum Sohne durch Waffen. „Ich gebe dir," läßt er demselben schreiben, „Rosse, Schwerter, Schilde und andres Kriegszeug, aber, was stärker als diese ist, ich theile dir meine Gerichte zu." Selbst der byzantinische Kaiser folgt dieser Sitte und nimmt den Gothen Eutharich, zum Zeichen des Friedens, als Waffensohn an. Von dem Westgothen Theoderich empfängt der Suevenkönig Remismund zum Bundespfande Waffen und Frau. Der Merowinge Gunthram versöhnt sich mit seinem Neffen Childebert, indem er, selbst kinderlos, denselben für seinen Sohn erklärt. Er setzt ihn auf seinen Stuhl und übergiebt ihm das Reich, mit den Worten: „Ein Schild deck' uns, ein Speer schütz' uns!" Selbst wenn er noch Söhne bekommen würde, soll Childebert zu ihnen gezählt sein. Was sich in solchen Fällen als

Form staatsrechtlicher Verhältnisse darstellt, das zeigt sich uns in den Sagen als mythische Einkleidung. Odin, den Heldenjünglingen das Schwert verleihend, erklärt sie für seine Söhne. Elberich giebt dem jungen Otnit sich als Vater zu erkennen und reicht ihm die herrlichen Waffen (Otn. 774).

Wie sich Geber und Empfänger der Waffen als Vater und Sohn verbanden, so scheinen diejenigen, welche zugleich von demselben Waffenvater das Schwert nahmen, sich zu Brüdern geworden zu sein. Wenn ein Fürst seinen Sohn zum Ritter machte, so ließ er mit ihm eine zahlreiche Schaar edler Jünglinge die Waffen nehmen und stattete sie reichlich mit Rossen und Kleidern aus. Sie heißen in unsern Liedern Schildgefährten, Schildgesellen, Schwertgenossen. Mag dieses zum bloßen Festprunke geworden sein, ursprünglich ward auch hier gewiss ein engeres Verhältnis begründet. Der Vater bezweckte, dem Sohn eine schützende Umgebung tüchtiger Altersgenossen für das ganze Leben zu verbrüdern. Sie waren des jungen Fürsten erstes und angestammtes Gefolge.

Aber auch mit den Waffen selbst wurde beim Empfang derselben eine Verbindung geschlossen, welche sich weit über das bloße Recht des Besitzes erhob. Daß der poetische Sinn der Zeit dem durch stetes und nahes Bedürfnis vertrauten Geräthe Leben und Seele lieh, ist schon aus früherem ersichtlich. Das treue Schwert, des Helden beständiges Geleite, gewann auch Freundesrecht. „Gewissen Freund, versuchtes Schwert, soll man zu Nöthen sehen," ist ein altes deutsches Sprichwort.[1] „Ich minne Schild und Speer," antwortet der heimatlose Wolfdieterich der Königin, die ihn eine unter ihren Jungfrauen wählen heißt. Im Saale zu Bern sitzen Dietrichs Recken bei einander, je zu zweien oder dreien gesellt, aber in der Ecke sitzt einer, der Held Nudung, der hat keinen Gesellen, über seine Beine hat er ein Schwert gelegt, „das war ihm so lieb." Als auf Brunhildens Burg die gefährlichen Wettspiele vorbereitet werden, da bedauern Dankwart und Hagen, daß sie beim Empfang, obwohl ungern (Nib. 1644), ihre Waffen abgegeben. Brunhilde hört es und läßt ihnen solche zurückstellen. Beim Wiedersehen seines Schwertes wird Dankwart vor Freuden viel roth. Dieß ist sonst

[1] Walther v. d. Vogelw. I, 131 b. Bruder Wirner (Alt Meisterges. B. LVIII): Getruwer vriunt, vursuchtez swert, die zwiene sint in noten gût; sie sint wol hoer eren wert, der sie hat dicke wol behût. [Freidank 95, 18. K.]

Bezeichnung der Freude beim Anblick der Geliebten (Nib. 1155). „Gunther ist unbezwungen," ruft er, „nun wir unsre Waffen haben." Es ist ein oft wiederkehrender Ausdruck, daß der Held sich jeder kühnen That vermißt, „ihm breche denn das Schwert an seiner Hand." Gernot rühmt von dem Schwerte, das ihm Rüdiger gegeben, es sei ihm in all der Noth nicht gewichen, es sei „lauter und stet, herrlich und gut." Der alte Hildebrand, von seinem unerkannten Sohn aufgefordert, Harnisch und Schild abzugeben, weigert sich solchen Undanks. „Mein Harnisch und mein grüner Schild, die haben mich oft ernährt (gerettet)." Auf gleiche Anforderung erwidert Walther: „Meinen Schild will ich wehren, für gute Dienste bin ich sein Schuldner, oft hat er sich meinen Feinden entgegengeworfen und Wunden, statt der meinigen, aufgefangen." In den Schild sinkt der wunde, der todte Held nieder. Im Tode noch hält Wolfhart sein Schwert so fest in die Hand verklemmt, daß man es mit Zangen aus den langen Fingern brechen muß. „O weh," spricht Dietrich, „viel gut Schwert, wer soll dich nun so herrlich tragen? du wirst nimmermehr so viel und löblich geschlagen bei gewaltigen Königen, als Wolfhart dich geschlagen hat."

Die Waffen folgten dem Helden auch auf den Scheiterhaufen, wie schon Tacitus berichtet, nachher in das Grab. Hiebei lag ohne Zweifel die Vorstellung vom fortwährenden Kampfleben in einer andern Welt zu Grunde. Beraubung der Todten (Reraub) war ein besondres Verbrechen. Darum bittet Wolfdieterich den todten Otnit, zu erlauben, daß er dessen Harnisch, Kreuz und Krone nehme. Eines Engels Stimme antwortet aus Otnits Helme gewährend. Das aufgefundene Schwert Otnits legt jedoch Wolfdieterich, der Seele Heil wünschend, auf den Leichnam und bekleidet diesen mit seiner eigenen Brünne. „Beraubt' ich einen Todten," spricht er, „ich möchte die Krone nicht haben." Auch Dietrich von Bern bedenkt sich sehr, die Waffen des erschlagenen Ecke zu nehmen; und er thut es nur, indem er seine zerhauenen dafür austauscht. Den Todten deckt er mit grünem Laube zu.

In nordischen Sagen kommt wohl auch vor, daß ein Grabhügel erbrochen wird, um das Heldenschwert herauszuholen, oder daß der Todte, durch Zaubergesänge beschworen, sein berühmtes Schwert herauswirft. Doch pflegt dieß wenig Heil zu bringen. Das Volk in Dänemark erzählt, wie ein erschlagener König bei Nacht umgeht, sein gutes

Schwert zu suchen, oder wie ein riesenhaftes Schwert im Hügel gefunden und mit zwölf Pferden auf den nahen Hof geführt wird, wie aber dasselbe, weil nachts alle Wände zittern und die Scheiben klirren, bald an seine Stätte zurückgebracht werden muß.

Was hier über die Waffen ausgeführt worden, gilt in seiner Art auch von dem Streitroſs.

Der Kriegsdienst zu Pferde war von frühester Zeit bei den deutschen Völkern einheimisch. Der Begriff einer Auszeichnung knüpfte sich daran. So erscheinen in der Alemannenschlacht Chnodomar und seine fürstlichen Gefährten zu Rosse, werden jedoch genöthigt, abzusteigen, um das Schicksal ihres Volkes zu theilen. Bei den Tenkterern, welche Tacitus als das pferdelustigste Volk bezeichnet, soll das Pferd nicht auf den ältesten, sondern auf den tapfersten Sohn vererbt worden sein. Den Wahrzeichen und Mahnungen aus dem Gewieher und Schnauben dieser Thiere, die man für Vertraute der Götter hielt, schenkten die Germanen vorzüglichen Glauben. Weiße Pferde, von keiner irdischen Arbeit berührt, wurden zu diesem Behuf in den heiligen Hainen genährt. Noch die fränkischen Kirchenversammlungen eifern gegen die Zeichendeutung von Pferden.

Wie Odin Waffen gab, so half er auch, nach der Wölsungensage, dem jungen Sigurd aus dem Gestüte seines Stiefvaters das trefflichste Roſs auswählen, den berühmten Grane, von Odins Sleipner abstammend. Das Pferd muß der Größe und Stärke des Helden gewachsen sein. Wolfdietrich drückt ein fremdes, das ihm angeboten wird, mit der Hand zur Erde. Nur sein eigenes, das sein Meister ihm gezogen, trägt ihn, in klafterweiten Sprüngen. Vierzehn Tag' und Nächte läuft es, ohne von seiner Macht zu verlieren.

Auch die Pferde haben Namen, von ihrer Farbe, Stärke, Geschwindigkeit; Falke heißt Dietrichs Roſs, das über Feld fliegt, als ob es wehte. Er versucht es, indem er eine Hindin überreitet. Sie haben Verständnis und treue Anhänglichkeit, warnen ihren Herrn und helfen ihm.

Als Otnit unter der Zauberlinde eingeschlafen und der Lindwurm herankommt, sucht ihn sein Bracke mit Springen und Gebell, sein Roſs mit Schreien und Scharren zu erwecken. Des Berners Roſs, während des Fußkampfs mit Ecke an einen Baum gebunden, schlägt um sich,

und schreit, als es seinen Herrn in Bedrängnis sieht. Eckharts Roschlin beißt und schlägt zornig in der Schlacht und treibt dreihundert Feinde zurück. Eine dänische Ballade erzählt, wie zween Stallbrüder, auf der Jagd über den Vorzug ihrer Rosse und Hunde in Streit gerathen, einander erschlagen und wie dann auch die Pferde kämpfen und die Hunde sich zerreißen.

In jenem Reiterstücke, in der Rabenschlacht, wie der zürnende Dietrich Wittichen bis ins Meer verfolgt, mahnt Wittich sein Ross Scheming zur Eile, indem er ihm Öhmd und lindes Heu verspricht, wenn es ihm das Leben rette; da macht das Ross weite Sprünge. Der Berner aber wirft diesem Rosse, das einst ihm gehört, klagend vor, daß es nun seinen Feind von hinnen trage (Rab. 958—60).

Das Besteigen des Rosses gehörte zur Wehrhaftmachung, zum Ritterwerden. Wenn die jungen „Schwertdegen" aus dem Münster kommen, wo sie das Schwert empfangen, dann stehen außen die gesattelten Rosse, darauf sie sogleich als Kampfprobe den Schaft brechen. So bei Siegfrieds Schwertnahme im Nibelungenliede. Gleichwie nun das Vermögen, Ross und Waffen zu handhaben, Bedingung der Selbständigkeit war, so galt auch derjenige, der die Kraft hiezu verloren hatte, für ritterlich todt. Das bajuwarische Gesetz bestimmt die strenge Bestrafung eines Herzogsohnes, der seinem Vater die Herrschaft entreißen wollte, für den Fall, daß der Vater noch das Ross mannlich besteigen und die Waffen rüstig führen könne. Der Sachsenspiegel macht die Fähigkeit, fahrendes Gut zum Nachtheil der Erben zu vergeben, davon abhängig, daß der Mann vermöge, begürtet mit einem Schwert und mit einem Schild auf ein Ross zu kommen von einem Stein oder Stock, einer Daumellen hoch, ohne Hülf', also doch, daß man ihm das Ross und den Stegreif halte. So wird auch in Rechten und Urkunden des Mittelalters ausdrücklich erheischt, daß der Geber oder Verpfänder verfügt habe, „dieweil er reiten und gehen konnte." Der Werth solcher ritterlichen Rüstigkeit wird auch in unsern Heldenliedern, in episch wiederkehrendem Ausdruck, damit bezeichnet, daß der Held, gewappnet, ohne Bügel, in den Sattel springt. Die Rosse springen freudig unter den Jünglingen, ist gleichfalls ein episch wiederholtes Bild; von dem greisen Berchter aber, im Rotherslied, heißt es: „Hei! wie vermessentlich er ritt! ihm gieng das Ross in Sprüngen, baß, denn einem Jungen."

War hiernach das Reiten nicht bloß eine Standesauszeichnung der Edlen, sondern selbst ein Kennzeichen der Mündigkeit und Vollkraft, so dürfen wir uns nicht wundern, das Fußgehen als schimpflich betrachtet zu finden. Von dem englisch-dänischen Könige Harald, dem Sohne Kanuts des großen, erzählt der Chronikschreiber, er sei von seinem Vater gänzlich abgeartet, denn unbekümmert um Ritterschaft und Hofsitte, hab' er nur seinem Eigenwillen gefolgt und sei, gegen seine königliche Würde, lieber zu Fuß gegangen, als geritten, daher man ihn seiner Leichtfüßigkeit wegen Harald Harefoot (Hasenfuß) genannt habe. Hieraus erklären sich manche Züge in den Liedern. Der Fußgänger Ecke, den kein Ross zu tragen vermag, der, gleich Wolfdietrichs Pferde, vierzehn Tage und Nächte ohne Müdigkeit fortlaufen kann, der in weiten Sprüngen, davon der Wald rauscht und Wild und Vögel verscheucht werden, vom Rheine zur Etsch rennt, der dann kampffodernd neben dem reitenden Dietrich herschreitet, muste den Hörern des Heldenliedes eine überaus eigenthümliche und merkwürdige Erscheinung sein. Im Liede selbst bittet ihn die königliche Jungfrau, die ihn herrlich gewappnet, um ihrer Ehre willen zu reiten, und der alte Hildebrand ruft ihm befremdet zu, in solch reichem Gewande sollt' er geritten sein. Selbst der Zwerg Laurin erscheint beritten, weil er wehrhaft, kampfrüstig vorgestellt ist. Dietrichs Vertreibung von Bern, das Opfer, das er der Treue bringt, wird dadurch besonders als mitleidswerth dargestellt, daß er zu Fuße von dannen zieht. „Dir wird die Ehre nimmer gethan," sagt Ermenrich zu ihm, „daß ich dich reiten ließe; zu Füßen must du arbeiten auf der Straße, damit du dich selbst unehrest." Zu wiederholten Malen wird dieser schmähliche Abzug von Männern und hohen Frauen, die solcher Mühsal nicht gewohnt sind, bejammert. Gleicherweise sagt Rüdiger, als er mit seinen Gastfreunden kämpfen soll: „Ich will auf meinen Füßen in das Elend gehn."

Noch sonst haben die Pferde, mit den Waffen, ihren Antheil an bedeutenden Handlungen und Ereignissen des Menschenlebens. Sie gehörten zum Brautkauf, wie schon Tacitus meldet, daß der germanische Bräutigam ein gezäumtes Ross mit Schild, Speer und Schwert, als Heirathgabe eingebracht. Bei Ostgothen, Thüringern, Franken, führen fürstliche Freier dem Brautvater erlesene und geschmückte Pferde zu; und so ist es auch zu verstehen, wenn im Hegelingenliede der König

Hettel seinem Schwäher Rosse von Dänemark auf den Strand führen läßt, denen die Mähnen bis auf die Hufe reichen.

Des germanischen und altnordischen Gebrauchs, das Roſs mit dem Helden zu verbrennen oder zu begraben, geschieht zwar in unsrem Sagenkreise nicht mehr Erwähnung, obgleich Habichte und Diener auf Sigurds Scheiterhaufen gelegt werden. Nicht unbetheiligt bleibt aber das treue Roſs bei dem Tode seines Herrn. Sigurds Grane kommt allein aus dem Walde zurück; weinend geht Gudrun, das Roſs zu befragen; da fährt es zusammen und verbirgt sein Haupt im Grase, denn es weiß, daß sein Herr nicht mehr lebt. Nach einem andern Eddaliede hängt das Grauroſs den Kopf über den Todten. Otnits Roſs und Hund, aus dem Walde vor das Thor zu Garten wiederkehrend, sind der Kaiserin Boten von dem Tode des Gemahls. Helke, aus dem Blumengarten kommend, sieht, erschreckend, die Pferde ihrer Söhne mit blutigen Sätteln auf dem Hofe stehn. Rüdigers Roſs Boymund geht rückwärtsblickend an der Hand des Knappen, der es nach Bechlarn heimführt; manchmal sonst, wenn es seinen Herrn nicht sah, brach es den Zaum und lief die Wege zurück, nun liegt er todt, der es dahingeritten und oft mannlich auf ihm gestritten. Zuvor schon ist es der Tochter seines Gebieters im Traum erschienen, wie es, mit silberner Decke klingend, dahersprang, dann aus einem Wasser trank, darin es auf der Stelle versank.

Wir schließen diese Schau der Waffen und Rosse mit einem Satze nordischer Rechtsbücher (Gutalagh 95, 4), der uns in einem kleinen Bilde malerisch darstellt, wie dem Manne sein Kampfgeräthe Haus und Hof war. Gleich dem Angriff auf einen Mann in seinem Haus oder auf seinem Acker, den er pflügt oder schneidet, wird der gewaltsame Überfall dessen gebüßt, „der sonst wo auf dem Felde seinen Spieß und Schild hingesetzt oder seinen Sattel niedergelegt und so sich Herberge genommen hat.“

So haben wir, das Leben und die Sitte, wie sie in den Liedern dargestellt sind, mit den geschichtlichen Alterthümern vergleichend, den Heldenkreis abgeschlossen, zu welchem König, Meister und Recken von manigfachem Charakter, durch wechselseitige Treue unter sich verbunden sind, und in dem selbst Waffen und Streitrosse, als belebte und beseelte Wesen hervortretend, ihre Stelle fanden.

Zu diesem Bunde der Treuen aber bildet, wie der Schatten zum Lichte, ein andres Geschlecht den Gegensatz, die Ungetreuen, von denen jetzt noch zu handeln ist.

Die Ungetreuen.

Wo die Treue Urquell und Inbegriff der edelsten Tugenden ist, da muß die Untreue Wurzel und Krone alles Bösen sein. Treu und ungetreu bezeichnet in unsern Liedern den Gegensatz von gut und böse. Der Getreue ist mild und tapfer; sich selbst vergessend, giebt er für die Bande des Blutes und der Genossenschaft jedes Gut des Lebens und das Leben selbst dahin. Der Ungetreue in seiner Selbstsucht ist karg und zugleich feige. In vollständigem Gegenbilde stehen den getreuen Königen, Meistern, Recken die ungetreuen gegenüber, die auch überall mit diesem Beiwort gezeichnet werden.

Ermenrich.

Der ungetreue König ist Ermenrich. Seine Gestalt steht in den deutschen Liedern bleich und gespensterhaft im Hintergrunde, theils weil der Gesang sich nicht darin gefallen mochte, die Verneinung zu beleben, theils weil die ausführlicheren Darstellungen seiner früheren Geschichte nicht auf uns gekommen sind. Doch kann mittelst der Auszüge beim Heldenbuch und der Wilkinensage das Nothwendige ergänzt werden. Der Anfang seiner Frevel ist die Untreue gegen seinen Marschalk und Rathgeber Sibich, den er versendet, um während dessen Abwesenheit das schöne Weib desselben zu seinem Willen zu zwingen. Üppig, in einer Reihe von Verbrechen und Unheil, wuchert diese Schandthat fort. Sibich übt heimtückisch Rache, indem er durch boshafte Rathschläge die Gier nach fremdem Besitz in die Brust seines Herrn wirft und ihn damit antreibt, gegen sein eigenes Geschlecht zu wüthen. Die Harlunge, seine Brudersöhne, läßt Ermenrich verrätherisch greifen und aufhängen, um sich ihrer Erblande zu bemächtigen. Seine eigenen Söhne kommen um, indem er, nach erweiterter Herrschaft trachtend, sie auf gefährliche Fahrten aussendet. Doch erscheint sein Sohn Friedrich noch in den Kämpfen, welche den Hauptgegenstand unserer Lieder ausmachen. Diese Kämpfe,

worin Ermenrich auch seines andern Bruders Söhne, Dietrich und Diether, ihres Erbes berauben will, werden von ihm mit Mord und Brand gegen die Wehrlosen, mit schnödem Verrath gegen die tapfern Gegner, ja an den eigenen Freunden und Mannen, geführt. Zuerst sucht er den Berner damit in die Falle zu locken, daß er denselben unter dem Vorwande zu sich ladet, als wollt' er, den Tod der Harlunge abzubüßen, zum heiligen Grabe fahren und indeß sein Reich in des Neffen Pflege geben. Dietrich, von dem Boten Randolt selbst gewarnt, kommt nicht und nun bricht Ermenrich los, mit Feuer und Schwert die Lande verwüstend. Aus dem Felde geschlagen, sinnt er auf andere Mittel. Den Recken, welche Dietrich nach dem Schatze zu Pola ausgeschickt, legt er Hinterhalt, nimmt sie gefangen und droht, sie zu hängen, wenn ihm nicht Dietrichs Städte und Lande überantwortet werden. Er achtet nicht, daß achtzehnhundert seiner Mannen und sein Sohn Friedrich selbst des Berners Gefangene sind. Sie alle will er preisgeben, während Dietrich um seine sieben Dienstmannen alles hingiebt. Vor Bern unter seinem Gezelte liegend, weidet der Unbarmherzige sich an des Neffen kläglichem Abzug. Umsonst mahnt ihn dieser, mit weinenden Augen, der Bande des Bluts, vergeblich ist die Fürbitte von mehr denn tausend Frauen und Jungfrauen, deren Schönheit Gott vom Himmelreiche schauen möchte. Sie flehen ihn bei aller reinen Frauen Ehre, königlich an ihrem Herrn zu thun. Mit schmählicher Drohung weist er sie von sich; scheint er doch selbst nicht von einer Frau geboren zu sein, da er nachher zu Raben schamlos Frauen und Kinder hängen und enthaupten läßt. Stets, wenn seine Sache übel steht, entflieht er heimlich aus der Schlacht oder um Mitternacht aus der erstürmten Stadt, überläßt die Männer, die für ihn kämpfen, ja den eigenen Sohn, treulos ihrem Schicksal und vergießt nur dann Thränen, als er sie mit schwerem Gold aus der Gefangenschaft lösen soll (Dietr. Fl. 7065). Dem Ehrlosen, Zagen ist denn auch nicht der Tod der Helden bescheert, in elendem Siechthum bersten ihm die Eingeweide.

Die Lieder, welche diese Geschichten erzählen, sind voll von Jammer und Verwünschungen über Ermenrichs Untreue. Er ist der ungetreuste, der je von Mutter geboren ward, durch ihn ist Untreue zuerst in die Reiche kommen, von ihm ist das Land öde, er hat allen Mord gebraut, ihm fluchen Männer und Frauen.

Der nordische Jormunrek und sein Rathgeber Bichi (in Saxos getrübter Darstellung B. VIII, S. 240 f. Jarmerich und Bicco) erscheinen erst am Schlusse der Wölsungengeschichte. Der König läßt, auf des treulosen Bicke Anstiftung, aus Eifersucht, seinen Sohn Randwer hängen und seine Gemahlin Swanhild von Pferden zu Tode treten und wird dafür von ihren Brüdern an Händen und Füßen verstümmelt. Daß Jornandes diese Sage auf den gothischen Ermanrich bezieht und daß dieselbe einst auch in Deutschland volksmäßig war, ist im geschichtlichen Theile [oben S. 96. 99. 113] angezeigt worden.

Sibich.

Als Sibich erfuhr, daß Ermenrich ihm sein Weib entehrt, sprach er bei sich: „Nun bin ich allwegen ein getreuer, frommer Mann gewesen, und ward mir der Name geben: der getreue Sibich; nun will ich werden der ungetreue Sibich.“ Er vollzieht das Werk der Rache durch das langsame Gift seiner boshaften Rathschläge. Wie die getreuen Meister, Hildebrand, Eckart u. a. die Schutzgeister ihrer Herren sind, sie zu wackern und rühmlichen Thaten anweisen, so führt Sibich den seinigen in Laster, Schande, Verderben. Durch Sibich sind die ungetreuen Räthe in die Welt gekommen; Sibichs Rath ist der Same alles Bösen und wenn Ermenrich einmal etwas Löbliches vornimmt, wie die Loskaufung der Gefangenen, so wird ausdrücklich bemerkt, daß nicht Sibich, sondern ein anderer, den Rath gegeben. Wie das ganze Geschlecht des treuen Meisters die Gesinnungen desselben theilt, so gehören Sibichs Verwandte, sein Sohn Saben und Ribestein, zu den Verräthern. Er und die Seinigen sind, wie ihr König, feig und feldflüchtig. Sie werden, um den Gegensatz hervorzuheben, je von einem des getreuen Meistergeschlechts, Sibich von Eckhart, Saben von Wolfhart, gefangen, quer auf das Roß gebunden und dem schmählichen Tod am Galgen zugeführt.

Wittich und Heime.

Ungetreue Recken sind Wittich und Heime, Schildgesellen, durch gleiche Gesinnung verbunden. Tapfer und kriegskundig werden sie

gesucht und gefürchtet. Sie verkaufen ihren Dienst um Gold, leihen sich der Hinterlist und Grausamkeit, verschmähen kein ehrloses Mittel und werden flüchtig in der Angst des bösen Gewissens.

Wittich, des elfischen Wielands Sohn, führt im Schild eine Schlange. Auch Madelger, nach deutscher Sage Heimes[1] Vater, scheint zum Geschlechte der Elfen gehört zu haben. So ist schon in der Abkunft die unheimliche Natur dieser beiden begründet.

Erst sind sie Dietrichs Mannen und ziehen mit ihm in den Rosengarten. Doch scheuen sie sich anfangs vor den riesenhaften Gegnern und Wittich kämpft nicht eher, als bis Dietrich, nachdem er Gold und Land vergeblich geboten, das treffliche Roſs Scheming, welches früher dem Recken gehört, ihm zurückzugeben verspricht. Auf der Fahrt zu Laurin ist Wittich ebenso gewaltthätig in Zerstörung des Gartens, als argwöhnisch und scheu, dem Zwerg ins Gebirge zu folgen; erst von den andern verspottet, sprengt er zornig voran. Seinen Übergang in Ermenrichs Dienst beschönigt er im Rosengartenliede damit, daß er den Haß der Wölfinge nicht länger ertragen könne. Besonders miſsgönnt Wolfhart ihm das Roſs Scheming. Die getreuen Wölfinge sind natürliche Widersacher des ungewissen Dienstmanns. Dietrich mahnt den Wegreitenden der ihm geschworenen Eide und Wittich verflucht sich, wenn er sie breche. In den Kriegen des Berners mit seinem Oheim sind Wittich und Heime Hauptleute bei Ermenrich. Sie führen den folgeschweren Überfall der von Pola zurückkehrenden Helden, als diese entwaffnet bei ihren Feuern rasten. Später selbst von Dietrich gefangen, schwört Wittich ihm von neuem Treue, wird zum Markgrafen von Raben bestellt und, nach dieser Darstellung, jetzt mit dem guten Scheming beschenkt. Verrätherisch überliefert er die Stadt an Ermenrich, der Frauen und Kinder hinwürgen läßt. Das kalte und finstre Wesen dieser „Mordrecken" zeigt sich vornehmlich darin, daß sie als Feinde und Verderber alles Schönen auftreten. Sie sprechen ihre Nichtachtung der Frauen ungescheut aus; ihrer lauernden Fechterkunst unterliegen die blühendsten, feurigsten Jünglinge. Wie der grimme Wittich die Rosen zertreten, so schlachtet er jugendliche Helden. Die drei Königssöhne

[1] Vgl. Saxo B. VI, S. 159: Hama. B. VIII, S. 234. B. IX, S. 264, 2. Grimm, Heldensage S. 17. Auch in der Brawallaschlacht auf Rings Seite ein König Hama, Saxo B. VIII, S. 223.

Diether, Scharpf und Ort, der Hut ihres Meisters entritten und auf der Heide verirrt, sehen, als der Nebel weicht, einen Recken streitfertig unterm Schilde halten. Diether entbrennt von Zorn und Schmerz, als er den Mann erkennt, der an ihm und seinem Bruder so große Untreue begangen. Wittich, angerannt von den Jünglingen, warnt und schont noch im Gefechte, aus letzter Erinnerung an die alten Bande und aus Furcht vor Dietrichs Rache. Doch als er schwere Wunden empfangen, faßt ihn sein Grimm und er haut sie in ihren Sommerkleidern durch Hirn und Zähne, durch Leber und Herz. Unedler ist sein Kampf mit dem jungen Alphart auf der Warte. Unheil ahnend, nur auf Ermenrichs dringenden Aufruf, reitet er hinaus. Er wird von Alphart aus dem Sattel gestochen; sein Roſs Scheming läuft hin und ißt das grüne Gras, als achtet' es wenig den Fall des ungetreuen Herrn (Alph. 235). Aber unfern im Schatten hält Heime und kommt jetzt seinem Gesellen zu Hülfe. Gegen Ehr' und Sitte bekämpfen die zween den einen, sie hauen auf ihn von vorn und hinten, dem Gefallenen reibt Wittich das Schwert im Leibe um und schneidet ihm das junge Leben ab. Das Bewustsein ihrer Schuld macht die Mörder zaghaft. In der Schlacht zur Rache um Alphart brechen sie die Zeichen von ihren Helmen und schwingen die Schilde hinter sich, um nicht erkannt zu werden; sie entfliehen mit Sibich und Ermenrich. Nach der Schlacht von Raben aber, als Dietrich, von den Leichen der drei Königssöhne hinweg, zornglühend Wittichen verfolgt, rennt dieser in unaufhaltsamer Flucht bis in den Schooß des Meeres, wo seine Ahnfrau, die Meerminne Waghild, ihn aufnimmt. So kehrt er zurück in das Reich der tückischen Geister, dem er entstammt ist.

Hagen.

An den Schluß dieser Heldenbilder stellen wir denjenigen Charakter, welcher Eigenschaften in sich vereinigt, die in andern nur einzeln hervortreten und unter sich durchaus unverträglich scheinen. Es ist Hagen, der Nibelunge Trost, der Mörder Siegfrieds, der getreuste zugleich und der ungetreuste Mann [1]; der getreuste, stets wachsame für die Macht

[1] Nib. 5056: Mich hât der leidege Hagene mînes gûtes ân getân.

und Ehre des Königshauses, dem er als Verwandter und Dienstmann verbunden ist, aber aus eben dieser Treue der ungetreuste gegen jeden, der jenes Haus verdunkeln oder gefährden möchte. Gegen solche entladet er ganz die finstere, feindselige Gewalt seines Wesens, all seinen Hohn und seine Härte, mit einem Worte den Grimm, wovon er den Beinamen hat. Mit sichrer Hand, in wunderbaren und doch folgerechten Gegensätzen, ist diese Doppelnatur durch die Verwicklungen des Nibelungenliedes hindurchgeführt.

Hagen von Tronje, Aldrians Sohn, wird im Eingang des Liedes zuerst unter den Recken genannt, die den Stolz und die Kraft des burgundischen Hofes ausmachen. Sein Aussehen wird gelegenheitlich geschildert: er ist grauenhaft (griulich) und doch von schönem Leib, wohlgewachsen, mit breiter Brust und langen Beinen, halbgreisem Haar, aber herrlichem Gang; seine jähen, schrecklichen Blicke verrathen die grimme Sinnesart; rabenschwarz, von Edelsteinen funkelnd, sein Gewand. In früher Jugend war er als Geisel seines Königshauses bei Etzel. Ihm sind die fremden Reiche kund. Darum, als Siegfried selb zwölfte zu Worms auf den Hof geritten, sendet Gunther nach Hagen, um zu erfahren, wer diese Gäste seien: Hagen geht an ein Fenster und läßt sein Auge nach ihnen wanken. Obschon er Siegfrieden nie gesehen, erkennt er ihn doch, erzählt von seinem Drachenkampf und der Erwerbung des unendlichen Hortes, und räth, den jungen Helden wohl zu empfangen, damit man sich ihn verbinde. Doch als nun Siegfried übermüthig hervortritt und Guntheren zum Zweikampf um Land und Krone ausfordert, als die Burgunden zornig dastehn und Ortwin nach Schwertern ruft, da schweigt Hagen lange, zum Befremden des Königs; zuletzt spricht er: „Das sollt' er unterlassen haben; meine Herren haben ihm nicht solches zu Leide gethan." Zwar wird dieser erste Zusammenstoß beschwichtigt, aber schon bemerken wir in Hagens dunkler Seele den Unwillen über die Anmaßung des Fremden, die Berechnung, ihn zu benützen, aber auch die Ahnung, daß solcher Anfang zum Bösen führe. Auf Hagens Rath bittet Gunther den Gast, für ihn die Sachsen zu bekämpfen, und nachher auf der gefährlichen Brautfahrt nach Brunhilden ihn zu begleiten. Hagen selbst entzieht sich keiner dieser Unternehmungen. Als Brunhild, durch Siegfrieds Hülfe besiegt, Guntheren ihre Gewalt einräumt, da freut sich dessen der kühne Hagen. Die

Botschaft nach Worms, wohin er vorausgesandt werden soll, lehnt er ab und schiebt sie auf Siegfried, der um Kriemhilds willen gebeten wird. Nachdem diese dem jungen Helden, zum Lohn seiner Dienste, vermählt ist, heißen ihre Brüder sie tausend Recken auswählen, die ihr als Heimgesinde in Siegfrieds Reich folgen sollen. Sie sendet alsbald nach Hagen, aber zürnend erwidert dieser: „Uns mag Gunther niemand auf der Welt geben; ihr kennt doch wohl der Tronjer Sitte, wir müssen bei den Königen hier zu Hofe bleiben; denen wir bisher gefolgt, sollen wir ferner dienen.“ Die Boten, welche nachher ausgeschickt werden, um Siegfried und Kriemhilden nach Worms zum Feste zu laden, kommen reichbeschenkt zurück und weisen die empfangenen Gaben, Gold und Kleider, vor. „Er mag leicht geben,“ spricht da Hagen; „er könnt' es nicht verschwenden, und lebt' er ewig; den Hort der Nibelunge hält seine Hand verschlossen; möchte der noch einst in der Burgunden Land kommen!“ Bei dem Feste bricht der Zank der Königinnen aus. Von Kriemhilden hat Hagen sich losgesagt, als sie den Hof ihrer Brüder verlassen; Brünhilden, der Frau seines Königs, ist nun sein Dienst gewidmet. Zu ihr geht er und fragt die Weinende, was ihr sei. Er gelobt ihr, daß Siegfried ihren Kummer entgelten müsse, und setzt sein eigenes Leben dafür ein (3465 ff.). Den Männern hält er den Schimpf vor, den Siegfrieds Reden auf das Königshaus gebracht. „Sollen wir Gauche (Kukuksbrut, Bastarde) ziehen?“ fragt er und räth fortan auf Siegfrieds Tod. Wie er Kriemhilden das Geheimnis von dessen Verwundbarkeit ablockt und die verrätherische Jagd anstellt, wie er den Wein vergißt und den Wettlauf nach der Quelle veranlaßt, wie er den Waffenlosen hinterrücks durchbohrt und vor dem Todwunden die Flucht ergreift, darin zeigt er die volle Meisterschaft der Untreue. „All unser Leid und unsere Sorge,“ ruft er über dem Sterbenden, „hat nun ein Ende; wir finden keinen mehr, der uns bestehen dürfte; wohl mir, daß ich seine Herrschaft abgethan!“ Er rastet auch nicht, bis der Nibelungenhort nach Worms gebracht und die Schlüssel Kriemhilden entrissen sind. „Laßt mich den Schuldigen sein!“ sagt er zu dem zögernden Gunther. Er versenkt auch den Hort im Rheine, da jetzt noch (dô) kein ruhiger Genuß desselben möglich ist. [1] Er allein widerräth die Vermählung der

[1] Nib. Z. 4564. Lachm. 1077: Er wânde er sold in niezen; des kunde dô niht gesîn. Z. 4575. Lachm. 1080: So enkunden sis in selben noch ander

Wittwe an Etzeln; auch der Fahrt zu den Hunnen widersetzt er sich, bis Gernot und Giselher ihn, der schuldbewust den Tod fürchte, daheim bleiben heißen. Da zürnt er und duldet nicht, daß sie ohne ihn fahren. Rumold hält ihnen vor, daß Hagen sie noch nie verrathen habe. Hagen reitet nun der Schaar zuvorderst, den Nibelungen „ein helfelicher Trost." Die Meerfrauen weissagen ihm, daß keiner zurückkommen werde, außer dem Kapellan, und nachdem er, ungläubig erst, an diesem bei der Überfahrt über den Strom die Probe gemacht, schlägt er das Schiff zu Stücken, verkündet die versagte Wiederkehr und heißt die Helden sich waffnen. Auf dem Zuge durch Baiern übernimmt er die Nachhut und schlägt Gelfrats nächtlichen Anfall ab. Seinen lieben Herren heißt er den Kampf verschweigen, damit sie ohne Sorge bleiben, bis die aufgehende Sonne die blutigen Waffen zeigt. „Wie konnt' ein Held seiner Freunde besser hüten!" Ihn schreckt nicht die Warnung des Grenzwächters Eckewart. „Mög' uns Gott behüten!" erwidert er; „wir sorgen um nichts, als um die Herberge für diese Nacht" (6557 ff.). Für Giselhern wirbt er um des gastlichen Rüdigers Tochter, die ihm mit Furcht den Willkommkuß gegeben. „Sie ist so hoher Blutsfreunde," sagt er, „daß wir ihr gerne dienten, ich und seine Mannen, gienge sie unter Krone bei den Burgunden." Giselher, der jüngste, edelste und tapferste unter den Brüdern, ist durchaus Hagens Liebling, der in ihm die Blüthe des Königsstammes erkennt; darum wohl sucht er ihm in dem fremden Lande die Freundschaft und den Schutz des trefflichen Rüdigers zu verschaffen. Die Wilkinensage (C. 364. Rask II, 547) hat den Zug aufbehalten, daß Hagen in der letzten Noth für Giselhern um Frieden bittet, weil dieser unschuldig an Siegfried sei, dem er, Hagen, allein die Todeswunde gegeben. Auch in unserm Lied ist Giselher vom Antheil am Morde rein erhalten und darum allein in Kriemhildens Gunst geblieben.

niemen gegeben. Nimmt man an, daß Hagen sich allein den Schatz zugedacht, wie es in der Überarbeitung noch stärker herausgehoben ist, so widerspricht der einzige Vers der durch das ganze Lied gehaltenen Charakteristik Hagens. Doch ist ein solcher Widerspruch bei dem Erwachsen des Liedes aus älteren allerdings möglich. Unverkennbar ist aber, daß der Hort, wie alles Mythische, das rechte Verständnis eingebüßt hat, indem alle Bedeutung sich auf das Innere der Charaktere gezogen, daher dort etwas nicht zum Ganzen Passendes wohl stehen bleiben konnte. Unklar ist alles, was vom Horte, besonders dessen Versenkung, gesagt wird.

Je näher die Gefahr hereindroht, um so freier und unerschrockener blickt Hagen ihr ins Auge. Mit trotzigem Hohn erwidert er Kriemhildens feindlichen Empfang. Als sie nach dem Horte fragt, antwortet er, an seinen Waffen hab' er genug zu tragen gehabt. Als sie den Gästen die Waffen abnehmen will, erwidert er, das hab' ihn sein Vater nicht gelehrt, daß eine Königin seinen Schild trage, er wolle selbst Kämmerer sein. Endlich als er mit Volkern vor dem Hause sitzt, Kriemhildens Saale gegenüber, als sie mit gewaffneter Macht herankommt, er aber nicht vor ihr aufsteht, und über seinen Knieen das Schwert mit dem grasgrünen Jaspis spielen läßt, das einst Siegfrieds war, als sie dann fragt, wer nach ihm gesandt, und er antwortet, man habe die geladen, die seine Herren heißen; als sie zuletzt, um ihn vor den Ihrigen zu überweisen, den Mord an Siegfried ihm vorwirft, da spricht er laut und offen: „Was soll des mehr? ich bins, Hagen, der Siegfrieden schlug; sehr entgalt er, daß Kriemhilde Brunhilden schalt; ich bin all des Schadens schuld, räch' es nun, wer wolle, Weib oder Mann!" Sein Absehen ist fortan nur darauf gerichtet, nicht wehrlos und unvergolten unterzugehen. Gleich als Kriemhilde Giselhern allein gegrüßt, band Hagen sich den Helm fester (6968); in der Nacht vor dem Feste hält er mit Volkern vor dem Saale, wo die Burgunden schlafen, getreulich Schildwache und schon der Glanz ihrer Waffen scheucht die Hunnen zurück. Am Morgen, als die Helden sich zum Kirchgang schmücken wollen, heißt er sie, statt der Rosen, die Waffen zur Hand nehmen, statt der gesteinten Kränze die lichten Helme, statt der Seidenhemde die Halsberge, statt der reichen Mäntel die weiten Schilde. „Geht nur zur Kirche, klaget Gott eure Noth! denn wisset, daß der Tod uns nahet!" (7445 ff.) Noch verhält er seinen Grimm, bis Dankwart beim Mahle blutig unter die Thüre tritt und den Tod der Knechte verkündet; da giebt er die Losung des unversöhnbaren Kampfes, indem er Etzels jungem Sohne das Haupt abschlägt, daß es der Königin in den Schooß springt. Den Schild auf den Rücken geworfen, tobt er mit Schwerthieben durch den Saal. Todestrunken, kennt er keinen Rückhalt mehr. Im brennenden Saale heißt er die Dürstenden Blut trinken. „Das ist in solcher Hitze besser, denn Wein." Von Dietrich überwältigt und vor Kriemhilden geführt, weigert er sich, ihr den versenkten Hort anzuzeigen, und als sie ihm Gunthers abgeschlagenes Haupt vorhält, spricht er: „Nun ist

ergangen, wie ich mir gedacht; den Schatz weiß nun niemand, denn Gott und ich; der soll dir, Teufelin, ewig verhohlen sein!" Da giebt sie ihm mit Siegfrieds Schwerte den Todesstreich.

So erscheint Hagen zwar, gleich jenen andern Ungetreuen, schlau und hinterlistig, geizig auf den Hort, den er jedem Fremden missgönnt, zaghaft im Augenblicke des vollbrachten Meuchelmordes. Argwöhnisch und behutsam überall, sucht er besonders die rächenden Folgen jener Frevelthat durch Vorsicht abzuwenden. Als aber seine Könige, für die er solche verübt, seinen Rath nicht achtend, dem Verderben entgegen gehn, nimmt er seine Schuld auf sich und folgt ihnen. Er hört die Weissagung des Todes, erprobt sie und zerschlägt die Brücke der Rückkehr. Da erst ist sein Heldengeist entbunden; er steht dem Schicksal, das er heraufbeschworen, trägt mit Riesenkraft den brechenden Bau und stürzt, der letzte, unter den Trümmern.

In der nordischen Darstellung ist Hagen selbst einer der königlichen Brüder und zwar, der Eide gedenkend, dem Mord an Sigurd abgeneigt. Er schiebt solchen auf Guttorm, den jüngsten Bruder, der nicht mitgeschworen (Edd. IV, 66 f. Vols. S. Cap. 39). Wie in unserm Liede Gunthers Haupt vor Hagen, so wird hier Högnis ausgeschnittenes Herz vor Gunnar gebracht. Högne hat gelacht, als man es ausschnitt, und Gunnar erkennt dasselbe daran, daß es nicht zittert, nachdem man ihn durch das bebende Herz eines Knechtes vergeblich zu täuschen gesucht (IV, 148 f. 175. Vols. S. Cap. 46). Auch im deutschen Siegfriedslied ist der grimmige Hagen ein Bruder von Günther und Gernot, König Gibichs Söhnen; er will nicht dulden, daß sein Schwager die Lande regiere, und erschlägt ihn am Brunnen im Odenwald. Es liegt in der Art der Fabellieder, daß Genossen Brüder heißen, und der nordischen Sage ist dieses nahe Blutsband um so angemessener, als sie überall die Schicksale der Geschlechter darzustellen pflegt. Vermittelnd ist die Wilkinensage, die Hagen zum Halbbruder der Könige macht, von einem Elfen erzeugt, wodurch sein Aussehen und seine Sinnesart erklärt wird (C. 150. Rask II, 241). Im Nibelungenliede selbst ist Hagen ein Verwandter (Oheim) seiner Herren und die Eigenschaften von „Mann und Mage" sind auch hier ungetrennt. Ist gleich Hagens Bruderrecht als das Einfachere und Ursprüngliche anzuerkennen, so finden wir doch in deutscher Sage schon über zwei Jahrhunderte vor dem Nibelungenliede

das Verhältnis der Diensttreue hervorgestellt. In dem Gedichte von Walthers Flucht steht Hagen, Agaciens (?) Sohn, mitten im Widerstreit der Pflichten gegen seinen Herrn, den König Gunther, und seinen Genossen, den heimkehrenden Walther. Nachdem er jenem vergeblich von der Verfolgung und Bekämpfung Walthers abgerathen, sieht er vom nahen Hügel[1] dem Kampfe zu. Dieses Verhalten wird ihm vom König und nachher, in der Nibelungennoth, von Hildebrand als Zaghaftigkeit vorgeworfen. Noch bleibt er sitzen, als sein Neffe Patafried, gegen seine und Walthers Mahnung angreifend, von diesem erschlagen ist. Erst als die eilf andern Begleiter des Königs hingestreckt sind, erhebt er sich auf dessen dringende Bitte. Durch List räth er Walthern aus dem Verhau zu locken; aber in dem Kampfe, der nun beginnt, streckt er aufopfernd sein Haupt dem Streiche vor, der dem am Boden liegenden Könige den Tod gegeben hätte. Mit dem Verluste des rechten Auges kehrt er aus diesem Streite zurück. In bestimmten Zügen sehen wir hier vorgezeichnet, was im Nibelungenliede seine volle Entwicklung erhält.

W. Grimm hat bei mehreren Heldencharakteren zu zeigen sich bemüht, wie sie ursprünglich edler gehalten waren und in der Fortbildung der Sage sich verböserten. So insbesondere auch bei Hagen. In den Eddaliedern, wo Högni noch in der Reihe der Königsbrüder erscheint, rathe er sogar noch vom Morde Sigurds ab, der durch Guttorm erschlagen wird (S. 343). Noch im lateinischen Waltherliede sei Hagano durchaus edelmüthig gesinnt und das finstre und böse Wesen, das die Nibelungennoth beschreibe, ihm fremd (S. 368. 370). Aber der Zwiespalt der Pflichten, den wir kaum zuvor ausgehoben, ist doch schon im lateinischen Gedichte ein Hauptmotiv und wirft auf den Helden, der erst der einen und dann der andern zu genügen sucht, ein zweifelhaftes Licht. Nachdem er sich einmal für seinen König, gegen den Genossen, entschieden, so greift er auch schon zur Hinterlist, indem er den Rath giebt, daß sie beide, der König und er, sich in einen Hinterhalt zurückziehen und so Walthern aus seinem sichern Verhau hervorlocken.

V. 1112: Secedamus, eique locum præstemus eundi;
Et positi in speculis tondamus prata caballis,

[1] Über das Sitzen auf dem Hügel vgl. die Laxdälasaga. Sagabibl. I, 216.

Donec jam castrum securus deserat artum,
Nos abiisse ratus campos vi calcet apertos.
Insurgamus et attonitum post terga sequamur.

Und so greifen sie ihn auch wirklich zu zweien an.

V. 1282: Adversum solum conspirant arma duorum.

Als nach dem Kampfe die Helden zusammentrinken, sagt Walther zu Hildegund V. 1406:

Jam misceto merum Haganoni et porrige primum!
Est athleta bonus, fidei si jura reservet.

Jedenfalls scheint mir der tiefe Sinn, der in der Bildung des Epos thätig war, sich gerade darin zu erweisen, daß dieser schwierigste Charakter, der abschreckend und anziehend zugleich, in Widerstreit und Verbindung der entgegengesetztesten Eigenschaften einen wunderbaren Abgrund des Gemüthes aufschließt und die bedeutendste Geisteskraft entfaltet, mit Vorliebe gepflegt worden ist, sich der Herrschaft im Liede bemächtigt und die Lösung der Widersprüche großartig in sich vollendet hat.

Die Frauen.

Das Sittengemälde, welches wir nach den Heldenliedern, im Vergleich mit den germanischen Alterthümern, entworfen haben, würde eines wesentlichen Bestandtheils entbehren, wenn wir nicht zum Schlusse noch das Leben der Frauen beleuchteten.

Die Stellung und Geltung der Frauen in diesem kriegerischen Kreise, ihre Freuden und Bedrängnisse, ihre leidende und thätige Theilnahme an so sturmbewegtem Leben, erheischen unsre besondre Aufmerksamkeit.

Die klare Auffassung dieser Verhältnisse wird dadurch erschwert, daß eben hier die bedeutendste Vermischung des Geistes verschiedener Zeiten in unsern Liedern eingetreten ist. Die Aufzeichnung und Gestaltung der letztern fiel in eine Zeit, welche nicht bloß das Mythische der Heldensage gröstentheils in natürliche Zustände aufgelöst hatte, sondern auch den aus fremder Poesie eingedrungenen Zierlichkeiten des Minnewesens und der Rittersitte auf ganz verschiedenartige Gegenstände einigen Einfluß gestattete. So kam es, daß in demselben Liede die

noch erkennbare Walküre Brünhild und die wirtliche Hausfrau Gotelind[1] sich zusammenfinden, daß derselbe Siegfried, der so minniglich um Kriemhilden warb, ihr nachher der unbesonnenen Zankrede wegen den Leib zerbläut (Nib. 3590[2]). Dennoch lassen sich Züge unterscheiden, welche zu fest im germanischen Leben begründet sind, zu tief in den Bestand der Sage eingreifen, als daß sie nicht ursprünglich und eigenthümlich ihr angehören sollten, wenn sie auch mit dem Sagenstoffe selbst den allmählichen Wandlungen der Zeit gefolgt sind.

Noch ist die Gabe der Weissagung nicht gänzlich von den Frauen gewichen. Ihr Herz sagt ihnen, beim Auszug der Helden, das nahende Leid; von fallenden Thränen wird ihnen dann das Gold vor der Brust trübe. Doch nicht bloß diese dunkle Ahnung ist ihnen gegeben, in bedeutsamen Träumen bildet sich ihnen die Zukunft vor. Helke sieht in angstvollem Morgentraume, wie ein wilder Drache durch das Dach der Kammer fliegt und ihr beide Söhne gewaltsam hinwegführt auf eine weite Heide, wo er sie zerreißt. Kriemhild träumt noch mitten in den Ehren und dem Glanz ihrer Jugend, bevor noch Siegfried auf dem Hofe zu Worms erschienen, ihr künftiges Geschick, wie sie einen schönen Falken gezogen, den ihr zween Aare mörderisch ergreifen; und ihre Mutter, der sie den Traum vertraut, giebt ihm die rechte, traurige Deutung. Nachher, als Siegfried in den Wald reiten will, sagt sie ihm, weinend ohne Maß, die Träume der vorigen Nacht, wie ihn zwei wilde Schweine über Heide jagten und die Blumen da roth wurden, wie ob ihm zween Berge zusammenfielen und sie ihn nimmermehr gesehen. Vor der Nibelunge Hinfahrt nach Hunnenland träumt Frau Uten, wie alles Geflügel im Lande todt sei. Rüdegers Gemahlin und Tochter theilen sich ihre bangen Träume mit; die Mutter sah ihn ganz ergraut, sein Gesinde war von einem Schnee befallen und von einem Regen genäßt, ihr eignes Haupt von Haar entblößt, in ein finstres Gemach hieß er sie gehen, darin er selbst stand, er schloß die Thüre zu, und nimmer kamen sie herfür. Die Tochter sah des Vaters Pferd sehr springen, laut erklang an ihm die Silberdecke; es trank aus einem Wasser und versank

[1] Dietl. 979: Da saget das gesinde der schœnen Gotelinde, da waren kommen geste. Hausfraw die peste, die ye fursten haus besaz, gepot dem ynngesinde das, daz man ir schone solte pflegen.

[2] Dietl. 12605—22. Prunhilt soll auch von ihrem Manne geschlagen werden.

zur Stelle. Indeſs ſie ſo einander erzählen, ſind ſchon die Trauerboten eingeritten.

Traum und Traumdeutung der Frauen fehlt begreiflich auch in der nordiſchen Darſtellung nicht. Hier findet ſich aber noch eine weitere, wunderbare Eigenſchaft derſelben, die Zauberkunde. Frauen wiſſen vorzugsweiſe die Runen zu ſchneiden und zu deuten. Sigurdrifa (Brunhild) reicht dem Sigurd in der Flammenburg den Gedächtnistrank, voll iſt das Horn von guten Zaubern und Freudenrunen, ſie lehrt ihn die Runen, ihre manigfachen Arten und Kräfte. Aber Grimhild, die Mutter der Giukunge, ſchenkt ihm nachher, um ihn an ihr Haus zu knüpfen, einen andern Zaubertrank, von dem er Brunhilden vergißt, und ſich mit Gudrun verbindet. Durch ähnlichen Trank, im Horne, darein Runen geritzt ſind, bringt ſie ſpäter ihre Tochter dazu, des ermordeten Siegfrieds vergeſſend, ſich mit Atli zu vermählen.

Die Heilkunde iſt ein Theil dieſer zauberhaften Weisheit. Heilende Hände (læcnis-hendr) erfleht Brunhild von den Göttern für ſich und Sigurd, als ſie ihm den Gedächtnistrank giebt. Zweigrunen, auf Rinde und Baumäſte geſchnitten, bezeichnet ſie als ärztliche (Gr. Edd. 213. 217). Nach dem Kampf am Wasgenſteine verbindet Hildegund die Verwundeten. Zu den Müttern, den Gattinnen brachten die Germanen, nach Tacitus (Germ. 7), in der Schlacht ihre Wunden, und die Frauen ſcheuten ſich nicht ſie zu zählen oder auszuſaugen. Die Jungfrau, welche Dietrich von Faſolds Verfolgung befreit, ſieht ein Wundkraut, das auf hoher Haide blüht; ſie holt es und zerreibt es unter den Händen; von ſeinem Geruche verläßt den Helden die Müde und er geneſt völlig. Auch dem ermatteten Roſſe giebt ſie davon, daß es froh und kräftig, mit ſchnellen Sprüngen den gewappneten Herrn trägt.

Von heilbringenden Frauenhänden werden die ausziehenden Helden gewappnet. Die ſchöne Magd zu Terfis wappnet Wolfdietrichen zum Ringſtechen. Die junge Königin Seburg wappnet Ecken, den ſie zum Kampf ausſendet; Ute bindet ihrem Hildebrand den Helm auf; ſie giebt auch ihrem Pflegeſohn Alphart Waffenrock und Waffen. Mit dieſer Wappnung hängt der Segen zuſammen, den die Frauen auf die Fahrt geben. Als Ute Alpharten gewappnet, ſegnet ſie ihm nach mit ihrer ſchneeweißen Hand. Nach ihm ſegnen auch andre ſchöne Frauen, ihm Heiles bittend. Ebenſo thut Frau Ute ihrem Gemahl, dem ſie den

Helm aufgebunden, manchen Segen nach. Daß diese Segen ursprünglich nicht bloß allgemeine Heil- und Siegeswünsche, sondern eine wirkliche Feiung waren, zeigt eine Stelle des Liedes von Etzels Hofhalt. Dort wappnet Jungfrau Selde Dietrichen von Bern und thut ihm dann einen Segen, der ihr von Gott kund ist und der den Helden sichert, niemals im Kampf erschlagen zu werden. Von Frauen sind auch die undurchdringlichen Zaubergewande, Nothhemde, verfertigt. Noch sind uns alte Formeln des Nachsegnens aufbewahrt, die, wenn gleich christliche Schutzengel und Heilige darin angerufen werden, doch schon in den durchklingenden Stabreimen auf früheren Ursprung deuten, z. B. (Graffs Diutisca B. II, S. 70. 293. 1827) „Ich dir nachsehe, ich dir nachsende mit meinen fünf Fingern fünfundfünfzig Engel; Gott gesunden heim dich gesende! offen sei dir das Siegethor, so sei dir das Seldenthor, beschlossen sei dir das Wagethor, so sei dir das Waffenthor!" Oder: „Herre Sanct Michael, heute sei du sein Schild und sein Speer, meine Frau Sancta Maria sei seine Halsberge! Herre Gott! du müssest ihn beschirmen vor Wage (Wasser) und vor Waffen, vor Feuer, vor allen seinen Feinden, sichtbaren und unsichtbaren!" Man erinnert sich hiebei an Sigurdrifas Heil- und Siegesgebet beim Gedächtnistrank und an die Siegrunen, die, nach ihrer Lehre, auf Schwertgriff und Schwertgehäng eingeschnitten werden, unter zweimaliger Nennung des Siegesgotts Tyr.

Ob die häufig vorkommende Bitte und Mahnung „durch aller Frauen Ehre" erst eine Folge des ritterlichen Frauendienstes sei, ist zweifelhaft. Als Beweggrund, die Frauen zu ehren, wird manchmal daran erinnert, daß wir von ihnen gekommen sind. Von Ermenrich, der die Frauen zu Raben hinrichten ließ, wird gesagt, er sei nicht von Frauen kommen. Sowie man bei ihrer Ehre bittet, erscheinen die Frauen selbst als Fürbitterinnen. Die von Bern treten vor Ermenrich und flehen ihn, obwohl vergeblich, um Gnade an seinem Neffen Dietrich; fußfällig mahnen sie ihn, alle reinen Weiber zu ehren und dazu alles himmlische Heer, damit sie ihm Sieg verleihen. In Urkunden des Mittelalters ist es eine hergebrachte Form, daß Vergabungen der Fürsten, besonders zu frommen Zwecken, auf Fürbitte ihrer Gemahlinnen geschehen.[1] Die Fürsprache der Frauen wird aber in den Liedern nicht

[1] Murator. Antiq. Ital. T. III. Diss. 40. S. 697 f.

selten zu einem vollkommenen Schutzrechte. König Constantin, Rothers Zorn fürchtend, reitet diesem, ohne seine Mannen, mitten unter den Frauen entgegen. Den grimmigen Asprian beschwichtigt der alte Berchter mit den Worten: „Hier soll die Zucht vergehn, nun er unter den Frauen ist kommen; und hätt' er benommen allen meinen Kindern den Leib, wir sollen an ihm diese Weiber ehren, es käm' uns anders übel." Eine Jungfrau, die selbst zu Bern als Geisel ist, übernimmt es doch, den Boten vom Rheine, welche ohne Geleit gewappnet in Dietrichs Land geritten, durch ihr Fürwort sicheres Geleit zu geben. Vor allen aber kommt die Stelle des Rosengartenliedes in Betracht, wie Siegfried vor Dietrichs starken Schlägen in den Schooß Kriemhildens flieht und diese, den Schleier über ihn werfend, ihm Leib und Leben fristet. Ganz entsprechend wird in einer isländischen Saga (Broddhelgesaga. Sagabibl. I, 98 ff.) der geschichtlichen Gattung ein blutiger Kampf dadurch niedergeschlagen, daß die Frauen Kleider auf die Waffen werfen. Von spätern Anklängen werde hier nur die Erzählung vom Wartburgkriege angeführt, wonach Heinrich von Ofterdingen, der im Wettsange sein Leben verspielt, sich unter dem Mantel der Landgräfin birgt; dann das Lied Reimars von Zweter [Hagens Minnes. 2, 218], flüchtete sich ein Wolf (das Bild des friedlosen Geächteten) zu Frauen, man sollt' ihn um ihretwillen leben lassen.

Abgesehen von diesen Erinnerungen des alten Glaubens, stehen die Frauen unsrer Lieder, deutschem Rechte gemäß, in Pflegschaft und Obhut des Gemahls, des Vaters, der Brüder, überhaupt der männlichen Anverwandten. Von der jungen Kriemhild und den drei Burgundenkönigen heißt es: „die Frau war ihre Schwester, die Fürsten hatten sie in ihrer Pflege." Umschlossen und geschirmt von dem Kreise der männlichen Genossenschaft, halten sich edle Frauen mit ihrem weiblichen Gefolge gewöhnlich abgesondert in den innern Gemächern des Hauses; lange sieht Kriemhilde nur heimlich durchs Fenster den Helden Siegfried, wie er auf dem Hofe Schaft und Stein wirft" (Nib. 529 bis 56). Als die Helden vom Rheine vor Isenstein anschiffen, heißt Brunhilde ihre Jungfrauen aus dem Fenster treten, damit sie nicht den Fremden zur Schau ständen; an den „engen Fenstern" beobachten sie dann die Ankommenden. Die weiblichen Hände sind beschäftigt, die Kleidung zu bereiten, Gold in Seide zu wirken und Gestein in das

Gold zu legen. Nicht gering ist der Frauen „Unmuße", wenn ein Fest herannaht, eine Brautfahrt oder Hofreise der Helden, deren prunkvolle Ausstattung ihnen dann obliegt. Sie selbst erscheinen zum Empfang der Gäste, die von ihnen freundlich begrüßt und die angesehenern wohl auch mit einem Kusse bewillkommnet und an der Hand in den Saal geführt werden (Nib. 5185. 5407—24. 6617—24. 6661—84. Alph. 463 f. Laur. 207 b). Wenn sie an festlichen Tagen hervorgehn, dann schreiten mit ihnen die Mannen des Fürstenhauses, Schwerter in Händen tragend, zum Zeichen des stets wachen Schutzes (Nib. 1125—8). Beleidigung einer Frau wird auch sogleich Sache der gesammten Genossenschaft. Brünhild, von Kriemhilden gehöhnt, sendet alsbald nach ihrem Gemahl und seinen Recken und klagt vor ihnen den Schimpf. Siegfried, der sich des Unglimpfs gerühmt haben soll, muß im Ringe der Burgunden den feierlichen Eid schwören, daß er nichts dergleichen ausgesagt habe, und selbst dieses versöhnt nicht den heimlichen Groll der eifrigsten Wächter des Hauses, die auf seinen Tod sinnen (Nib. 3416 bis 64). Das angegebene Verfahren stimmt mit den ältesten deutschen Gesetzen überein, welche zur Rettung beleidigter Frauenehre solch eidliche Erklärung vorschreiben (Rogge, Gerichtswes. d. Germ. S. 195).

In der nordischen Erzählung entzweien sich Brunhild und Gudrun beim Haarwaschen im Strome darüber, welche, nach dem Vorzug ihres Mannes, oben stehen solle (Volს. C. 37. S. 96. J. Edd. 263); woraus im Nibelungenliede, nicht eben christlich, ein Streit um den Vortritt zur Kirche geworden ist (Nib. 3324. 3385—7). So finden sich auch bei den isländischen Sagaschreibern Beispiele, wie aus dem Rangstreite der Frauen über das frühere Nehmen des Handwassers oder den Vorsitz beim Gastgebote, Mord und rächende Fehde unter den Männern und Blutsverwandten sich entspinnen. Aus der ostgothischen Geschichte berichtet Procop (B. III), wie die Gemahlin des Königs Ildebad, durch Vrajas übermüthige Frau beim Besuche des Bades verächtlich behandelt, von ihrem Gatten Rache heischt und dieser nun den Vraja, der doch zu seiner Wahl das Meiste beigetragen, hinterlistig umbringen läßt, wodurch er selbst bei den Gothen verhaßt und bald hernach, aus andrem Anlasse, gleichfalls ermordet wird.

Bei den Blutsfreunden, unter deren Pflege die Jungfrau steht,

muß auch um ihre Hand geworben werden; so läßt sich Siegfried von Gunthern dessen Schwester zuschwören und auch Rüdiger wirbt für Etzeln zuerst bei Kriemhildens Brüdern. Die Ehe wurde in früherer Zeit in Form eines Kaufs abgeschlossen; die bevormundenden Verwandten empfiengen den Kaufpreis.[1] Ihnen muste daher auch für gewaltsame Wegnahme der Jungfrau die Buße bezahlt werden. Sowie aber trotzige Männer sich rühmten, niemals Wergeld oder andere Buße zu bezahlen, so scheint es auch für rühmlich gegolten zu haben, sich die Braut ohne Kaufgeld zu gewinnen oder, wo sie der friedlichen Werbung versagt wurde, sie mit Gewalt oder List hinwegzuholen, und die Fehde der beleidigten Verwandtschaft auf keine Weise zu scheuen. Wie bei verschiedenen Völkern der alten Welt,[2] so ist es noch jetzt bei slavischen Völkerschaften (Serben, Morlaken) gebräuchlich, die Braut zu rauben. Daß dieselbe Ansicht bei den germanischen Stämmen zu bekämpfen war, davon zeugen die Gesetze gegen den Jungfrauenraub. In nordischen Sagen, dänischer, schwedischer, schottischer Balladendichtung sind solche Entführungen ein vielbehandelter Gegenstand, und an der Spitze deutscher Geschichten steht das berühmte Beispiel des Arminius, der des Segestes Tochter, die einem andern versprochen war, geraubt und darüber den unauslöschlichen Haß des Schwähers zu tragen hat (Tac. Ann. 1, 55). In diesem Zusammenhange stehen nun auch aus unsrem Liederkreise die gefahrvollen und meist verderblichen Brautfahrten Rothers, Hugdietrichs, Otnits, Gunthers, der Hegelingen.

„Was Leides leiden die Männer, das beweinen alles die Weiber," sagt das Lied von Dietrichs Flucht. Theilnehmend, nachfühlend, innerlich auffassend, bilden sie durchaus den Chor zu den tragischen Geschicken der Helden. Weinend stehen sie an Zinnen und Fenstern und geleiten mit ihren Augen die Männer, die, von ihren Träumen und Ahnungen vergeblich gewarnt, ausziehen. Sie schauen hinaus auf die

[1] Noch die Limburger Chronik, um 1400, braucht gewöhnlich kauffen für heirathen. Vgl. Grimm, Rechtsalterth. 421—4. 601, 4.

[2] Otfr. Müller, Prolegom. zu einer wissenschaftlichen Mythol. Göttingen 1825. S. 422: „Eine merkwürdige Übereinstimmung althellenischer und italischer Sitte ergiebt die Bemerkung, daß der Raub der Braut, der in Sparta immer im Gebrauch geblieben war und vielleicht auch in griechischen Mythen vorkommt, auch in Rom nach Festus alte Sitte war."

Straße, von wo die Wiederkehr geschehen soll; schon sehen sie den Staub aufsteigen; aber nicht, wie sonst, erschallt der frohe Gesang der Knappen. Verbergen heißt man die blutigen Sättel, daß nicht die Weiber weinen (Nib. Lachm. 252). Dieses Weinen der Frauen wird bei Beschreibung der Kämpfe stets im Hintergrunde gezeigt. Wenn die starken Schläge fallen, wenn ein tobender Recke gewaltig um sich haut, wenn der edle, schöne Held den tödtlichen Streich empfängt, dann heißt es immer: das beweinte manig-Weib; da geschah den Frauen Herzeleid; ihn klagen alle werthen Frauen u. dgl. Sie gehen auch selbst nach der Schlacht auf die grüne Heide hinaus, wo sich ihr Weinen und Klagen über den Gefallenen erhebt. Mit Thränen schmerzlicher Erinnerung nimmt Gotelinde den Schild des erschlagenen Nudung, den Hagen sich zur Gabe erbeten, von der Wand herab.

Im Eddaliede sticht Brunhild nach Sigurds Tode sich selbst das schneidende Schwert ins Herz, um mit der Leiche dessen, der ihr zuerst verlobt war, auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden. Ähnliches kommt auch sonst in nordischer Überlieferung vor. Die Geschichte meldet, daß bei dem germanischen Stamme der Heruler die Gattin, welche nicht auf ewig entehrt sein wollte, am Grabe des Mannes sich das Leben mit dem Strange nehmen muste.[1] Unsre Lieder kennen nicht mehr diese heidnische Sitte; Brunhild bleibt hier am Leben, im Übermuthe der gestillten Rache, aber offenbar ist sie fortan müßig in der Handlung. Händeringen, Zerschlagen der Brust, Ausraufen der Haare, Blutweinen, Ohnmacht, sind in den deutschen Gedichten die Ausbrüche weiblichen Jammers. Ein eigenes ausführliches Gedicht, Klage genannt, schließt sich, wohl nicht ohne ältere Anläße, an der Nibelungen Noth, ganz der Wehklage um die Erschlagenen, ihrer Bestattung, der Heimsendung ihrer Waffen, der Trauerbotschaft an die Wittwen und Waisen gewidmet.

Aus dieser allgemeinern Haltung aber, worin die Theilnahme der Frauen an den Ereignissen mehr auf Dulden, Sorgen und Empfinden

[1] Procop. S. 419: Ubi vir quispiam Erulus fato concesserat, ut virtutem probaret uxor, ac relinqueret superstitem sibi gloriam, necesse habebat vitam paulo post ad mariti tumulum finire laqueo: ni faceret, in æternum dedecus et propinquorum mariti offensionem incurrebat. Masc. II, 42. N. 1.

beschränkt erscheint, treten weibliche Charaktere hervor, welche sich thatkräftig genug zum hülfreichen Wirken, zum ausdauernden Widerstand der Treue, zum aufregenden Eingreifen in die Handlung, und statt der Todtenklage zur blutigen Rache erheben. Die folgenden Charakterbilder werden hinreichen, die bedeutendsten Richtungen weiblicher Wirksamkeit zu bezeichnen.

Helche.

Frau Helche, Etzels erste Gemahlin, die Tochter Oserichs, ist das vollkommene Bild der Königin. Sie heißt die gute, die milde, die getreue und, wenn auch nicht mehr jugendlich, (im Nibelungenliede) die schöne. Wie der König im Kreise seiner Recken steht, so hat sie eine Schaar edler Jungfrauen um sich versammelt, Königs- und Fürstentöchter, die ihr zur Erziehung gegeben sind, oder, wie Hiltegund, dem Könige als Geisel verpfändet, von ihr liebevoll gepflegt werden. Gehen diese mit ihr zum Feste hervor, je zwo und zwo sich bei den Händen haltend, dann gleichen sie der Sonne, deren Schein alle Königreiche überleuchtet. Aber auch gegen die Helden ist sie „viel mütterlich" gesinnt. Sie ist Fürsprecherin der Besiegten, Trost und Hülfe der Elenden, Vertriebenen, die sich an Etzels Hof geflüchtet, versieht sie mit Waffen, Rossen und allem Bedarf, verschafft ihnen vom Könige Beistand oder Belehnungen. So hat sie den edeln Rüdeger sich verpflichtet, der fortan, als Verwalter ihrer Mildthätigkeit, ihr beständig zur Seite geht; so hat Aldrian, Hagens Vater, sich ihrer Huld zu erfreuen gehabt; vornehmlich aber findet der heimatlose Dietrich in ihr eine mütterliche Freundin und Helferin. Verschämt über sein Elend, birgt er sich hinter dem Fenster, als er Helchen mit Rüdigern zu Gran einreiten sieht; aber schon ist ihm ein Licht des Trostes aufgegangen. Helche weint, als sie sein Missgeschick vernommen; sie läßt die Vertriebenen herrlich speisen und bittet den Berner durch Rüdigern, ihr Gold anzunehmen; sie weiß, daß „den Elenden das Gut nach Ungemüthe sanfte thut;" sie verheißt und gewährt ihm ihre Verwendung bei dem Könige, ja es entgeht ihren Blicken nicht, wie unter aller Kurzweil des Hofes Dietrichs Augen oft sich trüben. Als er, von Etzeln mit Heeresmacht versehen und von ihr selbst reichlich ausgestattet, doch sein Land

nicht wieder zu erobern vermag, ermüdet ihre hülfreiche Sorgfalt nicht; sie vermählt ihm ihre Schwestertochter Herrad, verschafft ihm ein neues Heer und vertraut ihm ihre beiden Söhne an. Schmerzlich ist ihre Klage über den frühen Tod der Jünglinge, die ihre Augenweide waren, wenn sie des Morgens gegen ihr kamen und mit den Händen ihr liebkosten. Sie verwünscht den Berner, durch dessen Schuld sie umgekommen, sie verflucht ihr mildes Geben. Dennoch, als Rüdiger ihr sagt, daß Dietrich selbst seinen Bruder verloren und die jungen Könige in die Wunden geküßt habe, erbarmt sie des Helden, sie bereut die Verwünschung und wird seine Vermittlerin bei Etzeln.

In dem Benehmen Helchens gegen die Fremden, die sich an ihres Gemahls Hofe sammeln, ist die Güte und Milde mit weiblicher Klugheit gepaart. Sie erkennt, daß es dem Reiche nützlich und dem Könige ehrenvoll sei, solche Helden durch Wohlthaten sich zu verbinden. „Des ist getheuert immermehr dein Land," sagt sie zu Etzeln, „behältst du Dietrichen." Sie bedient sich für diesen Zweck eines wohlberechneten Bandes, indem sie ihnen Bräute aus der Zahl ihrer Jungfrauen wählt; so empfängt Dietrich Herraden, so giebt die Königin, durch Hagens Flucht aufmerksam gemacht, ihrem Gemahle den Rath, daß er Walthern, die Säule des Reichs, durch Vermählung mit einer hunnischen Fürstentochter, besser festhalten möge.

Markgraf Rüdeger preist einst die Mutter selig, von der so viel Treue und Güte zur Welt gekommen, er segnet den Tag der Geburt Helchens. Groß ist denn auch die Trauer bei ihrem Tode; verwaist sind ihre Jungfrauen, freudelos das Volk, voll Jammers das Land, die Welt wird immer sie vermissen; der finstre Hagen selbst stimmt in ihren Nachruhm ein.

Die historische Beziehung, welche der Namen Helche, Herche, zu Kerka, einer der Frauen Attilas, welche Priscus selbst kennen lernte, darbietet, ist hier nachträglich zur Erklärung der Heldensage von der geschichtlichen Seite [S. 91] zu bemerken. Warum König Etzel im deutschen Gesange nicht zu fester, lebendiger Gestaltung gelangen konnte, haben wir dort zu zeigen versucht. Der Glanz des Königthums ist gänzlich auf seine Gemahlin übergegangen. Die farblose Alleinherrschaft vermochte nicht, sich im deutschen Sinne dichterisch zu beleben; statt ihrer wurde die sittliche Gewalt weiblicher Tugenden aufgestellt und verherrlicht.

Im Gedichte von Dietleib soll Helche gegen zweifachen Vorwurf gerechtfertigt werden: wenn die Taufe an ihr verdorben, indem die Heiden sie von ihrem Vater weggeführt, so habe sie doch christlich gethan; wenn sie guten Recken hold und hülfreich gewesen, was man jetzt den Frauen übel deuten würde, so habe dieses ihr nur von solchen geschehen können, denen ihre Sitte nicht gehörig bekannt war, König Etzel selbst habe gut dazu gesehen. Diese wohlmeinenden, wenn auch misverstehenden Äußerungen des Bearbeiters aus dem 13ten Jahrhundert stimmen im Übrigen wohl zu obiger Ansicht. Man wollte Helchen, wenigstens der Geburt nach, den deutschen, christlichen Völkern, im Gegensatz der heidnischen Hunnen, aneignen; aber die Poesie hatte dieses längst auf bessere Weise gethan und die milde Königin selbst, zu der man sich hingezogen fühlte, war eine Schöpfung deutscher Sinnesart; diese Schöpfung aber muste aus einer frühen Zeit herstammen, in der sie noch keiner Rechtfertigung bedurfte, sondern in ungetrübter Reinheit natürlich hervorgieng und ebenso mit unbefangenem Sinne aufgefaßt und gewürdigt wurde.

Ute.

Die Hausfrau des Meisters ist in Frau Uten, des alten Hildebrands Ehegemahl, dargestellt. Durch sie wird das Haus der Helden zu Bern wohnlich und heimatlich. Sie wappnet und segnet die Ausziehenden, empfängt und bewirtet die Heimkehrenden. Sie ist die treue Pflegemutter der jungen Helden, besonders der Wölfinge, ihrer Neffen. Ihren Zögling Alphart entläßt sie klagend zu seinem verhängnisvollen Austritte, legt ihm selbst den Harnisch an, giebt ihm einen guten Waffenrock, läßt ihm das Ross darziehen, bindet ihm den Helm, reicht ihm den Schild an den Arm und den Speer in die Hand, segnet weinend ihm nach mit ihrer schneeweißen Hand. Darum hält er auch so kühn auf der Warte, würdig derjenigen, die ihn von Kindheit auf erzogen. Utens mütterliche Fürsorge greift im entscheidenden Augenblick auch thätig in die Handlung ein. Als Dietrich von seinem Erbe weichen soll, da macht sie sich auf, um das letzte Mittel der Rettung zu versuchen, die weibliche Fürbitte. An der Spitze von mehr denn tausend Frauen tritt sie vor Ermenrich und fleht ihn fußfällig an, zu Ehren

aller reinen Frauen königlich an seinem Neffen zu thun. Vergeblich ist die Bitte, da nimmt Hildebrand Frau Uten an seine Hand und so die andern Recken jeder die seinige. Bitter ist der Abschied vor Garten, als sie ihn mit Armen umschließt und er, seinem Herrn ins Elend folgend, ihr kein Ziel des Wiedersehens zu geben weiß. So würdevoll Frau Ute in diesen ernsten Augenblicken dasteht, so ist doch von dem launigen Zug in Hildebrands Charakter einiges auf sie übertragen worden und die Zärtlichkeit dieser alten Ehgesponsen einem gutmüthigen Spotte nicht entgangen. Als Hildebrand ausreiten will, um seinen Herrn aufzusuchen, der von dem Abenteuer gegen den Riesen Siegenot nicht heimkehrt, da ist Frau Ute voll Angst und Trauer. Wolfhart verweist ihr, daß sie um einen Alten sich so gehabe, sie soll sich einen jungen nehmen, der sie besser trösten könne. Doch ihr ist nicht spaßhaft zu Muthe, wenn sie den scheiden sieht, mit dem sie so manchen lieben Tag verlebt. Sie bindet ihm den Helm auf und küsst ihn zum Abschied. „Verloren ist nun der Riese," ruft Wolfhart, „wenn Hildebrand an diesen Kuss gedenkt!" Alle lachen, wie sehr sie im Leide sind. Auch im Rosengarten, als der listig fechtende Meister seinem Gegner zu weichen scheint, bedroht Dietrich ihn, wenn er sich besiegen lasse, Frau Uten einen andern, jüngern Mann zu geben, des sie wohl werth sei. „Nein," entgegnet Hildebrand; „würd' ich erschlagen, so hörte man Frau Uten jammern und klagen; groß ist ihre Treue gegen mich, seit sie mir zur Ehe gegeben ward; fröhlich will ich streiten um die minnigliche Frau." Er kämpft siegreich, und als ihn Kriemhild halsen und küssen will, spricht er: „Den Kuss behalt' ich meiner lieben Hausfrau; mit Treu' ist sie gepriesen und mit Frömmigkeit; warum sollt' ich denn küssen eine ungetreue Maid?" Schön verschmolzen ist Laune mit Rührung in dem Liede von Hildebrands Wiederkehr aus langer Verbannung; zweiunddreißig Jahre hat er Frau Uten nicht gesehen, sie erkennt ihn nicht mehr und wundert sich, daß ihr Sohn den Gefangenen oben an den Tisch setze. Alebrand sagt ihr, es sei kein Gefangener, es sei Hildebrand, sein liebster Vater. Da hebt sie an zu schenken und trägt es ihm selber her, Hildebrand aber läßt aus seinem Munde den Goldring in den Becher sinken, das Unterpfand ungerosteter Liebe und Treue.

Ein Ring, in den Becher geworfen, ist in vielen Sagen und Liedern (von Horn und Rimenild, dem edeln Möringer, Heinrich dem

Löwen, dem Grafen von Calw u. a.) das Wahrzeichen, wodurch ein lang Abwesender der heimgebliebenen Gattin sich wieder zu erkennen giebt oder getrennte Liebende sich heimlich verständigen. Auch der Ring für sich allein leistet solche Dienste. In unsrem Liederkreise sucht Rother, als Pilgrim verkleidet, seine Frau, die ihm gestohlen worden, zu Constantinopel auf, findet sie beim Hochzeitmahl an der Seite eines heidnischen Königssohns, setzt sich neben ihr auf den Fußschemel und giebt ihr einen goldnen Ring, worauf sein Name gebuchstabt ist, daran sie seine Gegenwart erkennt. Auch als Waller sitzt Wolfdietrich an einem Brunnen vor der Burg, worin seine Frau, Sigeminne, von einem Riesen festgehalten wird; er verkündet ihr sein Kommen, indem er ihrer Dienerin, die bei dem Brunnen Kräuter holen soll, seinen Ring ansteckt. Hier der Brunnen, dort das Gastmahl, lassen vermuthen, daß ursprünglich auch das Trinkgefäß nicht gefehlt, wie nach einer andern Erzählung, in Caspars von der Röhn Heldenbuche (Str. 302), Wolfdietrich bei Sidratens schon bereiter Hochzeit mit demjenigen, der sich für den Erleger der Lindwürme fälschlich ausgegeben, in Pilgerkleidung erscheint und den Ring Otnits, darauf dessen und ihr Name geschrieben, in den goldnen Kopf (Becher) sinken läßt, oder wie im Morolfsliede, wo ein Ring im Weine der Trinkenden unwiderstehliches Sehnen anzaubert.

All dieses Sagenhafte geht davon aus, daß es Geschäft der Frauen war, den Gästen den Labetrank zu kredenzen. In dem angelsächsischen Gedichte von Beowulf, des 7ten oder 8ten Jahrhunderts, trägt die Königin den Becher rings im Saal umher. Im Liede von Walthers Flucht schenkt Hiltegund den wunden Helden den Wein. In Odins Halle selbst sahen wir die Walküren das Trinkhorn bringen. Aber auch dieses häusliche Geschäft des Schenkens gewinnt in Frauenhand Bedeutung und Weihe. Der Willkommbecher wird zum Tranke des Gedenkens und des Vergessens, auch zum Verlobungsbecher (Löftebeker, noch in neuerer Zeit bei den Ditmarsen). Wie die verschiedenen Beziehungen in einander übergehen, sieht man aus den halbgeschichtlichen Sagen von Theudelinde. Um sie, die bairische Herzogstochter, hat der Langobardenkönig Authari freien lassen, will aber auch selbst, von ihr unerkannt, seine Braut sehen und berührt, als sie ihm den Willkommbecher reicht, nur leise mit dem Finger ihre Hand. Nach Autharis Tode soll sie den

Nachfolger wählen, sie beruft den Herzog Agilulf, empfängt ihn mit dem Becher, aus dem sie zuerst getrunken, erlaubt ihm den Kuss und thut ihm ihren Entschluß kund (Paul. Diac. III, 29. 34). Walther und Hiltegund, in unsrem Liede, sind einander in der Kindheit von den Vätern zugeschworen und leben beide als Geisel bei den Hunnen. Von einem Kriegszuge heimkehrend, läßt Walther sich von der Jungfrau den Becher reichen, drückt ihre Hand und erneuert so das frühe Verlöbnis. Auch hier kommt wieder Sigurdrifas Minnetrank[1] in Betracht; sie bringt ihn dem Sigurd zum Willkommen, Segenswünsche darüber aussprechend, und daß hierauf die Verlobung mit dem verhängnisvollen Ring erfolgte, giebt der Zusammenhang der Fabel. In der Wölsungensage nimmt Sigurd in Brunhildens Turme zugleich mit dem Goldbecher ihre Hand und giebt ihr dann den Ring, worauf er den Eid der Verlobung schwört. Wenn in den angeführten Fällen der Finger berührt, die Hand ergriffen wird, so erscheint der angesteckte Ring als ein Zeichen, daß sie für immer festgehalten sei.

Wie bei der Verlobung, so gehören nun auch beim Wiederfinden nach langer Trennung Ring und Becher zusammen. Im Liede von dem edeln Möringer (gedruckt u. a. in Gräters Bragur B. VIII), der auch als Pilger zurückkommt, als eben seine Frau mit einem andern am Hochzeitmahl sitzt, ist ausdrücklich gesagt, daß er in den Becher das Ringlein geworfen, womit sie ihm zuerst vermählt worden.[2] So feiert denn auch Hildebrand mit seiner alten Hausfrau durch den Ring im Becher eine goldene Hochzeit. Im dänischen Hildebrandslied ist es nur ein Stück vom Ringe, denn oft wird beim Abschied ein Ring entzweigebrochen, damit die zusammenpassenden Hälften um so sicherer zum Wahrzeichen dienen mögen.

Gudrun.

„Willt du nicht haben Freude, so must du haben Leid" (Gudr. 3984), sagt die grausame Gerlinde zu Gudrun, deren Schicksale oben im Zusammenhang erzählt sind. Diese freiwillige Ausdauer in Kummer

1 Isl. minni, scyphus memorialis, memoria. Schmeller II, 593.

2 Vgl. auch die Sage von Wernh. v. Strättlingen. Schweizer Burgen II, 327.

und Noth, dieses beharrliche Verschmähen eines glänzenden Looses um der Treue willen, ist zumeist in zwei weiblichen Charakteren unsres Kreises dargestellt, entsprechend jener selbsterkorenen Gefangenschaft der Dienstmannen Wolfdietrichs.

Sidrat, Otnits Gemahlin, wird nach Ablauf der Jahresfrist seit dessen Ausritt gegen die Lindwürme von den Herren des Landes gedrängt, sich einen andern Gemahl zu wählen. Doch ihr ist von dem Scheidenden empfohlen, nur den zu nehmen, der durch Erlegung der Würme sein Rächer sein würde (Wolfd. Bl. 71 b). Hieran festhaltend, wird sie vom Reiche verstoßen, die Schlüssel zu dem Turm auf Garten, der voll Goldes und Silbers ist, werden ihr abgenommen. Sie nährt sich mit ihrer Hände Arbeit, der Burggraf und dessen Frau schicken ihr mitleidig Brot und Wein. So treibt sie es ein Jahr und sieben Tage, bis zu Otnits Wiederkehr (Bl. 75 b). In gleicher Noth lebt sie bis ins dritte Jahr, nachdem Otnit wirklich von den Lindwürmen erwürgt ist. Nachts auf der Zinne klagt sie, mit dem treuen Wächter, wie ihre Schenken und Truchseße nun ihre Herren seien, wie sie, ihres Erbes beraubt, nun spinnen müsse. Da verkündet der gewaltige Steinwurf aus der Dunkelheit die Nähe des Rächers (Bl. 116).

Am vollständigsten jedoch erweist sich eben in Gudrun die unbezwingliche Kraft des weiblichen Herzens, durch langes, bitterstes Leid bis zum endlichen Siege.

Hinweggeführt aus der gebrochenen Heimatburg, von wo die trauernde Mutter nachschaut, des Vaters und so vieler Verwandten beraubt im blutigen Kampfe derselben mit den Entführern, ist ihr die Wahl gegeben, mit Hartmut die Krone zu tragen, der, von ihrem Vater abgewiesen, sie dem Verlobten gewaltsam entrissen und dessen Vater den ihrigen erschlagen, oder der schmählichsten Dienstbarkeit sich zu unterwerfen. Ihre Wahl ist gleich getroffen, sie verwirft die Krone und wählt die Knechtschaft. Sieben Jahre hindurch und wieder sieben weist sie erneute Anerbietungen von sich und ihr Dienst wird darum stets härter gesteigert. Schon auf der Seefahrt wurde sie von dem ergrimmten Vater Hartmuts bei den Haaren aus dem Schiff geworfen und kaum noch von Hartmut selbst an ihren falben Zöpfen zurückgezogen. Jetzt muß sie den Ofen heizen, mit ihren Haaren den Staub abwischen, schlafen auf harter Bank, mit Roggenbrot und Wasser sich

nähren, schlechte Kleider tragen, sie wird geschlagen, muß waschen am Meere, und selbst im Schnee, beim kalten Märzwinde baarfuß, im Hemde, zum beeisten Strande gehn. Sie ist strenger gehalten, als all ihre mitgefangenen Jungfrauen; nur Hildeburg theilt aus freiem Entschluß dieses härteste Loos. Aber ungebrochen bleibt Gudruns stolzes Herz; wie sie bei ihrer Ankunft von Gerlind, der Mutter des verschmähten Freiers, der Anstifterin des Unheils, nicht geküsst sein will, so trotzt sie dieser noch nach Jahren. „Ich soll nicht haben Wonne; ich wollte, daß ihr mir thätet noch leider." Es ist ihr lieb, mit dem Waschen selbst ihre geringe Nahrung zu bezahlen. Und diese Hochfahrt, dieser grimme Muth, dieses „sich theuer Dünken," wie ihre Feindin es nennt, bewährt sich nicht bloß im Dulden und Ausharren; mit ungeschwächter Kraft weiß sie auch, als das Ende der langen Trübsal herannaht, die Hoffnung und das Glück zu ergreifen. Sowie, als man ihr eines Tages Wein und gute Speise giebt, sogleich ihre angeborne Farbe rosenroth erblüht, so, nachdem der wunderbare Vogel Heil verkündet, nachdem ihr Bruder und ihr Bräutigam sie am Strande begrüßt, wirft sie, freudig und zürnend zugleich, die Leinwand in die Flut; darzu ist sie zu hehr, daß sie Gerlinden je mehr wasche, zween Könige haben sie geküsst und mit Armen umfangen. Sie soll mit Dornen gezüchtigt werden, aber im listigen Hohne läßt sie sich an, als wolle sie jetzt die Krone annehmen, die auch ihren Bedrängern nicht lange mehr bleiben wird; Boten mit dieser Kunde versendet sie zahlreich ins ganze Land, damit in der Burg der Feinde um so weniger seien; sie gebietet ein Bad, läßt sich herrlich kleiden und speisen, erhält Schenken und Truchsesse, und, als ihre Jungfraun weinen, lacht sie seit vierzehn Jahren zum ersten mal, ein ungestümes Lachen, das Gerlinden befremdet und erschreckt. Gudrun hat sich geschämt, daß die zween Boten sie im nassen Hemde, mit zerwehten Haaren, vor Frost bebend, sollten waschen sehen; jetzt ist sie bereit, die Ihrigen königlich zu empfangen. Burgen und Huben verheißt sie derjenigen ihrer Dienerinnen, die ihr zuerst den Morgenstern verkünden wird, der den Tag der Freiheit und der Rache heraufführt.

Gudruns Geschichte ist nicht ein bloßes Liebesabenteuer. Um sie kämpfen zwei mächtige Geschlechter den Kampf der Vertilgung. Die Kränkung des einen mittelst der abgewiesenen Werbung wird durch

gewaltsame Entführung und die Niederlage der Verfolgenden gerächt. Die Treue gegen den Verlobten und die Erinnerung an die umgekommenen Blutsfreunde sind in Gudruns Seele gleich mächtig; wäre sie ein Ritter, nicht dürft' ihr der ohne Waffen nahe kommen, der ihr den Vater erschlagen; das stolze Bewustsein, einem trefflichen Stamme anzugehören, hält sie aufrecht in allen Mühsalen vierzehnjähriger Dienstbarkeit. Sie ist aber auch von den Ihrigen nicht vergessen; wohl ist die Macht dieser auf langehin gebrochen, ein neues Geschlecht muß erst zum Schwert erwachsen, aber der Gedanke der Rettung und Rache bleibt immer wach, die Söhne schärfen ihren Grimm am Grabe der erschlagenen Väter. Als das Heer am feindlichen Strande angelandet und Kundschaft nach der gefangenen Gudrun ausgesandt werden soll, da tritt zuerst Ortwin hervor, dessen Schwester sie ist von Vater und von Mutter; der andere will Hartmut sein, dem sie zum Weibe gefestet ist; sie gehen zusammen und so erscheinen auch hier die Bande der Verlobung und des Blutes zu einer größern Genossenschaft verknüpft. Bei der Begegnung der waschenden Jungfraun ist anfangs nur ein halbes Erkennen, dunkle Ähnlichkeit und leise Ahnung, die erst durch die Ringe an den Händen der Verlobten bestätigt werden muß; ein schönes Beispiel der Treue, die stillkräftig im Herzen fortlebt, wenn auch Zeit und Schicksal die äußeren Züge verwandelt und die Bilder der Erinnerung verwischt haben. Über die Nachricht, daß ihre Königstochter waschen müsse, weinen die Männer im Heere der Hegelingen; zürnend erhebt sich Wate und heißt sie die Kleider, welche Gudrun weiß gewaschen, mit Blute röthen. Ihm muß Gerlind, die ihr jenes Waschen auflegte, mit dem Haupte büßen, ebenso Hergart, die nicht mit ihr in der Knechtschaft aushalten wollte. Blutfarb tritt auch Herwig vor die wiedererkämpfte Braut.

Gudruns unheildrohendes Lachen nach langer Leidenszeit ist ein Zug, der auch sonst in Liedern vorkommt. Nicht mehr lachen ist der epische Ausdruck für herbes, unheilbares Leid; im Gegensatze hiezu steht jenes erste Lachen nach manchen Kummerjahren; es ist ein furchtbares, weil in diesen Geschichten der Umschwung des Schicksals ein gewaltsamer zu sein pflegt und nach unersetzlichen Verlusten der Ausbruch der Freude nur die endlich befriedigte Rache verkünden kann. So lacht in den Eddaliedern Brunhild laut auf, als sie Gudruns Wehgeschrei über Sigurds Ermordung hört, aber sie wechselt selbst die Farbe über diesem Lachen.

Im Nibelungenliede steht Kriemhild im Fenster, als ihre Blutsfreunde, der verderblichen Ladung folgend, heranziehen. Etzel lacht vor Lust und Kriemhilde ruft aus: „Nun wohl mir meiner Freuden!" Gewiss kam hier ursprünglich ihr das gefährliche Lachen zu; wie noch in der entsprechenden dänischen Ballade von Loumor und Signild, welche bei ähnlichem Anlaß nach acht Jahren zum erstenmale lachen; ein Gelächter, darob die Mauer sich spaltet und das Kind in der Wiege zu sprechen anfängt.[1]

Die zwei mal sieben Jahre der Dienstbarkeit Gudruns sind Verdopplung des Zeitraums, der so häufig in Sagen und Mährchen für die Dauer der Unterdrückung und Gefangenschaft angenommen ist. Auf eine theologische Beziehung dieser Siebenzahl, nemlich auf ihren Zusammenhang mit den alttestamentlichen Feier- und Erlaßjahren, deutet der Sachsenspiegel in folgender Stelle: „Das siebente Jahr, das heißt das Jahr der Losung; so sollte man ledig lassen und frei alle, die gefangen waren und in Eigenschaft gezogen, wenn sie ledig und frei *wollten sein.* Über sieben mal sieben Jahr kam das fünfzigste Jahr, das heißt das Jahr der Freuden, so muste allermannlich ledig und frei sein, er wollte oder wollte nicht."[2] Die Leidenszeit Kriemhilds von Siegfrieds

1 Grimm, Edd. S. 235. 257. Danske Viser III, 173: Saa hjertelig loe da Herr Loumor; Han loe ikke för i otte Aar. 174: Her Loumor begyndte atter at lee, Den haarde Mur der revnede ved. Meldte det Barnet i Vuggen laae, Det talede aldrig förend da. Det er ikke for det gode, Min Fader leer ad min Moder. 179: Herr Loumor lader brygge og blande Vin, Saa byder han hjem Södskende sine. Da loe stolt Signild den væne Maar. Hun loe ikke för i otte Aar. Grimm, altd. Ball. 253. 255. 524. Vgl. auch Mai und Beaflor. Nib. 6876 [St. 1654]: Chriemhilt diu vrowe in ein venster stuont; si warte nach den magen; so vriunt nach vriunden tuont. Von ir vaterlande sach si manigen man. Der künic vriesch ouch diu mære, vor liebe er lachen began. Nu wol mich miner vreuden, sprach do Chriemhilt. Hie bringent mine mage vil manigen niwen schilt und halsberge wize. Swer nemen welle golt, der gedenke miner leide und wil im immer wesen holt. Grimm, Kinderm. I, 41 erzählt von einer Königstochter, die zum ersten male lacht. Vgl. 205. 246. 354. II, 88. 184. III, 280. 284. 325. I, 53 sitzt die Königstochter, sieben Jahre nicht sprechend und nicht lachend, spinnend auf einem Baume. Vgl. III, 84. 92. II, 181. 200. 246.

2 3 Mos. 25, 4. Sachsensp. B. III, Art. 42. § 4. S. 145 f.: Ok hebbe wie orkünde des mer. Got ruwede den sevenden dach. Die sevenden weken gebot he ok to haldene, als he den ioden die e gaf vnde vns den hilgen geist. Den seueden manet gebot he ok to haldene, vnde dat seuede iar,

Tode bis zum Tage der Rache und die einzelnen dazwischen liegenden Zeitabschnitte finden wir gleichfalls nach der Siebenzahl bestimmt, sowohl in der Theilung, vierthalb Jahre, als vervielfacht, bis zu vier mal sieben. Wenn aber auch die Lieder diese Jahrzahlen mit den Ereignissen in Einklang zu bringen suchen, so muß man doch dabei mehr jene innere Geltung, als das abgezählte Zeitmaß vor Augen haben. Sonst würden sich die Zeiträume auf eine Weise dehnen, welche mit der epischen Feststellung der Charaktere unverträglich wäre. Wir sahen, daß Dietrich von Bern ewig jugendlich bleibt, wie viele Thaten und Schicksale sich in seinem Leben zusammendrängen, und daß Hildebrand von Anbeginn der alte ist; so müssen auch unsre Heldinnen, ob sieben oder vierzehn, oder doppelt so viele Prüfungsjahre vergangen seien, doch immerdar in unverwelkter Schönheit dastehn.[1]

Ich schließe die Reihe der weiblichen Charaktere mit dem Bilde der Heldin des Nibelungenliedes.

Kriemhild.

In den Geschichten Siegfrieds und der Nibelunge spielen zween weibliche Hauptcharaktere, Brünhild und Kriemhild. Letztere heißt in der nordischen Darstellung, gleich jener Königstochter der Hegelinge, Gudrun, während ihre Mutter, im deutschen Lied Ute genannt, den Namen Grimhild trägt. Wie die beiden Heldinnen um den Besitz Siegfrieds und um den Vorrang ihrer Gemahle eifern, so machen sie sich auch den Preis der dichterischen Gestaltung streitig; in der nordischen Dichtung trägt ihn Brünhild, in der deutschen Kriemhild davon. Die nordische Brünhild, die erhabene Walküre, deren Flammenwall Sigurd

dat het dat iar der losunge [al. irlosunge]; so solde man ledich laten vnde vri alle, die gevangen waren vnde in egenscap getogen, mit also gedaneme gerede als man sie vieng, of sie ledich vnde vri wolden wesen. Ouer senenwerf seuen iar quam dat veftegiste iar, dat het dat iar der vrouden, so muste aller manlik ledich vnde vri wesen, he wolde oder newolde. Schwabensp. C. 52. §. 12. In Burgermeisters Corp. Jur. S. 372 steht ungefähr dasselbe, bei Schilter, Thes. II steht es nicht.

[1] Gudr. 4085. 4279. 4360. 5281. Nib. 4437 [1046 Lachm.]. 4581 [1082 Lachm.]. 5561. 5576. Wilkinensage C. 334. S. 502. C. 332. S. 498. Danske Viser III, 172 ff. Grimms altdän. Heldenl. 252 ff. 8 Jahre, aber 7 Brüder.

allein zu durchreiten, deren Zauberschlaf nur er zu lösen vermag, ist seine erste und ewige Liebe. Mit ihr trinkt er den Minnetrank, von ihr lernt er Weisheit und verlobt sich ihr. Nur ein entgegenwirkender Zauber läßt ihn all dieses vergessen und zieht ihn zu Gudrun; nur die Verwandlung der Gestalten bringt Brünhilden dahin, sich mit Gunnar zu vermählen. Aber in Kurzem weicht beiden die Täuschung; das Bewustsein, daß sie, die Zusammengehörenden, getrennt worden, erwacht in voller Stärke. Der Zank der Frauen hat ganz den Trug enthüllt. Bald irrt Brünhilde verzweifelnd umher (Edd. IV, 63), bald brütet sie in verstelltem Schlummer über finsteren Gedanken. Sigurd soll sie trösten, aber er selbst wird von solchem Schmerz ergriffen, daß ihm der Ringpanzer entzweispringt (IV, 59). Gewaltsam löst Brünhild die Verwicklung, indem sie die Giukungen zum Mord an Sigurd aufreizt. Dann sticht sie sich selbst das Schwert in die Brust, um mit dem Geliebten vereint auf dem Scheiterhaufen zu liegen. Gudrun dagegen, die Kriemhild des Nordens, ist nur durch den Trank des Vergessens auf kurze Dauer mit Sigurd verbunden; versteinert sitzt sie über seiner Leiche und rührend sind auch ihre spätern Erinnerungen an ihn (IV, 196—8), aber sie bleibt für fernere, schreckliche Geschicke aufbehalten. Sie vermählt sich mit Atli, doch nicht um Sigurds Tod an ihren Brüdern zu rächen; vielmehr ist Atlis Gier nach dem Horte die Ursache der verrätherischen Einladung; Gudrun warnt ihre Brüder, kämpft selbst an deren Seite und rächt den Fall derselben durch das thyestische Mahl, das sie Atlin bereitet.[1] Wie die Wogen des Meeres, darin sie sich ertränken will, sie emporheben und zum fernen Lande tragen, so wird sie noch lange unselig umhergetrieben und muß den gänzlichen Untergang der Heldengeschlechter erleben; ihr eigenes Ende bleibt ungewiss (vgl. IV, 198).

Umgekehrt nun, in der deutschen Behandlung, ist Brünhilds früheres Verhältnis mit Siegfried verdunkelt und zur Seite gestellt. Wohl kostet es ihr heiße Thränen, als sie Kriemhilden hochzeitlich neben Siegfried sitzen sieht (Nib. Z. 2485—8. Lachm. Str. 572), wohl wirft sie, als später Siegfried nach neun Jahren mit seiner Frau zum Feste kommt,

[1] In der dänischen Ballade von Loumor und Signild (Danske Viser III, 172 ff. Grimm S. 252 ff.) sind gleichfalls die nordischen Motive, nur daß kein Hort dabei vorkommt.

lauernde Blicke auf Kriemhilds unverblühte Schönheit (Nib. Z. 3210—12. Lachm. Str. 742); aber es erhellt nichts von einem älteren Anrecht auf Siegfried, der mit ganzem Herzen Kriemhilden angehört. Bitter gekränkt durch den enthüllten Trug und durch Kriemhilds Schmachreden, läßt sie sich von Hagen Rache an Siegfried angeloben (Nib. 3466—72) und hat, nachdem der Mord verübt ist, kein Mitleid mit den Thränen seiner Wittwe (Nib. 4413); aber sie folgt dem Helden nicht im Tode und verschwindet, fortan unbeachtet, von der Bühne der Begebenheiten; wie gegentheils in der nordischen Darstellung Gudruns Ende nicht recht erhellt. Nur in der Klage (3641—772. 4019—50) erscheint Brunhilde noch, aber ohne Bedeutung.

Welche dieser verschiedenen Behandlungen die ursprüngliche sei und worin die Ursache der Verschiedenheit liege, läßt sich auf dem Grunde des deutschen Liedes noch hinlänglich durchschauen. Die kampfrüstige Brünhild ist, wie anderwärts erörtert wurde, nur eine menschlicher umgewandelte Walküre. Ihre frühere Bekanntschaft mit Siegfried ist auch hier noch angedeutet; sie grüßt den Helden vor dem König Gunther.[1] Die Kampfspiele und das Ringen in der Brautnacht sind eine Theilung und Verdopplung dessen, was das nordische Abenteuer von der Flammenburg in einem Zusammenhange giebt. Auch das lautlose Verschwinden Brünhilds aus der Handlung verräth Unsicherheit und Ablösung ehemaliger Bestandtheile. War Brünhild nun auch im deutschen Gesang als Walküre und erste Geliebte Siegfrieds vorhanden, so ist klar, daß neben diesem heiligen Bande nicht eine irdischere Liebe mit der Gewalt und Innigkeit bestehen konnte, wie wir sie jetzt zwischen Siegfried und Kriemhilden festgeknüpft sehen. Soll die Fabel irgend Einheit und Mittelpunct haben, so muß nothwendig das eine von beiden Verhältnissen vorherrschend sein; so lang aber Brünhild mit ihrer mythischen Herrlichkeit umkleidet ist, kann ihr der Vorzug nicht streitig bleiben. Nicht minder einleuchtend ist jedoch, warum sie diesen Vorrang in der Folge dennoch an die Nebenbuhlerin abtreten muste. Die deutschen Sänger hatten auch, wie Siegfried, vom Becher der Vergessenheit getrunken; die Walküre, die hohe Gestalt des alten Glaubens, verwischte sich vor ihren Blicken, ihre Neigung wandte sich entschieden der

[1] Nib. 1333. 1585. 1657. 1677. besonders 1689 (398 Lachm.).

Gegnerin zu, in der das Menschliche entwickelt und gehoben werden konnte. Eine solche Entwicklung mit Brünhilden selbst vorzunehmen, dagegen stand die Achtung vor dem Überlieferten, die Macht des altbegründeten Sagenstoffes. Man ließ die Walküre als Kampfjungfrau verkörpert gelten, man erhielt sie durch die Leidenschaft schmerzlich gekränkter Eifersucht mit dem neuen Ganzen in Verbindung und Einklang, aber eine vollständige, geistige Wiedergeburt wurde nicht versucht. Jene stoffartige Vermischung und Verwechslung der beiden Heldinnen aber, die wir im Liede vom hörnernen Siegfried finden, ist erst einer weitvorgerückten Verdunklung der Sage zuzuschreiben. Anderseits bot der eine, naheliegende Gedanke, Siegfrieds Wittwe zu seiner Rächerin zu erheben, der bildenden Dichterkraft ein weites Feld innerer und äußerer Entfaltung dar. Auch in Beziehung auf sie, die zur Kriemhilde gesteigerte Gudrun, liegen unerloschene Spuren einstiger Übereinstimmung der deutschen mit der nordischen Sage vor. Abgesehen davon, daß die Geschichtschreiber selbst von Etzels Tod in der Hochzeitnacht, von dessen Ermordung durch Weiberhand erzählen, und daß noch im dreizehnten Jahrhundert auch in der deutschen Volkssage Sörli und Hamder (Gudruns Söhne) bekannt waren, läßt auch das Nibelungenlied, welches doch die ausgeführteste Charakteristik Kriemhilds giebt, noch frühere Zustände durchblicken, welche nicht ganz in die jetzige Auffassung verarbeitet sind. Wie es schon bei Hagen misslautend erscheint, daß ihm, in dessen Charakter die Treue gegen das burgundische Königshaus der Grundzug ist, doch einmal die Absicht unterlegt wird, sich für seine Person des Nibelungenhortes zu versichern (Nib. 4563. Lachm. 1077), so stört uns auch Kriemhilds wiederholte Nachfrage nach dem Horte (Nib. 6973—7000. 9581—92, 9601—8), während doch im Geiste des Ganzen nur der Gedanke an den ermordeten Siegfried die Triebfeder ihrer Handlungen sein kann. Unverkennbare Überbleibsel von dem einst bedeutendern und auch jetzt nicht völlig beseitigten Gewichte des fluchbeladenen Goldes, an das in der nordischen Darstellung alle Verhängnisse geknüpft sind. Gleichwie der Verrath an den Brüdern von Etzeln auf Kriemhilden übertragen ist, so, scheint es, auch das Trachten nach dem Horte, als ein Beweggrund der trügerischen Ladung. Etzels müßige Stellung im deutschen Liede weist schon darauf hin, daß er einst größere Bedeutung gehabt habe. Dieses bestätigt sich, wenn wir die hauptsächlich

auf deutsche Überlieferungen gegründete Wilkinensage vergleichen. Sie steht vermittelnd zwischen der nordischen und der nunmehrigen deutschen Gestaltung; nach ihr sucht Grimhild (Gudrun) dadurch Rache für Sigurd zu erlangen, daß sie ihren Gemahl auf das Gold reizt, das die Brüder ihr hätten verabfolgen sollen (C. 334. S. 502 f. C. 349. S. 527. C. 359. S. 541. C. 366. S. 549); daß aber Etzels Gier nach dem Horte einst noch bestimmter als Ursache des Verraths hervortrat, zeigt die Wiedervergeltung, welche nach der genannten Sage an ihm genommen wird: Hagens nachgeborner Sohn lockt und verschließt Etzeln in den Berg, wo der Schatz verborgen liegt, und läßt ihn dort mitten unter dem Golde, nach dem er gedürstet, verschmachten (C. 367. S. 550—52. C. 386. S. 597—602). Die altdänischen Balladen wenden dieses auch auf Grimhilden an (Danske Vis. I, 116. 123. Grimm S. 6. 10), wogegen die Überarbeitungen der Klage (4368 ff. 4245 ff. Lachm. S. 311) zweifelhaft lassen, ob Etzel erschlagen worden (wie in der nordischen Darstellung), ob er lebend begraben worden, ob er sich in Löcher der Steinwände verloren (wie in der Wilkinensage) u. s. w. Nach der Wölsungensage (C. 47. S. 139 f.) wird Atli von Högnis Sohne in Gemeinschaft mit Gudrun ermordet, offenbar eine bloß äußerliche Vereinigung zweier verschiedenen Überlieferungen. Merkwürdiger ist der Zug des Nibelungenliedes (Z. 7717), daß Kriemhild, um den Streit anzufachen, ihren jungen Sohn Ortlieb zum Gastmahle tragen läßt und dem Zorne Hagens über die erschlagenen Knechte preisgiebt, was die Wilkinensage (C. 353. S. 531) und der Anhang zum Heldenbuche (Bl. 212a) deutlicher in der Art erzählen, daß sie den Knaben anweist, dem essenden Hagen Backenstreiche zu geben, bis dieser ergrimmt ihm das Haupt abschlägt. Bei gröster Verschiedenheit der Anlässe und Umstände, eben deshalb aber nur um so älter begründet, zeigt sich hierin ein unverkennbarer Zusammenhang mit den Eddaliedern, in welchen Gudrun ihre Söhne von Etzeln der Rache an diesem, wie dort der an den Nibelungen, so grausam aufopfert.

Wenn wir durch all dieses eine bedeutende Annäherung der deutschen Sage an die nordische, je höher in der Zeit hinauf, um so enger zusammenrückend, darzuthun und eben damit die deutsche Gestaltung Kriemhilds als eine verhältnismäßig neuere zu erweisen versucht haben, so ist doch keineswegs die Meinung, als ob diese Veränderung erst im

Nibelungenliede vorgegangen sei. Dagegen spricht die feste Begründung des Charakters selbst, die manigfaltige Behandlung desselben Gegenstandes in den verschiedenen der deutschen Richtung angehörenden Liedern und Sagen, ja sogar, mit bestimmter Jahrzahl, die Erzählung Saxos [1] von dem sächsischen Sänger, der im Jahr 1130 Grimhildens wohlbekannten Verrath an ihren Brüdern dem Dänenherzoge Kanut zur Warnung gesungen.

In der vollständigsten und tiefsten Entwicklung aber giebt allerdings das Nibelungenlied den Charakter Kriemhilds, es löst in sicherem Vorschreiten die großartige Aufgabe, wie die herrlich aufblühende, jedes Herz gewinnende Jungfrau durch den grausamen Verrath, der an ihrer Liebe zu dem edelsten Helden begangen wird, zur furchtbaren Rachegöttin, zum blutdürstenden Ungeheuer sich verwandelt.

Wie der rothe Morgen aus trüben Wolken geht Kriemhild hervor, als Siegfried sie zum ersten male sieht. In Sommerzeit und Maientagen war sein Herz nie freudenvoller, als da sie an seiner Hand geht. Sein jugendlicher Heldenmuth, seine Treue, freudige Dienstfertigkeit gewinnen ihm das Herz derjenigen, die immer ohne Mannes Minne leben wollte. Als seine Gattin rühmt sie sich gegen Brünhilden, einen Mann zu haben, dem all diese Reiche zu Handen stehen sollten, der herrlich vor den Recken stehe, wie vor den Sternen der lichte Mond. Darüber erhebt sich der verderbliche Frauenzank, Brünhilds Schmach ruft um Rache. Ahnungsvoll um den Geliebten besorgt, entdeckt Kriemhild selbst dem Verräther die Stelle, an welcher allein Siegfried verwundbar ist. Von schweren Träumen geängstigt, weinend ohne Maaß, bemüht sie sich vergebens, ihn von der unheilvollen Jagd zurückzuhalten. Siegfried fällt verblutend in die Blumen und seine Erscheinung war nur darum so glänzend heraufgeführt, daß ihr frühes Verschwinden um so herber gefühlt werde, daß sie unauslöschlich in Kriemhilds gequältem Herzen fortlebe. Da wird das schöne Morgenroth zum sturmvollen Tage, die kurze Sommerlust zum endlosen Gewitter. Schonungslos haben sie den Leichnam des Ermordeten vor Kriemhilds Kammerthüre gelegt. „Von ihr war allen Freuden mit seinem Tode widersagt.“

[1] B. XIII, S. 373 f.: Igitur speciosissimi carminis contextu notissimam Grimildæ erga fratres perfidiam de industria memorare adorsus, famosæ fraudis exemplo similium ei metum ingenerare tentabat.

Sprachlos sinkt sie zur Erde, „die schöne Freudelose"; dann schreit sie, daß all die Kammer erschallt, das Blut bricht ihr aus dem Munde vor Herzensjammer. Sie hebt sein schönes, blutiges Haupt mit ihrer weißen Hand. „Dein Schild ist dir nicht mit Schwertern verhauen, du liegst ermordet; wüst' ich, wer es gethan, ich rieth' ihm immer auf den Tod. Wollte Gott," ruft das jammerhafte Weib, „wär' es mir selber gethan!" Als der Todte zum Münster getragen ist und Hagen mit Gunthern zur Bahre tritt, da bluten die Wunden, daran der Schuldige erkannt wird. Noch läßt Kriemhild ihren Todten nicht begraben. Drei Tage und drei Nächte weicht sie nicht von ihm; sie hofft, der Tod werde auch sie hinnehmen. Am vierten Morgen wird er zu Grabe getragen, aber zuletzt noch muß man ihr den Sarg aufbrechen, daß sie noch einmal sein schönes Haupt sehe; sie küsst den Todten und ihre lichten Augen weinen Blut. Man trägt sie, sinnlos, von dannen. So hat sie recht mit dem bittersten Leide sich gesättigt und den Keim furchtbarer Entschlüsse tief in ihre Brust gesenkt. Sie läßt sich am Münster eine Wohnung bauen und besucht täglich das Grab ihres Liebsten; kein Trost verfängt an ihrem wunden Herzen. Vierthalb Jahre spricht sie nie ein Wort mit Gunthern und sieht in dieser Zeit niemals ihren Feind Hagen. Durch Giselhers Bitte wird sie endlich bewogen, sich mit Gunthern zu versöhnen, doch unter vielen Thränen. Auch läßt sie, auf das Andringen ihrer Brüder, den unermeßlichen Nibelungenhort, ihre Morgengabe von Siegfried, zum Rheine bringen. „Wäre sein tausend mal so viel gewesen und sollte Siegfried genesen sein, bei ihm wäre Kriemhild mit bloßen Händen geblieben." Daß sie durch ihre Freigebigkeit so manchen Mann in ihren Dienst gewinnt, erregt Hagens Argwohn und er verursacht ihr neue Kränkung, indem er sie des Hortes beraubt. Nach dreizehnjährigem Wittwenthum läßt der mächtige König Etzel um sie werben. Sie will anfänglich nichts davon hören und ihre Klage wird nur erneut. Da erst, als Rüdiger, der Bote der Werbung, ihr schwört, sie alles des zu ergötzen, was ihr je geschehen, hofft sie auf Rache für Siegfrieds Tod. „Ich will euch folgen", spricht sie, „ich arme Königin." Am Hochzeitfeste selbst werden ihr die Augen heimlich naß, in der Erinnerung, wie sie mit ihrem edeln Mann am Rheine gesessen. Im dreizehnten Jahr ihres Aufenthalts bei den Hunnen glaubt sie ihre Macht hinreichend befestigt, um endlich ihr Leid rächen zu können. Den Boten,

welche abgesendet werden, ihre Blutsfreunde zum Feste zu laden, giebt sie auf, nichts davon zu sagen, daß sie jemals betrübt gesehen worden, und besonders den wegkundigen Hagen nicht daheim bleiben zu lassen. Die Nibelunge folgen der Ladung, ungeachtet mancher abmahnenden Stimme und zuletzt noch der Warnung Dietrichs, daß er Kriemhilden alle Morgen um Siegfried weinen und klagen höre. Da ist sie erst wieder freudenvoll, als sie, am Fenster stehend, die Gäste heranreiten sieht. „Nun steht der Sommer im schönsten Grün," ruft sie nach der Wilkinensage hier aus. Die Mordgedanken, die sie längst im finstern Busen gehegt, gehen jetzt in üppigem Wachsthum auf. Doch ist zunächst nur auf Hagen ihr Anschlag gerichtet.

Diese zwo mächtigsten Gestalten, Hagen und Kriemhild, die in ihrem feindlichen Ringen die ganze Heldenwelt mit sich ins Verderben reißen, sind einander darin ähnlich, daß sie die scheinbar widerstreitendsten Eigenschaften in sich vereinigen. Auch in Kriemhilden sind Treue und Untreue, doch beide aus demselben Keime, wundersam gepaart; Treue gegen ihren Todten, Untreue gegen seine Mörder. Sich untereinander kehren Hagen und Kriemhild stets nur die schneidende Seite zu und eben daraus erwächst jener ungeheure Kampf. Ganz entgegengesetzt aber ist in beiden der Umschwung des Guten und Bösen; Hagen, der mit Verrath begonnen, wird größer und größer in der treufesten Gesinnung, womit er seine Schuld auf sich nimmt, Kriemhild, in Lieb' und Treue aufgeblüht, endigt mit Verrath und Blutgier.

Seit der Ankunft der Nibelunge und dem bittern Willkommen zwischen ihr und Hagen ist sie unermüdlich, Hader und Kampf zu stiften, er aber, ihrer Feindschaft Hohn und Trotz zu bieten. An der Spitze ihrer Dienstleute, die sie gegen ihn gewaffnet, tritt sie, die Krone auf dem Haupte, vor ihn und verlangt Rechenschaft; Hagen aber steht nicht auf und läßt das Schwert Balmung, das Siegfrieds war, auf seinem Schooße spielen. Er läugnet nicht den Mord, räch' es, wer da wolle, Weib oder Mann! Weinend muß sie abziehn, denn keiner der Ihrigen wagt den Angriff. Nachdem sie vergebens bei Dietrich Hülfe gesucht, reizt sie durch Versprechungen den Bruder Etzels zum Überfall der Knechte. Sie schont ihres eigenen Sohnes nicht, Streit im Saale zu erregen. Dem, der ihr Hagens Haupt brächte, verheißt sie, einen Schild bis zum Rande mit Gold zu füllen, dazu Burgen und Lande. Iring springt

hinan und schlägt Hagen eine Wunde; das tröstet ihr Herz und Muth, als sie Hagens Gewand von Blute geröthet sieht; sie nimmt in Dank und Freude selbst den Schild von Irings Hand. Zum zweiten male läuft er an; doch es ist sein Tod, wie seiner Freunde, die ihn rächen wollen. Noch will Kriemhild ihre Brüder leben lassen, wenn sie Hagen herausgeben. Sie verschmähen es und nun läßt sie den Saal anzünden. Als auch das Feuer sie nicht bändigt, läßt sie von neuem Gold auf Schilden herzutragen, um ihnen Feinde zu werben. Rüdigern mahnt sie dringend seines Eides und bietet sich mit Etzeln ihm flehend zu Füßen. Da nun auch er zu den Waffen greift, weint sie vor schrecklicher Freude. Schon sind alle erlegen, bis auf Guntheren und Hagen, welche Dietrich ihr gebunden überliefert, mit dem Beding der Schonung. Als aber Hagen, den sie um den Hort mahnt, ihr auch dann noch trotzt, trägt sie Gunthers abgeschlagenes Haupt am Haare vor ihn und schlägt ihm seines ab mit Siegfrieds Schwerte, das allein ihr geblieben. Von Hildebrand zu Stücken gehauen, endet sie mit lautem Schrei ihr Leben.

Die Verwandlung der minniglichen, tugendreichen Jungfrau, der „niemand gram war,“ zur Teufelin (Valandinne), wie Dietrich von Bern zürnend sie schilt, ist eben in dem Abscheu dieses edeln, reinen Helden treffend bezeichnet; beschämt und verstummend, muß sie sich von ihm abwenden, der keinem Verrathe dienen will; dahin ist es mit dem herrlichsten Weibe gekommen. Aber diese furchtbare Umwandlung selbst macht Kriemhilden zum Gegenstande tiefen Erbarmens; welch' ein Seelenschmerz, der solche Verwilderung bewirken, welche Liebe, die solchen Haß gebären konnte! „Siegfrieds Wunden thaten Kriemhilden weh,“ sagt das Lied. Umsonst hat Hagen gespottet, Siegfried komme nicht wieder, er sei vor mancher Zeit begraben. Er ist wieder gekommen, er hat fortgelebt in Kriemhilds Brust und sein Schwert hob sich rächend in ihrer Hand.

Schon das Nibelungenlied rühmt an verschiedenen Stellen (Z. 4428. 4434. 4519. 4584. 5049. 5052. 5859 f. Lachm. 1401) die große Treue, mit der Kriemhild den Tod Siegfrieds bis zum Tage der Rache beklagt. Noch bestimmter führt der Verfasser der Klage wiederholt ihre Rechtfertigung. „Treue ehret Mann und Weib. Kriemhild hat nach ihrer Treue in großem Schmerz die Rache vollbracht. Wohl glauben manche, sie trage um ihre große Schuld an Heiden und Christen die Qual der

Hölle; wer das erkunden sollte, der müste selbst zur Hölle fahren, ich will nicht dahin Bote sein; des Buches Meister sprach: dem Getreuen thut Untreue weh; wes Leib mit Treuen Ende nimmt, der geziemt dem Himmelreiche." Dem frommen Bischofe selbst, Kriemhilds Oheim, wird in den Mund gelegt: „Hätten es nur die entgolten, die ihr Siegfrieden todt schlugen, so wäre sie des unbescholten."

Indem wir die Hauptcharaktere des deutschen Heldensanges, ihrer vielgestaltigen Persönlichkeit unbeschadet, in der Idee der Treue und deren Gegensätzen begründet fanden, ergiebt sich zum voraus, daß die Handlung, zu der sie manigfaltig verflochten sind, von derselben Gesinnung bestimmt, daß daher sowohl der Bau der einzelnen Lieder, wie sie je zu einem besondern Kreise von Handlung in sich abgeschlossen sind, als die Verbindung aller zum Ganzen des Epos, von dem gleichen Geiste geschaffen und beseelt sein müsse.

Überblicken wir in dieser Beziehung zuvörderst die bedeutendern einzelnen Liedergestaltungen, so beruhen die Gedichte von Rother, Wolfdietrich, Dietrichs Flucht, gänzlich auf der gegenseitigen Treue des Königs und seiner Dienstmannen. Das Nibelungenlied, in welchem das vom hörnenen Siegfried aufgegangen, zeigt uns in großen Zügen die verderblich wuchernde Macht der Untreue. Die Brautfahrten Otnits, Hugdietrichs, auch Rothers und der Hegelinge, greifen in das Schutzrecht ein, unter dem die Jungfrau steht, und erwecken die Rache der beleidigten Blutsverwandten; in diesem Kampfe der Geschlechter bewährt sich Gudruns weibliche Treue. In den Rosengartenliedern messen zween Heldenstämme ihre Kraft, zwölfe kämpfen nach einander gegen zwölfe, der begonnene Streit muß durch die ganze Sippzahl durchgeführt werden, weil je einer des andern Rächer ist; mit gleicher Nothwendigkeit reiht sich in den Liedern von Walther, von Dietleib, von den Nibelungen Kampf an Kampf. Das Alphartslied, eine Zwischenhandlung in Dietrichs Geschichten, könnte, nach heutigen Kunstbegriffen, mit dem Tode des Heldenjünglings füglich geschlossen scheinen, aber im Geiste des Alterthums war ein zweiter Theil unerläßlich, die Rache enthaltend; es ist derselbe Zusammenhang, wie zwischen Siegfrieds Tod und Kriemhilds Rache, Dietrichs Flucht und der Schlacht vor Raben. Selbst in dem Märchen von Laurin fehlen solche Triebfedern nicht; Dietleib tritt gegen seine Gesellen auf des Zwergkönigs Seite, sobald

dieser ihn als Schwager zur Hülfe ruft; aber nachher im Zauberberge will er nicht auf ihre Kosten geschont sein. Der Zwiespalt der Pflichten, die Treue gegen den Herrn und die Rachepflicht gegen die erschlagenen Blutsfreunde im Widerstreite mit der Treue gegen den Genossen, ist ein wesentlicher Bestandtheil des schon erwähnten Liedes von Walther. Daß die nächsten Blutsverwandten, Vater und Sohn, unwissend einander bekämpfen, bildet den Inhalt des Hildebrandliedes, sowie der Episode von Biterolf und Dietleib.

Hier weiter in das Einzelne zu gehen, scheint überflüssig, da von der Gestaltung der Lieder noch besonders die Rede sein wird, ihr Inhalt aber in Umrissen dargelegt worden ist. Aus dieser Entwicklung der Hauptcharaktere ergiebt sich auch, in wie manigfachen, sinnreich glücklichen Zusammenstellungen, Abstufungen und Gegensätzen dieselben einander wechselsweise hervorheben, ergänzen und entfalten.

Dagegen beschäftigt uns hier in Beziehung auf den Grundgedanken, den sie alle zusammenwirkend zur Erscheinung bringen, eine auffallende Verschiedenheit der zween bedeutendsten Sagenkreise, aus welchen das Ganze der Heldensage zusammengesetzt ist. Der gothische Liederkreis, die Amelungensage, stellt mehr bejahend die Macht und Herrlichkeit der Treue dar, der rheinische, fränkisch-burgundische, die Nibelungensage, mehr verneinend das zerstörende Wirken der Untreue. In Charakteren und Handlung zeigt sich diese verschiedene Richtung. Der Hauptcharakter des erstern Kreises, der gothische Dietrich, ist in mehrfacher Erscheinung, als Wolfdietrich, als Rother, der sich selbst Dietrich nennt, und als Dietrich von Bern, doch in jener sittlichen Beziehung stets derselbe, das leuchtende Gestirn der Treue, der König, der für seine Mannen sich und all seine Königsmacht zum Opfer bringt, zuletzt aber aus der freigewählten Erniedrigung siegreich hervorgeht. Ebenso steht an der Spitze der Dienstmannschaft in ungetrübter Stätigkeit der treue Meister, mag er nun Berchtung, Berther oder Hildebrand heißen. Zwar sind auch die Verräther zur Stelle, Ermenrich, Sibich und ihr Anhang, aber mehr nur als finstere Schatten hinter den Lichtgestalten der Getreuen. Wie anders im Nibelungenkreise! Der glänzendste Held desselben, Siegfried, erscheint doch bei der Erwerbung des Hortes [1] und

[1] Nibel. Str. 92. 94—96. Wird Siegfried hier durch die Unmöglichkeit, die Theilung zu vollbringen, und hierauf durch die Nothwehr entschuldigt?

der trügerischen Bezwingung Brünhilds in sehr zweifelhaftem Lichte. Kriemhild, Hagen, Gunther, Brünhilde, Hauptcharaktere dieses Kreises, sind alle mehr oder weniger von Verrath verschattet; die helleren Gestalten, wie Giselher, sind hier gerade nur die Kehrseite, wie es bei den Amelungen die finstern sind. So muß denn hier auch alles blutig ausschlagen und das ganze schuldbefleckte Geschlecht zu Grunde gehn.

Nicht unbemerkt darf hiebei bleiben, daß auch geschichtlich unter allen den germanischen Völkern, die im alten Römerstaate neue Reiche gründeten, die Ostgothen von der mildesten, die Franken[1] von der herbsten Gesinnung beseelt erscheinen. Ob hierauf die frühere oder spätere Annahme des Christenthums eingewirkt habe, lassen wir unentschieden. Auch nach dessen Einführung wuchern im merowingischen Königshause Verrath und Mord in unerhörten Greuelthaten fort. Anderseits kann auf die Gestaltung der gothischen Heldensage wenigstens kein ursprünglicher und unmittelbarer Einfluß christlicher Ansicht nachgewiesen werden. Dagegen haben wir schon in der vorchristlich mythischen Unterlage der Heldensage die wesentliche, ethische Verschiedenheit des odinischen und des gothischen Mythenkreises erkannt. Der odinische Mythus, dem die Siegfrieds- und Nibelungensage angehört, hat sein schärfstes Gepräge in der nordischen Darstellung dieses Sagenkreises bewahrt.

Hier wirkt die Treue mehr noch mit der Nothwendigkeit und Unbewuſtheit des Naturtriebs. Ebenso ist aber auch das Böse mehr nur ein Übel, das über den Thäter kommt, ohne ihm zugerechnet werden zu können. Liebe und Haß, Naturgebot und Leidenschaft, sind unwiderstehliche Fügungen der Götter. Odin waltet über der Blutrache, er sendet die Berserkerwuth, die, ein Unheil dem Sterblichen, ihn zu blinden Frevelthaten hinreißt. Am Eingange der Geschichten Sigurds und der Niflungen treten die Götter auf und belegen das Lösegeld mit dem Fluche, der in langer Reihe von Frevel und Rache bis zur völligen Vertilgung der Geschlechter fortwirkt; nicht umsonst wandert und waltet hier Odin in Gemeinschaft mit Loke, dem Anstifter alles Bösen. In andern berühmten Sagen des Nordens giebt ein Gott dem

[1] Vopisc. in Proculo C. 13: Hunc [Proculum] tamen Probus fugatum usque ad ultimas terras, et cupientem in Francorum auxilium venire, a quibus originem se trahere ipse dicebat, ipsis prodentibus Francis, quibus familiare est ridendo fidem frangere, vicit et interemit. Masc. 1, 197 N.

Helden schon bei der Geburt den Unsegen mit, eine Zahl verrätherischer Thaten, Nidingswerke, zu vollbringen, oder auf einem Schwerte haftet solcher Fluch für jeden Besitzer.[1] Übereinstimmend mit diesen Ansichten ist bemerkt worden, daß selbst im Rechte Schuld und Zufall, beide im Begriff eines unvermeidlichen Schicksals zusammentreffend, nicht immer unterschieden werden.[2] Im gothischen Mythus dagegen fanden wir den entschiedensten Dualismus im Gegensatze des Guten und Bösen, und zwar in ältester Gestalt in den Drachen- oder Lindwurmkämpfen.

Den allmählichen und mittelbaren Einfluß des Christenthums aber auf die Ausbildung der deutschen Heldendichtung zu ihrer jetzigen Gestalt setze ich darein, daß durch die Herrschaft der christlichen Lehre nicht bloß die Gesinnung gemildert, sondern vorzüglich auch das innere Leben mehr und mehr erschlossen worden. Diesem gemäß wird in der Amelungensage der ursprünglich symbolische Drachenkampf mehr wieder nach innen aufgelöst und zu einem ethischen Gegensatz der Charaktere, der Getreuen und Ungetreuen, umgewandelt; auch im Nibelungenkreise und dessen Verbindung mit der Amelungensage sehen wir statt der Naturkräfte psychische Triebfedern, statt der dämonischen Gewalt freie Willensthätigkeit wirksam geworden.

Rüdiger, der in diesen Kreis gezogen worden, kämpft einen innern Kampf im bewusten Widerstreite der Pflichten. Hagen spricht zuletzt noch zu Kriemhilden: „Du hast es nach deinem Willen zu einem Ende bracht, und ist auch recht ergangen, als ich mir hatte gedacht“ (Nib. Z. 9597. Str. 2307). In der Art und Weise besonders, wie die beiden

[1] Starkather; nach Saxo B. VI, S. 156 ist es Odin, der ihm die Nidingswerke auflegt, nach Gautreks und Hrolfs Saga Thor, der Odins gute Gaben zu verkümmern sucht. Sagabibl. II, 580. Hervörs S. C. 1. S. 6.

[2] Schildener, Gutal. S. 190 f. N. 152, über die Verhängnisbuße, wådabot, sucht darzuthun, daß Schuld und Zufall oder Schicksal im religiösen Sinne des Alterthums nicht immer unterschieden waren. Vgl. 178. II: Todtschlag, als Fügung des Schicksals. 160. 170ª. 175. Darauf kann auch bezogen werden, daß der Baum, der einen erschlagen hat, den Verwandten zur Buße verfällt, Phill. 101. N. u. Vgl. ebd. 109. N. u.: Observet autem ille, cujus arma erant, ut ea non recipiat antequam in omni calumpnia munda sint. Sind auf diese Art die Schicksalsschwerter, Fluchringe u. s. w. unrein? Vgl. Eichhorn I, 210.

Sagenkreise, der gothische und fränkisch-burgundische, zur Gesammtheit des deutschen Epos verschmolzen und abgeschlossen worden, finden wir den sittlichen Grundgedanken sicher und vollständig durchgeführt. Nachdem die beiden Geschlechter sich vielfach kämpfend entgegengesetzt sind, werden auch die Amelunge in die furchtbaren Gerichte der Nibelungennoth verflochten. Der milde Rüdiger, den wir gern aus dem gothischen Kreise stammen lassen, ist das beklagenswertheste Opfer des Zusammentreffens mit dem finstern Nibelungengeschlechte. Aber der gothische Volksheld, der edle, reine Dietrich, schreitet, einzig unverletzt, durch den allgemeinen Untergang; wohin er gekommen ist, weiß niemand zu sagen, und noch lange hin erscheint er als Wächter und Warner in deutschem Lande.

Die Treue der Blutsverwandtschaft und Genossenschaft ist in der Idee des heutigen Staates zur umfassendern Bürgerpflicht, in der Lehre des Christenthums zur allgemeinen Menschenliebe erweitert. Aber was jene alterthümliche, germanische Treue in ihrem allerdings beschränkteren Kreise sich aneignete, das ergriff sie fest und ganz; was ihr an äußerem Umfange abgieng, suchte sie durch intensive Stärke zu ersetzen. Daß jedoch auch ein allgemeineres Wohlwollen den ältern Zeiten nicht gänzlich gebrach, davon zeugt die Gastfreiheit, der wir so bedeutende Rechte eingeräumt sahen und die, im Epos, in besondern männlichen und weiblichen Charakteren ihre Vertretung fand; denn diese Pflicht der Gastfreiheit besteht ja eben darin, daß man dem, der nicht dem engeren Verband angehörte, dem Fremden, Elenden, Schutzsuchenden, die wohlwollendste, hingebendste Rücksicht schuldig war.

Es fehlt in den Liedern nicht an Stellen, worin die Treue gepriesen, die Untreue bejammert und verflucht wird; es wird ausgesprochen, daß der Ungetreue sich selbst erschlage.[1] Man kann solche Äußerungen als Erzeugnisse späterer Zeit anheimgeben, aber die Hauptsache ist, daß Charaktere und Handlung gänzlich in diesem Sinne begründet und gebildet sind. Das ganze deutsche Epos ist eine Poesie der Treue. Wie die Treue selbst im Gemüthe wurzelt, so sind auch diese dichterischen Schöpfungen unmittelbar aus dem Gemüth entsprungen. Diesem Ursprunge gemäß haucht auch in der Sprache der Lieder eine Innigkeit,

[1] Nib. 4004 [Holtzm. 1008.] 3674 (Lachm. 858). 8524 (Lachm. 2043). Agric. Sprüchw. 26 a: Untrew schlegt iren eigen herrn.

welche, jeden äußeren Glanz verschmähend, einfach wieder zum Herzen geht. Dieses kann seiner Natur nach im Ganzen nur empfunden werden, die spätere Betrachtung des Stils wird uns jedoch auch Einzelnes bestimmter erkennen lassen. Dietrich von Bern nennt einen seiner Recken, dessen Tod er beklagt, „der Treue recht eine Rose“ (Dietr. Fl. 9954 f.). Eine Rose der Treue, eine Blüthe deutschen Gemüths ist diese gesammte Dichtung. Die drei Harfenschläge, womit der getreue König den freudig erschreckenden Dienstmannen sich zu erkennen giebt, sind der Grundton dieser Gesänge. Die ethische Grundkraft hat sich dichterisch gestaltet und ausgetönt.

Je wilder und finstrer wir uns nicht bloß die Zeit der deutschen Völkerzüge, sondern auch das ganze nachfolgende Mittelalter auszumalen gewohnt sind, je weniger die Lieder selbst auch diese feindliche Seite verdecken, um so wohlthuender muß uns die überall und ewig waltende Macht des Göttlichen hervorleuchten, wenn wir mitten in Sturm und Nacht der Zeiten die Poesie der innigsten Treue geboren und gepflegt, wenn wir der tobenden Gewalt gegenüber eine Thatkraft der Liebe emporwachsen sehen, welche friedlicheren Zuständen entbehrlich ist.

Der Abtheilung, die ich hiemit schließe, über das Ethische in der Heldensage, über ihre Begründung in Leben und Sitte, kann ich nicht auf gleiche Weise eine Litterarnotiz beigeben, wie ich es bei dem geschichtlichen und dem mythischen Theile gethan habe.

Es fehlt in den Schriften, die der Heldensage gewidmet sind, keineswegs an allgemeinern und speciellern Bemerkungen auch über diese Seite des Gegenstandes. Ich finde darunter Ansichten, denen ich widersprechen müste, z. B. wenn v. d. Hagen in seiner schon angeführten Schrift: Die Nibelungen: ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer. Breslau 1819. S. 144 behauptet:

„Auch ohne die Kenntnis aller jener mythischen und anderweitigen geschichtlichen Beziehungen sind die Nibelungen doch eine genugsam verständliche, menschlich-wahre und in der That auch christliche Helden- und Ritter-Geschichte aus der Hohenstaufen Zeit.“

Es dünkt mir hiebei, daß man die Bedeutung des Gedichtes verfehle, wenn man sie zu weit ausdehnen und neben der germanisch-heidnischen Grundsitte auch noch eine christliche Gesinnung der Helden geltend machen will. Andere Ansichten scheinen mehr zu denjenigen zu

stimmen, von welchen ich ausgegangen bin, z. B. wenn Rosenkranz (das Heldenbuch und die Nibelungen u. s. w. Halle 1829. S. 61) die Blutrache und die Lehenstreue als die Hauptmomente hervorhebt, die im Nibelungenliede in Verbindung und Widerspruch treten. Eine umfassendere Beleuchtung der Heldensage von der ethischen Seite ist jedoch noch nicht gegeben, und gleichwohl wird man bei einem so ausgebreiteten und manigfaltigen Stoffe, wie diese Sage ihn darbietet, einen allgemeinen Gesichtspunct nur dann für sich und andere zur Überzeugung bringen können, wenn man wirklich den Versuch gemacht hat, ihn durch das Ganze hindurchzuführen.

Auf dieser Seite des Gegenstandes liegt auch gerade dasjenige, was ihm ein nicht bloß wissenschaftliches, antiquarisches, sondern ein allgemein menschliches, ein poetisches Interesse für die Dauer sichern kann.

Nicht nur hat sich das Epos selbst innerlich mehr und mehr nach dieser Richtung ausgebildet, sondern es ist auch in den Beziehungen, welche schon im 13ten Jahrhundert von andern Dichtern auf die Heldensage genommen werden, vorzüglich jener ethische Gehalt der Charaktere ins Auge gefaßt, auf den wir besonderen Werth gelegt. Ich führe hievon zum Schluß einige Beispiele an:

Wolfram von Eschenbach spielt in seinen Rittergedichten auf Wolfharts unersättliche Streitlust, auf Rumolts wohlgemeinten Rath, auf Sibichs feige Feldflüchtigkeit, auf Frau Utens treues Erharren ihres Gemahls Hildebrand an (Grimm, Heldens. 60—63). Der Liederdichter Spervogel rühmt von einem seiner Freunde oder Wohlthäter, dessen Tod er beklagt, daß derselbe all sein Gut vertheilt, daß er Rüdegers Muth gehabt habe, der seiner Tugend wegen so kundig (mære) geworden (Gr. 163). Reinmar von Zweter, ein lehrhafter und satirischer Dichter, sagt, als Sibich gestorben, hab' er Kinder hinterlassen, die nun bei diesen Zeiten so gewaltthätig (swinde) geworden, daß man sie leiden müsse, wo man ihrer wohl entbehrte (Gr. 156 f.).

In einer poetischen Erzählung des 13ten Jahrhunderts wird ausgerufen: Daz im vrou Kriemhilt lône! In einer andern schilt ein Vater seine eigenwillige Tochter eine Kriemhild (Gr. 167 f.). Als Muster der Heldenkraft wird öfters Dietrich von Bern genannt und ein Meister im Gesange wird mit Horand verglichen.

Die Formen.

Ich habe den Inhalt der Heldensage, der zuerst in Umrissen dargelegt worden, von geschichtlicher, mythischer und ethischer Seite, je in besondern Abtheilungen, ausführlich erläutert. Es könnte erwartet werden, daß dieses ebenso auch von der poetischen Seite geschehe. Allein der dichtende Geist muste durch alle jene verschiedenen Bestandtheile hindurch thätig sein. Darum habe ich durch die im Eingange dieses ersten Hauptabschnitts gegebenen Bemerkungen über das Wesen der Volkspoesie im Allgemeinen zuvörderst die poetische Grundlage festzustellen gesucht und dann in den einzelnen Abtheilungen der Erläuterung nicht nur auf diese allgemeine Grundlage, als in der die besondern Bestandtheile sich zur Gesammtheit verbinden, zurückgewiesen, sondern auch jeden derselben in seinem eigenthümlichen poetischen Verhältnis bezeichnet, in der Art, daß das Geschichtliche durch die Poesie vergeistigt, die Glaubensansicht durch sie versinnlicht, das Ethische in Charakteren und Handlung gemüthskräftig vergegenwärtigt und belebt erschien.

Außer dieser geistigen Wirksamkeit durch das Ganze hat aber die Poesie doch noch ihr besonderes Gebiet, ihre Kunstwerkstätte, wo sie das, was sie innerlich erschaffen, im Stoffe bildet und ausprägt, wo sie ihre Werkzeuge und Geräthschaften handhabt. Dieses Technische der Poesie ist der Gegenstand unserer Schlußabtheilung: von den Formen der Heldendichtung. Wenn wir bisher Inhalt und Bestand der letzteren, abgelöst von dessen äußerer Erscheinung, betrachtet haben, so ist uns nun übrig, von den Formen zu handeln, in welchen dieser innere Gehalt sich ausgedrückt und entwickelt hat. Form ist uns hiebei jede Wirkung künstlerischer Thätigkeit, wodurch das innerlich Angeschaute zur äußern Aufstellung, zur Mittheilung und zum Genusse für andere gebracht wird, von den eigentlich technischen Fertigkeiten an, bis zur Bildung und Anordnung des Sageninhalts zu einem in sich abgerundeten Ganzen und zu einzelnen, unter sich zusammenhängenden Dichtwerken. Denn eben, weil es sich hier vom Ausdruck handelt, scheint es angemessen, auch vom Äußerlichsten, in die Sinne fallenden, auszugehen, von dem Schall an, der das Ohr der Hörer trifft, aufzusteigen bis dahin, wo die Form sich anknüpft an die innere Sagenbildung, die uns bisher in mehreren Beziehungen beschäftigt hat.

Wir sprechen demnach

1. vom Vortrag,
2. vom Vers,
3. vom Stil, und
4. von der Composition oder der Gestaltung der Lieder.

1. Vortrag.

Der Vortrag, für welchen ein dichterisches Erzeugnis bestimmt ist, übt auf dessen Beschaffenheit und Umfang nothwendigen Einfluß. Für unsern Zweck kommen, nach Anleitung der Gedichte selbst, dreierlei Arten des Vortrags in Betracht: Singen, Sagen, Lesen.

Gesang ist das allgemeinste und wirksamste Mittel der Überlieferung geistigen Besitzes bei Völkern, welche nicht durch und für die Schrift gebildet sind. Er war auch die hallende Stimme unsrer Heldendichtung in der Zeit, als dieselbe noch in lebendigem Trieb und Wachsthum stand. Dafür sprechen, außer jener allgemeinen Erfahrung im Völkerleben, die bestimmtesten innern und äußern Zeugnisse. Sowie der Gesang ein rhythmisch abgefaßtes Gedicht voraussetzt, so kann umgekehrt der Vers ohne die ursprüngliche Bestimmung zum Gesange nicht wohl gedacht werden; bei strophischen Versmaaßen zumeist ist dieses einleuchtend, aber selbst die unstrophische Weise, in welcher manche unserer größern Lieder verfaßt sind, kann, mittelbar, nur aus einem früheren Zusammenhange mit der Tonkunst entstanden sein. Gemessener Silbenfall ohne Ausdruck durch Musik ist eine Scheidung dessen, was natürlich zusammengehört und sich stets wieder sucht. Von mehreren unserer Lieder ist die Tonweise benannt; der Hildebrandston hat seinen Namen von einem Heldenliede, das schon in Bau und Bewegung sich als Gesang erweist; „gesangsweise“ in diesem Ton ist das Siegfriedslied abgefaßt; selbst das lange, obgleich strophische Lied von der Schlacht vor Raben verspricht groß Wunder zu singen und zu sagen; noch weit im 15ten Jahrhundert (um 1472) hat Caspar von der Röhn seine Bearbeitung der Heldenlieder ausdrücklich zum Singen bestimmt. Da, wo allein noch die alten Sagenlieder im Munde des Volkes leben, auf den Faröen, werden sie zum Tanze gesungen. Aber auch die vielen Schriftstellen, welche des Heldenliedes erwähnen, von der frühesten Zeit bis zu seinem Absterben, bezeichnen dasselbe als ein gesungenes; theils sagen

sie im Allgemeinen, daß von den alten Königen und Helden, von ihrem Kampf und Untergange, gesungen worden, theils nennen sie die Helden und die einzelnen Abenteuer des deutschen Sagenkreises, welche Gegenstand der Gesänge waren.

Dieser Heldensang ertönte zuerst vor denjenigen, aus deren Leben und Sinnesart er seine Nahrung sog, vor den Königen und Helden der germanischen Stämme selbst; von den gothischen Königen erzählt Jornandes, daß die wundervollen Thaten ihrer Ahnen zur Cithar vor ihnen gesungen worden. [1] In dem angelsächsischen Gedichte von Beowulf, aus dem 7—8ten Jahrhundert, singt ein Mann des Königs, im Zug der Helden reitend, vom Drachenkampfe Sigmunds (hier an Siegfrieds Stelle), dessen Thaten er in das Lob Beowulfs einflicht (S. 81 ff. [S. 28 Heyne]). Obgleich Gedicht, zeigt diese Erzählung doch die Sitte der Zeit. Der Geist, der in diesen Liedern wehte, war der Geist aller Thatkräftigen im Volke. Fortwährend im Laufe der Jahrhunderte finden wir den Gesang derselben, wahrhaft volksmäßig, unter allen Ständen verbreitet und geübt. Eine Chronik des 11ten Jahrhunderts erwähnt schon, daß die Bauern vor Alters von Dietrich gesungen; [2] hieran schließen sich ähnliche Zeugnisse späterer Geschichtbücher. Aber auch den ritterlichen Dichtern des 12ten und 13ten Jahrhunderts, wenn sie gleich großentheils mit Vorliebe sich fremden Fabelkreisen zuwandten, blieb doch der heimische Volksgesang stets gegenwärtig; aus ihrer Mitte, in eben dieser Zeit, traten die trefflichsten der auf ihn gegründeten Dichtwerke hervor, in welchen die Heldensage auf uns gekommen ist.

Die Sänger der Heldenlieder waren, mit dem Wechsel der Zeiten, nach Ansehen und Bildung verschieden: Sänger der alten Königshöfe, Spielleute und Fahrende bei den Festen des Mittelalters, Marktleirer in der Zeit des Verfalls. Blinde werden, wie bei andern Völkern, als Pfleger des Heldensanges genannt. Bernlef, ein blinder Friese, um

[1] Jorn. C. 5 [S. 32 Cloß]: Ante quos [ihren Königen] etiam cantu majorum facta modulationibus citharisque canebant, Ethespamaræ, Hanalæ, Fridigerni, Vuidiculæ, et aliorum, quorum in hac gente magna opinio est, quales vix heroas fuisse miranda iactat antiquitas. Grimm, Altd. W. I, 199—201. III, 252. Fritigern schlägt den Kaiser Valens 378.

[2] Chron. Quedlinb. (Anfang des 11ten Jahrhunderts): Et iste fuit Thideric de Berne, de quo cantabant rustici olim. Grimm, Heldens. 33, 4.

das Ende des 8ten Jahrhunderts, war seinen Nachbarn sehr werth, weil er die Thaten der Väter und die Kämpfe der Könige, nach der Sitte seines Volkes, wohl zu singen wuste. [1] Der Blinden Gesang von Siegfrieds Härtung im Drachenblute wird im Titurel am Ende des 13ten Jahrhunderts erwähnt (Tit. 24, 255. [Grimm, Heldens. 173]).

Die Begleitung des Gesanges durch Saitenspiel ist gleichfalls nicht zu bezweifeln. Jornandes nennt dasselbe Cithar. Bei den Franken gedenkt Venantius Fortunatus der Harfe (Grimm S. 374), wenn auch nicht in bestimmter Beziehung zum Heldenliede; so finden wir sie auch im angelsächsischen Liede von Beowulf und in den deutschen von Rother und Morolf; im Nibelungenliede dagegen die Geige, Fiedel. Konrad von Würzburg sagt: „Also kann ich leiren, sprach einer, der von Eggen sang.“[2] Noch Fischart kennt „schwäbische blinde Leirer“ (Prakt. 88. Vgl. Gargant. 260: ein blinder Spieler auff der strassen). Den Gesang selbst haben wir uns wohl, zumal bei größern Stücken, als Recitativ, nur etwa zum Eingang und vornehmlich am Schlusse des Verses oder Gesetzes mit vollerem Tonspiel, nach Art des Kirchengesanges zu denken.

Sagen, die zweite Weise des Vortrags, wird häufig mit Singen zusammen genannt; Singen und Sagen, ein alter Stabreim, als welcher es namentlich in den angelsächsischen Gedichten gebraucht wird, bezeichnet überhaupt die mündliche Überlieferung, die dichterische Festeslust; von einem denkwürdigen Ereignis, einer namenkundigen Person heißt es sprichwörtlich, davon möge man immer singen und sagen. Die umfassende Bedeutung des Wortes sagen macht dasselbe auf jeden Vortrag anwendbar und in diesem allgemeinen Sinne finden wir es häufig gebraucht; ebenso bestimmt aber auch in einem besondern, im Gegensatze vom Singen. Ist gleich der Vers ursprünglich dem Gesange verschwistert, so hat sich doch neben diesem im Mittelalter ein mündlicher

[1] Altfridi († 849) Vita S. Liudgeri B. II, C. 1: Et ecce illo [Luidg.] discumbente cum discipulis suis, oblatus est cecus, vocabulo Bernlef, qui a vicinis suis valde diligebatur, eo quod esset affabilis, et antiquorum actus regumque certamina bene noverat psallendo promere u. s. w. Pertz, Monum. Germ. historic. II, 412.

[2] Minnes. II, 207a: Alsus kan ich lîren, sprach einer der von Eggen sang. Vgl. Docen in Aretins Beitr. VII, 321.

Vortrag in gebundener Rede ausgebildet, welcher, besonders in den nordfranzösischen Erzählungen, scharf unterschieden von den zum Gesange bestimmten Liedern, hervortritt. Das deutsche Gedicht vom Herzog Ernst berichtet (Z. 5220 ff.), beim Abschied des Helden und seiner Gefährten von Jerusalem, mit guten Sageliedern sei ihrer wohl gedacht und ihr Lob zu Schalle gebracht worden (V. 5220). Der recitative Vortrag, eine Vermittlung von Singen und Sagen, mag bei diesen Sageliedern gemeint sein, zum Unterschied von kürzern, ganz musikalischen Stücken, den Minneliedern und andern. Aber auch in gewöhnlicher, ungebundener Sprache giengen ohne Zweifel die alten Heldensagen von Munde zu Munde. Im Norden, wo die Göttin Saga jeden Tag mit Odin fröhlich aus goldner Schale trinkt (Edd. I, 170, 7), hat die mündliche Erzählung in Prosa, besonders die geschichtliche, am Hofe der norwegischen Könige, auf der isländischen Volksversammlung und auf dem Stuhle des Erzählers in der Hütte, am langen Winterabend, einen Grad kunstartiger Ausbildung, eine Sicherheit und Fülle erlangt, vermöge welcher die endliche Auffassung derselben in Schrift von einem neuern Geschichtsschreiber mit dem Abpflücken einer reifen Frucht verglichen wird (Geijer, Sv. H. S. 215 f.). Mag nun diese hervorstechende Erscheinung auch nur aus den eigenthümlichen Verhältnissen Islands zu erklären sein, wo noch jetzt die lebendige Saga sich erhalten hat (ebend. 215. N. 5), so darf doch angenommen werden, daß auch anderwärts, vor Einführung der Schrift, die bloße Erzählung zu festerer Form eingeübt worden sei. Ein Überbleibsel hievon sind die Kinder- und Hausmärchen, welche noch in unsern Tagen sich treu, oft wörtlich, in ihrem beschränkten Kreise vererben (Grimm, Hausm. I, X f.). Solche Märchen haben denn auch manches aus der ältesten deutschen Heldenkunde aufbewahrt, das einzige, was von ihr durch den Vortrag des Sagens bis auf die heutige Zeit gekommen ist.

Das Lesen endlich, als Vorlesen, ist unter den angeführten Arten der Mittheilung die späteste, aber gerade diejenige, für welche die meisten und bedeutendsten Gedichte unseres Kreises, so wie sie noch vorhanden sind, berechnet waren, wenn auch mittelst der herkömmlichen strophischen Form noch die Möglichkeit des Absingens vorbehalten ist. Schon Karl[1]

[1] Eginhard. vit. Car. M.: Item barbara et antiquissima carmina, quibus veterum actus et bella canebantur, scripsit memoriæque mandavit. Grimm,

der große ließ die uralten deutschen Lieder von den Thaten und Kriegen der Vorfahren aufschreiben. Man kann davon denjenigen Sagenkreis nicht ausschließen, der sich als der gefeiertste bewährt hat. Am Schlusse des 8ten Jahrhunderts wurde das stabgereimte Lied von Hildebrand und Hadubrand, das sich aufs Sagenhören (ik gihôrta dat seggen) beruft, niedergeschrieben, in der ersten Hälfte des 10ten Jahrhunderts das lateinische Gedicht von Walthers Flucht. Am Schlusse desselben Jahrhunderts erwähnt Flodoardus (hist. eccles. Remens.) gleichfalls schon vorhandener schriftlicher Aufzeichnung der Heldensage; Fulko, Erzbischof von Rheims, habe den König Arnulf in einem Schreiben ermahnt, redlich gegen Karl den einfältigen, den letzten des königlichen Stammes, zu verfahren;

subjicit etiam ex libris teutonicis de rege quodam Hermenrico nomine, qui omnem progeniem suam morti destinaverit impiis consiliis cujusdam consiliarii sui, supplicatque ne sceleratis hic rex acquiescat consiliis, sed misereatur gentis hujus et regio generi subveniat decidenti.

Bis gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts war die Geistlichkeit fast ausschließlich im Besitze des Lesens und Schreibens; von da an bemächtigen sich auch die Laien dieser Fertigkeiten, doch, soviel das Schreiben anbelangt, wohl meist nur dictierend. So werden stets weitere Theile der Heldensage in schriftliches Gedicht gefaßt. Das muß hiebei im Allgemeinen bemerkt werden, daß es nicht auf bloßes, wörtliches Aufschreiben der in mündlicher Überlieferung vorhandenen Lieder und Sagen abgesehen war. Wer schrieb oder schreiben ließ, hatte irgend einen Zweck, die Sache weiter zu führen, für seine Zeit wirksam zu machen, Übertragung von einer Sprache oder Mundart in die andere, Umarbeitung aus der Sprache und Versart einer früheren Zeit in die der neueren, Sammlung und Anordnung des Zerstreuten zu einem größeren Ganzen, endlich auch absichtliche Verschönerung und Zudichtung. Dichten, Dichter, wird in der Sprache des Mittelalters von jeder solchen Abfassung gesagt, keineswegs bloß von der freieren Erfindung.[1] Selbst

Heldensage S. 27 bemerkt hiebei: „Scripsit kann nicht heißen, er habe sie selbst geschrieben, denn C. 25 wird ausdrücklich gesagt: tentabat et scribere, sed parum prospere successit labor.“

[1] Rother 3488. 4859. Laur. Ettm. 2932. Sigfr. 179. Klage 4394. 4405 (Lachm. 2155). 1685 (Lachm. 800). Dietl. 23. Berth. 179. Grimm, Heldensage S. 109.

noch die spätere Verpflanzung der Lieder aus der Schrift in den Druck gieng nicht ohne Umwandlungen der Sprache und Form von statten. Es war überall nicht um Alterthumskunde, sondern um das Fortleben des Sageninhalts zu thun.

Da jedoch die Kunst des Lesens fortwährend, besonders unter den Männern, eine seltene blieb, so konnte die Wirkung des niedergeschriebenen Gedichts auch nicht auf das einsame Lesen berechnet sein. Wie das Gedicht häufig dem Schreiber vorgesagt war, so sollte es auch vorgelesen werden. Daher der Ausdruck: ich hörte davon lesen, an einem Buche hört' ich lesen. [1] Auch das Lesen, wie das Singen und Sagen, geschah vor einem Kreise von Hörern. In diesen werden wir noch recht anschaulich durch manche Formeln versetzt, die von dem belebteren Gesang auf das Lesen übergegangen sind. Dahin gehört am Eingang der Gedichte der Aufruf, sich schweigend und ruhig zu verhalten; die epische Wiederkehr des Ausdrucks: „Nun höret, wie er sprach!"; der Frageton der Erzählung im singbaren Hildebrandliede; in andern volksthümlichen Liedern, namentlich den unserem Kreise verwandten von Morolf und Orendel, die Beiziehung der ganzen Hörerschaft zum Rathe, wie bei misslichen Fällen, z. B. bei Gefangenschaft der Helden, zu helfen sei: „Nun rathet alle in diesem Ringe, wie wir sie von dannen bringen!" oder: „Nun rathet mit euren Sinnen, wie man einen Boten gewinne!"; ebenso das Verlangen des Vorlesers nach Anfrischung seiner Kehle: „Bis kommt der Bot', bringt Wein!" Wenn die Erwartung gespannt ist, wenn der Held schon in Fesseln geschlossen wird oder vom Schlage des Gegners zu Boden liegt, dann heißt es: „Nun muß er verlieren sein werthes Leben, man wolle denn dem Leser zu trinken geben." [2]

So viel in allgemeinern Zügen über die verschiedenen Arten des

[1] Rother 661. 4109. 5096. 1847. Wolfdietr. 53b, 3. Laur. 207. Sigfr. 179. Dietl. 125. 179. 1674. 2006. 10663. Gudr. 6792. Alex. 1958. 2980. Grimm, Rechtsalterth. 577 f. 580 f. 583. W. Grimm, Runen S. 51. Herzog Ernst 3411.

[2] Grimm, Rechtsalterthümer S. 53. Laur. 187 b. Laur. Caspar v. d. R. 40. Rab. 1. Dietl. 1. Mor. I, 2407. 2795. 3311. 4119. Sir Bevis of Hampton bei Ellis II, 109. Alex. 125. 4564. Orend. 382. 2069. 3226. 3335. 3643. Kyng Horn bei Ritson II, 91. Percy II, 135—138. Hildebr. 17. 20. 2.

Vortrags; die Beschaffenheit der einzelnen noch vorhandenen Gedichte in dieser Beziehung wird sich späterhin näher ergeben.

Nicht mehr in den Zeitraum, den unsere Darstellung umfaßt, gehört eine Art des Vortrags, deren Anwendung auf die Heldensage erst aus dem 16ten Jahrhundert nachgewiesen werden kann, das Spielen, die mimische, dramatische Behandlung. Hans Sachs gab 1557 eine Tragedia: der hörnen Siegfried; Jac. Ayrer in der 2ten Hälfte des 16ten Jahrhunderts drei Stücke: von Hugdietrich, Otnit und Wolfdietrich.

In der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts erwähnt Joh. Prätorius (Weltbeschreib. 1666) närrische Gaukelers Zelte „wo der alte Hildebrand und solche Possen mit Docken gespielt werden, Puppen-Comedien genannt."[1]

Was ich hier über die Natur des rhapsodischen Gesanges, über die dabei thätige Gedächtniskraft und über die schriftliche Auffassung desselben bemerkt habe, findet seine Bestätigung in dem Beispiel eines noch jetzt lebendigen Volksgesanges, des serbischen.

Der durch J. Grimm verdeutschten serbischen Grammatik von Wuk Stephanowitsch (Karadschitsch), dem Sammler der serbischen Volkslieder, (Leipzig und Berlin 1824) hat der Sprachgelehrte Joh. Sever. Vater Bemerkungen über die neueste Auffassung langer Heldenlieder aus dem Munde des serbischen Volks vorangeschickt. Diese Bemerkungen haben die Beglaubigung des Sammlers selbst, eines Freundes und Hausgenossen von Vater.

Ich hebe aus denselben Folgendes aus:

S. LVIII f.: „Besonders ragt unter den Helden der Nation und dieser Gesänge Marko Kraljewitsch hervor, auch schon aus der letzten Zeit des serbischen Reichs und seiner Unterjochung durch die Türken, welcher also historisch berühmt, aber durch die Mythe zu Thaten eines Simson, Hercules, Roland, zu Abenteuern im Vaterlande und in Arabien (wohin sich dabei der Spielraum auch dieser Ritterwelt erstreckt) zu einem durch magische Kräfte verlängerten Leben von mehreren hundert Jahren erhoben und vielfach besungen ist; in der gegenwärtigen Sammlung im 2ten Bande in 12 Numern, welche Lieder alle an 100, 200,

[1] Grimm, Heldens. S. 309. 315. 319, der auch in seiner Abhandlung über die Fortbildung der Sage § 11—12 dem, was wir hier unter dem Vortrag begriffen, eine belehrende Ausführung gewidmet hat.

300 bis 434, 570 Verse zählen; und es giebt noch viele andere von ihm, welche der sinnige Geber jener noch nicht in ihrem ganzen Umfange zu hören bekam. In einer, so weit es möglich ist, chronologischen Zusammenordnung würden sie eine Art von Leben des braven, redlichen und frommen Helden werden. Aber sie sind weder im Munde der Nation dazu zusammengewachsen, noch ursprünglich darauf angelegt; obwohl mehrere dieser Lieder genug Stoff zu einem größeren epischen Ganzen, genug Verwickelungen und Abwechselungen der Ereignisse enthalten."

Weiter sagt dann Vater über das gröste der aus dem Munde der serbischen Volkssänger aufgenommene Lied, ein Lied von 1227 sechsfüßigen trochäischen Versen:

S. LIX f. „Ursprünglich dazu [zu einem größern epischen Ganzen] angelegt ist die Darstellung der verwickelten Begebenheit des Maxim Cernojewitsch. Zur Gusle ist einst auch diese zwölfhundertzeilige Hochzeit gesungen worden. Ein über ganz Serbien verbreitetes Volkslied ist sie. Wo sie gesungen wird, ist derselbe Anfang und Ausgang, und diese und andere Theile sind auch jedem kürzeren Vortrage derselben gemeinschaftlich. Mögen dann auch in den Worten einzelne Abweichungen stattfinden, der Faden der Erzählung läuft überall auf ähnliche Weise fort. Noch giebt der Sänger, wenn er selbst mehr natürliche Bildung und Gesangskraft hat, auch im einzelnen etwas Schöneres und Ausgemalteres. Andere eilten, den Faden der Hauptbegebenheiten abzuwickeln; dieser, nicht bloß die Grundlage, ist bei allen derselbe; und das Ganze wäre in allen Gestalten seines Vortrags nicht so schön und hätte sich nicht Jahrhunderte im Volksmunde erhalten, wenn es nicht schon beim Entstehen schön und umfassend gesungen worden wäre. Manche einzelne Verse sind so vielen dieser Volkslieder gemein, daß man nicht dafür stehen kann, in welchem sie zuerst erfunden waren. Das große Volkslied ist begreiflich oft nur in abgekürzter Gestalt im Munde der Singlustigen, aber auch einzelnste Umstände, z. B. der vom goldnen Hemde [einem verhängnisvollen Hochzeitgeschenke], kommen überall mit eben denselben Worten vor. Herr Dr W[uk] K[aradschitsch] hat dieses Lied oft und vielfach gehört und war auf jede seiner Gestalten aufmerksam geworden. Ein Greis Milia (mit grauem im Kampfe mit den Türken zerhauenem Haupte) stand in dem Rufe, sie am vollständigsten zu singen; und so fand sich es auch, als er von dem preiswürdigen Unterstützer dieser litterarischen Unternehmung, Fürsten Milosch, herbeigeholt worden war, wenn er die Gusle in der Hand sein fühlendes Gemüth dem geliebten Gesange hingab. Oft muste er ihn singen, und Herr Wuk merkte nun bald, wenn er etwas ausließ oder mehr gab. Erst nun schrieb er auf und konnte den Alten erinnern, wenn er etwas übersprang; so wurde dieser große Gesang aufgezeichnet."

2. Vers.[1]

Ich werde mich bei diesem Gegenstand ausführlicher verweilen, als es die bloße Darlegung der epischen Versweise erfordern würde. Es ist hier das erste mal, daß wir die rhythmischen Formen unsrer ältern Poesie berühren, und es erscheint angemessen, mit der Betrachtung des epischen Verses die allgemeineren Notizen zu verbinden, welche für die Kenntnis der altdeutschen Verskunst überhaupt erforderlich sind und auf welche dann, wenn in den folgenden Abschnitten auf das Technische die Rede kommt, zurückgewiesen werden kann, so daß jedesmal nur das, was in den weitern Gedichtgattungen sich besonders entfaltet hat, beigefügt zu werden braucht.

Wir besitzen noch keine besondere und umfassendere Bearbeitung der altdeutschen Vers- und Reimkunst. Eine solche wird von Lachmann erwartet. Diesem, theils in beiläufigen Bemerkungen, z. B. in der Vorrede zu seiner Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13ten Jahrhunderts, Berlin 1820, in Recensionen u. s. f., theils in seinen *Mittheilungen* zu J. Grimms deutscher Grammatik, sodann dem Verfasser dieser Grammatik selbst, besonders in dem, was in der Buchstabenlehre über Prosodie und Reim gesagt wird, verdankt man hauptsächlich, was bis jetzt an richtiger Einsicht über diese Gegenstände gewonnen ist.

Unser deutsches Epos nun hat seinen eigenen Vers, seine eigene Reimstrophe, Lied im engeren Sinne. (So sagt z. B. Kaspar von der Röhn am Schlusse seines Hildebrandliedes: 29 liet hat das geticht

[1] [Dieser Abschnitt ist so vielfach umgearbeitet worden, daß das Manuscript durch die zahlreichen darin vorgenommenen Änderungen und Zusätze in diesem Theile eben so schwer zu entziffern ist, als es Zeugnis von dem beharrlichen Fleiße giebt, welchen der Verfasser gerade diesem Gegenstande in verschiedenen Zeiten zuwandte. Dennoch genügte ihm schließlich die Darstellung nicht. Ein besonderes Blatt zählt eine lange Reihe von Puncten auf, welche bei einer späteren Umarbeitung zu berücksichtigen blieben. Dieß legt dem Herausgeber die Pflicht auf, von diesem Abschnitt manches zum Drucke nicht zuzulassen. Um Raum zu sparen, muste ich überdieß viele der Belegstellen streichen, welche auf einzelnen Blättern des Originals in großer Zahl ausgehoben sind. Auch die Anordnung wäre jedoch eine andere geworden, wenn der Verfasser die letzte Hand hätte an das Werk legen können. K.]

der vater mit dem sun; umgekehrt werden auch die grösten Gedichte liet genannt, wie der Nibelunge liet). Ich werde diese Versweise zuerst nach ihren Hauptzügen bezeichnen, dann das Schema derselben im Beispiel geben und an diesem das Einzelne jener Bezeichnung erläutern.

Die epische Strophe hat vier Zeilen oder Verse. Die drei ersten derselben haben je sechs Hebungen oder Hauptbetonungen. Jede solche Langzeile theilt sich aber in zween Abschnitte von drei Hebungen, in der Art, daß die erste Halbzeile nach der dritten Hebung klingend, doch ursprünglich reimlos, ausläuft, die zweite mit stumpfem Endreim auf der sechsten Hebung schließt. Die letzte, vierte Langzeile gleicht im ersten Halbvers den übrigen, im zweiten aber, mit welchem die Strophe schließt, können es drei oder vier Hebungen sein. Von diesen vier Langzeilen reimt unmittelbar je die erste mit der zweiten, die dritte mit der vierten, wodurch die Strophe in zwei Reimpaare zerfällt.

Zum Schema dienen uns die beiden Eingangsstrophen des Nibelungenliedes nach Lachmanns Recension:

1. Uns ist in alten mæren wunders vil geseit
von helden lobebæren, von grôzer kuonheit,
von fröuden hôchgezîten, von weinen und von klagen,
von küener recken strîten muget ir nu wunder hœren sagen.

2. Ez wuohs in Burgunden ein schœne magedîn,
daz in allen landen niht schœners mohte sîn.
Kriemhilt was si geheizen unde was ein schœne wîp:
dar umbe muosen degene vil verliesen den lîp.

Hebungen sind Hauptbetonungen. Grimm sagt Grammatik I, 20: Der laut (sonus) ist die aussprache der stimme selbst, den dauernden laut mißt das gesetz der quantität. Der ton (tonus, accentus) aber ist die den laut begleitende hebung oder senkung der stimme.

Solche Tonhebungen, Accente, sind es, nach welchen durchaus der altdeutsche Vers gegliedert und gemessen ist. Die alte Metrik bezeichnet die Hebung durch arsis, ictus, im Gegensatze der Senkung, thesis.

Die bestimmte Zahl von Hebungen in jeder Zeile und Halbzeile kann mehr oder minder von schwächer betonten Silben im Vorschlag (anacrusis) oder in der Senkung begleitet sein (wunder vil u. s. w. Str. 6, 2: Ir diende von ir landen vil stolziu rîterschaft.

In den beiden ausgehobenen Strophen ist nach unserer jetzigen Messung, wo auch jede Senkung durch eine Wortsilbe vertreten ist, nur die eine Zeile vollzählig und zugleich nicht überzählig:

Von fröuden hôhgezîten von weinen und von klagen.

Diese scheinbare Ungleichheit findet ihre Ausgleichung in der ursprünglichen Bestimmung zum musikalischen Vortrag. Dem Worte lag nur die unentbehrlichste Bezeichnung der Grundform durch Angabe jener nothwendigen Anzahl von Tactschlägen und des Einschnittes ob, die Zwischenräume konnten durch Wort oder durch bloßen Klang ausgefüllt werden. Darum giebt es Halbzeilen, welche nichts enthalten, als die drei Hebungen in eben so vielen Tonsilben; im ersten Versabschnitt kommt jedoch der klingende Auslauf hinzu.

Beispiele: in der zweiten Halbzeile:

Nib. Str. 397: Dâ mite giengen degne ûz Îslant,
Prünhilde recken die truogen swert enhant.
Str. 1863: So enwelt ir niht erwinden? sprach Dancwart.
sô riwet mich min vlêgen, daz wære baz gespart.
Str. 1861: Neinâ, herre Blœdel, sprach dô Dancwart.
1864: Daz sî dîn morgengâbe, sprach Dancwart der degen.
1874: Dô blicte über ahsel Dancwart der degn.

In der ersten Halbzeile:

Str. 1392: Wan si (Ute) sihet iuch gerne durch die swester mîn,
vroun Kriemhilte; ir sult willekomen sîn.
Str. 649: Mîn sun Sîfrit sol hie selbe künic sîn.

Häufig ist, daß den Hebungen der zweiten Halbzeile eine Vor- oder Zwischensilbe verbunden wird; vgl. z. B. obiges:

Sprach dô Dancwart.
Str. 56: Waz mag uns gewerren? sprach dô Sîfrit.
Str. 60: Dar sult ir mir helfen, vater Sigmunt.
Str. 73: Ir schilde wâren niuwe, lieht unde breit.

Hier ist neben den nothwendigsten Accenten doch, was vor oder dazwischen fallen kann, wenigstens durch die eine unbetonte Silbe indiciert.

Diese einfachste Weise und die ihr nächstkommenden Übergänge zeigen sich vorzüglich in der ältesten, dem Gesange noch näher stehenden Gestaltung des Nibelungenliedes, wogegen in den spätern Bearbeitungen,

der Bestimmung für das Lesen gemäß, die Vor- und Zwischensilben immer vollständiger und regelmäßiger eintreten.

Statt ûz îslant heißt es hier (Laßb. 3415): ûzer îslant; statt sprach Dancwart: sprach dô Dancwart.

Dadurch erscheint denn auch das Silbenmaaß der epischen Strophe vorherrschend jambisch, sofern wir bei diesem Worte nicht sowohl den prosodischen Wechsel kurzer und langer Silben, als die ansteigende Stellung der Hauptbetonungen im Absehen haben. Eine auch nach unsrer jetzigen Weise, wo auch die Anakruse und jede Senkung durch eine Wortsilbe vertreten ist, vollzählige Langzeile lautet so:

Str. 6, 1: Ze Wormze bî dem Rîne si wonten mit ir kraft.

Stumpf und klingend, Kunstausdrücke, welche der Meistersängerschule abgeborgt sind, treffen am nächsten mit den jetzt gangbaren Benennungen: ein- und zweisilbiger Reim, männlicher oder weiblicher Reim zusammen; sie können aber durch diese nicht ersetzt werden, vorzüglich deshalb, weil in der deutschen Dichtkunst des Mittelalters zweisilbige Endungen als stumpfe den einsilbigen gleichgezählt werden, wenn der betonte Selblauter ihrer vorletzten Silbe kurzlautig und diese durch keine Dopplung oder Verbindung von Mitlautern (Position) geschärft, eben damit aber die letzte Silbe zur stummen abgeschwächt ist (sägen); während heutzutage durch die vorwiegende Gewalt der Betonung aller Wurzelsilben die ursprüngliche Länge oder Kürze derselben verdunkelt ist und darum die Reimendungen der vorbemerkten Art, welche früher nur den einsilbigen gleichliefen, nun zu den zweisilbigen oder weiblichen gerechnet werden. Wir reimen sagen: klagen in gleicher zweisilbiger Geltung wie schauen: Auen.

In der letzten Halbzeile können drei oder vier Hebungen sein, im Nibelungenliede herrschen sogar die viere vor, während z. B. in den Rosengartenliedern die drei regieren. Offenbar trat auch hier die Musik vermittelnd ein; am Schlusse der Strophe war ein musikalischer Nachhall, in welchen eine weitere Hebung im Worte eintreten oder sich durch den Klang ersetzen lassen konnte.

Wir nannten die eben beschriebene Versart dem Epos eigenthümlich, nicht als ob alles zu diesem Gehörige in ihr verfaßt wäre, oder als ob sie in keiner andern Gedichtgattung vorkäme. Mehrere und bedeutende Stücke des epischen Kreises sind theils in Strophen von

anderartigem Bau, theils in der für die erzählende Poesie des Mittelalters sehr gebräuchlichen, nichtstrophischen Weise fortlaufender Reimpaare, je von drei Hebungen in klingender, vier in stumpfer Reimzeile (Grimm, Gramm. I, 361. Gött. gel. A. 1829, 346) abgefaßt; anderseits war jenes epische Maaß in früherer Zeit namentlich auch dem Minneliede gangbar. Gleichwohl sind wir berechtigt, dasselbe nach seiner vorherrschenden Anwendung als das epische zu bezeichnen. Bei den nichtstrophischen Gedichten des epischen Kreises haben wir doch immer eine frühere Behandlung des Gegenstandes in strophischem Gesange vorauszusetzen; die Strophen andern Baues aber lassen sich entweder auf den Grund jenes einfachern zurückführen, oder zeigen doch schon durch ihre verwickeltere Zusammensetzung einen späteren Ursprung; sodann ist gerade in der Zeit, in welcher die Hauptgattungen der deutschen Poesie sich schärfer von einander abschieden, die fragliche Versart vorzugsweise dem heimischen Heldenliede zu eigen geblieben, so daß wir keine christliche Legende, keines der aus wälschen Quellen entnommenen Rittergedichte in solcher bearbeitet finden.

An sich scheint diese einfache Versart keiner weiteren Erklärung zu bedürfen. Sie bewegt sich fast kunstlos in den zugezählten Hebungen und im wiederkehrenden Wechsel des klingenden Einschnitts mit dem stumpfen Schlusse; ihre Manigfaltigkeit besteht vorzüglich nur in der größeren oder geringeren Zahl der mit den Hauptaccenten verbundenen, schwächer betonten Silben; die Reime treffen sich ohne Verschränkung je am Schlusse der nächsten Zeile. Der Endreim selbst ist im deutschen Gesange alt einheimisch, er wird, auch wenn er nicht überliefert wäre, von jedem Kinde, das mit den Sprachklängen spielt, täglich neu erfunden, eben wie nach persischer Sage die Dichtkunst, nachdem sie einst lange verloren war, durch ein Kind wiedergefunden wurde, das beim Nüssewerfen einen Vers heraussagte (Hammer S. 35). Eine gelehrte Forschung nach dem Ursprunge des Endreims möchte daher auch sehr überflüssig erscheinen.

So würde sich es allerdings verhalten, wenn nicht unser epischer Vers in einem weitgreifenden Zusammenhange mit der Dichtkunst andrer Völker, nicht bloß des germanischen, sondern vorzüglich auch des romanischen Sprachstammes, stände, wenn nicht über die ferne Zeit hinaus, bis zu welcher wir das Dasein des Endreims in deutscher Sprache

verfolgen können, ein wesentlich verschiedenes Reimgesetz in den germanischen Sprachen sich offenbarte, der Stabreim, dessen Herrschaft in dem Maaß nach der einen Seite zurückweicht, in welchem die des Endreims von der andern vorschreitet. Damit wird die an sich einfache Erscheinung verwickelt und beziehungsreich und an die Stelle der unmittelbaren, natürlichen Erklärung muß die geschichtliche Untersuchung herbeigerufen werden.

Stabreim (Buchstabenreim, Allitteration) unterscheidet sich vom Endreime, vom Reim im engern Sinne, dadurch, daß der Zusammenklang bei jenem im Anlaut, bei diesem im Auslaut der Reimwörter liegt. Stabreim: Schaft und Schild; Endreim: Schaft und Kraft. Die ganze altnordische Verskunst beruht auf dem Stabreim, den sie von den einfachsten Formen bis zu den künstlichsten ausgebildet hat. [1] In der ältesten Weise (fornyrdalág), worin die meisten Eddalieder, namentlich die mit unsrer Heldensage verwandten, gedichtet sind, ist nur die Gleichheit der Anfangsbuchstaben erforderlich. Alle Selblauter reimen unter sich, die Gleichheit besteht hier eben im reinen Vocalanlaut, denn je schärfer die Aussprache der Mitlauter vorausgesetzt werden muß, wenn sie als Reime auffallen sollten, um so bemerkbarer musten die von ihnen ungehemmten Selblauter, schon als solche, hervortreten. Das Band, welches je drei solcher Reimbuchstaben, Stäbe (stafir), bildeten, umfaßt zwo Halbzeilen, jede von zwei Hebungen, und zwar so, daß der erste, tonangebende Hauptstab auf die erste Hebung des ersten Halbverses fällt, z. B. **G**udrun, die **g**ute, **G**iukis Tochter. Durch diesen rasch verkündenden Anschlag des Reimlauts, durch die Kürze der Doppelzeile, in der er zweimal nachhallt, endlich dadurch, daß er nur auf Wurzelsilben und Hebungen anklingt, war auch der bloße Buchstabenreim hinreichend gesichert, aus der stark tönenden Kehle des alten Skandinaviers deutlich vernommen zu werden. Drei bis vier solcher

[1] Om Nordens gamle Digtekonst, dens Grundregler, Versarter, Sprog og Foredrags maade. Et Priisskrift ved John Olafsen. Kiöbenh. 1786. 4. Dieß ist die Hauptschrift über das Formelle der nordischen Dichtkunst; nur muß man die aus der antiken Metrik entnommenen Kunstausdrücke beseitigen oder in Bezeichnungen übertragen, welche dem Wesen der germanischen Verskunst angemessen sind. Vgl. ferner die allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber Th. III, S. 166 f.: Allitteration, von Lachmann. Th. III, 127 ff.: Assonanz, von Gräter.

in sich stabgereimten Doppelzeilen bilden eine Strophe. So die Grundform, deren freie Behandlung jedoch mancherlei Abweichungen zuließ.

Diese volksthümliche, noch neuerer Zeit in Island gebräuchliche (Olafs. S. 56. § 15) Sangweise, deren Ursprung sich weit im heidnischen Alterthum verliert, konnte der zahlreichen Skaldenclasse nicht genügen, die seit dem 9ten Jahrhundert an den Höfen des Nordens in der Ausbildung einer mehr und mehr gesteigerten Kunstpoesie wetteiferte. Die Reimzeilen wurden ausgedehnt; zum Buchstabenreime kommt der Silbenreim, unvollkommener oder vollkommener, je nachdem bloß die Mitlauter am Schlusse der Silben oder auch die vorangehenden Selblauter die gleichen sind (Olafs. S. 40. § 38). Der vollkommene Reim ergreift auch zweisilbige Wörter, er reimt bald nur im Innern jedes Halbverses, bald verbindet er nach außen die Schlußwörter von zwei oder mehreren Versgliedern; bald mehr, bald weniger solcher Formen und Klänge, Buchstabenreime, Silbenreime, halbe und volle, einsilbige und zweisilbige, innere und Schlußreime verflechten sich zu den manigfachsten Versgebäuden, deren Darlegung nicht hieher gehört. Durchweg aber bleibt der Stabreim Träger des Ganzen, die übrigen Gleichlaute dienen mehr nur als Füllung und Schmuck und sind auf die durch denselben Stabreim verbundenen Versglieder eingeschränkt, [1] mögen sie nun aus diesem selbst sich allmählich entwickelt haben oder aus fremdem Reimsystem hinzugekommen sein. Nur der Schlußreim geht in einigen Weisen über den Umfang eines Stabreimverbandes hinaus und giebt sich eben in dieser Abweichung um so bemerklicher als fremdartig kund. [2] Er wohnt überhaupt in der Skaldenpoesie nur zu Gaste, während er in denjenigen Versarten, die im Laufe des Mittelalters dem Norden mit den andern Völkern des christlichen Europas gemein werden, Herr und Meister ist. Mitten durch die schlußgereimten Lieder dieser spätern Zeit klingt noch manchmal im Refrain (omqvæd) der Stabreim als Überbleibsel der heimischen Weise.

Der Gebrauch des Stabreims erstreckte sich, wenn schon nach andern Regeln, auch über die finnische (Rühs, Edd. 62 f. Schröter, finnische

[1] Olafs. S. 38. § 32. S. 39. § 35. S. 69. § 38.

[2] Olafs. S. 67. § 36. S. 15. § 30. 31. S. 71. § 43. S. 221. § 49. S. 39. § 34.

Run. XIII), die wallisische und irische Poesie;[1] so natürlich und ansprechend war den nördlichen Völkern diese jetzt verschollene Weise. Wir verfolgen jedoch seine Verbreitung nur im Gebiete des germanischen Sprachstammes. Hier zeigt sich, nächst der skandinavischen, die angelsächsische Dichtkunst der Herrschaft des Stabreims nach gleichem Grundgesetz untergeben und nur allmählich dringt auch hier der Endreim ein.[2] Von altsächsischem Stabreim ist die allitterierende Evangelienharmonie aus dem 8ten oder der vordern Hälfte des 9ten Jahrhunderts (Grimm, d. Gr. 1te Aufl. LXV) ein bedeutendes Denkmal. Um dieselbe Zeit, wohl noch aus dem Schlusse des 8ten Jahrhunderts, erscheint an der Grenze des niederdeutschen Sprachgebietes gegen das fränkische als ältestes Bruchstück der deutschen Heldendichtung das stabgereimte Lied von Hildebrand und Hadubrand. Das Wessobrunner Gebet, aus der zweiten Hälfte des 8ten Jahrhunderts, gleichfalls allitterierend, ist vermuthlich in Baiern verfaßt. Spuren des Stabreims bemerkt man selbst in lateinischen Liedern von fränkischen, alemannischen Verfassern aus dem 7ten bis 9ten Jahrhundert.[3] Segensformeln (Diut. II, 70. 293), Sätze des ältern deutschen Rechts sind in Allitteration gefaßt;[4] eine Menge sprichwörtlicher Ausdrücke, noch jetzt in allen Gegenden Deutschlands gangbar, hat sich von früher Zeit durch die Befestigung im Stabreim fortgepflanzt. Die mittelhochdeutschen Gedichte, namentlich aber unsere Heldenlieder, gebrauchen nicht selten solche altherkömmliche Wortverbindungen und bedienen sich des Stabreims, nicht bloß zufällig, zur malerischen Verstärkung des Ausdrucks; z. B. singen

[1] Conybeare, Illustr. of Angl. Sax. Poetry. London 1826. LVII—LXIV. Rühs a. a. O. 77—80. Vgl. Gramm. 1te Ausg. LXVII.

[2] Über die angelsächsische Verskunst s. Conyb. III—XXXVIII. (Die Hauptsätze sind XXXVI—XXXVIII zusammengefaßt, N. I—III müssen aber auf das Gesetz der Hebungen zurückgeführt werden.) Die Gleichheit derselben mit der nordischen XXXIX—XLIII.

[3] Was Grimm, Altdeutsche Wälder II, 37—47 ausführt, ist für die dort gegebenen Lieder doch nicht vollkommen beweisend. Klar ist die Allitteration in dem lateinischen Loblied auf Konrad den Salier. Der Aufsatz: Mönchslateinische Allitteration, in den altdeutschen Wäldern I, 126 betrifft nur angelsächsische Verfasser, worunter doch auch Alcuin.

[4] Über die Allitteration als Grundzug der deutschen Rechtssprache und den ungleich seltnern Reim darin s. Grimm Rechtsalterth. S. 6—13. 26. 27. 32 f. 211.

und sagen; lieb und leid (Nib. 4285. 5346. 9632); Leute und Land; Mage und Man; Sturm und Streit; Habicht und Hund; schirmen mit den Schilden, schießen manchen Schaft; Helme hauen von guter Helden Hand; schwinder, schwerer Schwertschwank.[1] Betrachten wir auch manches dieser Art nicht als Überbleibsel stabgereimter Lieder, sondern als augenblickliches Erzeugnis des natürlichen Sinnes für den gleichen Anlaut, ohne welchen derselbe niemals eine so ausgebreitete Herrschaft hätte begründen können, so ist doch andres, nicht eben an der bestimmten Stelle, sondern überhaupt im epischen Gebrauch, als Überlieferung aus den Zeiten eines andern Reimgesetzes anzuerkennen. Dieses zeigt sich am deutlichsten in den allitterierenden Eigennamen. Gunther, Gernot, Giselher, Gibichs Söhne, die drei königlichen Brüder; Siegfried, Sigmunds und Sieglindens Sohn; Dietrich und Diether, Dietmars Söhne; Wittich und Wittigeisen, Wielands Söhne; Berchtung, Berchter und Berchtwin; Hildebrand, Herebrands Sohn; Wolfhart, Wolfbrant, Wolfwin, die Wölfinge; Lüdeger und Lüdegast; Iring und Irnfried; Rienolt und Randolt u. s. f.; all diese Anlaute sind offenbar die stehen gebliebenen Stützen stabgereimter Heldenlieder. Der Gebrauch, die Namen zusammengehörender Personen durch den Stabreim zu verbinden, ist ganz allgemein in den allitterierenden Gedichten der Skandinavier und Angelsachsen (vgl. altd. W. II, 38 f.); und in dem deutschen stabgereimten Bruchstücke von Hildebrand, Herebrands Sohn, und seinem Sohne Hadubrand sehen wir einige der vorerwähnten Namen wirklich auf solche Weise zusammengestellt. Wie in unsern Liedern befreundete Helden sich bei den Händen fassen, wenn sie in den Königssaal treten, so gehen die im Gleichlaut altverbundenen Namen noch immer gerne zusammen. Allerdings rührt der Gleichlaut häufig daher, daß bei den Angehörigen desselben Geschlechtes nur das Stammwort manigfach abgewandelt wird; aber dieser Gebrauch selbst, den wir auch bei geschichtlichen Namen bemerken, hängt wieder genau zusammen mit dem regen Sinne für die Gleichheit des Anlauts, die den Gesang regelte, in welchem die Geschlechter verherrlicht und ihre Geschichten der Nachwelt aufbewahrt wurden. Wie man daher selbst in der lateinischen Prosa

[1] Hörn. Siegfr. Str. 34. (Vgl. Dietl. 6974 f.). Nib. 945. 6453. 1247. 1320. 736. 829. 7991. 795. (Vgl. Alph. 374). 7781. 7874. 8402. 9622. 7925. Kl. 1874. Nib. 9611. Dietl. 2893 f. Rab. 178.

des Saxo an den Reimanlauten der Namen leicht erkennt, daß der Erzählung ein stabgereimtes Lied zu Grunde liege, und dieses sich durch anderwärtige Nachweisung bestätigt, so dürfen wir aus der ähnlichen Erscheinung in unsern Gedichten denselben Schluß ziehen. Ja man wird da, wo Namen in Handlung treten, welche nach keiner Seite einen Anklang finden, einen gestörten Zusammenhang oder eine neuere Verknüpfung muthmaßen dürfen und das ursprüngliche Verhältnis wird sich noch in einzelnen Fällen nachweisen lassen.[1]

Das erste schlußgereimte Denkmal in deutscher Sprache, dessen Zeit mit Sicherheit bestimmt werden kann, ist Otfrieds althochdeutsche Evangelienharmonie, um 870 (Grimm, Gramm. 1te Aufl. S. LVIII). Ihr folgt zunächst das volksmäßigere Ludwigslied, nach 881 (Gramm. S. LIX). Mögen auch einzelne kleinere Stücke weiter in demselben Jahrhundert hinaufzurücken sein und darf man auch keineswegs annehmen, daß gerade die Anfänge dieser Reimweise auf uns gekommen seien, so ist doch bemerkenswerth, daß alle älteren Überbleibsel, in niederdeutscher und hochdeutscher Mundart, nur die Allitteration kennen und daß erst drei Jahrhunderte nach Otfried der deutsche Endreim sich zu einem vollkommenen Gleichlaut ausbildet. Dagegen ist Jahrhunderte vor Otfried der Endreim in mönchlateinischen Versen hergebracht, namentlich bei den

[1] Z. B. Dietl. 10650 ff. springen u. a. in den Streit Weicher und Weichnant, Wolfwein und Wolfprant, Helpherick und Helmnot. Hier, im Zuge der Stabreime, tritt auf einmal Helmnot hervor, der bei den frühern Aufzählungen der Berner Helden (5241—55. 6353—61. 7793—99. 10374—80) vergessen war, bei denen doch Helfrich nicht fehlte. Diese beiden aber gehören vermöge anderer Lieder offenbar zusammen: Alph. 73. Nib. 9153. Später in Dietrichs Klage wird Helmnot auch vergessen (9401—6). In den Nibelungen fehlt der Genosse Wicharts (9233. 9406). Die Klage ergänzt dieses, sie hat 1640 Wichnant und 1648 Wicharten, beide im Reime (Lachm. 778. 782). Auch sonst gehen diese beide zusammen. Alphart 76. Dietleib 9261: Wicker vnd auch Weychnant; 10376: Weicher vnd Weichnant; endlich alle drei 7797 f.: Weickhart vnd Wicker vnd Weichknant der degen heer. Die Auslaute: Ritschart, Gerbart, Wichart ersetzen jene Anlaute (vgl. Alph. 73), wie Rûmolt, Sindolt, Hûnolt Nib. 37 f. 953 f. 2265. Rienolt und Randolt haben beides vermittelnd. Vgl. Altdeutsche Wälder II, 39. N. 22. Dankrat ist in den Nibelungen (Str. 7) und im Dietleib unorganisch Vater der Giukungen, statt Gibichs (Hörnen Siegfr. 16. Roseng. I, 28. II, 156b. Walth. 14), den auch das burgundische Gesetz an der Spitze der Königsnamen nennt.

Franken, dem herrschenden deutschen Volksstamm.[1] Über alle christlichen Länder verbreitet die Geistlichkeit mit dem Latein, als Sprache der Kirche und der Litteratur, auch jene lateinische Reimkunst und allmählich tritt dann dieselbe Weise in den Volkssprachen hervor. Zunächst ist also der Ursprung des Reims in lateinischer Sprache und der Zusammenhang dieser Erscheinung mit dem Gebrauche desselben in den neueren Sprachen zu erforschen. Unter diesen kommen aber zuvörderst die neulateinischen oder romanischen in Betracht; denn sie, die Töchter der römischen, wurzeln in den Ländern, von welchen die Kirchensprache über die germanischen Völker ausgieng, sie üben gleich in ihren ersten poetischen Denkmälern den Endreim, und wenn auch das älteste unter diesen, das romanische Gedicht auf Boetius (vor dem Jahre 1000), wenigstens 100 Jahre nach Otfried zu setzen ist, so ist dagegen die vollständige Ausbildung der neueren Reimkunst in provenzalischer und nordfranzösischer Sprache bedeutend früher, als in der deutschen, vor sich gegangen, und insbesondere ist dieses der Fall mit dem epischen Verse, dessen Geschichte uns hier zumeist angeht.

Die römische Dichtkunst kennt keinen Reim, sie huldigt dem Gesetze der Quantität und sucht ihren Wohlklang im geregelten Wechsel kurzer

[1] Altdeutsche Wälder II, 31 ff. Älter sind des heiligen Augustin Psalmus contra partem Donati (gegen die Pelagianer), um 393, und andere Stücke bei Muratori, Antiquitates italicæ B. III, S. 687 bis 691. Es folgen dann weitere aus dem neunten Jahrhundert; vom Schlusse desselben: S. 693 f. Notkers Sequenzen († 912); S. 701 Hartmanni Monachi (um 870); S. 694 gereimte Distichen des Bischof Salomo (um 895). Über das Antiphonarium Benchoriense vgl. noch S. 669 f. Die hier benützte Abhandlung bei Muratori ist die dissertat. XL: De rhythmica veterum poësi et origine italicæ poeseos, S. 663—712, eine sehr fleißige Zusammenstellung der Belege für die mittellateinische Vers- und Reimkunst. Eichhorns Erläut. 6 zu B. I der Allgem. Geschichte der Cultur und Litteratur des neuern Europa (Göttingen 1796) S. 68—71: Über die ältesten Reime, ist meist nur Auszug aus der muratorischen Dissertation. Das Lied von Clotar scheint Muratori nicht gekannt zu haben. Terentianus Maurus de Litteris, Syllabis, Pedibus et Metris e recens. et cum notis Santenii. Opus Santenii morte interruptum absolvit van Lennep. Traj. ad Rhen. 1825. 4. Die Noten S. 162—219 enthalten eine gelehrte Abhandlung über die versus poetarum vulgarium bei Griechen und Römern, worin dann auch das Aufkommen des Reims in der lateinischen Poesie mit altholländischer Gelehrsamkeit erörtert wird.

und langer Silben. Sie hat sich hierin, wie in andern Stücken, nach dem Muster der griechischen gebildet.[1] Neben der prosodischen Geltung der Silben besteht aber ein Sprechaccent, welcher seinen eigenen Gesetzen folgt. Dieser Accent sträubt sich bei den ältern römischen Dichtern gegen die Regeln der Prosodie; im Lustspiele besonders zeigt sich dieser Streit der Volksaussprache mit der angebildeten Verskunst. Daß der angestammte Accent im Volksgesange niemals völlig untergegangen, ist natürlich und erhellt aus einzelnen Überbleibseln des letztern. Eine Kunst, die von außen her auf gelehrtem Wege erlangt und auf Kosten der einheimischen Weise angepflanzt war, konnte den Zerfall der gelehrten Bildung nicht überdauern. Je weiter die germanischen Eroberer im Römerreiche vordringen, je längere Zeit sie sich darin festsetzen, in demselben Verhältnisse sehen wir mit der gesammten römischen Gelehrsamkeit auch die Prosodie des Alterthums sich auflösen und einer neuen Satzung Raum geben. In der lateinischen Dichtkunst werden Versarten von einfachem Tactschlage, schon früher dem Volksgesange geläufig, hervorgezogen, auch der heroische und der elegische Vers wird fortwährend geübt; aber die prosodische Geltung weicht dem Accente, der Accent selbst einer bloßen Silbenzählung und der einzige Anhalt in dieser Auflösung ist der vollkommene oder unvollkommene Gleichlaut der Schlußfälle, wodurch bald die Abschnitte desselben Verses zusammengehalten, bald mehrere sich folgende Verse verbunden werden. Mit der festern Gestaltung der neulateinischen Sprachen aber tritt auch in diesen der durch den Schlußreim geregelte Versbau stets vollendeter und kunstreicher hervor.

Woher ist nun der Reim ordnend in die Verwirrung gekommen? Darüber sind widerstreitende Vermuthungen und Behauptungen aufgestellt. Bald wird er von den Arabern in Spanien, durch Vermittlung der Provenzalen, bald aus den germanischen Mundarten, die sich mit der lateinischen Sprache vermischt hätten, bald aus dem damaligen Zustande dieser Sprache selbst hergeleitet.

Die Meinung von einem bedeutenden Einfluß der arabischen Poesie[2]

[1] Horat. Epist. 2, 1, 156 ff. Muratori S. 666. Hermann, Elem. doctr. metr. 3, 3, § 4. S. 611. Santen. ad Terent. M. S. 173. 350.

[2] Über die Herleitung des Reims von den Arabern ist vieles, für und gegen gesprochen worden. Murat. a. a. O. S. 705—7 schwankt. Eichhorn,

auf die Entstehung der provenzalischen könnte weniger Eingang gefunden haben, wenn die Quellen der letztern nicht erst in neuester Zeit zu einer vollständigern Übersicht eröffnet worden wären.

Jetzt, nachdem man Gelegenheit hat,[1] die Dichtkunst der Trubadure als ein organisches Ganzes, das sich aus nationalen und örtlichen Verhältnissen entwickelt hat, kennen zu lernen, wird man dieselbe nicht länger als eine auf den Märkten jener Küstenländer eingeführte Waare betrachten dürfen.[2] So viel auch diese Sänger von ihrer Kunst sprechen und so vielfache geschichtliche und sagenhafte Nachrichten uns von ihren Lebensumständen und ihrer Kunstübung aufbehalten sind, so ist doch nirgends ein geistiger Verkehr, eine Kunstverwandtschaft mit den spanischen Arabern angedeutet.[3]

Die provenzalische Poesie ist ihrem Hauptbestande nach lyrisch. Der Inhalt dieser Lieder ist entweder Minne und Frauendienst, oder christliche Andacht, oder betrifft er die eigenthümlichsten Angelegenheiten der

Culturgesch. I. Erläut. S. 70 erklärt sich dagegen. Neuerlich hat besonders A. W. Schlegel, Observat. sur la lang. et la littérat. provençales (Paris 1818) S. 67—74 gegen Ginguené und Sismondi die Abstammung der provenzalischen Poesie und des Reims aus der arabischen bestritten. In der Recension dieser Schrift, Wiener Jahrb. d. Lit. B. XIV. 1821. S. 8, hat dann Jos. v. Hammer wieder das Wort für die Araber genommen. Lachmann a. a. O.: Es ist wohl wahrscheinlich, daß die Allitteration ursprünglich germanisch sei, während es zweifelhaft bleiben mag, ob der Reim nicht vielleicht aus dem Orient gekommen ist.

[1] Raynouard, Choix des poésies originales des Troubadours. 6 Bände. Paris 1816—21. F. Diez, die Poesie der Troubadours, nach gedruckten und handschriftlichen Werken derselben dargestellt. Zwickau 1826. Ebenders., Leben und Werke der Troubadours, ebd. 1829.

[2] Hammer a. a. O.: Selbst die arabischen Wörter, welche sich im Provenzalischen finden, beweisen für diese unmittelbare Einwirkung der morgenländischen Eroberer auf die Küstenländer des südlichen Frankreichs durch lebendigen Verkehr von Waaren und Worten. (Hammer sagt dieß 1821; Raynouards B. III—V sind von 1818, 19, 20.) Vgl. Raynouard B. II, 144.

[3] Nach Diez, Leben S. 454 rühmt Peire Cardinal, einer der schon spätern Trubadure, um 1210—30, die Sprüche der Saracenen. Dieß ist das einzige, was sich in den diezischen überaus umsichtig gearbeiteten Schriften von Beziehung auf arabische Geisteswerke findet. In der besondern Erörterung über die Ursprünglichkeit und Nationalität der provenzalischen Liederpoesie findet der Verfasser gar nicht nöthig, der arabischen Poesie zu erwähnen.

Länder, worin dieselben gesungen wurden. Die Gesinnung ist durchaus in den geselligen und sittlichen Zuständen des Lehenadels, der Geistlichkeit und Bürgerschaft jener Zeit und Gegend begründet. Wenn die Formen und der üppige Gebrauch des Reims einige Beziehungen zu der arabischen Dichtkunst darbieten, so geht doch die Ähnlichkeit nicht weiter, als sich aus dem Wesen der Kunstpoesie überhaupt und der Fähigkeit beider Sprachen für die Vervielfachung des Reimes auch ohne äußern Zusammenhang erklären läßt, und zugleich zeigen sich erhebliche Verschiedenheiten, sowohl in der Art des Reimes selbst, als in dessen Anwendung auf den Bau der Gedichte.[1] Müste man aber auch die

[1] Der arabische Reim ruht auf einem bestimmten Buchstaben. Vgl. Ewald de metr. carm. arab. Braunschweig 1825. S. 98. 132. 120. Muratori a. a. O. S. 705. (Gesenius in Ersch und Grubers Encyklopädie, Art. Arabische Poesie, behauptet arabischen Ursprung des Reims, aber seine eigene Darlegung des arabischen Reimsystems zeigt die Verschiedenheit.) Jener eine Buchstabe geht durch das ganze Gedicht hindurch; die Metrik ist in der Grundlage durchaus jambisch (anapästisch u. s. w.), Ewald S. 20 f. 24. 47. 95. Jener eine Reim kehrt unmittelbar, Zeile für Zeile, wieder oder wird doch nur, in den künstlichern Gedichten, abwechselnd von reimlosen Zeilen unterbrochen, S. 110, 103; in der Regel schließt jeder Vers seinen Sinn ab, S. 135, 9. Rückert, Jahrb. f. wissensch. Kritik 1829, Sp. 533: „Eine andere wichtige Beschränkung des Rhythmus scheint aller sanskritischen Lyrik gemeinschaftlich, die nemlich, daß sie, eben so wie die persische und arabische (mit denen sie überhaupt viel mehr Berührungspuncte hat, als man glaubt), nicht über die Zweitheiligkeit der Stanze hinausgekommen ist, nicht die vollkommnere Gliederung nach Gesang, Gegensang und Abgesang gefunden hat, worin unsere Minnesinger es dem grösten griechischen Lyriker gleich thun." Die provenzalische Dichtkunst hält zwar nicht so streng auf die Dreitheiligkeit, als die deutsche (vgl. Grimm, Meisterges. 143), aber doch ist sie in Strophenbau und Reimverwebung sehr manigfaltig. Am meisten erinnert an die arabische Weise die häufige unmittelbare Folge des gleichen Reims in den epischen und didaktischen Versarten der Provenzalen und Nordfranzosen. (Ein provenzalisches Lehrgedicht von 840 Versen auf den gleichen Reim s. Raynouard B. V, S. 310 f. 424—28.) In den lyrischen Gedichten gehen dieselben Reimwechsel oder doch einer der mehreren Reime sehr häufig durch das ganze Lied; letzteres hat entfernte Ähnlichkeit mit einer arabischen Weise, welche jedoch in dieser Poesie selbst selten ist. Ewald S. 109, 102. Daß die Provenzalen den Refrain mit den Arabern gemein haben, daß Sonett und Gasel 14zeilig sind, bei völliger Verschiedenheit des äußern und innern Baus, ist von keiner Erheblichkeit. S. Hammer a. a. O. Observ. 71. Die spanische Romanze erkennt Schlegel (S. 74) als eine Nachahmung des maurischen Volks-

genaueste Verwandtschaft der provenzalischen Dichtkunst mit der arabischen einräumen, so wäre damit über die Frage vom Ursprung des Reimes in den romanischen Sprachen nicht das Mindeste entschieden. Die Kunst der Provenzalen hat allerdings auf die der Nordfranzosen, beide auf den deutschen Minnesang eingewirkt. Aber die provenzalische Kunstschule selbst entfaltet sich erst vom Eingang des zwölften Jahrhunderts an. Setzen wir auch einen frühern Volksgesang, eine frühere geistliche Reimkunst in romanischer Sprache, wie denn letztere wirklich vor dem eilften Jahrhundert erscheint, so wird es doch, je höher wir in der Zeit hinaufsteigen, um so weniger erklärlich, wie ein Volk, welches die Araber als Erbfeinde seines Glaubens betrachtet, bei welchem das Gedächtnis der blutigen Kämpfe, wodurch der Eroberung dieser Unglaubigen ein Ziel gesetzt worden, noch unerloschen und in der Poesie selbst verherrlicht war, wie eine Geistlichkeit, die mit Feuereifer gegen die Feinde des Kreuzes predigte, gleichwohl so zeitig und leicht aus der gänzlich fremdartigen Sprache dieser Ankömmlinge den Reim sich angeeignet, ihn so rasch und emsig weiter mitgetheilt hätte, daß er kaum einhundert und sechszig Jahre nach der ersten Landung der Araber an der spanischen Küste [1] in des Weißenburger Mönches Otfried deutschem Reimgedichte sich ausbreiten konnte. Und wollten wir auch dieses noch glaubhaft finden, so ist ja mehr als ein Jahrhundert vor jenem Einfall der Araber der Endreim in lateinischer Sprache hergebracht, der wir doch wohl die nächste Verwandtschaft mit den romanischen Mundarten zugestehen müssen. In keinem Fall aber kann uns hiernach der lateinische Reim für ein Erzeugnis der spanisch-arabischen Dichtkunst gelten.

Erheblichere Gründe sprechen für die zweite Meinung, wonach derselbe deutscher Abkunft sein soll. Die germanischen Völkerzüge hatten nicht, wie die Araber, erst seit dem achten Jahrhundert eine einzelne Provinz des Römerreiches in Besitz genommen, sie hatten vom Beginn

gesanges an; da übrigens die Redondilie trochäisch und hierin dem versus rotatilis zu vergleichen ist, so bietet nur der Gebrauch der Assonanz Ähnlichkeit dar.

[1] Die Schlacht bei Xeres de la Frontera, welche den Arabern Spanien öffnete, fällt in das Jahr 711; schon seit 675 hatten sie Versuche gemacht, sich in Spanien niederzulassen (Rühs Handb. 425). Sicilien war etwas über zwei Jahrhunderte unter arabischer Herrschaft, 1060 wurde ihnen Messina, 1091 die ganze Insel von den Normannen entrissen (Muratori a. a. O. 705).

des fünften Jahrhunderts an nach und nach das ganze Gebiet römischer Sprachherrschaft erobert, große Reiche darin gegründet, mit den Besiegten sich in gleichem Glauben verbunden und mit der Sprache derselben die ihrige vermischt. Als angestammtes Eigenthum germanischer Zunge haben wir eine Art des Reimes, den Stabreim, kennen gelernt und man könnte vermuthen, daß dieser nur nach der verschiedenen Natur der römischen und neulateinischen Sprachen sich zum Schlußreim umgestaltet habe. Diesen fanden wir auch in deutscher Sprache vom neunten Jahrhundert an und er gewinnt in allen germanischen Mundarten ein völlig volksthümliches Ansehen. Dennoch würden wir dieser Erklärung nur dann beistimmen, wenn entweder die vorausgesetzte Umgestaltung in geschichtlichen Übergängen sich nachweisen ließe, was nicht der Fall ist, oder wenn es unmöglich wäre, aus der innern Entwicklung der neulateinischen Sprache die Entstehung des Reimes anschaulich zu machen. Solche innere und eigenthümliche Kraft muste auch bei obiger Erklärung zu Hülfe gerufen werden; sehen wir daher, ob sie nicht für sich allein das Werk vollenden konnte! Warum wir die Einwirkung von außen, die wir hier abwehren, gleichwohl bei der späteren Erscheinung des deutschen Endreims annehmen, wird in der Folge erörtert werden.

Hiemit auf die dritte Ansicht hingewiesen, welche dem innern Zustande des Lateins, beim Zerfall der prosodischen Regeln, den Ursprung der Endreime zuschreibt, bemerken wir wieder zwo verschiedene Lösungen der Frage. Auf dem einen Wege findet man schon bei den römischen Dichtern der bessern Zeit manchen Gleichlaut in Schluß und Mitte der Verszeilen, und was hier noch zufällig war, scheint im weitern Verlaufe mehr und mehr zum bewusten und absichtlichen Spiele zu werden, bis es zuletzt sich zur Regel erhebt; eine Ansicht, die man bei ältern Schriftstellern gangbar findet und worüber besonders Muratori und Eichhorn am angeführten Orte nachgesehen werden können. Sonst ist bekannt, daß das *ὁμοιοτέλευτον*, *ὁμοιόπτωτον*, similiter cadens für eine rhetorische Figur galt. Die andere Lösung geht von allgemeinern Sätzen aus: der Sinn für den Gleichlaut liege in der menschlichen Natur; er wirke vorzugsweise in denjenigen Sprachen, deren Prosodie nicht genügend bestimmt sei; denn aller Poesie sei das Bedürfnis eines hörbaren Gleichmaaßes in Anordnung der Sprachtheile wesentlich;

als daher der Vers nicht mehr durch die Wiederkehr derselben Füße und Rhythmen genügend bezeichnet werden konnte, sei die Bezeichnung durch die Wiederkehr derselben Laute geschehen (Schlegel, Observat. S. 68 f.).

Die allgemeine Empfänglichkeit für den Gleichlaut muß bei unserer Untersuchung überall vorausgesetzt werden. Aber hierin allein liegt noch keineswegs die Nothwendigkeit, daß beim Zerfalle der Prosodie der Reim, und gerade der Endreim, eintrat. Vorerst bot sich der altrömische, reimlose Rhythmus nach dem Sprachaccente dar, welcher, wie erwähnt worden, niemals ganz vergessen war. In der griechischen Sprache selbst kam im Mittelalter ein nach dem Sprechaccente geregelter Vers auf, der sogenannte politische Vers, der noch jetzt dem neugriechischen Volksgesang eigen ist; der Reim aber kam hier hauptsächlich nur in solchen Liedern hinzu, welche von den Inseln oder Küstenländern ausgiengen, wo manigfache Verbindung mit dem Abendlande bestand.[1] Sodann haben wir bei den Völkern der mittlern Zeit zwei bedeutend verschiedene Reimsysteme kennen gelernt, den Stabreim und den Endreim; daher jedenfalls zu untersuchen übrig bleibt, warum gerade der letztere dem neuern Latein vorzüglich geeignet war. Hiezu mögen die einzelnen Reimschlüsse, die in den römischen Dichtern vorkommen und sich in der Folge mehr und mehr häufen, zwar eine Andeutung abgeben, aber diese Erscheinung selbst erfordert eine schärfere Beobachtung, und eine genügende Beantwortung der Hauptfrage wird nur aus einer allgemeinern Eigenschaft der lateinischen Sprache und der aus ihr entwickelten Mundarten geschöpft werden können.[2]

Die lateinische Sprache hat eine Menge betonter Biegungen. Dadurch werden Worte der verschiedensten, durch keinen Anklang befreundeten Wurzeln doch in der Endung gleichlautend. Die verschiedenen Classen der Nennwörter und Zeitwörter bilden in ihren manigfachen Abwandlungen das Gerüste eines reichhaltigen Reimverzeichnisses. Die

[1] Fauriel I. Disc. prél. S. CXX: Les chansons des îles et des villes sont presque toutes rimées, et ne diffèrent que par là de la forme métrique de celles du continent, qui ne le sont jamais. Vgl. Friedemann, Eunom. II, 240. Thiersch 15 f. (In Beziehung auf die Versart, wovon Friedemann spricht, die politische, hat er Recht, daß die Reime nur weiblich seien.)

[2] [Vgl. Wilh. Grimm zur Geschichte des Reims S. 107 ff. K.]

Formen der Verkleinerung, der Steigerung u. s. w. eröffnen lange Reimleitern. [1] Man müste sich wundern, daß ein solcher Reichthum von Schlußreimen sich nicht früher in der Verskunst geltend gemacht, welche doch sonst für jeden Sprachlaut ein hörsames Ohr hat, wäre nicht eben durch die Metrik des Alterthums der reine Gleichlaut großentheils wieder aufgehoben worden. Sowie statt des Sprechaccents die prosodische Messung und der rhythmische Accent vorwaltete, fiel die selbständige Geltung der Silben hinweg und die verwandten Laute konnten sich durch verschiedene Stellung gänzlich entfremdet werden. Die kurze Silbe wurde durch den Zusammenstoß mehrerer Mitlauter zur langen; die lange selbst war eine andere, je nachdem sie in die Hebung oder in die Senkung fiel; die verschiedenartige Zertheilung der Wörter in die Gliederung des Verses verwischte den Gleichlaut, der ihnen, für sich betrachtet oder bei einer gleichartigen Stellung im Verse, zugekommen wäre. Die Gleichlaute, selbst die volltönendsten, die man bei römischen Dichtern bemerkt hat, sind daher oft nur scheinbar und lösen sich auf, sobald man dem Rhythmus des Verses Gehör giebt. [2] Als nun aber der Sinn für diesen Rhythmus verloren gieng, wurden mit dem Sprachaccent alle die gefesselten Reimklänge entbunden. Sie drangen um so bemerklicher hervor, als zu gleicher Zeit die Kunst eines vielfach wechselnden und sinnreich verschlungenen Sätzebaues verlernt ward und

[1] So reimen alle Verba, die zu den Conjugationen auf are, ere, ire gehören, je unter sich durch die meisten tempora, numeros, modos hindurch; dasselbe in mehrern Casusendungen der Substantive, die in dieselbe Declination fallen; dann in den Adjectivendungen: osus, enus, ernus u. s. w.; die Diminutive: ellus, illus u. s. w.

[2] Z. B. in dem ovidischen Verse: Quot cœlum stellas, tot habet tua Roma puellas, sind sich die scheinbaren Reimwörter dadurch sehr entfremdet, daß nicht bloß das erste sich zwischen zwei Füßen vertheilt, während im zweiten die Reimsilben einen vollständigen Fuß bilden, sondern auch die zwei anklingenden Silben in beiden ganz im umgekehrten Verhältnisse des prosodischen ictus stehen: stellás, puéllas. Die leoninischen Hexameter reimen meist an den gleichen Stellen, wie der obige Vers, heben aber dadurch, auch wenn Länge und Kürze beobachet ist, das Metrum auf, gerade wie jener den Reim nicht tönen läßt. Wie sehr durch die Stellung im Metrum die an sich gleiche Geltung der Silben verändert werden kann, erweist sich auch in dem Umstand, daß öfters die sonst kurze Silbe dadurch das Gewicht einer langen erhält. Hermann, Elementa doctr. metr. l. I, c. IX, § 7. S. 40 f.

in der einförmigen Anordnung der kunstlosen Sprache die gleichartigen und gleichlautenden Redetheile sich leicht an entsprechender Stelle, besonders am Schluß der Sätze, einfanden; auf welche Art sich auch schon manche der in den altlateinischen Dichtern bemerkten Reimanklänge ergeben hatten. Z. B. die Verse des Ennius, welche Cicero im ersten Buche der Tusculanen anführt:

Hæc omnia vidi inflammari,
Priamo vi vitam evitari
Jovis aram sanguine turpari.

Oder Horaz in der ars poetica V. 99:

Non satis est, pulchra esse poëmata; dulcia sunto
Et, quocumque volent, animum auditoris agunto.

So brauchte man, um zu dem Endreime zu gelangen, die sich zahlreich aufdrängenden Gleichlaute nur zu ordnen; ja sie reihten sich in dem einförmigen Redebau von selbst an ihre Stelle. Noch mehr begünstigte die Gestaltung der neulateinischen Sprachen dieses absichtlose oder bewuste Verfahren. Die neueren Sprachen behielten nicht nur den Accent der römischen bei, sie äußerten auch ihren Bildungstrieb vorzüglich darin, daß sie durch Abstoßung oder Zusammenziehung der nichtbetonten Silben alles gegen die Tonsilbe hindrängten.[1] Die lateinische Sprache hatte in mehrsilbigen Wörtern den Accent niemals auf der letzten Silbe; die romanischen, am meisten die provenzalische, trieben durch jenes Abkürzen die Betonung mehr und mehr auf die Endsilben, stellten damit auch den Gleichlaut derselben nachdrücklich heraus und machten ihn noch entschiedener zum Schlußreime. Durch eben jene Abstutzung wurden Biegungsformen, die sich vorher nur ähnlich waren, nun völlig gleich und damit verbanden sich mehrere Reimleitern zu einer umfassendern. Endlich die Abwandlung der Zeitwörter durch Hülfsverben vervielfachte die Wiederkehr gewisser gleichlautender Biegungen. Man machte nur aus der Noth eine Tugend, indem man diesen Überfluß von Gleichlauten, meist grammatischen, zu Reimfolgen und zwar, bei dem Hindrängen der Betonung nach den vorletzten und letzten Silben, zu Endreimen zusammenreihte. Solche Reimfolgen von

[1] Dieses hat Diez in der seinem Werke über die Poesie der Trubadure angehängten Abhandlung über die provenzalische Sprache als das Princip, welches der Bildung dieser Mundart zu Grunde lag, hervorgehoben.

willkührlicher Länge sind auch die älteste Form der Gedichte in den meisten romanischen Sprachen [1] und erst die weitere Fortbildung der Poesie, besonders im provenzalischen Kunstgesange, hat die Reihen manigfaltig verschlungen [2] und die Biegungsreime absichtlicher mit bedeutsamen Wurzelreimen versetzt.

Zwar wurde das ganze Mittelalter hindurch die lateinische Verskunst nach den Regeln der Prosodie von der Geistlichkeit fortgeübt. [3] Diese Regeln wurden in den Dom- und Klosterschulen gelehrt. Vorzüglich blieb das heroische und elegische Versmaaß im Gebrauche. Während aber die einen sich strenger an die Muster des Alterthums hielten, schien es den andern eine wesentliche Zierde jener Versarten zu sein, wenn sie mit dem Reime ausgestattet würden. Man brachte denselben entweder so an, daß die zusammengehörenden Halbverse sich reimten, oder auch verband man Verse, die sich unmittelbar folgten, durch gleichlautenden Schluß. Ja man fieng an, den prosodischen Wohlklang für entbehrlich zu halten und ließ statt dessen den Accent oder eine bloße Silbenzählung walten. [4] Verse, die nach prosodischen Regeln verfertigt waren, nannte man metrisch, diejenigen der eben bezeichneten Art rhythmisch. Da bei einem so unbestimmten Rhythmus der Reim fast noch der einzige Anhalt war, so wurde das Wort Rhythmus auch für den Reim selbst gebraucht, um so mehr als die Klänge verwandt

[1] So die ältesten poetischen Denkmale der langue romane bei Raynouard B. II; das altfranzösische Epos, namentlich die Reise Karls d. gr. nach Constantinopel [hg. von F. Michel. London 1836. K.], die spanischen Reimgedichte von Cid und Alexander. Muratori S. 709: Rhythmus canendus militibus, mutinensis urbis custodibus, circiter annum 924 [zur Zeit der Einfälle der Ungarn in Italien]: O tu, qui servas armis ista mœnia, Noli dormire, moneo, sed vigila! Das Gedicht besteht aus 34 solcher Reime auf a, nur einmal untermischt mit zwei Zeilen auf is, inexpugnabilis: terribilis. Das Gedicht auf Clotar setzt die Assonanz wenigstens durch die vierzeilige Strophe fort.

[2] Muratori S. 688—771. Santen S. 209 f. Über Notker († 1022) s. v. d. Hagen, Denkm. I, 7 f. Grimm, deutsche Gramm. I, 16. Koberstein S. 23, Not. 1.

[3] Über die lateinische Verselust des Mittelalters s. Eichhorn, Culturgesch. II, 84—90. 339—43. 418—20.

[4] Die ältesten unprosodischen, doch reimlosen Hexameter sind die Instructionen des Commodian aus dem 3—4ten Jahrhundert bei Muratori S. 679 f. 681. 683. 684. Dissert. 43. S. 839. Santen S. 186 f.

erschienen. [1] Erwägt man, daß die Prosodie überhaupt etwas Angelerntes, die lateinische Sprache nur noch eine gelehrte und darum auch ihr Accent, zumal bei Versmachern aus fremdem Stamme, nicht mehr lebendig war, so wird man sich weniger über eine solche Zurichtung der alten Versmaaße, als darüber wundern, daß man nicht gänzlich auf die Nachbildung ihres rhythmischen Wechsels verzichtete. Eine solche leblose Poesie paßte für Grabsteine, die auch häufig mit ihr beschrieben wurden. Natürlicher war es, entweder sich auf solche Versarten zu werfen, die zuvor schon durch einfachere Tacte volksmäßig waren, oder doch den wechselnden Rhythmus auf derlei einfache Schläge zurückzuführen, den Wohllaut und die Begrenzung aber in den Reim zu legen. So geschah es denn auch da, wo die Dichtkunst irgend lebendig wurde, einerseits in den lateinischen Kirchenliedern, in denen antike Versmaaße sich nach und nach zu einer wohlklingenden Reimpoesie umwandelten, anderseits in dem Übergang lateinischer Sprache und Versification in die nationale Poesie der romanischen Mundarten.

Die Gedichte ältesten Stils in südfranzösischer, nordfranzösischer und spanischer Mundart sind großentheils in einem Versmaaße abgefaßt, das, unter dem Namen des alexandrinischen, noch jetzt, obwohl eigenthümlich ausgebildet, in der französischen Poesie das herrschende ist. Jener ältere Alexandriner ist ein jambischer Vers von sechs Tacten, mit einem Einschnitt nach dem dritten. Der Reim fällt je auf den Schluß der Verszeile; die Anzahl der durch den gleichen, vollkommenen oder unvollkommenen, ein- oder zweisilbigen Endreim verbundenen Verse ist in demselben Gedichte überaus verschieden; meist aber bilden sich, in der früher von uns bezeichneten Weise, sehr ansehnliche Reimleitern. In süd- und nordfranzösischer Sprache läßt sich diese Versart bis in das eilfte Jahrhundert hinauf verfolgen; [2] in lateinischer, und zwar in dem verwilderten Latein, welches den ersten Übergang zu den Vulgarsprachen

[1] J. Grimm, Gramm. II, 474. I, 93. Unter dem entsprechenden gothischen ei S. 49 kommt das Wort rîm nicht vor. Tatian. c. 44, 21. Otfr. I, 5, 3. I, 11, 104. II, 14, 239. Murat. S. 685. 702 f. Santen S. 197 f.

[2] La nobla leyczon, 1100 (Rayn. T. II, CXXXVII. CLII). In gleichem Maaße sind die übrigen waldensischen Gedichte, auch das Fragment vom Leben des St. Amant ebd. S. 152 ff. und der provenzalische Ferabras. Der nordfranzösische Roman von Karls Reise nach Konstantinopel wird ins 11te Jahrhundert gesetzt, Roquef. 206—8. 480. 43; gegen die Mitte des 12ten Jahrhunderts

macht, bemerken wir schon in den Überresten des Lieds auf Clotar, also bereits im Eingang des siebenten Jahrhunderts, die rohen Anfänge derselben Weise. Man könnte in ihr eben die Auflösung des rhythmisch manigfaltigen Hexameters in seine einfachen Tacte vermuthen, ein Verfahren, das wir oben als das natürliche bezeichnet und vermißt haben. Es sind, wie beim Hexameter, sechs Tacte mit einem Einschnitt. Nicht übereinstimmend ist zwar die jambische Hebung des Alexandriners, aber diese, in jenen lateinischen Überresten noch sehr zweifelhaft, könnte der neuen Sprachbildung, vorzüglich der Herrschaft des Artikels und Pronomens, zugeschrieben werden, wogegen der erstorbene Sinn für den rhythmischen Gang des Hexameters wenig vermochte. Abweichend scheint ferner, daß der Hexameter, wie er im Latein des Mittelalters fortlebt, meist in sich reimt, mittelst des Gleichlauts im Einschnitt und am Schlusse, während der Alexandriner die Einschnitte ungebunden läßt und Zeile auf Zeile reimt. Das Letztere finden wir jedoch zuweilen auch beim Hexameter beobachtet und noch mehr in anderartigen lateinischen Langversen jener Zeit. Umgekehrt sind Spuren vorhanden, daß der altfranzösische Alexandriner auch in sich reimend gebraucht wurde. [1] Überhaupt aber konnte die romanische Reimfülle nur nach außen, Vers an Vers bindend, sich entfalten; die Einschnitte musten dann frei bleiben, weil sonst der Langvers sich völlig aufgelöst hätte; sie konnten erst durch den später aufgekommenen verschränkten Reim passend gebunden werden. Beiderlei Versarten, der lateinische Hexameter und der romanische Alexandriner, standen in besonderer Pflege der Geistlichkeit und wurden auf die gleichen Gegenstände angewandt, hauptsächlich auf Lehre und erzählende Poesie. Nimmt man daher auch den Ursprung der einen Versart aus der andern nicht für erweislich an, so entsprechen sie doch einander in Anlage und Gebrauch. Vorzüglich wichtig aber ist uns der

der roman de Horn, ebend. 48—51. 69; in die zweite Hälfte desselben der roman du Rou des Meisters Wace († um 1184).

[1] So werden die Verse des anglonormannischen Dichters Philippe de Thau in seinem Liber de Creaturis und Bestiaire, von 1107 und 1121, zu nehmen sein, z. B.: Al besuin est truved L'ami è épruved. Unches ne fud ami, Qui al buising failli u. s. w. El tens de vendenger Lores munte al palmer La ù la grappe veit La plus méure seit u. s. w. bei Roquef. S. 67 f. N. III. IV, welcher sie kurzzeilig absetzt; es bilden aber je zwei solcher Halbzeilen dem Sinne nach einen Satz.

Alexandriner in den altfranzösischen Heldengedichten von Karl dem großen, seinen zwölf Genossen und ihren Geschlechtern. Hier erscheint er ganz als epischer Vers, so jedoch, daß er diese Bestimmung mit einem, zu ähnlichen Reimfolgen aufgereihten Verse von fünf Tacten (Pentameter?) theilt. Der besagte epische Kreis hat sich unter offenbarem Einflusse der Geistlichkeit gestaltet, dafür sprechen ausdrückliche Zeugnisse und mehr noch der legendenhafte Charakter des Ganzen; aber er war auch volksmäßig und im Gesange lebendig. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts steht dieses nordfranzösische Epos in seiner vollen Ausbildung da. Mehr nur als vereinzelter und abgeleiteter Erscheinungen, die gleichwohl von der Verbreitung des Alexandriners für den epischen Gebrauch zeugen, ist eines provenzalischen Heldengedichtes aus demselben Fabelkreise und der spanischen vom Cid und von Alexander u. s. w., sämmtlich in jenem Versmaaße, zu erwähnen. Die provenzalische Dichtkunst hat sich fast ausschließlich in lyrischen Formen ausgebildet; der spanischen Romanze ist die Redondilie eigenthümlich, die im trochäischen Tonfall und der Zahl der Tacte dem römischen versus rotatilis [1] entspricht, mit dem epischen Alexandriner jedoch den Einschnitt und das Aushalten auf dem gleichen Reime oder Halbreime gemein hat.

Im germanisch-heidnischen Alterthum erkannten wir die Heimat des Stabreims, auf der romanisch-christlichen Seite des Mittelalters glauben wir den Keim und die natürliche Entwicklung des Endreims gefunden zu haben. Im Gefolge der geistigen Einwirkungen, welche von der letztern Seite her in das innere Deutschland und in die nordischen Lande vorschreiten, sehen wir auch den Endreim seine Herrschaft ausdehnen. Seine erste Eroberung über den Grenzen des romanischen Sprachgebiets war demgemäß derjenige Theil von Deutschland, welcher mit dem auf gallischem Boden gegründeten Frankenreiche am frühesten zu kirchlicher und politischer Gemeinschaft verbunden war. Der äußere Verband löste sich zuerst durch den Vertrag von Verdun 843, in welchem die drei Söhne Ludwigs des frommen die fränkische Monarchie unter sich theilten und wobei das östliche Frankenreich Ludwig dem Deutschen zufiel. Aber die Keime der neuen Geistesbildung sproßten bereits auf dem deutschen Boden. Dem genannten Könige des fränkischen

[1] Über den versus rotatilis s. besonders Wernsdorf, Poetæ lat. min. B. III, S. 440—42.

Ostreichs widmet der alemannische Mönch Otfried das erste, bedeutende deutsche Reimwerk, das auf uns gekommen. „Die Franken", sagt er (1, 1), „sind nicht minder kühn und verständig, denn Römer und Griechen; sie sind tapfer in Feld und Wald, rasch zu den Waffen; ihr Land ist fett an manigfacher Frucht; Kupfer, Eisen und Silber gräbt man darin, Gold liest man aus ihrem Sande; sie sind siegreich und gefürchtet über alle Völker, denn sie thun alles mit Gott, sie sind eifrig, sein Wort zu lernen und zu üben; sollen sie nicht auch dessen theilhaft sein, daß in ihrer Zunge Christi Lob gesungen werde, der sie zu seinem Glauben berufen?" In deutscher, fränkischer Zunge bietet ihnen nun Otfried die Evangelien. Er vergleicht seine Verskunst mit der lateinischen Metrik. „Griechen und Römer," sagt er, „wissen ihre Schriften so wohl zu fügen, wie Elfenbein, sei es schlichte Prose oder künstliches Metrum; sie messen die Füße, Länge und Kürze, daß keine Silbe wankt, sie zählen sorgfältig die Zeilen, sie fegen es so rein, wie man Korn sichtet; die heiligen Bücher selbst bearbeiten sie so schön. Warum sollen die Franken nicht auch im Fränkischen Gottes Lob singen? War der Gesang dieser Sprache nie so in Regel gebunden, so wandelt sie doch in schöner Einfachheit; sorge du nur, daß Gottes Wort schön laute im Verständnis! Zeit und Regel sei seine Predigt selbst, das Metrum halt' an deiner Zunge, schöne Verse seien deine Thaten, in Gottes Gebot laß deine Füße gehen! Denk' und dichte darauf in diesen sechs Zeiten, daß du in der siebenten rasten mögest!" In der lateinischen Zueignung an den Erzbischof Liutbert zu Mainz, einen Nachfolger von Rhabanus Maurus, dem Erzieher Otfrieds, [1] sagt dieser ebenfalls, daß sein Vortrag nicht durch metrische Feinheit zusammengehalten, aber der Endreim sorgfältig beobachtet sei, welchen der Schmuck dieser Sprache verlange. Er betrachtet hiernach den Reim in deutscher Sprache keineswegs als eine erst vor ihm eingeführte Neuerung, aber die ängstliche Vergleichung mit der römischen Verskunst ist ein Beweis, daß auch die deutsche Poesie jener Zeit mit der lateinischen in naher Beziehung stehe. Mit den sechs Zeiten ist offenbar auf den sechszeiligen Hexameter bildlich

[1] Eichhorn, Culturgesch. II, 418: Rhabanus Maurus brachte aus Alcuins Schule eine Fertigkeit im Scandieren lateinischer Wörter mit und ohne Reim in sein Kloster nach Fulda zurück und machte die lateinische Versekunst zu einem Gegenstand des Schulunterrichts in Deutschland, wie sie es in Frankreich und England war.

angespielt;[1] ja es ist die Frage, ob nicht Otfrieds Verse, deren je zwei durch den Endreim verbunden eine Langzeile bilden, dem mönchlateinischen Einschnitt und Schlusse der in sich reimenden Hexameter entsprechen sollen. Der romanische Alexandriner hat, wie wir gesehen, die gleiche Zahl der Hebungen und wendet nur den Reim anders an.

Führt uns nun Otfried selbst nicht zur Quelle des deutschen Endreims, so ist es doch ein merkwürdiger Umstand, daß Ludwig dem Deutschen eine fränkische Evangelienharmonie in Endreimen zugeeignet wird, während noch sein Vater, Ludwig der fromme, eine sächsische in Stabreimen, welche Otfried nicht gekannt zu haben scheint, ausarbeiten ließ.[2] So nahe treten sich die beiderlei Reimsysteme nach Zeit und örtlicher Angrenzung. Für die frühbekehrten Franken und Alemannen konnte eine Form gebraucht werden, welche für die später bezwungenen Sachsen siebenzig Jahre vorher noch nicht statthaft war. Gleichwohl zeigen die Denkmäler der deutschen Allitterationspoesie selbst, daß Sprache und Inhalt dieser Form nahezu entwachsen waren. Die Sprache füllte bereits ihre Fugen mit Vorsetzsilben, Artikeln und andern Bestimmwörtern; dadurch wurde der unmittelbare Anlaut der Wurzeln abgeschwächt, die Reimsilben auseinander gedrückt und eine Dehnung herbeigeführt, für welche das Band der Reimstäbe nicht mehr ausreichte.[3]

[1] Sachsenspiegel B. I, Art. 3. § 1. S. 17: Origenes wiessagede hir bevoren, dat ses werlde solden wesen, de werlt bi dusent jaren up genomen, unde in dem seveden solde se togan. No is uns kündich von der heiligen scrift, dat an Adame de irste werlt began; an Noe de andere; an Abrahame de dridde; an Moyse de vierde; an Davite de vefte; an godes geborde de seste; in der seveden si we nu sonder gewisse tale. § 2: Tu dirre selven wis sint de herschilde ut geleget u. s. w. § 3 sieben Sippezahlen. [S. 157 f. bei Homeyer. K.]

[2] Die Vorrede bei Eckhard, Franc. Or. II, 324 f. Daß dieselbe wirklich auf die noch vorhandene altsächsische Evangelienharmonie sich beziehe, ist, wenn nicht erwiesen, doch sehr wahrscheinlich. Grimm ä. Ged. 35: „Es wäre vielleicht die Anwendung der Sage von Ludwig d. fr. auf sie in Zweifel zu ziehen.“ In der Gramm. 1, LXV scheint dieser Zweifel aufgegeben. [Lachmann über das Hildebrandslied S. 5. Schmellers Heliand. München 1830. K.]

[3] Gramm. 1te Ausg. Vorrede XXXV f. 14. Grimm, Altdeutsche Wälder II, 112 ff. hat versucht, das mit Flickwörtern und der Zeit des Schreibers für die Prosa bereits nöthigen Artikeln angefüllte Bruchstück des alten Hildebrandliedes solcher Zuthaten zu entledigen und durch bloß negative Herstellung zu reinigen.

Der geistliche Inhalt muste diese Umbildung der Sprache fördern, die jetzt Gegenständen des innern Lebens ihren unmittelbaren und bestimmten Ausdruck geben sollte; die kräftigen Anlaute des heroischen Gesanges traten mit den Anschauungen, denen sie dienten, in den Hintergrund, sie lagen nicht im Bereiche der neueröffneten, übersinnlichen Welt; der Klang von Schwertern und Schilden, den die altgewohnten Stabreime versinnlichten, verhallte vor der Botschaft des Friedens. Das Bedürfnis eines milderen Ausdrucks, die Empfänglichkeit für eine neue Form war vorhanden, und es war natürlich, diejenige zu ergreifen, welche mit der neuen Lehre zugleich sich darbot. Die Endungen der deutschen Wörter waren damals noch volltönender, hatten noch etwas vom Gewichte einer ursprünglichen Bedeutung und eigneten sich daher um so besser für die Aufnahme des Schlußreims. Die Raschheit der frühern Weise behauptete sich darin, daß man die Gleichlaute in kurzen Zwischenräumen sich treffen ließ.

In der angezeigten Reimweise sind alle Überbleibsel deutscher Dichtung von Otfried bis um die Mitte des 12ten Jahrhunderts abgefaßt. Diese sämmtlichen Denkmäler, mit Ausnahme weniger, unmittelbar aus dem Munde des Volkes aufgenommener Zeilen,[1] sind, auch wenn der Inhalt ein weltlicher ist, von der Geistlichkeit bearbeitet, die allein sich im Besitze der Schreibkunst befand. Durch ihre Vermittlung blieb auch die deutsche Dichtkunst in fortwährendem Zusammenhang mit der Sprache und dem Gesang der Kirche. Ein Bruchstück aus dem 10ten Jahrhundert, von der Zusammenkunft Kaiser Ottos I mit seinem Bruder Heinrich, Herzog von Baiern (Hahn II, 49), vermischt beide Sprachen in der Art, daß je eine lateinische Halbzeile mit einer deutschen reimt.[2]

1 Aretin, Beiträge zur Geschichte und Litteratur B. VII. München 1806. Neue Beiträge zu den glossologischen Denkmälern der älteren teutschen Sprache vom 8—12ten Jahrhundert von Docen S. 292 f. C. Lachmann, specimina ling. francicæ. Berol. 1825. S. 19. [Uhland, Volkslieder I, 329. K.] Diese kurzen Reimverse scheinen aus einem verloren gegangenen größeren Jagdgedichte entlehnt zu sein. Doch könnte der erste auch ein damals gewöhnliches Sprichwort sein.

2 Veterum Monumentor. Quaternio ed. Joh. Ge. Eccard. Lips. 1720. III. Fragment. poemat. in laud. Henrici Com. Palat. Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Litteratur von H. Hoffmann. Th. I. Breslau 1830. S. 340 f. [Denkmäler von Müllenhoff und Scherer S. 25. 304. K.] Die

In dasselbe Jahrhundert oder den Anfang des folgenden mögen vier lateinische Stücke fallen, das eine geistlichen Inhalts, die zwei folgenden sagenhafte Schwänke, das vierte zum Lob der drei Ottone. Ein Versmaaß wird sich schwerlich daran ermitteln lassen, dennoch wird das zweite ausdrücklich ein Gesang (cantilena) genannt, dem letzten sind Musiknoten beigefügt und allen ist der Name ihrer Weise vorgesetzt. Diese Namen sind, bis auf einen, deutsche: modus qui et Carelmanninc, modus florum (Blumenweise), modus Liebinc, modus Ottinc; nur der letzte steht in bestimmter Beziehung zu seinem Gegenstande. Die lateinischen Texte sind daher offenbar den Tonweisen deutscher Lieder, theils ähnlichen, theils verschiedenen Inhalts, unterlegt; [1] Prosa zu singen, war der Geistlichkeit vom Kirchengesange her nicht ungewohnt. [2] Mit romanischer, und zwar altfranzösischer Poesie finden wir die deutsche gegen den Anfang des zwölften Jahrhunderts im Verkehr. Um diese Zeit verdeutscht der Pfaffe Konrad ein Gedicht aus dem Kreise des kerlingischen Epos, Rolands und seiner Gefährten Untergang in Ronceval. Wieder durch geistliche Hand wird hier der legendenhafte Sagenstoff auf deutsche Erde verpflanzt; der Vers ist jedoch der bisher übliche, ohne Einfluß der epischen Versarten des französischen Heldenlieds, wie solches auch bei den späteren Übertragungen aus diesem Kreise der Fall ist. Dennoch scheint auch auf dem Wege des Gesanges Mittheilung stattgefunden zu haben; dafür spricht der noch im siebzehnten Jahrhundert

Versöhnung Ottos I mit seinem Bruder Herzog Heinrich und die Verleihung Baierns an letzteren fällt nach 939. Hahns Reichshist. II, 49. Halb angelsächsische, halb lateinische Verse s. bei Conybeare VIII—X. Gramm., erste Ausg. LX.

[1] Aus einer Wolfenbüttler Handschrift des 10ten Jahrhunderts in Eberts Überlieferungen B. I, N. 1. Dresden 1826. S. 72—82. Der modus Ottinc auch, ohne Angabe woher, in Eccard. Quatern. S. 54, mit verschiedenen Lesarten; ob bloß durch die Abschrift? Ein anderes Lied in Conradum Salicum Imp., Quat. S. 55 f. Die vierte Zeile, ein allitterierender Refrain, weist auf einen frühern modus hin. Auch andere Gesänge im Quat. haben Kehrzeilen. S. 54. 55. 57. 59. [Neue Ausgabe dieser Lieder in Müllenhoffs Denkmälern N. XIX ff. K.] Vgl. Man. II, 117a, 5.

[2] Prosa, zugleich wahre Kirchengesänge, sind Quatern. S. 55—59 die in obitum Heinrici Imp. II; in Conradum Sal. Imp., mit Ausnahme des Eingangs; in Heribert. Archiep. Colon. Umgekehrt hießen auch Bulgarverse, besonders kirchliche, Prosa. Santen S. 192—194. Vgl. Bouterwek III, 31. [F. Wolf über die Lais S. 91 ff. K.]

bekannte Rolandston für dieselbe Versweise, die sonst auch als Hildebrandston vorkommt. Der doppelte Name ist bezeichnend, denn diesem Tone liegt die epische Strophe der deutschen Sagenkreise zu Grund und der Vers dieser Strophe ist gleichartig mit dem altfranzösischen Alexandriner. In dem Coburger Gesangbuche von 1621 wird zu Bezeichnung der Tonweise eines Kirchenliedes der Anfang eines ältern, weltlichen Liedes: „O Roland, lieber Roland!" vorgesetzt, und wie das Versmaaß im Ganzen mit unserer epischen Strophe stimmt, so dürften jene Anfangsworte im besondern den ursprünglich reimlosen Einschnitt der Langzeile anzeigen.[1]

Das älteste unter den schlußgereimten Gedichten unserer Heldensage, das von König Rother, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, hat kurze Reimpaare mit unvollkommenen Reimen. Die langzeilige Strophe, die wir nachher als epische gebraucht finden, erscheint zuerst in Minneliedern desselben Jahrhunderts, namentlich denen, welche dem von Kürenberg zugeschrieben sind. Dieselbe Strophe zeigt sich aber im Nibelungenliede[2] zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts bereits in einer solchen Zubildung für den epischen Gebrauch, daß wir sie auf diesem Felde schon als herkömmlich betrachten müssen, auch gänzlich abgesehen von der Frage, inwiefern das große Lied nur aus ältern Liedern zusammengefügt sei. Die bedeutendsten und am meisten in epischem Tone gehaltenen Gedichte dieses Kreises sind nun wirklich in ihr abgefaßt, nemlich, außer den Nibelungen, Otnit, Hugdietrich und Wolfdietrich in zweierlei Gestaltungen, die Rosengartenlieder, Alphart, Hildebrandslied, hörnen Siegfried und gewissermaßen auch Gudrun. Die

1 V. d. Hagen, Grundr. S. 173. Das Lied vom hürnen Seyfried, im Nibelungenverse, ohne Reimeinschnitt und ohne Verlängerung der letzten Halbzeile, hat in den alten Drucken von 1560 und 1585 den Titel: Hierinn findt jr ein schönes Lied Von dem Hürnen Seyfrid Vnd ist in des Hiltebrandes thon, Deßgleychen jch nie gehört han. Vnd wenn jr das leßt recht vnd eben, So werdt jr mir gewunnen geben. Die Ausgabe von 1585 hat vor nebenstehenden Versen: Hürnen Sewfried, Gesangsweiß. Grundr. S. 48. 50. Zuerst hat Koch, Compend. d. deutschen Litteraturgesch. B. II. Berlin 1798. S. 87 die Stelle des Coburger Gesangbuches ausgehoben, er führt nemlich aus demselben an S. 52: Ich will zu Land auß reiten, sprach sich Meister Hildebrandt. S. 75: O Rolandt lieber Rolandt. Sind diese Weisen hiernach zweierlei? Vgl. auch J. Grimm über den altdeutschen Meistergesang S. 135.

2 [Vgl. Franz Pfeiffer, der Dichter des Nibelungenliedes S. 12 ff. K.]

Gleichartigkeit des Verses mit dem romanischen Alexandriner ist einleuchtend; beides eine Langzeile von sechs Hebungen im jambischen Ansteigen mit reimlosem Einschnitt in der Mitte. Die Verschiedenheiten betreffen den Reim und den Strophenbau. Der Reim ist im Alexandriner bald einsilbig, bald, besonders mit dem französischen stummen e, zweisilbig, in unsern Liedern hingegen immer stumpf. Dadurch erhält auch dieser Vers erst seine rhythmische Abrundung. Sollte Abwechslung in die Glieder des Verses kommen, sollte der reimlose Einschnitt der Zeile bemerklich sein und von ihrem Abschluß sich rhythmisch unterscheiden, so konnte dieses nur durch Gegensatz geschehen; d. h. wenn der Schlußreim stumpf war, muste der Einschnitt klingend sein und umgekehrt. Daß beim Alexandriner hierauf nicht geachtet wurde, mag, wenn wir auch auf dessen Verwandtschaft mit dem zweisilbig auslautenden Hexameter keine Rücksicht nehmen, der vorherrschenden Richtung nach außen in häufiger Wiederholung desselben Schlußreims beizumessen sein, worüber auf die innere symmetrische Anordnung und Abtheilung der Zeilen weniger Bedacht genommen wurde, als in der genau abgegrenzten deutschen Strophe. Im neuern französischen Alexandriner, der mit Beseitigung der langen Reimfolgen mehr eine strophische Gliederung erlangt hat, wechseln nicht bloß männliche Reimpaare mit weiblichen, sondern es wird auch bei zweisilbigem Endreime der Einschnitt einsilbig gehalten. Die Abweichung im Strophenbau besteht darin, daß unsere Lieder je mit zwei langen Reimpaaren eine Strophe abschließen, während die romanischen Gedichte eine unbestimmte Zahl alexandrinischer Langzeilen durch den gleichen Reim verbinden. Diese Verbindung ist allerdings auch strophisch zu nennen, sofern wir am Schlusse jeder größeren oder kleineren Reimfolge die Wiederkehr eines musikalischen Nachspiels annehmen. Die ursprüngliche Bestimmung für den Gesang unterliegt, nach den vielfachen Aussagen der Gedichte selbst, keinem Zweifel; mochte nun die Strophe, wie in den deutschen Gedichten, nur vierzeilig, oder, wie in den altfranzösischen, von unbestimmter Länge sein, so werden wir uns ein ziemlich gleichförmiges Recitativ der einzelnen Verszeilen zu denken und die Freigebung der Stimme oder der Instrumentalbegleitung, wie beim Kirchengesang, vornehmlich an das Ende jeder Strophe zu verlegen haben. Daher in den deutschen Liedern die Verlängerung der letzten Halbzeile um einen Tact, welche

jedoch häufig auch unterbleibt, indem sie durch die Musik ersetzt werden konnte. Man bemerkt auch leicht, daß dieser nachschwingende Übertact nicht völlig gleiches Gewicht mit den übrigen Hebungen hat.[1] In volksmäßigern französischen Liedern der alexandrinischen Versart[2] finden wir nicht nur eine strengere strophische Begrenzung, sondern auch am Schlusse der Strophen häufig den Refrain, als Bezeichnung des musikalischen Auslauts.

Wir haben den Endreim als ein Erzeugnis der lateinischen Sprache in der Periode des Zerfalls ihrer altclassischen Bildung und ihres Übergangs in die romanischen Mundarten darzustellen versucht. Wir haben dessen allmähliches Vorrücken auf deutschem Sprachgebiet im Gefolge der gesammten, von jener Seite eindringenden Geistesbildung, und ein ebenmäßiges Zurückweichen des ursprünglich germanischen Stabreims beobachtet, und wir müssen es natürlich finden, daß mit dem Endreim überhaupt auch bestimmte Reimweisen herüberkamen. Wir sahen den alexandrinischen Vers, dem Hexameter analog, zuerst im Mönchslatein, dann in süd- und nordfranzösischer Mundart, zuletzt in deutschen Liedern hervortreten und zwar, hier wie dort, sich zum epischen Verse gestalten. Wir haben Verschiedenheiten im Gebrauche bemerkt, die jedoch nicht wesentlich erschienen, aus der verschiedenen Art der Sprachen sich erklären ließen und durch Übergänge vermittelt sind, ja deren völlige Ausgleichung nur bei einer mechanischen Übertragung, die wir nicht annehmen, erklärbar wäre. Schon auf diese Betrachtungen glaube ich die Ansicht gründen zu können, daß unser epischer Vers ein Abkömmling des lateinisch-romanischen Alexandriners sei.

Die scheinbarste Einwendung hiegegen möchte die sein, daß eine den Deutschen durchaus volksmäßig gewordene Versart, in der sie ihre heimische, aus dem eigensten Leben des Volks seit undenklicher Zeit

[1] Ewald de metr. arab. S. 27. 19, 2. 32. Was Ewald majus membrum nennt, fällt bei Hermann unter den Begriff von ordo oder numerus finitus, qualis est, qui ictum, eoque et initium et finem habet (S. 12 f.).

[2] Dergleichen viele in: Les chansons nouvellement assemblées. 1538. 12. S. auch Sommaire de tous les recueils des chansons. Paris 1581. 12. Ferner: La fille du roi d'Espagne u. s. w. strophisch, doch mehrreimig, in den Liedern von Audefrois li Bastars. [P. Paris, Le romancero français. Paris 1833. W. Wackernagel, Altfranzösische Lieder und Leiche. Basel 1836. Leroux de Lincy, Recueil de chants historiques français. Paris 1841. K.]

erwachsene Heldensage niedergelegt, nicht aus fremder Sprache erborgt, nicht auf gelehrtem Wege übergepflanzt sein könne. Ich erwidre hierauf Folgendes:

Der Reim und so auch die einzelne Reimweise kam nicht für sich herein, sondern, wie schon erwähnt, im Gefolge einer weitumfassenden Einwirkung, die sich bis in das Innerste des Volkslebens erstreckte; das Organ dieser Einwirkung war die Geistlichkeit, sie war die Vermittlerin zwischen Kirchensprache und Volkssprache, sie herrschte über die Tonkunst und mit dem Kirchengesange machte sie die Reimklänge desselben dem Ohr der Laien vernehmlich. Schon der sanctgallische Mönch Tutilo (starb 912) [1], unterrichtete die Söhne des Adels in der Musik; die Dichtkunst in deutschen Reimen wurde von der Geistlichkeit eifrig betrieben und durch ihre Hände gieng selbst die deutsche Heldensage, wie dieses noch besonders nachzuweisen ist. Aber auch der unmittelbare Verkehr der Nachbarvölker muste der romanischen Poesie und ihren Weisen Eingang verschaffen und wir haben Spuren davon angedeutet. Und all dieses traf ein, während auf der andern Seite die heimische Weise des Stabreims, wie schon gezeigt worden, weder dem Zustande der Sprachentwicklung, noch dem neuen geistigen Bedürfnisse ganz mehr genügen konnte.

Ein der Bildung unsrer epischen Versweise gleichartiger Hergang zeigt sich auch bei andern Völkern. Zuvörderst in der englischen und schottischen Balladenpoesie. Der Vers dieses echten Volksgesanges ist derselbe, den wir bisher bei verschiedenen Völkern nachgewiesen, nur daß der reimlose Einschnitt in der Mitte, dem Charakter der englischen Sprache gemäß, in der Schwingung stumpf auslautet. Vor der normännischen Eroberung galt dort die angelsächsische Poesie mit dem Stabreim; auch den skandinavischen Einwanderern war die Allitteration angestammt. Bekannt ist, wie gewaltsam die Normannen der

[1] Ekkehard. jun. de casib. mon. St. Galli cap. III: Musicus, sicut et socii ejus, sed in omnium genere fidium et fistularum præ omnibus. Nam et filios nobilium in loco ab abbate destinato fidibus edocuit. Concinnandi in utraque lingua potens et promtus natura, serio et joco festivus adeo, ut Karolus [Karl der dicke] noster aliquando ei maledixerit, qui talis naturæ hominem monachum fecerit, versus et melodias facere præpotens. Goldast, scr. rer. alam. B. I, S. 24. Pertz B. II, 94.

französischen Sprache, die längst ihre eigene war, in dem eroberten Lande die Herrschaft zu verschaffen suchten.[1] Noch über zwei Jahrhunderte war sie die Sprache des Hofes und des Adels, in ihr und ihren Reimweisen blühte die englisch-normännische Poesie. Diese bediente sich für die epische Darstellung vorzüglich des Alexandriners; so der vordere Theil vom roman du Rou aus dem 12ten Jahrhundert des Meister Wace,[2] der von der Insel Jersey gebürtig war und unter den ersten Heinrichen lebte; so das sagenhafte Gedicht von Horn und Rimel u. s. f. In den ältesten schriftlichen Denkmälern der hervortretenden englischen Sprache, der Reimchronik des Robert von Gloucester aus der letzten Hälfte des 13ten Jahrhunderts u. a.,[3] finden wir wieder den Alexandriner, und es ist wohl kein Zweifel, daß er mit der neuen Sprachgestaltung auch des epischen Gesanges sich bemächtigt habe.

Auf gleiche Art drang mit dem Endreim überhaupt der epische Vers auch in den christlich gewordenen Norden hinan; Schweden, Dänemark, Norwegen und selbst die Faröen nahmen denselben in ihren Volksgesang auf, und zwar so, daß je ein langes Reimpaar mit Refrain eine Strophe bildet. So namentlich die dänischen und faröischen Volkslieder unsres Sagenkreises.

Dieser epische Vers ist sonach ein Gemeingut vieler romanischen und germanischen Völker, die Einführung desselben in Deutschland ist nicht eine vereinzelte, für sich zu erklärende Erscheinung, die genügende Erklärung muß eine gemeinschaftliche und wechselseitige sein, und wir fanden eine solche in dem allmählich vom Süden zum Norden fortschreitenden Einfluß romanisch-christlicher Bildung und Sitte.

Außer der bisher abgehandelten epischen Strophe kommen noch vier strophische Formen im Kreise unsrer Heldengedichte vor. Drei derselben sind jedoch augenscheinlich aus der erstern entstanden. Sie verdanken ihren Ursprung dem Bestreben, auch den klingenden Reim in Theilnahme zu ziehen, überhaupt der weiter entwickelten Reimlust und Reimkunst. In der Strophe des Gudrunliedes ist die der Nibelungen nur soweit verändert, daß das hintere Reimpaar meist klingende Reime hat und daß die letzte Zeile ins Unbestimmte verlängert werden kann,

[1] Bouterwek VII, 6—8.

[2] Mone, Quellen 1, 14. [Ausgabe von Pluquet. Rouen 1827.]

[3] Bouterwek VII, 48 f.

welches wir dem allgemeinen musikalischen Grunde, dessen schon gedacht worden, zuschreiben. Eine zweite Strophenart gieng aus der Umwandlung der reimlosen Einschnitte in klingende Reime vor. Aus vier Langzeilen wurden so acht breitactige Verse mit verschränktem klingendem und stumpfem Reime. In diese Form arbeitete Kaspar von der Röhn um 1472 viele Stücke des Heldenbuchs abkürzend um und in ihr wurden um dieselbe Zeit Otnit, Wolfdietrich und das Rosengartenlied für das gedruckte Heldenbuch zugerichtet. Der Anlaß, die Absätze mit Reimen auszufüllen, lag nahe und einzelne Anklänge kommen schon in der ältern Gestalt der Lieder vor, besonders aber in den Zusätzen des überarbeiteten Nibelungenliedes (Hagens Einleit. LIX f. Vgl. Grimm, Meisterges. 136). Diese achtzeilige, in weltlichen und geistlichen Liedern viel gebrauchte, mit mancherlei Namen bezeichnete Weise läßt zwar den letzten Vers gewöhnlich unverlängert, doch kommt auch das Gegentheil vor. Eine dritte, sechszeilige Form, die sich nur im Liede von der Schlacht vor Raben findet, hat die vier ersten Zeilen mit der vorigen gemein, die zwei letzten haben klingenden Reim, so zwar, daß die fünfte, dem Vordergliede der epischen Langzeile entsprechend, mit einer Schlußzeile von fünf Hebungen reimt. Dagegen steht eine vierte Strophenart von 12 bis 13 Zeilen, der Berner oder Herzog Ernsts Ton genannt, in welchem Ecken Ausfahrt, Sigenot und Dietrichs Drachenkämpfe auf uns gekommen sind, in keinem nähern Zusammenhang mit unsrer epischen Strophe. Dieser Ton [1] ist, fast nach meistersängerischer Weise, schon sehr zusammengesetzt und als Erweiterung eines ältern, einfachern zu betrachten, in welchem ein mit unsrem Heldenkreise nahverwandtes Lied von Salomon und Morolf gedichtet ist. Doch könnte dieser einfachere Ton selbst noch als eine Mischung der beiden Hauptreimarten, nemlich der viertactigen Reimpaare und der epischen Langzeile betrachtet werden.

Rein in der erstern Hauptform sind folgende Stücke unsres Epos abgefaßt: Rother, Laurin, Dietrichs Flucht, Dietleib und die Klage. Von dieser Versart werden wir in dem Abschnitt von den eigentlichen Rittergedichten handeln, in welchen sie ihre sorgfältigste Ausbildung erlangt hat.

[1] Vergl. damit die englische Strophe von Horn Childe and Maiden Rimnild (Ritson, metr. rom. III, 282).

3. Stil.

Jeder epische Kreis, schon weil er nicht ein Erzeugnis bestimmter Persönlichkeit, sondern eine Volksdichtung ist, bildet in dem gemeinsamen Vers auch einen gemeinsamen Stil, d. h. eine in den einzelnen Liedern wiederkehrende Weise des Ausdrucks und der Darstellung, eine über das Ganze verbreitete gleichmäßige Farbengebung und Stimmung. Zwar ist in den deutschen Heldenliedern diese Gleichförmigkeit dadurch einigermaßen gestört, daß sie ihre letzte Gestaltung in sehr verschiedener Zeit erlangt und daß mehrere derselben eine absichtliche Verarbeitung unter den Einflüssen fremdartiger Dichtungskreise erlitten haben. Dennoch wird auch in ihnen der epische Stil sich ergreifen lassen, wenn wir zunächst diejenigen zu Grunde legen, welche das Gepräge einer natürlichen Entwicklung noch unverfälscht an sich tragen und wenn wir dann bemerken, wie selbst in den absichtlichern Erneuungen neben dem fremden Anwachs gewisse alterthümliche Formen, gleichsam als unzertrennliche Wahrzeichen des Stoffes, beibehalten worden sind. Einige, nicht unmittelbar zur deutschen Heldensage gehörige, aber mit ihr verwandte und den Ton des alten Volksgesanges lebendig aufbewahrende Gedichte (das von Salomon und Morolf, das von Orendel und Breide), nicht minder die sonstigen Reste deutscher Volkspoesie und die sagenhaften Volkslieder befreundeter Stämme können auch hier zur Erläuterung und Ergänzung dienen. Bestimmter noch würde die einfache Darstellung der Heldenlieder hervortreten, wenn wir ihr jetzt schon das glänzende Farbenspiel der eigentlichen Rittergedichte gegenüberstellen könnten.

Was im deutschen Epos, wie in jedem andern, zuerst auffällt, ist die stetige Wiederholung gewisser Redeformen und Wendungen, oft in der Wiederkehr ganzer Verszeilen, selbst ganzer Strophen. Die epische Dichtung, weit entfernt, in der Manigfaltigkeit und dem Schmucke der Sprache eine eigene Kunst zu suchen, hält sich lediglich an die Sache und bedient sich für sie des einfachsten und klarsten Ausdruckes. Dieser stellt sich von selbst ein und wird sich stets wieder einstellen, so oft dasselbe Bedürfnis wiederkehrt; diese Wiederkehr aber kann nicht ausbleiben, da die Anlage der Lieder nirgends auf künstliche Abwechslung und Überraschung berechnet ist, und da die versinnlichende Darstellung alle die äußeren Bewegungen und Thätigkeiten in sich aufnimmt, die

unter gleichen Umständen die gleichen sind. Dieselbe Stellung des Kampfes oder der Geselligkeit, dieselbe Stufe des Leides oder der Freude bringt auch dieselben Bezeichnungen mit sich. Wo das Nemliche geschieht, da wiederholt sich auch die Form der Erzählung, und wenn mehrere gleichzeitig oder in unmittelbarer Folge das Gleiche thun, kehrt Schlag auf Schlag dieselbe Wendung, z. B. wenn die Recken dem König ihre Hülfe bieten (Morolf I, 161—200. Otnit 112—220. Nib. 5912—20. Rolandslied 345. 656. 677. 709) oder wenn sie nach vollbrachter Fahrt von ihm heimziehen (Rosengarten I, 2447—52. Dietl. 12838—63. 12986—13021. Alphart 466. Orendel 3814—7). Da aber der Ausdruck sich dem Versmaaße anschicken muß, so ist mit der Wiederkehr der Redeformen auch diejenige von halben und ganzen, einzelnen oder mehreren Verszeilen gegeben, bei verschiedenem Versmaaße mit leichter Änderung und Anpassung an die Art eines jeden. Die vielfache Verknüpfung und Sonderung der Gesänge des epischen Kreises trägt diese Wiederholungen von einem Lied in das andere. Es lag auch im natürlichen Vortheil des Sängers, den Ausdruck, der ihm dargeboten war, nicht erst aufzusuchen, den für die Übergänge, für die wiederkehrenden Verhältnisse schon zugerichteten Vers nicht erst neu zu gestalten, vielmehr mit den bereiten Hülfsmitteln sich den Vortrag zu erleichtern und den Blick auf den Gegenstand, auf die Gestalten frei zu erhalten.

In Beziehung auf Farbe und Fülle zeichnet sich unser epischer Stil weder durch malerische Beiwörter, noch durch ausgeführte Vergleichungen aus. Die Eigenschaften der Helden und Heldinnen sind durch einfache Beiwörter: kühn, schnell, schön, milde, getreu, ungetreu, grimmig u. dgl. ausgedrückt, oft auch mit Verstärkung: wunderschön, sturmkühn, mordgrimm u. s. f., und diese Bezeichnungen sind, nach ihrer allgemeinen Natur, nicht auf bestimmte Personen beschränkt. Gleichwohl enthalten solche schlichte Wörter die sittlichen Triebfedern der gewaltigen Heldengeschichte und wir vergegenwärtigen uns ihre Bedeutsamkeit in denjenigen Charakteren, welche die bezeichneten Eigenschaften, wenn nicht ausschließlich, doch in vorzüglichem Maaße zur Erscheinung bringen, z. B. der milde Rüdiger, Helke die gute, der getreue Eckart, der ungetreue Sibich, der grimme Hagen, der kühne Wolfhart. So fühlen wir die Innigkeit, womit in diesen Gedichten die Verhältnisse der Dienstmannschaft

und der Blutsverwandtschaft durchaus behandelt sind, noch darin, wenn der Dienstmann von seinem lieben Herren, der Fürst von seinen werthen lieben Mannen spricht, der Sohn den Vater anredet: Ach Vater, liebster Vater! u. dgl. m.

Aber auch die Farbe, die sinnliche Bezeichnung fehlt keineswegs in den Beiwörtern des äußerlich Erscheinenden. Die Hand ist die weiße, schneeweiße, der Mund der rothe, rosenfarbe, so ferner: die spielenden Augen, die gelben Haare, das rothe Gold,[1] der grüne Wald, die grüne Heide, die breite Linde, der kalte Bronnen, das tiefe Thal, das wilde Meer, der kühle Morgen, des Morgens in dem Thaue, der Sommertag,[2] der sommerlange Tag. So anspruchslos diese Beiwörter lauten, so sind sie doch weder nichtssagend, noch überzählig. Wem sie für die Dichtersprache zu einfach dünken, den mögen sie, dieselben oder ähnliche, in der alten Rechtssprache (Grimms Rechtsalterth. 35. 45), wo sie nicht minder herkömmlich sind, unerwartet dichterisch und gemüthlich ansprechen; das Gemeinschaftliche, Vermittelnde liegt in der unbefangenen Wahrheit des Ausdrucks, in der sinnlichen Auffassung der Gegenstände, welche für jedes Verhältnis die gleiche ist.

Die früher angeführten Beiwörter haben uns den Blick in die sittliche und Gemüthswelt eröffnet, die zuletzt ausgehobenen stehen in genauem Zusammenhang mit dem Gesammtbilde körperlicher Schönheit und mit der ganzen Naturanschauung. Die weißen Hände, der rothe Mund lassen am einzelnen Theile den frischen Jugendglanz durchscheinen, der, wie wir an seinem Orte ausgeführt, die volle Gestalt der Helden und schönen Frauen erleuchtet; selbst der rüstige Greis entbehrt des lichten Schmuckes nicht, ihm fällt ein Bart, weiß wie Schnee, bis über den Gürtel herab. Der grüne Wald, der kalte Bronnen, der kühle thauige Morgen u. dgl. zeigt uns, in schnellem Durchblick, die Natur in ihrem frischen, gesunden Zustande, wie sie vor dem Auge des Sängers steht, auch ohne daß er sich auf förmliche Naturschilderung einläßt. Die Fahrten der Helden sind in der schönen Jahreszeit gedacht. „Wir sollen mit Vogelgesange fließen über See!" heißt es im Otnitsliede. Breite Linden, deren eine fünfhundert Rittern Schatten gäbe,

[1] Pertz, Hausm. 129, 2: [aurum] purissimum ac rutilum.
[2] Klage 3341 [3373 Holtzm.].

stehen über kühlen Brunnen, süßer Duft weht aus ihren Zweigen, darauf Drossel und Nachtigall singt, Gras und Blumen entspringen unter ihnen; da binden die Helden ihre Rosse an, lehnen den Speer an der Linden Ast und entschlummern beim Gesange der Vögel; Zaubermächte walten an diesen lieblichen Stellen. Ein treffliches Waldstück ist Eckes Ausfahrt; wenn der kampflustige Jüngling durch den Wald rauscht, wenn sein Helm, von den Ästen berührt, fernhin wie eine Glocke klingt, dann lassen die Vögel ihren Schall und das Gewild entflieht oder sieht ihm staunend nach. Die Kämpfenden achten nicht, was die Vögel singen; ihre Helme überklingen den Vogelsang; von dem Sturme, den sie heben, erkracht der grüne Wald, der Widerhall antwortet ihren Schwertstreichen. Sie schlagen Laub und Äste von den Bäumen, der Berner wird ganz davon überhegt, sein Schild das war der grüne Wald; von dem Feuer, das aus ihren Helmen fährt, entzünden sich die Bäume; je stärker sie fechten, je mehr brennt es über ihnen. Der nächtliche Wald ist vom Glanz ihrer Harnische durchleuchtet; ihre Helme scheinen so licht, als ständen zween Vollmonde am Himmel. Nordische Lieder lassen ihn im Bette oder auf dem Ritt zur Dingstätte erschlagen werden; „aber deutsche Männer," heißt es bezeichnend, „sagen, daß sie ihn draußen im Walde schlugen" (Gr. Edd. 239); „ob einem kalten Brunnen," sagen unsre Lieder. Frau Helke erblickt die herrenlosen Rosse ihrer jungen Söhne, die Sättel roth vom Blute der Erschlagenen, als sie eben nach einem Garten geht, die schönen Blumen zu schauen. „O weh! ihre lichte Augenweide, die ward trübe mit großem Herzenleide." Ähnliches im Liede von Sigenot; wenn dieser Riese schlafend Athem zieht, so biegen sich die Äste hoch in den Bäumen. Wie das Gras, der Klee, die Blumen zertreten und vom Blute gefärbt werden, kommt bei vielen Kämpfen vor. In die Blumen fällt der todwunde Siegfried.[1] Am glänzendsten zeigt sich in den Rosengartenliedern der blühende Grund des Bildes, der Rosenwald, auf dem sich die riesenhaften Heldengestalten, mit den langen Schwertern ausholend, malen. In den Rosengarten am Rhein, wo unter breiter Linde die Frauen sitzen, um mit Rosen die Sieger zu bekränzen, ist der Streit entboten. Mit

[1] Nib. Lachm. 929: Dô viel in die bluomen der Kriemhilde man. 939: Die bluomen allenthalben von bluote wâren naz; dô rang er mit dem tôde, unlange tet er daz.

Rosen ist das ganze Lied durchwoben. „Soll ich nach Rosen reiten?“ sagt der zweifelmüthige Dietrich; „ich hab' ihrer zu Bern genug.“ „Ich bin all diesen Sommer ohne Rosen gangen,“ spricht der trotzige Wolfhart, und sein Bruder Alphart schlägt ihm vor, einen Kranz von Nesseln zu tragen. Beim Kampfe selbst wird erzählt, wie die Panzerringe in der Rosen Schein gestreut liegen, als wären sie ausgesät, wie der grimme Wolfhart Rosen liest, wie die Rosen zertreten werden. Ebenso im Liede von Laurin, wie dem Klee und den lichten Rosen weh geschieht.[1] „Ihr habt den Rosen weh gethan, das will ich euch entgelten lan,“ ruft der Zwergkönig, Hand und Fuß zur Buße heischend. Indeß die Helden sich blutige Wunden hauen, wird das Ungemach der Blumen bemitleidet; während sie mit Schwertstreichen sich betäuben, wird des gestörten Vogelsanges gedacht.

Aus Feld und Wald springen meist auch die einfachen Bilder hervor, welche zu Vergleichungen gebraucht werden. Die Rose ist das Bild der Jugendfarbe. Die spielenden Augen sind denen des Falken gleich (Mor. I, 2165). Der hauende Eber ist das heimische Bild der Kämpfenden (Nib. Str. 1883). Dankwart, allein von den Seinigen übrig, geht vor den Feinden her, die ihn von beiden Seiten anspringen, als ein Eberschwein zu Walde thut vor Hunden; fremdartiger ist der Löwe, dessen Muth und Zorn, dessen weite Sprünge gleichwohl öfters zur Vergleichung dienen. Der Blick des Wolfes wird grimmen Gemüthern beigelegt; wölfisch sieht im Dietleibsliede der gefangene Wolfhart; die wolflichen Blicke kommen im Gedichte von Orendel vor; die alte üble Wölfin wird die grausame Gerlind genannt.

Noch können einzelne Vergleichungen von dichterischer Schönheit ausgehoben werden. So leuchtet Kuperans Helm, wie die Sonne auf Meeresfluth; Dietleib kann sich mit seinen goldfarben Haaren vor dem Regen decken, wie der Falke mit den Flügeln; Rüdigers Herz gebiert Tugenden, wie der süße Mai Gras und Blumen bringt. Des ausgemalten Gleichnisses aber, welches die Handlung in einem andern, selbständigen Lebensbilde abschildert und verdoppelt (wie in den homerischen Bildern), entbehren unsre Lieder; dagegen verstehen sie im weissagenden Spiegel des Traumes die Geschicke bildlich aufzufassen. So

[1] Laurin 195: Den liechten rosen und dem klee geschach do auß der maßen we.

der Traum im Eingange des Nibelungenliedes, vom Falken, den zween Aare greifen, und viele andere, die wir vorzüglich in die ahnungsvolle Seele der Frauen gelegt sahen; eine Bildnerei, welche weniger auf die Fülle des Lebens, als nach der inneren Tiefe gerichtet ist.

Reich ist unser epischer Stil an kurzen, aber ausdrucksvollen Bezeichnungen der Gemüthszustände durch äußere Haltung und Geberde. Schweigen ist Ausdruck des Bedenkens, der Missbilligung. Rother, um seine Boten tiefbekümmert, sitzt auf einem Steine drei Tage und drei Nächte, ohne mit jemand zu sprechen. Der Entschlossene spricht kein Wort, bis er den entscheidenden Streich geführt hat. Stummes Ansehen bedeutet Frage, Befremdung, Niedersehen Unmuth, Aufsehen Freude.

Das Ansehen im Gespräch heißt unter die Augen sehen. Der Spähende läßt die Augen wanken; höhnisch oder forschend wird über Achseln geblickt; in den schottischen Volksliedern wird gewöhnlich über die linke Schulter geblickt, oder man sieht Widerwärtiges über die linke, Erfreuliches über die rechte Schulter. Nach etwas senden heißt darnach springen lassen. Zum Empfang, zu vertraulicher Besprechung faßt man sich bei der Hand. Flehende, huldigend sich Ergebende strecken die Hände. Von dem Töchterlein, das den Vater bittet, wird gesagt: da war der Jungfrau Hand an ihres Vaters Kinne. Bleich und roth werden verräth die innere Bewegung, den Wechsel von Furcht und Hoffnung, Leid und Freude. Lachen ist Äußerung der Fröhlichkeit, des Wohlgefallens, des Erstaunens. Nicht mehr zu lachen ist Eigenschaft und Vorsatz Schwergetroffener, und das erste Wiederlachen, oft nach vielen Jahren, verkündet, daß der Tag der Vergeltung gekommen sei. Vom Weinen werden lichte Augen roth; Helden sieht man Thränen über die Bärte gehen; Frauen fallen die Thränen in den Schooß, wird das Gold vor der Brust von Thränen getrübt. Überlaufen der Augen bezeichnet den ersten Anfall des Schmerzes, Blutweinen den letzten, gewaltsamsten Ausdruck. Hände werden gerungen, Dietrich beißt sich ein Glied aus der Hand.

Die manigfaltigen Verhältnisse des Heldenlebens, die Stufen des Kampfes und der Waffenruhe, haben ihre bestimmten Merkmale. Gewappnet, ohne Stegreif springt der Held in den Sattel die Jünglinge singen, die Rosse gehen in Sprüngen. Wenn Schiffe in See gehen,

dann rauschen die Segel, krachen die Ruder an den Händen. Wer seinen Gegner nahen sieht, gürtet sein Ross besser, bindet sich den Helm fester. Hagen thut letzteres zum Zeichen, daß man sich vor Kriemhilden vorsehen müsse. Heerzüge binden die Fahnen auf. Dem Anheben des Kampfes entspricht gerne die Raschheit des Verses und Vortrags. Zusammen springen die Helden, die Schwerter klingen ihnen an der Hand. Unter den Schild bückt sich der Fechtende. Über Schildes Rand wird gerufen, mit dem Schwerte gewunken. Tritt ein Stillstand ein, wird unterhandelt oder Wache gehalten, so setzt der Held den Schild vor seinen Fuß, lehnt sich darüber; hebt der Streit von Neuem an, so wird der Schild wieder aufgezuckt. Sitzende Recken haben das Schwert über die Kniee gelegt, zum Zeichen der Wachsamkeit oder des Trotzes. Im Zweikampfe treiben die Gegner sich mit Schlägen um. In großer Noth des Streites kehren Freunde den Rücken zusammen. Oder der Schild wird zu Rücken geworfen, das Schwert in beide Hände gefaßt. Wolfdietrichs Dienstmannen schwingen die Schilde zurück und hauen durch eine Schaar von Zweitausenden ihren Herrn heraus. Dieser Augenblick der äußersten Anstrengung, wo die Brust entblößt wird, um dem Streiche die vollste Kraft zu geben, wird in nordischen Darstellungen feierlich durch den Gesang verkündigt. Gefallene liegen unter oder in dem Schilde.

Das Ungeheure der Kämpfe zu beschreiben, sind manche Wendungen wiederkehrend. Tage und Nächte hindurch währt der Streit. Da ringt Kraft wider Kraft, da wird Heldeswerk gewirkt, Sättel werden leer gemacht; Feuer springt von den Helmen; gehauen wird durch Helme, daß es auf den Zähnen widerwendet, von der Achsel bis auf den Sattel durchgeschlagen; die Schwertgriffe schneiden in die Hände, daß nicht Haut, noch Fleisch daran bleibt; die Schwerter erkrummen, brechen vor der Hand; Halsberge werden weich vor Hitze; die Kühnsten werden Streites satt gemacht, niemand begehrt zu leben, Burg und Land wieder zu sehen; Wunden werden geschlagen, die nimmer verbunden werden; weite Straßen, blutige Brücken werden durch Zehntausende gehauen, manche Kehr durch ganze Heere genommen; da werden blutige Sporen gemacht, bis an die Kniee im Blute gewatet, die Arme bis zur Achsel blutig gefärbt, Blut springt von den Füßen all über das Haupt; Männer, ganz blutfarb, sieht man reiten und schreiten; Blut wird für

den Durst getrunken und schmeckt wie der beste Wein. Das Blut, aus weitoffenen Wunden rinnend, möcht' ein Rad treiben; es strömt in Güssen hinab, gleich Regenbächen; es dampft, daß der Sonne Schein getrübt wird; das Gefilde liegt voll Todter, als wär' ein meilenlanger Wald gefällt; Schwert und Speer stecken in den Helmen; mit Leichen wird das Feld gedüngt, Raben, Geier, Wölfe werden gesättigt. Und durch all den unmäßigen Heerschall, davon Berg und Thal ertost, glaubt man der Frauen, der Wittwen lautes Weinen, an welches stets gemahnt wird, wie in klagenden Windesstößen, zu vernehmen.

Für ruhigere Zustände wird manchmal mit wenigen Strichen ein Hintergrund gezeichnet; man sieht jemanden bei der Linde, vor dem Münster stehn. Der alte Biterolf steht an einer Laube (Bogenhalle), als ihm die Rückkehr seiner Kinder gemeldet wird. Frauen stehen an der Zinne, an den Fenstern; sie schweifen den Schleier um, heben das Gewand auf und gehen über den Hof.

Oft wird das Erzählte noch weiter dadurch veranschaulicht, daß man es als ein fortwährend Gebräuchliches bezeichnet; „so noch die Leute thun.“ Biterolf steht unter der Laube, wie noch jetzt Fürsten thun; er pflegt seiner Gäste, wie noch ein Wirt thun soll. Wolfdietrich lehnt sich auf seinen Schild, als noch die Recken thun. Sidrat nährt sich mit ihrer Hand, als noch viel manche thut. Rüdigers jungfräuliche Tochter, befragt, ob sie Giselhern zum Manne wolle, schämt sich, wie manche Maid gethan. Eine Königin im Dietleibsliede tröstet sich über ihren erschlagenen Gemahl, wie nach ihr viel manche gethan. Umgekehrt soll die Erzählung durch den Gegensatz heutiger Sitte gehoben werden; in der Nibelungennoth wird so grimm gefochten, daß man es nimmermehr thut; Etzel faßt selbst den Schild und will kämpfen, was von so reichen Fürsten selten nun geschieht. Von Siegfrieds Ringen mit Brunhilde in der Brautkammer wird gesagt, solche Wehr dürfte nimmer an Frauen ergehn.

Ein bestimmtes Costüm in Waffen und Kleidertracht ist allerdings bei unsern Liedern schwieriger auszumitteln, weil sie in so ungleicher Zeit und unter so verschiedenen Einwirkungen ihre letzte Gestalt erlangt haben. Durch Vergleichung mit dem üppigern Prunke, der sich in den eigentlichen Rittergedichten auslegt, vermögen wir jedoch einige Grenze zu gewinnen und es zeigt sich uns, daß, bei manchen Ausnahmen,

das Costüm im Ganzen nicht weiter vorgeschritten, als es sich am Schlusse des 12ten Jahrhunderts befand, und um diese Zeit in den Handschriftbildern Herrads von Landsperg dargestellt ist. Denn sowie in den Heldenliedern die Recken selbst noch, wie es Riesenbekämpfern und Drachentödtern ziemt, derb und mächtig gebaut sind, mit breiter Brust, doch um den Gürtel schmal, hochgewachsen, mit langen Beinen, herrlichem Gang, gewaltiger Stimme, die als ein Wisendshorn erschallt, so ist auch bei der Bewaffnung mehr noch vom langen, zweischneidigen Schwerte, vom scharfen, spannenbreiten starken Ger, festen Helme, den harten, lichten Ringen die Rede, statt dessen die Rittergedichte am liebsten mit dem wunderlichen Bilderschmucke der Heraldik spielen. Das Wohlgefallen an heller, farbiger Kleidung ist jugendlichen Völkern natürlich.

Wo Himmelsstrich und Sitte nicht gestatten, die Formen der nackten Gestalt hervorzuheben, da muß der Glanz der Bekleidung höheren Werth erlangen. Zu der Frühlingsnatur im Hintergrund unsrer Lieder, zu der blühenden Gesichtsfarbe, den glänzenden Haaren stimmt das blumige Gewand. Öfters wird von Frauen gesagt, wie ihre lichte Farbe gegen Gold und Gewand wettstreitend leuchte. Schon in jener Beschreibung, die Sidonius von der Brautfahrt des fürstlichen Frankenjünglings giebt, ist unsre Ansicht wörtlich bestätigt. Flammend von Scharlach, leuchtend von Golde, milchweiß von Seide schreitet er daher; Haar, Wangenröthe, Hautfarbe solchem Schmucke gleichfarbig. Auch die bunte Tracht seiner Gefährten, die farbigen Schilde, die reiche Pferdezier finden wir beschrieben (Masc. I, 490). Der heitere Glanz der äußeren Erscheinung war unsern Vorfahren so sehr Angehör und Abzeichen eines vollkommenen Lebens, daß nur die Freien im Lichte heller Farben wandeln, die Unfreien aber in trübes Grau gekleidet gehen. Berchtung, Wolfdietrichs Meister, der mit seinen zehn Söhnen um der Treue willen gefangen ist, sieht diese, die Herzogskinder, an Pfingsten graue Kleider und rinderne Schuhe tragen, während die andern Fürsten in reichen Gewanden zu Hofe gehn. Da ruft er wehklagend: „Wärest du nicht todt, Wolfdietrich, du ließest uns nicht in dieser Armuth!“ Darnach redet er nicht mehr und stirbt vor Herzeleid. Wappenröcke mit goldglänzenden Thierbildern, reichen Wechsel der Kleidung, manigfachen Schmuck von Edelsteinen, Borten, morgenländischen Seidestoffen,

eine Frucht des aufblühenden Handels und der Kreuzzüge, kennen denn auch, vom Rotherliede an, die meisten Gedichte unsres Kreises; die kindliche Freude an diesen Dingen, das Anstaunen der neuen Herrlichkeit nöthigt oft dem Leser ein Lächeln ab.

Rothers Boten sind so herrlich gekleidet, daß Gerlind ausruft: „Wollte Gott, wir sähen den König, des diese Boten sind!“ Als nun Rother selbst in seinem Prunkgewand zu Hofe kommt, da ist um ihn ein solch Gedräng von Gaffern, daß die Königstochter ihn gar nicht sehen kann und ihr das Fest verloren ist; aber sie hört so viel von dieser Pracht erzählen, daß sie den Helden in ihrem Herzen zu minnen beginnt. Auch das Nibelungenlied hat ähnliche Züge: Frauen suchen die besten Kleider aus den Kisten, damit ihnen von den Gästen viel Lob und Ehre gesagt werde; wenn Helden reich bekleidet fahren, so sind sie hochgemuth; auf vier Tage je dreierlei Kleider, also zu zwölffachem Wechsel, führen die vier Recken nach Island; Siegfried und Gunther reiten zu Brunhildens Burg in schneeblanker Farbe an Gewand und Ross, in rabenschwarzer folgen Hagen und Dankwart, wohl nicht ohne Bedeutung des Gegensatzes.

Wenn wir nun gleich den Keim dieses äußern Glanzes schon in der frühesten Anschauung zu bemerken glaubten, so finden wir doch in der Art, wie er im Epos hervorscheint, nur den Übergang zu der vollen Entfaltung, die er in den Rittergedichten der wälschen Sagenkreise gewinnt.

Neben den Formen unsres epischen Stils, welche der äußern Erscheinung Gepräg und Farbe geben, kommen noch diejenigen in Betracht, welche den Geist der Dichtung, Gedanken und Gemüth derselben, entweder unmittelbar zum Ausdruck bringen oder über dem Ganzen schwebend erkennen lassen.

Sprichwörter, Sinnsprüche, kurze Klugreden, wie ein älterer Sammler sie nennt, sind die Lehrweisheit des Volkes, der bündige Ausdruck seiner Gesinnungen, Ansichten, Erfahrungen. Sie sind nicht das Erzeugnis eines absichtlichen Nachdenkens, einer ausgeführten Folgerung; aus der Erfahrung des Lebens, aus dem Drange der Überzeugung und Empfindung springen sie fertig hervor, wie die reife Nuß aus der Schale. Gedrängtheit gehört zu ihrem Wesen, eben weil sie nicht Entwicklung, sondern Erfund sind. Der einstige Reichthum unsrer Sprache an solchen

Kernsprüchen hat sich auch den Heldenliedern mitgetheilt. Wir heben einige derselben aus, welche für den Geist des Heldenlebens bezeichnend scheinen. Biedermannes (des Tüchtigen) Erbe liegt in allen Landen. — Wer seine Feinde spart und seine Freund' erzürnet, der ist nicht wohl bewahrt. — Guten Tag man zu Abend loben soll. — Wer sich an alte Kessel reibt, der fahet gern den Rahm (Ruß), spricht Meister Hildebrand, als er seinen kampflustigen Sohn ins Gras geschwungen. — Wer fällt, der liegt. — Es sterben nur die Feigen (Todesreifen). — Niemand lebt so starker, es müsse denn liegen todt. — O weh, daß vor Leide niemand sterben mag! so ruft Dietrich, als seine Getreuen erschlagen sind; es zeigt sich uns die Stärke jener Naturen, die eher Blut weinen oder sich die Glieder zerfleischen, als daß ihr Herz brechen könnte.

Durch das Ganze des Liederkreises regt sich eine muthige Laune, ein frischer Heldenscherz, den wir schon im Größern als Bestandtheil mehrerer Charaktere, Hildebrands, Wolfharts, Ilsans, Rumolts, sich gestalten sahen, der aber auch in vielen einzelnen Scherzreden sich ausspricht. Beliebt ist jene bittere Ironie, der Volkers Schwert ein Fidelbogen, Ilsans ein Predigerstab ist, oder Hagen beim Feste den allerbesten Trank schenkt. Die Fröhlichkeit erhält überhaupt ihre Bedeutung erst dadurch, daß sie auf ernstem Grunde ruht. Es ist die Kühnheit, die mit der Gefahr, mit dem Tode scherzt, die, wie jene nordischen Helden, lachend stirbt. Je nachdem die Heldenwelt noch in ihrer Blüthe steht, wie in den Rosengartenliedern, oder sich zum Untergange neigt, wie im Nibelungenliede, ist auch die helle oder die dunkle Seite mehr hervorgekehrt; im Ganzen aber lassen beiderlei Töne, der freudige und der klagende, Lieb und Leid, sich mit einander vernehmen. Wird in der Noth gescherzt, so wird in der Freude das Unheil vorgeahnt. Diese Vorahnungen aber äußern sich theils in weissagenden Träumen, wovon oben die Rede war, theils in einzelnen Mahnungen und Klagerufen, zumal am Schlusse der Strophen, welche unablässig auf nahendes Leid, auf Kampf und Mühsal, Nichtwiedersehen der Heimat und der Angehörigen, auf manches Helden Tod, auf das endliche allgemeine Verderben hinweisen.

Auch die heiterste Abenteuer des Nibelungenliedes, wie Siegfried Kriemhilden zuerst sah, schließt mit solcher Verkündigung seines jammer-

vollen Todes. Mit fröhlichem Gelächter endet das Laurinslied, mit Weinen und Klagen der Nibelunge Noth.

4. Gestaltung der Lieder.

Wie unter den angegebenen Bedingungen des Vortrags, in den beschriebenen Formen des Verses und des Stils der Sageninhalt sich zu kleinern oder größern Gedichten, insbesondre den auf uns gekommenen, gestaltet habe, ist nun zuletzt zu erörtern.

Von allen Arten des Vortrags trägt am meisten der Gesang das Gesetz des Maaßes und der Begrenzung in sich; wie er sich in Zeilen abmißt, in Strophen abrundet, so schließt er sich zu Gesängen, Liedern ab. Der Sänger und der Hörer bedürfen ebenmäßig bestimmter Ruhepuncte der Anstrengung und des Genusses, und je mehr von der gegebenen Zeit den Tönen angehört, um so kürzer ist sie den Worten zugemessen.

Das Gedächtnis des Sängers insbesondere scheint der Dauer des Vortrags und dem Umfange der Lieder ein Ziel zu setzen; ist dasselbe durch den Rhythmus des überlieferten Gesanges unterstützt, so ist es auch wieder dadurch gebunden; die Wahl der Worte und der Wortstellung ist viel beschränkter, als bei dem Erzähler in ungebundener Rede. Dennoch ist hier zweierlei zu bemerken. Einmal zeigen die Beispiele noch lebendiger Volkspoesie, daß da, wo mündliche Überlieferung die einzige ist, die Gedächtniskraft sich zu einem Grade steigern kann, wovon diejenigen kaum eine Vorstellung haben, welchen durch die Nachhülfe der Schrift eine stärkere Übung des Gedächtnisses entbehrlich und fremd geworden ist. Sodann werden wir uns eben für die blühendsten Zeiten des Volksgesanges den Vortrag nicht so ganz als Gedächtnissache zu denken haben. Vor der Einbildungskraft des Sängers stand die reiche Sagenwelt, er griff aus ihr die Gestalt, die Handlung, die ihm eben am hellsten erschien, die für Zeit und Ort, für die Empfänglichkeit der Hörer die angemessenste war, die sonst schon als ein besonderer Gesang vorgetragen zu werden pflegte; er veränderte, erweiterte, verkürzte, je nachdem es die innere Anschauung und die Erregung des Augenblicks mit sich brachte; die Erinnerung des einzelnen Wortes band oder irrte ihn nicht, denn eben hier kam ihm der stets bereite Vorrath des

epischen Stils entgegen, aus dem er nahm, wessen er zunächst bedurfte. War aber auf solche Art das Gedächtnis weniger in Anspruch genommen, so waren es um so mehr höhere Seelenkräfte und ein mäßiger Umfang des Vortrags um so nothwendiger. Noch mehr, als bei den Sängern von Beruf, musten die Lieder, so wie sie vom Volke selbst bei Arbeit und Festesluft gesungen, ja, wie noch jetzt auf den Faröeinseln, zum Tanze gebraucht wurden, auf geringen Umfang, einfache Situationen, wenige, aber starke Züge, beschränkt sein.

Vergleichen wir mit dieser nothwendigen Beschränkung den weiten Umkreis unsrer gesammten Heldensage, wie sie denselben schon seit unvordenklicher Zeit erlangt hatte, oder auch nur ihrer bedeutenderen Verzweigungen, von den Amelungen, Nibelungen, Hegelingen, ja selbst der Abenteuer einzelner Helden Wolfdietrichs, Dietrichs von Bern u. s. w., so folgt von selbst, daß der Gesang nicht anders, als rhapsodisch, sein konnte, d. h. daß aus dem großen Ganzen, welches nur in der allgemeinen Vorstellung des Volkes und der Sänger gleichzeitig und vollständig vorhanden war, immer nur einzelne, zwar zu einer selbständigen Handlung abgeschlossene, aber doch auf den allgemeinen Zusammenhang hinweisende Theile von mäßigem Umfang vorgetragen wurden. An Reichhaltigkeit, Verknüpfung und Ausführung verschieden, tauchten diese einzelnen Gebilde aus dem lebendigen Ganzen hervor und sanken auch wieder in demselben unter. Wurden sie aber durch die Schrift festgehalten, in verschiedenen Zeiten und aus verschiedenem Munde, so konnte derselbe Gegenstand in sehr abweichenden Darstellungen zu Tage kommen.

Von der rhapsodischen Behandlung des deutschen Epos zeugen nun auch bestimmte Nachrichten, worin uns einzelne Gesänge namhaft gemacht werden. Die Erzählung des angelsächsischen Gedichtes von dem Helden, der, im Zuge reitend, von Sigmunds Drachenkampfe singt, setzt ein Lied voraus, das recht eigentlich aus dem Stegreif gesungen werden konnte. Ein sächsischer Sänger, der 1131 an den dänischen Herzog Kanut mit verrätherischer Einladung zu einer Zusammenkunft mit seinem Verwandten, dem Schwedenkönig Magnus, abgesendet war, suchte den sorglosen Herzog versteckter Weise durch ein Lied vor dem vielbekannten Verrath Grimhildens an ihren Brüdern vergeblich zu

warnen[1] (Saxo S. 370 ff.). Der Marner, ein schwäbischer Dichter aus der letzten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, sagt,[2] singe er den Leuten seine Lieder, so wolle der erste das, wie Dietrich von Bern[3] schied, der andre, wo König Ruther saß,[4] der dritte der Russen Sturm,[5] der vierte Eggehards Noth,[6] der fünfte, wen Kriemhild verrieth,[7] der sechste, wohin der Wilzen Volk gekommen,[8] der siebente Heimes oder Wittichs Sturm, Siegfrieds oder Ecken Tod; mancher auch hätte gern der Ymlunge (Nibelunge) Hort. Diese Stelle, die im Renner, einem Lehr- und Spruchgedichte des Hugo von Trimberg, um 1300, nachgeahmt ist, zählt eine Reihe größerer und kleinerer Bestandtheile unsres Sagenkreises auf, und sollte Marner auch nicht bei jedem derselben an ein ihm selbst in bestimmter Gestaltung zu Gebot stehendes Lied gedacht haben, so bestätigt er doch den rhapsodischen Gesang im Allgemeinen als das herkömmliche Verfahren.[9]

1 Der Sänger trägt hier in einem Augenblicke, wo ihm kein langes Gehör gegönnt werden konnte, den Verrath Kriemhilds an ihren Brüdern vor; es konnte also nur ein kurzer rhapsodischer Gesang sein, den wir hiernach in der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts bei Sachsen und Dänen gebräuchlich finden. Gegen die Wahrheit der Erzählung ist nichts einzuwenden; die Sache ist den Sitten der Zeit gemäß und Saxo selbst lebte nicht viel später (Heldens. 48). Doch hat der Gesang nicht anschlagen können, ohne irgend einen poetischen Stral hervorzurufen. Aus Kanuts treulos vergossenem Blute springt ein heilkräftiger Quell empor.

2 Bodmers Minnes. II, 176. Grimms Heldens. 162.

3 Dietrichs Flucht.

4 Rother Z. 1.

5 Wahrscheinlich das Otnitslied, wo der König Elias von Reußen gegen die heidnische Stadt Suders die Sturmfahne führt. Str. 309: Lieber öhin Elias, nim hin den sturmvanen (sagt Otnit). Str. 312: Mit zorne sprach der Russe: Gent mir in in die hant.

6 Scheint ein Lied gemeint zu sein, das wir unter den deutschen vermißten, vom getreuen Eckhart, dem seine Pfleglinge, die Harlunge, von Ermenrich getödtet werden.

7 Eben was jener sächsische Sänger gesungen, notissimam Grimildæ erga fratres perfidiam.

8 Dietrichs Flucht 2455: Ez gewan konig Ermrich ain sun, der hiez Fridrich, den er sit versande hin zu der Wilze lande, daran man sin untruwe sach.

9 Zweifelt man auch, ob der Marner sich hiebei wirklich durchaus bestimmte,

Wenn aber auch die äußere Form nothwendig rhapsodisch war, so liegt es doch im Begriffe der Rhapsodieen selbst, daß sie dem Inhalte nach schon vor der Aufzeichnung größere Zusammenhänge bildeten, und es sind daher der Idee nach umfassendere Dichtungen schon damals wirklich vorhanden gewesen.

Für die innere Liederbildung unterscheiden wir überhaupt zweierlei Verfahren: entweder hat eine einfache Anlage sich erweitert, bald indem sie ihre eigenen Triebe allmählich zu größerer Ausdehnung entwickelte, bald indem sie andere Bildungen, welche gleichfalls selbständig erwachsen waren, in ihren Bereich aufnahm; oder umgekehrt hat die reichere Entfaltung bald in einzelne, für sich abgerundete Theile sich aufgelöst, bald mit Abstreifung alles Entbehrlichen sich wieder auf die einfache Grundlage zurückgezogen. Von diesen verschiedenen, sich manigfach durchkreuzenden Thätigkeiten fällt die innere Ausdehnung und, wenn solche die Grenzen eines sangbaren Liedes überschreiten würde, die Auflösung in mehrere Rhapsodieen zunächst der Zeit des lebendigen Volksgesanges, die Sammlung des ursprünglich Getrennten der schriftlichen Auffassung, die Wiedervereinfachung endlich dem Bestreben anheim, die schriftliche Bearbeitung von neuem in Gesang umzusetzen.

Die einfachen Grundtypen, welche oft in den kleineren Liedern, weil diese nur noch einzelne Glieder des erweiterten Ganzen sind, nicht mehr vollständig erkannt werden, scheinen manchmal gerade in den weitläufigen und überfüllten Gedichten, in welchen jedoch der Keim unzerspalten blieb, am deutlichsten durch. Ob aber kleinere Sagenlieder aus größeren Dichtungen zusammengezogen oder noch im Zustande der Grundtypen begriffen seien, kann aus ihrer mehreren oder minderen lyrischen Wärme entnommen werden. Es ist ein Unterschied zwischen der poetischen Weise, welche nur dadurch, daß sie keiner Übergänge bedarf, abgerissen scheint, und zwischen der Zerrissenheit, die eine Folge des aufgelösten, nicht mehr verstandenen Zusammenhangs ist.

singbare Lieder gedacht, noch mehr, ob er, ein gelehrter Mann in seiner Zeit, der auch lateinische Verse machte, selbst solche Volkslieder gesungen, sondern nicht vielmehr bloß ein satirisches Bild der Verschiedenheit menschlicher Neigungen, welche nur in der Lust nach dem Golde zusammentreffen, habe geben wollen, so wird doch darin jedenfalls der rhapsodische Vortrag der Heldengesänge als das herkömmliche Verfahren vorausgesetzt.

Die Gedichte aus dem Kreis der deutschen Heldensage im besondern betrachtet.

Die Heldenlieder, von denen uns früher nur der Inhalt im allgemeinen Sagenzusammenhange in Betracht kam, gehe ich nun als einzelne Compositionen in der Art durch, daß ich von jedem, doch meist nur summarisch, die formelle Beschaffenheit, nach den vorbezeichneten Gesichtspuncten, die nachweisliche oder muthmaßliche Zeit der Abfassung in ihrer jetzigen Gestalt, den Dichter, wo er namhaft gemacht werden kann, und den poetischen Werth, nicht sowohl des sagenhaften Inhalts (denn dieser ist bereits erörtert worden), sondern der jeweiligen Bearbeitung angebe und nur bei denjenigen etwas länger verweile, welche irgend eine der formellen Richtungen vorzugsweise darstellen oder als ein größeres Kunstganzes, wie das Nibelungenlied, besondere Beachtung erheischen.

A. Amelungenkreis.

1. Hildebrandslied. Der Kampf des Vaters mit dem Sohne. Dieses Lied, dessen Inhalt wir vielfach besprochen, ist uns auch hier besonders merkwürdig. Es ist das älteste und jüngste zugleich der deutschen Heldensage. Das alte Gedicht ist von dem spätern Volksliede durch einen Zeitraum von wenigstens 700 Jahren getrennt (Grimm, Heldens. 23). Zugleich aber zeigt sich im Hildebrandsliede das einleuchtendste Beispiel der rhapsodischen Behandlung. Es hat, in jeder Gestalt, den geringsten Umfang unter den deutschen Heldenliedern, es enthält eine einfache, in sich abgeschlossene und verständliche Handlung; und diese Rhapsodie hat sich auch wirklich von allen am längsten im Gesang erhalten. Dabei aber erweist sie sich nicht minder auch als ein Glied des großen epischen Zusammenhangs; denn die Heimkehr des alten Helden nach vieljähriger Abwesenheit setzt die einstige Vertreibung und die übrigen Schicksale der Amelungen und Wölfinge voraus, worauf denn auch ausdrücklich Bezug genommen wird. Der Charakter des alten Hildebrand ist so gefaßt, wie er sich durch den ganzen Sagenkreis bewährt. Im ältesten Bruchstücke schon ist er der vielerfahrene, vielgewanderte, und im Volksliede

fehlt zugleich nicht der launige Zug, der ihn auch in sonstigen Abenteuern auszeichnet. Die Vergleichung der frühern Gestaltung des Liedes mit der spätern zeigt uns, in Dauer und Wechsel, nach Form und Inhalt, die lebendige Fortbildung des Volksgesanges. Endlich hat uns dieses Lied die weitgreifendsten Anknüpfungen an die allgemeine Sagenpoesie eröffnet.

Das Bruchstück des Liedes von Hildebrand und Hadubrand, aus dem 8ten Jahrhundert, der Sprache nach auf der Grenze des Hoch- und Niederdeutschen, ist lange Zeit für Prosa genommen worden. Die Brüder Grimm haben den Stabreim erkannt und es hiernach in ihrer Ausgabe, Cassel 1812, in 61 stabgereimte Langzeilen abgetheilt. In Beziehung auf die durch Karl den großen veranstaltete Aufzeichnung der alten, deutschen Heldenlieder äußert W. Grimm (Heldens. 27) als sehr wahrscheinliche Vermuthung, „daß in dem Hildebrandslied noch ein Bruchstück von der Darstellungsweise jener Zeit sich erhalten habe."

Mit diesem Fragmente sind die erste und letzte Blattseite einer Pergamenthandschrift des 9ten, vielleicht schon 8ten, Jahrhunderts beschrieben, welche, vormals dem Kloster Fulda gehörig, sich auf der Bibliothek zu Kassel befindet und das Buch der Weisheit, Jesus Sirach und andres Geistliche in lateinischer Sprache enthält. Das Lied ist, mit Ausnahme von 8 Zeilen, bei welchen der Schreiber unterbrochen worden zu sein scheint, von derselben Hand geschrieben, von welcher ein Theil des geistlichen Inhalts herrührt. Da der Codex unmangelhaft ist, so haben wir das Abbrechen des Liedes beim Beginne des Kampfes nur dem Mangel an Raum beizumessen; es waren an der fertigen Handschrift eben nur jene beiden Seiten leer geblieben (De Hildebr. antiquiss. carm. teuton. fragm. ed. G. Grimm, Gott. 1830, præfat.). In dieser Aufzeichnung durch gelehrte Hand mag auch der Ausdruck gedehnt und dadurch die raschere Bewegung des Stabreims gestört worden sein. Das Gedicht selbst bezieht sich im Eingang auf Sagenhören. V. 1: Ik gihôrta dhat seggen u. s. w.

Das spätere Volkslied, in 20 Strophen der epischen Versweise, ist theils in Handschriften des 15ten Jahrhunderts, theils in Drucken des 16ten und 17ten Jahrhunderts, zum Theil als fliegendes Blatt, vorhanden; einmal mit der Überschrift: „Vom alten Hildebrand, ein schöner Meistergesang." Von diesem Lied erhielt die epische Weise den Namen

Hildebrandston, in welcher auch christliche Kirchengesänge gedichtet wurden. In dem christlichen Gesangbüchlein, Coburg 1621, ist als Melodie eines solchen überschrieben: Ich will zu Land aufsreiten, sprach sich Meister Hildebrandt (Koch, Compend. II, 87).

Auch im Heldenbuche Kaspars von der Röhn findet sich eine Bearbeitung des Hildebrandsliedes, in 29 Strophen. Sie fällt um 1472. Die Gestalt des Liedes in den Drucken ist aber offenbar älter und echter und scheint sich über das 15te Jahrhundert hinaufzuziehen. Bei Kaspar von der Röhn ist die epische Strophe mit Zwischenreimen in den Einschnitten versetzt und dadurch achtzeilig geworden; dadurch ist aber auch das mit diesem Verfahren gewöhnlich verbundene Flickwerk in das Lied gekommen. Die Erweiterung um 9 Strophen (Str. 5. 18 ff.) rührt hauptsächlich daher, daß gegen den Schluß noch ein Scheinkampf vor der von der Burgzinne zuschauenden Mutter eingeschoben ist, in welchem der Vater sich anstellt, als ob er sich dem Sohne gefangen gebe. Durch diese Zuthat sollte ohne Zweifel erklärt werden, warum Frau Ute den Alten für einen Gefangenen ihres Sohnes hält.

Endlich besitzen wir das Hildebrandslied auch dänisch, doch nicht im Wege der freiern Überlieferung, sondern fast wörtlich übersetzt. Gut ist der eigenthümliche Zug, daß der Sohn zur Mutter sagt: „Dein Gefangner soll er sein!“ (Str. 19: Hör du, allerkiæreste Moder min, din Fange skal her være.)

Alle diese Gestaltungen des Liedes sammt den entsprechenden Capiteln der Wilkinensage (Cap. 375—8) sind in der grimmischen Ausgabe des ältesten Bruchstücks mitabgedruckt.

Rhapsodische Darstellungen einzelner Kampfabenteuer sind ferner:

2. Sigenot; wie Dietrich von Bern von diesem Riesen überwunden, in eine Höhle geworfen und dann von seinem Meister Hildebrand, gegen dessen Rath er ausgeritten und der den Riesen erschlägt, aus der Haft erlöst wird; und

3. Ecken Ausfahrt; wie der streitlustige, riesenhafte Läufer Ecke im Kampfe mit Dietrich seinen Tod findet.

Man hat diese beiden Lieder bisher nur in Papierhandschriften und Drucken des 15ten und 16ten Jahrhunderts gekannt, und auch die dreizehnzeilige, meistersängerisch gebaute Strophe schien auf spätere Abfassung hinzuweisen. Sigenot enthielt 196, Ecken Ausfahrt 284 solcher

Strophen (nach Kaspars von der Röhn Überarbeitung 205 und 311). Nun aber hat der Freiherr von Laßberg beide Lieder in einer Pergamenthandschrift des 13ten Jahrhunderts aufgefunden, worin das erstere nur 44, das letztere, übrigens am Ende mangelhaft, 244 Strophen zählt.

Die Strophenart ist die gleiche und bewährt sich also doch als eine schon im 13ten Jahrhundert gebrauchte. Den Verfasser der Lieder in dieser ältern Gestalt glaube ich entdeckt zu haben: er hieß Heinrich von Leinau (Lînouwe). Rudolf von Ems, der im 2ten Viertel des 13ten Jahrhunderts dichtete, spricht in seinem Rittergedichte Wilhelm von Orleans (dessen einzige Pergamenthandschrift dieselbe ist, in welcher sich die beiden Heldenlieder befinden), zur vrou Âventiure (Cod. Laßb. S. 13. C. 2):

Ouch wære iuwer getihte
Komen in bezzer schouwe
Mit dem von Lînouwe,
Der Ekkenes manheit
Hât getihtet und geseit;
Daz ist der Wallære.

Und derselbe Dichter sagt in seiner Alexandreis (Misc. II, 292):

Her Heinrich von Lînouwe
Hât ouch vil süeze arebeit
An den Wallære geleit.

Die erstere Stelle ist zwar schon früher auf ein Gedicht von Eckes Wanderung richtig gedeutet worden; denn Waller bedeutet einen Fußwandrer, was Ecke in ausgezeichnetem Maße ist. Aber der Dichter ist auch im Liede selbst, nach allen Gestalten desselben, genannt, wenn man nur die Lesart richtig stellt. Eine Strophe beginnt darin (Cod. Laßb. S. 137a):

Erst sait von Lune Helferich,[1]
Wie zweene fürsten lobelich
Im walde zesamen kamen,
Her Egge und ouch her Ditherich,
Die riuwend baide sament mich,
Won si den schaden namen.

[1] Bei v. d. Hagen Str. 78: Das sait vns von Lon Helffereich u. s. w. Andere Lesart: Uns sait von Lütringe.

Hieraus hat man bald auf einen sonst gänzlich unbekannten Dichter Helfrich von Lutringen (Misc. II, 194) gerathen; bald, da kurz vorher im Liede von einem durch Dietrich schwerverwundeten Helfrich von Lune (oder Lone) die Rede war, diese Stelle als ein Beispiel angeführt, daß die Dichter zuweilen sprechen, als hätten sie etwas aus des Helden eigenem Munde (Iwein, von Beneke und Lachmann S. 399. Z. 6497). Es wäre aber an sich schon und noch mehr im Zusammenhange des Liedes sehr gezwungen, daß ein Held, den die Erzählung bereits verlassen hatte und der beim Kampfe Dietrichs mit Ecken gar nicht zugegen war, als Zeuge desselben angeführt werden sollte. Die einfache Auskunft ist, nach Anweisung Rudolfs von Ems, zu lesen: Erst seit von Lînouwe Heinrich. Der Schreiber, dem dieser Dichtername unbekannt war, setzte statt desselben den kurz zuvor geschriebenen eines Helden. In einer der vorhergehenden Strophen hieß es (Cod. Laßb. S. 136b): Helfrich von lun der nam ist min, oder (von der Hagen Str. 64): ich haiſs von Lone her Helffreich u. s. w.

Das Geschlecht von Linouwe kann, nach Laßbergs handschriftlichen Bemerkungen, entweder auf Laimnau, bei Tettnang, von wo in einer Urkunde von 1271 ein Hainricus de Laimowe (es vererbten sich in den Geschlechtern gewisse Lieblingsnamen) unter den Schiedsleuten vorkommt, oder auf Leinau im Algäu (unweit des Klosters Irsee), welches auch gleichnamige Edelleute hatte, bezogen werden; beide Orte in jener obern Gegend, wo Rudolf von Ems selbst und so viele andre Dichter und Freunde der Dichtkunst im 13ten Jahrhundert zu Hause waren.

Daß auch Sigenot von demselben Dichter herrühre, zeigt nicht bloß die Gleichheit des Tons in beiden Liedern, sondern auch der äußere Zusammenhang, in den sie in jener ältesten Handschrift gesetzt sind. Die letzte Strophe des Sigenot schließt hier mit den Worten:

Sus hebt sich Eggen liet.

So finden wir also zu der Zeit, als der Ritterstand sonst mit Vorliebe sich der wälschen Ritterdichtung zugewendet hatte, doch einen Dichter dieses Standes noch ganz in der heimischen Sagenwelt befangen; denn außer den von ihm selbst bearbeiteten Stoffen zeigt er auch noch seine genaue Bekanntschaft mit andern Theilen des Heldenkreises, auf die er anspielt, namentlich dem Liede von Wolfdietrich und Otnit. Die

Beziehung auf diese Helden ist so speciell und mit der jetzt bekannten Fassung des Wolfdietrichslieds bis auf einzelne Worte zutreffend, daß uns dieses Lied, welches noch W. Grimm (Heldens. 371) in der Auffassung, in der wir es besitzen, in die zweite Hälfte des 13ten Jahrhunderts setzt, ziemlich höher hinaufgerückt wird. Auch auf die Schlacht vor Raben und auf den hörnenen Siegfried wird hier schon angespielt.

Welches Verdienst dem Heinrich von Linouwe in der Darstellung der Gestalten und Charaktere, in der Ausmalung der Waldkämpfe u. s. w. zukomme, oder was er hierin schon vorgefunden, läßt sich nicht genauer beurtheilen. Daß in der Sprache nicht dieselbe Gewandtheit herrscht, wie bei andern ritterlichen Dichtern dieses Jahrhunderts, daran mag die etwas schwerfällige Versweise Schuld haben. Auf eine schon vorhandene schriftliche Quelle scheint der Ausdruck: als ich las (Sigen. XXX) zu weisen. Doch findet man auch wieder (Ecke S. 139b):

Dar nach hůb sich ir alter has,
Do wart alrerst gestritten baz
Daz wissint von den lieden.
Sich brůft ir baider herzelait,
Davon (man) noch singet vnde sait,
E daz si sich da schiden;

was auf mündliche Überlieferung deutet. Vielleicht wurde beides benützt. Im Eingange des Sigenot mahnt der Dichter zum Stillschweigen:

Woltent ir herren nu gedagen,
Ich wolt iu vrömdiu mære sagen.

Er hat sich dabei wohl Hörer des Vorzulesenden gedacht.

Sigenot hat übrigens bei ihm noch das gehörige Maaß (44 Str.) für den Vortrag im Gesange; dagegen ist das Lied von Ecke durch episodisches Beiwerk schon sehr erweitert, wie es auch nachher dem Sigenot geschehen ist.

Daß aber von Ecke und seinem Kampf mit Dietrich viel und volksmäßig gesungen worden, davon zeugen außer den vorangeführten Stellen von Marner und im Renner [S. 403 f.] u. a. noch folgende [S. 351]: Konrad von Würzburg (Minnes. II, 207a):

Alsus kan ich lîren,
sprach einer, der von Eggen sang,

und eine weitere Stelle im Renner (Heldens. S. 171):

> Wie her Dietrich faht mit hern Ecken
> und wie hie vor die alten recken
> durch frouwen sint verhouwen,
> daz hœret man noch manige frouwen
> mê klagen und weinen ze manigen stunden,
> wan unsers herren heilige wunden.

4. Laurin. Similde, die Schwester Dietleibs von Steier, wird von diesem Zwergkönige entführt und dann von ihrem Bruder, mit Hülfe Dietrichs von Bern, Hildebrands und Wittichs nach manchen Abenteuern und Kämpfen in Laurins Rosengarten und den hohlen Bergen wieder zurückgebracht.

Schwedische und dänische Volksballaden haben öfters die Entführung einer Jungfrau durch den Bergkönig zum Gegenstande. Dieses ist auch die einfache Unterlage des Gedichtes von Laurin, auf welche dann aber mehrere Helden des Amelungenkreises in einer neuen und belustigenden Darstellung ihrer bekannten Charaktere zusammengeführt sind.

Grimm hält den Laurin für eine tirolische Zwerg- oder Elfensage, welche erst im 14ten Jahrhundert diese Umwandlung zum Heldenlied erfahren zu haben scheine; denn frühere Zeugnisse seien nicht vorhanden und das Lied vom Wartburgkriege, welches zuerst Laurins gedenke, sage noch nicht das geringste von der Beziehung auf Dietleib und Dietrich von Bern, obgleich die Stelle ziemlich ausführlich spreche.

Gleichwohl bezieht nicht nur das Lied sich auf eine schon früher niedergeschriebene Sage,[1] sondern es ist auch zu bezweifeln, daß noch im 14ten Jahrhundert in diesem Kreise ein Gedicht von solcher Lebenskraft habe erzeugt werden können. Dieser Zweifel begründet sich besonders, wenn man mit diesem Gedicht eine dem genannten Jahrhundert angehörende Fortsetzung desselben vergleicht, welche den Heerzug Walbarans, eines Verwandten von Laurin, gegen Bern beschreibt und von allem lebendigen Sagengehalt entblößt ist.

In zwei Handschriften des Laurin und im gedruckten Heldenbuche ist ein in den übrigen Ausgaben fehlender Schluß angehängt, worin

[1] V. 4: Als man daz geschriben vint.

der Dichter genannt wird, Heinrich von Ofterdingen. Diese Zeilen sind jedoch als eine spätere Anfügung verdächtig (Ettm. S. 6. Grimm, Heldens. 275). Von Heinrich von Ofterdingen selbst wird anderswo die Rede sein.

Die „sehr lustige Chronik von dem berühmten König Laurin" ist auch als dänisches Volksbuch vorhanden (Grundr. 69).

5. Die Rosengartenlieder. Der Zwölfkampf der Amelungen mit den rheinischen Helden im Rosengarten zu Worms; in viererlei Darstellungen (die Bearbeitung des Kaspar von der Röhn mitbegriffen), welche in der Anlage zusammentreffen, aber in den Nebenumständen, namentlich in den Anstalten, welche für die Heldenfahrt gemacht werden, und den Personen mancher Theilnehmer am Kampfe, von einander abweichen. Daß ein solcher Zwölfkampf ursprünglich wohl als ein Lied gesungen werden konnte, zeigen die noch vorhandenen dänischen Balladen desselben Inhalts.

Durch umständlichere Ausführung der Botschaft, wodurch die Bernerhelden an den Rhein geladen werden, und der Zurüstungen, welche sie selbst für ihre Fahrt treffen, dann besonders auch durch die Vorliebe, mit welcher die Erscheinung des streitbaren Mönches Ilsan ausgemalt sind, haben sich die Lieder bedeutend ausgedehnt. Das in von der Hagen und Primissers Heldenbuch abgedruckte hat 2464 epische Langzeilen. Was die Quelle betrifft, so wird sich in den verschiedenen Darstellungen bald auf das Buch, bald auf das Lied bezogen (tuot uns daz buoch [daz liet] bekant). Ein Dichter ist nirgends benannt. Der Ton hat noch viel von der Raschheit und Frische des Volksgesanges und ein rüstiger, derber Heldenscherz zieht hindurch. Der Reim ist freier behandelt, als in kunstgerechten Rittergedichten. Die erste, anderwärtige Erwähnung des Inhalts dieser Lieder findet sich in der um 1295 geschriebenen Reimchronik Ottokars von Horneck (Heldens. 170, 3). Auch aus der scherzhaft-plumpen Weise, mit welcher im Mönch Ilsan das Klosterleben verspottet werde, nimmt W. Grimm Anlaß, die jetzt vorliegende Auffassung dieser Lieder in die zweite Hälfte des 13ten Jahrhunderts zu setzen (Heldens. 371). Die Verschiedenheit der Darstellungen zeugt übrigens davon, daß die gemeinschaftliche Grundanlage, welche um diese Zeit sich so manigfach verzweigen konnte (auch die Wilkinensage giebt eine eigenthümliche Darstellung), weit älter sein müsse, und

selbst die Erscheinung einer streitbaren Geistlichkeit fanden wir sehr frühe schon geschichtlich begründet.

6. Dietrichs Flucht. Dietrich von Bern weicht, um seine sieben gefangene Recken, welche Ermenrich aufzuhängen droht, vom Tode zu retten, von seinem Erbe zu den Hunnen. Wie Dietrîch von Berne schiet, ist eine der vom Marner aufgezählten Rhapsodieen. Der Gegenstand konnte auch füglich im Umfange eines singbaren Liedes behandelt sein. Davon ist freilich das auf uns gekommene Gedicht von Dietrichs Flucht in 10100 kurzen Reimzeilen weit entfernt. In diesem weitschweifigen Werke verschwindet fast der Sagenkern unter der breiten, farblos trockenen Erzählung. Der prosaische Sagenauszug beim gedruckten Heldenbuche giebt auf zwei Columnen (Bl. 271) die rührende Geschichte viel eindringlicher, als sie in dem ausführlichen Gedichte hervortritt. Letzteres gehört nach allen Anzeichen in das 14te Jahrhundert. Der Verfasser beruft sich öfters auf ein Buch. Mitten im Liede, in einer eingestreuten Klage über Gebrechen der Zeit, heißt es Z. 7977:

> Dise wernden swere
> die hat heimlich [Hainrich] der Vogelere
> gesprochen und getichtet.

Wir haben hier den Namen des Verfassers, von dem anderwärts nichts bekannt ist. An der Stelle, wo er sich nennt, sowie an mehreren andern, rügt er Übelstände seiner Zeit, doch ohne bestimmte geschichtliche oder örtliche Beziehung.

Insbesondre ist sein Tadel gegen die Fürsten und das Benehmen derselben im Verhältnis zu dem minder mächtigen Adel, den Grafen, Freien und Dienstmannen, denen jene ihren Dienst nicht gehörig lohnen, gerichtet. Gezwungener und unvergoltener Dienst sei jetzt der Welt gröste Klage. Heute komm' ein Bote und heiße die Herren wohl gekleidet zu Hofe fahren. Sie versetzen dann Rente und Feld und verkaufen ihre Huben. Da komm' ein andrer Bote gerannt und gebiete ihnen statt der Hoffahrt zu einer Heerfahrt mit vielen Gesellen. Davon verderben sie und ersterben in Armuth. Er stellt den Ungerechten, die jetzt Fürsten genannt seien, die alten gegenüber, von denen sein Lied handelt, und stößt gegen jene heftige Verwünschungen aus; Z. 225 (vgl. 7948 ff.):

laz(en) wir ir den teuvel walten
und sagen von den alten!
die waren getreuw und tugenthaft.

Den Grafen, Freien und Dienstmannen aber wünscht er Z. 7995:

so ge uber uch der gotes segen
und geringe uwer leit uf alle(n) wegen!

Diese Gegensätze machen wahrscheinlich, daß der Verfasser des Gedichtes im Dienst eines der unzufriedenen Grafen oder Freien gestanden sei, dem er damit zu Gefallen sprach. Derselbe zeigt einige Belesenheit in den Rittergedichten, er spielt auf Artus, den Gral u. s. w. an. Seine Bekanntschaft mit den italischen Örtlichkeiten mag auf eigener Erfahrung beruhen.

7. Schlacht vor Raben. Dieses Gedicht in 1140 sechszeiligen Strophen erzählt die Kämpfe, welche Dietrich, mit einem hunnischen Hülfsheere versehen, besonders in der großen Schlacht vor Raben, besteht, um sein Erbe wieder zu gewinnen. Das Bedeutendste aber ist eine Episode dieser Kämpfe, wie nemlich die in Dietrichs Obhut gegebenen beiden Söhne des Königs Etzel, sammt Dietrichs Bruder Diethern, von Wittich erschlagen werden und wie dann Dietrich, der sich im Schmerz darüber ein Glied aus der Hand gebissen, Wittichen zornglühend verfolgt, bis diesen seine Ahnfrau in den Grund des Meeres aufnimmt. Diese Begebenheit, welche, durch das lange Gedicht zerstreut, den eigentlich sagenhaften Bestand desselben ausmacht, war ganz geeignet, sich einst zu einem rhapsodischen Gesang abgeschlossen zu haben. Man findet auch schon in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts Anspielungen darauf. Im Liede von Ecken Ausfahrt, das wir dem Heinrich von Leinau aus dieser Zeit zugeschieden, sagt Fasolt, Eckes Bruder, zu Dietrich, in ihn sei das Herz seines Bruders Diether gefahren, den Wittich vor Raben erschlagen, worüber dieser in den See entrinnen müssen. Hiedurch seines Bruders und der Söhne Helchens gemahnt, wird Dietrich grimmig zum Kampfe gegen Fasolt (vgl. Heldens. 216 f.). Auch Wernher der Gartenäre, ein niederösterreichischer Dichter,[1] zwischen 1239—46, führt in seiner Erzählung vom Maier Helmbrecht unter

[1] [Pfeiffer, Forschung und Kritik I, 3, Muffat, bayerische Zeitung 8 Oct. 1863, Keinz in der neuen Ausgabe, München 1863, und Hofmann in den Münchner Sitzungsberichten 5 Nov. 1864 vindicieren den Dichter Bayern. K.]

den Bildern, die auf der Haube (Mütze) des jungen Bauern zu sehen gewesen, Folgendes an (Heldens. S. 157):

von frowen Helchen kinden,
wie diu wîlent vor Raben
den lîp in sturme verloren haben,
dô si sluoc her Witege,
der küene und der unsitege,
und Diethern von Berne.

Auch in diesem Gedichte wird sich auf ein Buch bezogen (Str. 79). Es knüpft ausdrücklich an das von Dietrichs Flucht an (vgl. Str. 80). Darstellung, Ausdrücke, Bilder, Wendungen, Reimgebrauch verrathen auch durchaus den gleichen Verfasser beider Gedichte. Nur hat die strophische Versart der Schlacht vor Raben diesem Liede mehr epische Haltung gegeben. Die Verwünschung der eigenen Zeit und das Lob der vergangenen fehlt hier nicht (Str. 95—100. Vgl. 260). Der Dichter wünscht sogar, längst gestorben zu sein (Str. 99.)

Einige Widersprüche in der Erzählung von Nebenumständen, welche W. Grimm (Heldens. 208 ff. 372 oben) aushebt, beweisen bei einer solchen Übereinstimmung im Ganzen nicht gegen einen gemeinsamen Verfasser. Man findet solche Widersprüche selbst in den einzelnen größeren Gedichten.

8. Alpharts Tod. Wie der junge Wölfing Alphart, um auch zu den Recken gezählt zu sein, von Bern auf die Warte ausreitet, dort von seinem Oheim Hildebrand geprüft, dann von den Mordrecken Wittich und Heime im Kampfe zweier gegen einen erschlagen und zuletzt von den Seinigen in blutiger Schlacht gerochen wird. Das Gedicht bildet eine in sich rhapsodisch abgerundete Episode aus den Kriegen Dietrichs mit Ermenrich. Es besteht in 467 epischen Strophen, jedoch in der einzig vorhandenen Handschrift sowohl am Anfang als in der Mitte lückenhaft. Gerade, wo dem tapfern Alphart sein junges Leben abgerissen wird, reißt (in Str. 305) das Lied ab und hebt dann erst mit den Zurüstungen zur Rache wieder an. Dazwischen lag ohne Zweifel die Klage um den Jüngling und die Bestattung. Zu seinem Grabe wird späterhin der Mönch Ilsan geführt (Str. 409 f.). Ein Dichter ist nicht genannt. Str. 45 wird sich auf ein deutsches Buch berufen.

Grimm, der das Lied in die zweite Hälfte des 13ten Jahrhunderts setzt (Heldens. 355. 371), hält das Ganze für eine Nachahmung von dem Kampf der Söhne Etzels mit Wittich und ihrem rührenden Tode. Die Ähnlichkeit ist nicht zu verkennen; aber jedenfalls ist es eine lebendige Ausbildung der gleichen Anlage. Ich halte dieses Lied besonders in dem vordern Theile für eines der bestausgeführten. Die manigfachen Motive sind schön verwoben und des gestörten Textes unerachtet vernimmt man noch die rechte Weise des epischen Volksgesangs.

9. Biterolf und Dietleib. Biterolf, König zu Tolet, verläßt heimlich Weib und Kind, um die gepriesene Macht des Hunnenkönigs Etzel selbst kennen zu lernen, und begiebt sich unerkannt in dessen Dienst. Als sein Sohn Dietleib kaum herangewachsen, beschließt er, seinen Vater zu suchen, zieht auch zu Etzeln und findet den Vater mitten in der Schlacht. Eine Beleidigung, welche der junge Dietleib auf seiner Fahrt von den rheinischen Königen, bei Worms, erfahren, veranlaßt einen großen Heerzug dahin, wozu Etzel seine Hülfe giebt, auch Dietrich mit seinen Recken, sowie Ermenrichs Helden mit ausreiten. Nach siegreichem Kampfe kehren Biterolf und Dietleib zu Etzeln zurück und werden von ihm mit der Steiermark begabt, wo sie sich mit den Ihrigen niederlassen.

Dieses weitläufige Gedicht des 13ten Jahrhunderts, in nicht weniger als 13510 unstrophischen Reimzeilen, verkündigt sich als Überarbeitung eines ältern Schriftwerks. Es ist (wie auch Grimm, Heldens. 127 es bezeichnet), außer in Einzelheiten, nicht als echte, lebendig fortgebildete Sage, sondern als eine willkührliche Erdichtung zu betrachten. Mit der Erzählung von Dietleibs Abenteuern in der Wilkinensage hat es nichts gemein. Ich habe in den Umrissen eigentlich nur den Kampf Dietleibs mit seinem Sohne als wirklich sagenhaft auszuheben gewust; aber auch dieß ist nur eine veränderte Gestaltung des Hildebrandsliedes und bloß der Zug eigenthümlich, daß der Vater den Sohn am Klange des Schwertes kennt. Den grösten Bestandtheil des Gedichts macht die Kriegsfahrt gegen die Könige zu Worms aus; aber eben hierin kann ich nur eine im Geschmack der Ritterzeit vorgenommene Nachbildung der Kämpfe im Rosengarten erkennen, welche sich bis auf einzelne Züge erstreckt; so wird auch hier der zweifelmüthige Dietrich von Wolfhart getadelt und von Hildebrand versucht (Z. 7803—12. 52—170).

Die mangelnde Kraft der inneren Sagenbildung sollte nun durch einen bedeutenden äußerlichen Aufwand ersetzt werden. Es sollten hier die Helden und Heldinnen aller deutschen Sagenkreise in einer bisher noch unerhörten Vollständigkeit versammelt werden. Was irgend von berühmtern oder weniger berühmten Namen aus Lied und Sage bekannt war, wurde auf die eine oder die andre Seite zu dem großen Kampffeste geladen und die Helden, welche Gunthern zureiten, bringen jeder auch seine namenkundige Liebste mit, um von der Stadt aus den Kämpfen zuzuschauen. Der Dichter ist sich dessen wohl bewust und macht wiederholt darauf aufmerksam, daß nie in einem Gedichte so viele Recken beisammen gewesen (10667—71. 11366—84. 12237—40. 13021—27). Die namhafteren Helden werden nun nicht nur nach ihren bekannten Eigenschaften in Handlung gesetzt, sondern es werden ihnen auch ihre eigenthümlichen Wappen auf die Schilde gemalt und ihre sonstigen Abenteuer, so weit sie dieser Versammlung vorhergehend angenommen werden, mit gelehrter Sagenkunde angedeutet. Helden gleichen Namens werden belehrend unterschieden (6001—12 zwei Ortwine); weil die vorgelegenen Lieder den Vater Gunthers und der burgundischen Königsgeschwister bald Dankrat, bald Gibich nannten, so werden nun diese beide als frühere Herren des Landes aufgeführt (2617—23).

So wenig nun diese Anstrengungen dem Werke poetischen Gehalt verschaffen konnten, so haben sie ihm doch für unsre Kenntnis der damaligen Beschaffenheit der Heldensage einen litterarischen Werth gegeben, und von dieser Seite hat Grimm für seine Zeugnisse über die deutsche Sage vielen Gewinn daraus gezogen. Wir sehen namentlich auch aus diesem Gedichte, wie manches uns aus den heimischen Sagenkreisen, wie das 13te Jahrhundert sie kannte, verloren oder noch verborgen ist.

Vom epischen Stil ist manches gelehrterweise beibehalten, zugleich aber mit dem der Rittergedichte versetzt und ebenso sind die Heldenkämpfe der alten Art mit ritterlichen Kampfspielen seltsam gepaart, wozu jedoch schon ältere Gedichte, namentlich das Nibelungenlied, Anlaß gegeben hatten. Charakteristisch ist für diesen Wechsel der Sitte, daß gerade dem kampfdurstigen Wolfhart zu Liebe, in dem wir noch eine Erinnerung an die altheidnische Berserkerwuth gefunden, ein Turnier veranstaltet wird, das ihm noch etwas neues ist (Z. 8195 ff.).

Der Verfasser des Dichtwerks ist unbekannt. Über seine Heimat läßt sich aus diesem nur so viel mit Sicherheit entnehmen, daß er kein Baier war. Das Land Baiern wird wiederholt als ein durch Raub unsichres geschildert (3145—50. 3177—94. 6578—636. 10742—7), wozu gleichfalls schon das Nibelungenlied Anlaß giebt; auch die Helden aus Baiern, die im Gedicht auftreten, werden als raublustig dargestellt und davon auf die Baiern überhaupt die Anwendung gemacht (Z. 6623 ff.).

Auch noch Mautern (Mautaren) in Österreich (Osterlant) ist von Rittern bewohnt, die den Gästen ihr Gut nehmen wollen (Z. 1044), so man noch dicke den gesten tůt.

Im Gegensatze von Baiern wird Ostfranken als ein wohl befriedetes und wohl gesegnetes Land gerühmt (Z. 3115 ff. 3140 ff.).

Steierland, das Biterolf und Dietleib von Etzeln empfangen, wird gleichfalls sehr vortheilhaft beschrieben: reich an Wald und Waide, Korn und Wein, Wild und Fischen, auch mit Gold, Silber und Salz versehen. Edle Ritter und Dienstmannen hat es und die besten Burgställe. Auch von Hünenland kennt er Grund und Boden und zeigt überhaupt geographische Kenntnisse, so daß man ihn nirgends als heimisch erfassen kann (vgl. Heldens. 125).

10. Dietrichs Drachenkämpfe; in dem Heldenbuche Kaspars von der Röhn, der, wie er selbst angiebt, seine Quelle von 408 Strophen auf 130 reduciert (so vil unnüczer wort man list).

Die strophische Versart ist wie im Sigenot und Ecken Ausfahrt. Eine andere Darstellung ist nur handschriftlich vorhanden; auch von dieser versichert Grimm (Heldens. 266), daß sie unbeholfen und schwerfällig sei, selbst noch mehr als Kaspars Bearbeitungen, ohne Zweifel ein Erzeugnis der spätesten Zeit. Unter dem Gewimmel von Drachen, Riesen und Zwergen ist in diesen Abenteuern der echte Sageninhalt, sofern überhaupt ein solcher vorhanden war, verschwunden, und ich habe nichts daraus in die Umrisse aufnehmen können.

11. Etzels Hofhaltung; bei Caspar von der Röhn, in 215 achtzeiligen Strophen, eine Art allegorischer Dichtung. Da auch von ihr in der Darstellung der Sage selbst kein Gebrauch zu machen war, so verweise ich über ihren Inhalt auf den Auszug in Hagens Heldenbildern S. 105 ff. Es wird sich dabei bemerklich machen, was es mit

solchen bodenlosen Compositionen, im Gegensatze echter Sagendichtung, für eine Bewandtnis habe.

12. Rother. Dieser König hat seine Boten ausgeschickt, um die Tochter Constantins zu Constantinopel zu werben. Als sie gefangen gehalten werden, zieht er selbst aus, sie zu befreien, und sie erkennen ihn an den Harfenschlägen, die er ihnen bei der Abreise zum Wahrzeichen seiner Hülfe angeschlagen. Er bringt sie zurück, zusammt der Braut, die er durch List auf sein Schiff geführt.

In diesen Grundzügen des Gedichts fanden wir zugleich dessen Anhalt im gothischen Sagenkreise. Darauf beschränkt kann es auch wohl in den Grenzen eines Gesanges gedacht werden. In der Abfassung aber, in welcher wir es aus der zweiten Hälfte des 12ten Jahrhunderts besitzen, nimmt es 5185 nichtstrophische Reimzeilen ein, wobei noch am Schlusse einiges fehlt. Nicht bloß ist schon eine über das Maaß des epischen Gesanges gehende Ausführlichkeit in Reden und Beschreibungen eingetreten, sondern es ist auch mehr als ein Drittheil des Gedichtes weiteren Abenteuern eingeräumt, welche der Hauptbegebenheit nachfolgen. Der gothischen Grundlage, der Befreiung der gefangenen Dienstmannen durch ihren König, war schon in jenem vordern Theile die Entführung der Braut eingefügt. Dieser Bestandtheil entfaltet sich nun weiter; König Constantin läßt seine Tochter durch einen Spielmann, der sich als Kaufmann anstellt, auf ein Schiff locken und zurückentführen, sie soll nun dem Sohne des Heidenkönigs Ymelot vermählt werden und Rother muß sie mit großer Gefahr zum zweiten mal erringen. Hiedurch tritt dann das Gedicht in weitere Sagenverwandtschaft mit andern Brautfahrten und Entführungsgeschichten, im Otnitsliede, in der Hegelingensage und besonders im Gedichte von Salomon und Morolf.

Das Rotherslied ist von unverkennbarem poetischem Werthe. Die Hauptscenen, wie der König sich der Braut beim Anziehen der Goldschuhe und seinen Recken durch das Harfenspiel kund giebt, sind lebendig ausgeführt; die Frische des echten Sagenhauchs erhält sich noch neben dem schon aufkommenden Glanze in Ausmalung der Kleiderpracht, des Waffen- und Pferdeschmucks.

Der Verfasser des Gedichts in seiner jetzigen Gestalt hat eine schriftliche Quelle vor sich gehabt, die er bald das Lied, bald das Buch nennt. Die Sprache hat manches Niederdeutsche, allein bei der schlechten

Beschaffenheit der einzigen Handschrift und dem im 12ten Jahrhundert noch unvollkommenen Reime läßt sich nicht bestimmt unterscheiden, was dem Dichter oder was dem Schreiber angehöre. Das Lob, welches ersterer den Baiern spendet (ein Gegenstück zu dem Tadel im Dietleibsliede), die Verherrlichung eines oberbairischen Fürstengeschlechtes, des von Andechs, worauf es hier angesehen ist, weist uns in jene Gegend. Die frommen Reden und Betrachtungen, welche häufig im Liede vorkommen und dergleichen selbst dem ungebärdigen Riesen Widolt in den Mund gelegt werden, lassen auf den geistlichen Stand des Verfassers schließen.

Die einzige, zu Heidelberg befindliche Handschrift des Gedichts, in der Sprache und Reimweise des 12ten Jahrhunderts, ist, wie schon erwähnt worden, am Schlusse mangelhaft. Sie bricht da ab, als Rother, nach dem Rathe seines getreuen Meisters Berther sich ins Kloster begeben will. Nun hat vor einiger Zeit Herr v. Arnswald in Hannover ein einzelnes Blatt einer verlorenen, schönen Pergamenthandschrift aufgefunden, welches durch einen sonderbaren Zufall gerade den vermißsten Schluß des Rotherliedes zum gröſten Theil ergänzt; jedoch, wie die mir mitgetheilte Abschrift zeigt, trug das Ganze, welchem das gerettete Blatt angehört hatte, nicht die ältere Gestalt des 12ten Jahrhunderts, sondern war eine Umarbeitung in den vollkommenern Reim des 13ten, in welchem wir auch nach anderwärtigen Zeugnissen, z. B. beim Marner, die fortwährende Bekanntschaft mit der Rothersage bemerken.[1]

Hier ist nun auch über das öfters angeführte Morolfslied einiges Nähere zu sagen. Wir haben unter dem Namen Salomon und Morolf zweierlei altdeutsche Gedichte, welche beide im ersten Bande der deutschen Gedichte des Mittelalters, herausgegeben von v. d. Hagen und Büsching, Berlin 1808, abgedruckt sind. Das eine, welches die hohe Weisheit des Königs Salomon mit dem ungeschlachten Witze des mißsgeschaffenen Bauers Morolf, theils in Gespräch, theils in Erzählung, parodisch zusammenstellt, berührt uns nur insofern, als am Schlusse desselben (V. 1605 ff.) noch die Abenteuer summarisch angefügt sind, welche den Gegenstand des größern, uns hier in Betracht kommenden Liedes ausmachen. Dieses erzählt, wie dem König Salomon zu Jerusalem sein

[1] [Neuere Ausgabe von Maßmann in den deutschen Gedichten des 12ten Jahrhunderts. Quedlinburg 1837. 2, 162. K.]

schönes Weib nach einander von zwei verschiedenen Königen, Pharo und Princian entführt, mit Hülfe seines Schwagers, des listigen Morolf aber, der verschiedene Verkleidungen annimmt, beidemal zurückgebracht wird; Abenteuer, in welchen sich viele Ähnlichkeit mit den Entführungen und Rückentführungen des Rotherliedes zeigt. Außerdem aber hat jenes strophische Gedicht in Darstellung und Behandlung ganz die Weise des volksmäßigen, epischen Gesangs, mehr sogar, als manche dem epischen Kreise bestimmt angehörende Dichtungen in ihrer jetzigen Gestalt, weshalb wir auch in der Darlegung des Stils der Heldensage das Morolfslied beigezogen.

Mone giebt in seinen eben erschienenen „Quellen und Forschungen zur Geschichte der teutschen Litteratur und Sprache" B. 1, Abthl. 1, Aachen und Leipzig 1830, S. 240—48 einen Aufsatz über Salomon und Morolf, worin er das Gedicht für ein lothringisches erklärt. Salomon hält er für den altfränkischen Namen Saleman, Morolf für die niederländische Bezeichnung eines Meerelfen, in welcher Verwandtschaft auch Morolf im Lied erscheint, obgleich auch dieses nicht die ursprünglichen Namen gewesen seien. Wie dem sei, so verdient dieses Lied von regem Leben und großer Anschaulichkeit, besonders auch um seiner Beziehung zur Heldensage willen, noch genauere Erläuterung, als ihm bisher zu Theil geworden. Außer der, damals allein bekannten Heldensage, nach welcher es in 4215 Versen, ohne die ihm zukommende Abtheilung in fünfzeilige Strophen, abgedruckt ist, befindet es sich in einer noch nicht verglichenen Pergamenthandschrift der königlichen Handbibliothek zu Stuttgart.

13. Otnit,

14. Hugdietrich und Wolfdietrich.

Otnit, König in Lamparten, entführt mit Hülfe des Zwergkönigs Elberich, der sich als seinen Vater zu erkennen giebt, auf einer Heerfahrt über Meer, die Tochter des Heidenkönigs Nachaol zu Muntabur, der ihm dann zur Rache die Lindwürme ins Land schickt.

Hugdietrich, Sohn des Königs zu Constantinopel, wird als Jungfrau verkleidet zu der Tochter des Königs Walgund zu Salneck, in den Turm, den diese bewohnt, eingesperrt und wird von ihr Vater des Wolfdietrich.

Wolfdietrich, dem seine Brüder, als einem unechten Sohne, sein

Erbreich streitig machen, sucht dasselbe mit Hülfe seines getreuen Meisters Berchtung und der Söhne des letztern zu erkämpfen. Er wird durch Zauber entrückt und seine getreuen Dienstmannen müssen, zu Constantinopel auf der Mauer angeschmiedet, Wache halten. Vom Zauber befreit, sucht er auf langen Irrfahrten Beistand zu ihrer Erlösung und zur Erlangung seines Erbes, die ihm erst gelingt, nachdem er als Rächer des von den Lindwürmen getödteten Otnit die Hand seiner Wittwe und mit ihr das Reich zu Lamparten gewonnen hat.

Diese Dichtungen, welche durch gemeinsame Bearbeitungen auch äußerlich verbunden sind, bilden die umfassendste Composition des gothischen Heldenkreises. Ohne Zweifel ist dieser größere Zusammenhang durch Verschmelzung ursprünglich verschiedener Sagen zu Stande gekommen. Beachten wir hier mehr nur die äußere Fugung, so kann Otnits Brautfahrt als ein für sich bestehendes Ganzes angesehen werden. Streifen wir hier, wie im Wolfdietrich, das Costüm der Kreuzzüge ab, das der Sage ursprünglich fremd ist, und fassen wir den Hergang der Entführung selbst in den Hauptzügen ins Auge, wie Otnit die Königstochter vor sich auf den Sattel nimmt und davon jagt (Str. 450), wie der alte König mit seinem Heere nacheilt und nun ein blutiger Kampf sich erhebt, während dessen Otnit einmal im Schooße der Jungfrau ausruht (Str. 78) und darüber ihr Vater nur noch heftiger ergrimmt, so finden wir uns wieder ganz auf einen einfachen Balladentypus zurückgeführt, der in schwedischen, dänischen und schottischen Volksliedern wiederkehrend ist: Entführung auf dem Sattelknopf, Rast auf der Flucht, Nacheile des beleidigten Vaters und Kampf mit ihm (Sv. Folkv. III, 76; besonders auch Wilkinens. von Herbart und Hilda, S. 218 nach Hagens Übersetzung). Vom Wolfdietrichsliede giebt es, wie schon früher bemerkt worden, zweierlei bedeutend verschiedene Darstellungen. In derjenigen nun, welche der Überarbeitung Kaspars von der Röhn zu Grunde liegt, fällt das Abenteuer Hugdietrichs zu Salneck gänzlich aus. Letzteres bildet gleichfalls für sich ein abgeschlossenes Lied. Bestimmter jedoch wird sich über die Verbindung der Sagen erst urtheilen lassen, wenn uns die zuletzt erwähnte Gestaltung des Wolfdietrichliedes aus der Wiener Heldensage unverkürzt bekannt geworden sein wird.[1]

[1] [Gedruckt in F. H. v. d. Hagen Heldenbuch. Leipzig 1855. 1, 71 f. Der große Wolfdietrich, herausgegeben von A. Holtzmann. Heidelberg 1865. K.]

Die Befreiung der Dienstmannen, der Hauptinhalt dieses größern Liedes, macht wieder eine Einheit in sich. Sofern wir aber hier schon weit hinauf, in der Anknüpfung an die persische Heldensage, die Anlage bemerkt haben, daß der Weg zum Rettungswerke durch eine bestimmte Zahl von Tagreisen oder Abenteuern führt, so lag hierin ein bedeutender Anlaß zu großer Ausdehnung des Gedichtes, mittelst Ausführung dieser einzelnen Abenteuer und Aufnahme weiterer; wie denn auch wirklich das Lied von Wolfdietrich mit solchen überfüllt ist. Umgekehrt aber konnten einzelne Bestandtheile aus dem größern Zusammenhange abgelöst und für sich rhapsodisch behandelt werden. So ist es auch wirklich der Fall in einem holländischen Volksliede „der Jäger aus Griechen,“ worin ein griechischer Königssohn, wie es auch Wolfdietrich ist, von einem Riesenweibe siebenzig Meilen weit mit sammt seinem Pferde über Berg und Thal getragen wird. Gleiches geschieht dem Wolfdietrich auf seiner Irrfahrt, unter Umständen, welche mit denen im Volksliede theils übereinstimmen, theils davon abweichen, wie es die lebendige Überlieferung mit sich bringt.

Das holländische Lied ist abgedruckt 1813 in den altdeutschen Wäldern der Brüder Grimm (I, 161 ff.), wobei bemerkt wird, daß es noch in mehrere heutige holländische Volksliederbücher aufgenommen sei. Ins Deutsche übersetzt, durch v. d. Hagen, steht es in der Zeitschrift Pantheon von Büsching und Kannegießer B. III, S. 115 ff. Leipzig 1810.

Was die Gedichte selbst über ihre Quelle sagen, besteht in Folgendem:

Das Otnitslied bezieht sich zweimal nur im Allgemeinen auf ein Buch (1353. 2022). Gleich am Anfang aber heißt es noch besonders:

Eß wart ein bůch funden zu Su(n)ders in der stat,
Daz hett geschrifft ein wunder, dar an lag manig blat,
Daz hetten die ubeln heiden in die erde begraben,
Nů süllent ir von dem bůche vil kurtzwil(e) haben.

Wer nů mit gantzen freiden by kurtzwil wel wesen,
Der losse ime von dem bůche vil singen und lesen
Von einem kunge riche, der hett Lamparten namen u. s. w.

Diese Erzählung (wenn nicht überhaupt ein späteres Anhängsel, vgl. Str. 3) hat ganz das Ansehen der Fabel. Von vergrabenen Büchern, selbst solchen, welche auf diese Art vor der Sündflut gerettet

blieben, erzählt die Sage mehrerer Völker (Görres, Myth. Gesch. II, 532. 628. Göttling, Nib. und Gib. 75). Suders ist sonst in unsrem Liede die Hauptstadt der Heiden in Syrien, welche von Otnit mit Sturm eingenommen wird. Der Name dieser Stadt scheint nun aufgegriffen zu sein, um die Quelle des Gedichts dahin zu verlegen.

Das Lied hat nach Mones Ausgabe 569 epische Strophen und theilt sich in sieben Abenteuren, an deren Schluß es dann gewöhnlich heißt:

Otnides oventure ist nů die erste (ander u. s. w.) hin.

Am Eingang der Gedichte von Hug- und Wolfdietrich, worin überhaupt öfters des Buchs erwähnt wird, findet sich eine ausführliche Nachricht zur Geschichte dieses Werks, die jedoch in den verschiedenen Handschriften etwas abweichend lautet. In dem Kloster zu Tagemunt (Tagemunden, Dageminde) sei ein Buch gefunden worden, das manches Jahr dort gelegen. Nachher sei es, auf durch Baierland, dem Bischof von Einstet oder Eystet gesendet worden, der sich bis zu seinem Tode daran vergnügt. Wenn er verdrossen gewesen, hab' er sich die Weile mit den seltsamen Wundern verkürzt, die in dem Buche geschrieben waren. Nach seinem Tode hab' es sein Capellan gelesen und dann an seinen Arm genommen und in das Frauenkloster zů sante Walpurg zů Einstat (Einstette) getragen. Die Äbtissin fand gleichfalls großes Gefallen an dem Buche (Hagens Grundr. 8. Grimm, Heldens. 228 f.)

Mitten im Gedicht aber, in der Beschreibung eines Kampfes, den Wolfdietrich mit den Brüdern des deutschen Hauses zu Ackers gegen die Saracenen ficht, nennt sich auf einmal ein Dichter:

Daz sage ich Wolferam, der werde meister von Eschebach.

(Heldens. 229. Vergl. gedrucktes Heldenb. 86b, 2.)

Was nun diese Angaben im Einzelnen betrifft, so ist zůvörderst das Kloster Tagemunt (Tagemunden, Dageminde), wo das Buch zuerst aufgefunden und von wo es nach Baiern herauf gebracht worden, noch nicht ausgemittelt. Ich kenne keinen einigermaßen entsprechenden Ortsnamen, als Tangermünde, an der Elbe unterhalb Magdeburg, woselbst sich ein Kloster befand. Der Bischof zu Einstet (Eystet), der nun das Buch erhält, ist offenbar der von Eichstädt, wo auch ein bekanntes Frauenkloster, der h. Walburg geweiht, bestand. Die Äbtissin dieses

Klosters lehrt dann das Buch die zween Meister des Gesanges, sie sagt es ihnen vor, weil sie entweder des Lesens überhaupt oder doch des Lateins, wenn das Buch in solchem geschrieben angenommen wird, unkundig waren, und sie finden nun „diesen Ton" dazu, bringen es in die epische Gesangsweise und verbreiten es so mit Singen und Sagen in die Lande.

Was an diesen Angaben Wahres sei, wird niemand bestimmen können. Es ist an sich wohl möglich, daß die schon aufgezeichnete Sage aus der Schrift wieder in den lebendigen Gesang übergegangen. Aber wenn nicht angenommen wird, daß die Umsetzung des Buchs in die Gesangsweise auch gleich wieder niedergeschrieben worden, wovon nichts erwähnt ist, so wäre, was auf uns gekommen, doch nur die endliche Aufzeichnung der durch die wandernden Sänger verbreiteten Überlieferung und somit die Nachricht von der Sagenquelle selbst eine sagenhafte.

Daß Wolfram von Eschenbach, der sich auch nicht selbst den werthen Meister genannt haben würde, nicht Verfasser des vorhandenen Gedichts sein könne, zeigt schon die oberflächlichste Bekanntschaft mit dem Stil dieses Dichters. Auffallend bleibt jedoch immer, daß Wolfram in der Nähe von Eichstädt, von wo das Lied sich verbreitet haben soll, zu Hause war.

Bei diesem grösten Gedichte sowohl des gedruckten alten Heldenbuchs, als in dem Kaspars von der Röhn ist auch von diesen Überarbeitungen einiges zu sagen.

Kaspar von der Röhn sagt selbst am Schlusse seines Laurins: Noch Crist gepurt 1472 jar ist es geschriben worden von mir Kasper von der Rœn, purdich von Münerstat in Franken u. s. w., wo noch ein Geschlecht dieses Namens blühen soll (Mus. I, 236). Nach seinem Stil zu schließen, hat er keinem höhern Stande angehört. Von ihm ist ein großer Theil der Heldenlieder des Amelungenkreises nach älteren Schriftwerken ins Kürzere gearbeitet worden und er spricht mehrmals wohlgefällig von diesem Wegschneiden unnützer Worte. Es ist ihm darum zu thun, daß man das längste Gedicht in seiner Bearbeitung auf einen Sitz anhören könne. Dieß rühmt er namentlich am Schlusse des Wolfdietrich, den er von 700 Lieden (Strophen) des Originals auf 333 herabgebracht hat. Nimmt man hiezu die

Aufforderungen, Wein zu bringen u. s. f., so ist Grimms Vermuthung (Heldens. 373), daß er für Bänkelsänger gearbeitet habe, wohl anzunehmen. Den Sageninhalt selbst umzubilden, lag weder in seiner Absicht noch in seiner Fähigkeit, und insofern haben uns seine Arbeiten, da wo die Originale nicht zugänglich sind, immerhin einen urkundlichen Werth. Aber durch die Abkürzung sowohl, als durch Verwandlung der epischen Strophe mit vier Langzeilen in eine achtzeilige, mittelst eingefügter Reime auf den zweisilbigen Einschnitten, ist sehr fühlbar manches verwischt und verdunkelt worden, von der Verderbnis der Sprache und des Stils nicht zu reden.

Auch für das seit dem Schlusse des 15ten Jahrhunderts öfters gedruckte Heldenbuch wurden die alten strophischen Gedichte Otnit, Hug- und Wolfdietrich, der Rosengarten zu Worms, in achtzeilige Gesätze umgearbeitet. Das Ohr war nicht mehr empfänglich für den Rhythmus einer Langzeile ohne die Aushülfe eines hinzukommenden Zwischenreims. Aber auch diese, wenn gleich nicht verkürzende Bearbeitung hat nicht nur den Text verwirrt, sondern auch das Ganze durch die widrigsten Flickworte zu Beischaffung des weiteren Reimes entstellt. Vgl. 54b, 5. 55a, 8. 113b, 1. 114a, 2. 93a, 3.

Gleichwohl waren die kräftigen Gestalten der alten Heldenlieder nicht so leicht ganz zu verkümmern und auch der epische Klang dringt noch überall durch. Der wiederholte Druck des Heldenbuchs zeigt auch, daß sie fortwährend Eingang fanden. Fischart, der geistreichste Humorist des 16ten Jahrhunderts, der diese Heldenbilder ohne Zweifel nur durch solche Drucke kannte, zeigt doch in häufigen Anspielungen darauf, wie lebhaft sie ihm gegenwärtig waren.

B. Nibelungenkreis.

15. **Hörnen Siegfried.** Siegfried kommt zum Schmiede, erschlägt den Lindwurm und überstreicht sich mit der Hornhaut. Dann befreit er Kriemhilden vom Drachensteine und erwirbt den verderblichen Nibelungeshort. Das Lied scheint aus mehreren zusammengesetzt, Kriemhild und Brünhild, der Drachenkampf und Brünhilds Flammenburg in einander übergegangen zu sein. Diese Vermischungen machen das Lied unklar und verworren; doch ist der Kampf auf dem Drachenfels ein kräftiges Bild.

Es sind 179 Strophen der epischen Versart, welche in der Überschrift als Hildebrandston bezeichnet wird. Auch der Beisatz zum Titel „Gesangsweiß" zeigt, daß dieses Gedicht als ein singbares gelten sollte. Dasselbe ist nicht handschriftlich, sondern in mehreren Drucken des 16ten Jahrhunderts vorhanden; auch plattdeutsch (Heldens. 258). Doch ist es, auch in seiner jetzigen Zusammensetzung, nicht erst ein Erzeugnis dieses Jahrhunderts.

Eine Auflösung dieses Siegfriedsliedes, mit Abweichungen in einzelnen Umständen und Namen (z. B. Kriemhild heißt hier Florigunda, ihr Vater Gibich heißt Gilbaldus u. dgl.) und fremdartigen Zusätzen ist das noch gangbare Volksbuch: Eine wunderschöne Historie von dem gehörnten Siegfried u. s. w. aus dem Französischen ins Teutsche übersetzt. Man hat noch keinen Druck dieses Volksbuchs aufgefunden, welcher mit Sicherheit über das 17te Jahrhundert hinaufgesetzt werden könnte (Grundr. 52). Die Angabe, daß es aus dem Französischen übersetzt sei, rührt wohl daher, daß dieß mit mehreren Volksbüchern der Fall war (wie namentlich dem in der Vorrede erwähnten Wigalois) und so die Bezeichnung als herkömmlich auf den Titel kam. [1]

Noch wird in diesem Volksbuche einer besondern, sonst nicht mehr bekannten Historie von Siegfrieds Sohne Löwhardus, von dessen Kriegen mit dem Sultan und dem König von Babylonia u. s. w. (S. 76. 80) gedacht.

Die Holzschnitte stellen den gehörnten Siegfried auch wirklich immer mit Hörnern dar.

Den jetzigen Zustand dieser Geschichte mag die Erzählung von Siegfrieds Tode darlegen:

S. 76: Wie sie nun acht Jahr in stolzem Frieden gelebt, begab sich eines Tages, daß Siegfried und seine Schwäger mit ihm auf die Jagd ritten. Weil aber derselbe Tag sehr heiß und Siegfried sich sehr erhitzet, begiebt er sich zu einem Brunnen in dem Ockerwalde und legte sein Angesicht in denselben, sich zu erkühlen. Das ersiehet ein Schwager, der grimmige Hagenwald, und gedenkt bei sich selber: „Diese Gelegenheit begibt sich nicht alle Wege, die must du nicht versäumen, denn dieses ist die rechte Zeit und Gelegenheit, dich an deinem Feind zu rächen." Nimmt sein Rappier und stößets dem Siegfried zwischen die beiden Schultern, da er fleischern und nicht hörnig war, hinein, daß die Spitze bis an die Brust hinein gieng, daß er davon zur Stund todt blieb.

[1] Vgl. Lachmann, Krit. 5.

Dieses Büchlein, das auf den Märkten verkauft wird, ist, außer dem, was die mündliche Überlieferung in einzelnen Märchen und örtlichen Sagen erhalten hat, der einzige in Deutschland noch volksmäßige Überrest der großen Heldensage.

16. Walther und Hildegund. Walther entflieht mit der ihm frühe schon verlobten Jungfrau vom Hofe des Königs Etzel, wo sie beide als Geisel waren. Auf dem Wege nach der Heimat will ihm König Gunther die Braut und die mitgenommenen Goldringe abjagen und Walther muß deshalb am Wasgensteine die rheinischen Helden, worunter sein vormaliger Geselle Hagen, nach einander bestehen.

Schon die Anlage des Gedichts bringt hiernach einigen Umfang mit sich, ungefähr wie die der Rosengartenlieder. Gedrängter ist die Auffassung in der Wilkinensage, wo Walther unmittelbar von zwölf Helden Etzels, darunter Hagen, verfolgt wird und sie bekämpfen muß, ohne daß man jedoch Grund hätte, diese Auffassung für die ältere zu erklären, denn Hagen weist uns doch nach dem Rheine hin und Walther ist zugenannt „von Waskastein."

Das lateinische Gedicht, nach Fischers Ausgabe,[1] enthält 1452 hexametrische Verse. Daß der Verfasser ein Geistlicher war, ergiebt schon der Gebrauch der lateinischen Sprache. Das Gedicht zeugt von historisch-geographischen und philologischen Kenntnissen; besonders hat Virgil zum Muster des Stils gedient, von welchem Bilder und Ausdrücke entlehnt sind; z. B. in der Vergleichung des unerschütterlichen Helden mit einer Eiche Z. 995, vergl. mit Virgil. Georg. 2, 290; oder V. 874 in der Anrede an einen Jüngling, der seinem Tod entgegengeht: Et „longum, formose, vale" u. s. w. Es werden aber auch gleich im Eingang Z. 1 ausdrücklich die Klosterbrüder angeredet. Ausdrücke der lateinischen Kirchensprache, insbesondere solche der Benedictinerregel, dann Gebet und Lehrweisheit, den Helden in den Mund gelegt, sind weitere Zeugnisse des geistlichen Ursprungs. Die Jugend des Verfassers ist in den Schlußzeilen angedeutet, 1448 f.

Ekkehard, der vierte unter den sangallischen Mönchen dieses Namens, welche sich im 10ten und 11ten Jahrhundert litterarisch ausgezeichnet haben (er starb um 1036. Pertz, Monum. Germ. hist.

1 [Neue Ausgabe in den lateinischen Gedichten des 10ten und 11ten Jahrhunderts von Grimm und Schmeller S. 1. K.]

B. II, 75), berichtet in seiner Continuatio casuum S. Galli von den lateinisch-poetischen Arbeiten des ersten Ekkehard, der im Jahr 973 gestorben. Daraus (besonders B. 2, S. 118) ergiebt sich, daß Ekkehard I in früher Jugend, also noch im Laufe des 10ten Jahrhunderts, ein lateinisches Gedicht von dem Helden Walther in der Art geschrieben, daß das Latein sich allzusehr dem deutschen Redebau angeschlossen, und daß nachher, noch in der ersten Hälfte des 11ten Jahrhunderts Ekkehard der vierte, welcher vom Erzbischof Aribo zu Mainz den dortigen Schulen vorgesetzt worden war, auf Geheiß Aribos dieses Gedicht, ohne Zweifel in der erwähnten Beziehung, verbesserte. Da auch Ekkehards I jugendliches Alter, zur Zeit, als er das Werk schrieb, zu der Stelle des noch vorhandenen Gedichtes paßt, worin die Unvollkommenheit desselben mit der Jugend des Verfassers entschuldigt wird, so hat man keinen Anstand genommen, dieses Gedicht, welches Übung im lateinischen Verse verräth, für jene verbesserte Arbeit des ersten Ekkehard anzusehen.

Nun sind aber neuerlich zwei Handschriften des Gedichts aus dem 11ten Jahrhundert bekannt geworden, die eine zu Karlsruhe, die andere zu Brüssel, in welchen beiden demselben eine Zueignung vorausgeschickt ist, worin ein Mönch Geraldus dasselbe dem Bischof Erchambold zum Geschenke darbringt:

Præsul sancte dei, nunc accipe munera servi,
Quæ tibi decrevit de larga promere cura
Peccator fragilis Geraldus nomine vilis,
Qui tibi nam certus corde estque fidelis alumnus;

und am Schlusse noch:

Sit tibi mente tua Geraldus carus adelphus.

(Mone, Quell. u. Forsch. I, 183 aus der Brüssl. Hds.)

Ein Zeitgenosse Ekkehards I, Geraldus, scolarum magister zu St. Gallen, kommt aber in der angeführten continuat. cas. S. Galli vor (Pertz 2, S. 114. 117. 122) und um dieselbe Zeit war Erchinbald Bischof zu Straßburg (von 965—991, ebend. S. 116. Note 75). Unter diesen Umständen möchte die bisher angenommene Autorschaft Ekkehards in Beziehung auf das vorhandene Werk zweifelhaft scheinen. Pertz spricht in einer Anmerkung zu obiger Stelle der cas. S. Gall. seine Ansicht dahin aus,

primitus germanicum fuisse [poema], post a Geraldo et Ekkehardis in latinam linguam translatum.

Er giebt also Gerald und den Ekkeharden gemeinsamen Antheil. Mir scheint die Lösung der Frage in den Worten zu liegen: Scripsit et in scolis metrice magistro u. s. w. vitam Waltharii manufortis. Nimmt man dieses zusammen mit einer vorhergegangenen Stelle, S. 114: Geraldus ab adolescentia usque ad senilem vitæ finem semper scolarum magister, so ergiebt sich, daß Ekkehard I für seinen Meister Gerald das Gedicht geschrieben und dieser es dem Bischof Erchinbald mit einer besondern Widmung zum Geschenke machte; es ist auch in letzterer nirgends gesagt, daß Gerald der Verfasser sei, er bezeichnet sich bloß als Geber. Das Latein der Zueignung ist auch unbeholfener, als das des Gedichtes; jene ließ wohl Ekkehard IV unverbessert stehen, weil sie wenigstens keine offenbaren Teutonismen darbot.

Zu wünschen wäre, wir besäßen noch wenigstens die unveränderte Arbeit des ältern Ekkehard, eben um ihrer Teutonismen willen. Aus diesen wäre wohl manches Nähere auch über die Beschaffenheit des deutschen Liedes zu ersehen gewesen, nach welchem Ekkehard ohne Zweifel gearbeitet hat. Es kommen Anspielungen vor, welche nur im Deutschen verständlich sind. So wenn Walther den Hagano anredet 1347:

O paliure virens foliis, ut pungere possis,

oder wenn derselbe Held Z. 1417 Hagano spinosus genannt wird, so hat dieß nur im Deutschen Bedeutung; hagan, hagen heißt ahd. ein Hagedorn (Schmell. II, 163). Fragm. de bell. Car. M. contr. Sarac. Z. 4617: Thurh thorne unde thurh hagene. Einiges trifft auch noch jetzt mit dem epischen Stil der vorhandenen deutschen Heldenlieder zu; z. B.

451: Gesserat et scutum gradiens hastamque coruscam.
Namque viro forti similis fuit u. s. w.
330: Ipseque, lorica vestitus more gigantis.
Nib. 8930 f.: ... den schilt hûp Rüedegêr,
dô lief er zû den gesten einem degen gelîch.
Wolfd. 124b, 9: Er lent auf seinem schilte, Als noch die recken tünd.
Dietl. 5489: Der so geleiche reken fert.

Walther sucht Hagen vom Streite abzubringen und verheißt ihm 1259:

rutilo umbonem complebo metallo.

Kriemhild, um zum Kampfe gegen die Burgunden zu reizen (Z. 8622),

hiez golt daz rôte darzů mit schilden tragen.

191: Fulmineos promunt enses clypeosque revolvunt.

Otn. 1309: Wie balde der Lamparter den schilt zů rucken warff!
Er nam zů beiden henden sin liehtes wafen so scharff.

Wolfd. 50: Die schilt sy zů rucken schwungen, Das es gar laut erhal.

Hadwart ruft Walthern an Z. 795:

Audi consilium, parmam deponito pictam.

Walther antwortet Z. 803:

De reliquis taceo; clypeum defendere curo.
Pro meritis, mihi crede, bonis sum debitor illi.
Hostibus ipse meis se obponere sæpe solebat,
Et pro vulneribus suscepit vulnera nostris.

Ebenso, fast wörtlich, ruft im Volksliede von Hildebrand der Sohn den Vater an Str. 8:

Dein harnisch vnd dein grünen schild mustu mir hie auffgeben.

Und der Vater antwortet Str. 9:

Mein harnisch und mein grüner schild die haben mich offt ernehrt:
Ich traw Christ vom himmel wol, ich wil mich deiner erwehrn.

Die Anlage des Gedichts ruht ganz im Geiste des Heldensangs und die vielen Kämpfe sind mit all der Manigfaltigkeit der Situationen dargestellt, die hierin den Heldenliedern eigen ist.

Die lateinischen Verse sind zwar nicht classisch, aber doch ist der Stil darum keineswegs leblos. Zur Probe desselben mag, außer den schon angeführten einzelnen Zeilen, die kurze Stelle dienen, worin die Felshöhle (in deutschen Gedichten der Wasgenstein) beschrieben wird, darin Walther und Hildegund ausruhen und von wo er seine Gegner Mann für Mann besteht, Z. 487 ff.

Wie sehr diese Sage von Walthers Flucht mit Hildegund und dem Kampf am Wasgensteine in deutschen Liedern verbreitet war, zeigen die Anspielungen darauf in andern Heldengedichten, namentlich dem Nibelungenliede. Aber auch außerhalb Deutschlands (von der deutsch-nordischen Darstellung der Wilkinensage abgesehen) finden wir ihre Spur auf zwei sehr entgegengesetzten Puncten, in Piemont und in Polen. Das Chronicon Novalicense (des Klosters Novalese in Piemont, geschrieben um 1060, bei Muratori, Script. rer. ital. II, 2)

erzählt die legendenartige Sage von einem Walther, der aus königlichem Blute stammend, als weitberühmter Held viel männliche Thaten vollbringt, in seinem Alter aber ein Mönch im besagten Kloster wird. Ihn macht der Verfasser der Chronik zu einer Person mit unserem Waltharius manufortis und liefert (S. 8. 9) einen Auszug und einzelne Verse aus dem lateinischen Gedichte, von dem wir bisher gesprochen, und aus einer andern lateinischen Bearbeitung desselben Stoffes im elegischen Versmaaß (Heldens. 36).

Die polnische Sage erzählt Boguphalus († 1253) in seinem Chronicon Poloniæ (Sommersberg, Script. rer. siles. B. II, S. 37—39). Walther der starke (robustus), dessen Schloß Tyniez bei Krakau liegt, entführt dorthin Heldegund, die Tochter eines fränkischen Königs, deren Liebe er durch nächtlichen Gesang gewonnen; ein Motiv, das wir auch in der Hegelingensage, in der Entführung Hildes durch den Sänger Horand gefunden. Er setzt zu Pferde über den Rhein, kämpft mit einem Nebenbuhler, dem Sohn eines alemannischen Königs und tödtet ihn. Bei aller Verschiedenheit in den Nebenumständen und weiter damit verbundenen Begebenheiten ist doch die gleiche Grundlage zu erkennen. Die Sage ist auch noch dadurch örtlich angeknüpft, daß am Schlusse gesagt wird, man zeige bis auf den heutigen Tag noch das Grab der Heldegund in Stein gehauen auf dem Schlosse zu Wislicz (Heldens. 158 f. Büsching, Volksf. 3 ff. 407 f.). Vgl. Attila nach der Geschichte, Sage und Legende dargestellt durch G. F. Klemm. Leipzig 1827; darin eine Übersetzung des lateinischen Gedichtes von Walthers Flucht in deutschen Hexametern mit Anmerkungen.

17. Das Lied der Nibelunge.

Es enthält, nach Lachmanns Ausgabe, 2316 epische Strophen und ist in 39 âventiuren (Gesänge) abgetheilt.

Den Inhalt desselben habe ich in den Umrissen der Heldensage im Zusammenhange dargelegt und in der Schilderung der Charaktere, namentlich Kriemhilds, Hagens und Rüdegers, ist die Hauptsache unter besondern Gesichtspuncten wiederholt worden.

Siegfrieds und Kriemhildens Liebe, der verrätherische Mord an diesem Helden und Kriemhildens blutige Rache, die das ganze Geschlecht der Helden ins Verderben reißt, sind die Grundzüge des großen Gedichtes.

Wir besitzen dasselbe in zweifacher Gestalt, einer ältern, in der es nach der Münchner Handschrift von Lachmann herausgegeben ist, und einer Überarbeitung, welche der Freiherr v. Laßberg nach seinem Codex hat abdrucken lassen.

Diese Überarbeitung geht jedoch nicht auf das Innere des Gedichts, sie ist nicht eine verschiedene Behandlung und Darstellung desselben Sagenstoffes, wie z. B. die verschiedenen Rosengartenlieder, sondern sie geht mehr nur auf Verdeutlichung, Ergänzung im Einzelnen, Ausgleichung etwaiger Widersprüche oder gestörten Zusammenhangs, Füllung des ältern Verses u. dergl. aus.

Die Schlußworte der ältern Gestaltung lauten:

ditze ist der Nibelunge nôt;

die der Überarbeitung:

daz ist der Nibelunge liet.

An der erstern Benennung halten diejenigen fest, welche darin zugleich eine Anzeige für die Zusammensetzung des Liedes erkennen; denn sie bezieht sich eigentlich nur auf die letzte Hälfte desselben. Die andere Benennung wird zweckmäßig überall gebraucht, wo man, von jener besondern Frage abgesehen, das Gedicht als das jetzt vorhandene Ganze im Auge hat (vergl. Lachmann, über die ursprüngl. Gest. S. 91, 7).

Das Lied der Nibelunge ist das bekannteste oder, wenn wir eine größere Classe von Lesern im Auge haben, das allein bekannte unter den deutschen Heldenliedern. Es ist in mehrfachen Ausgaben erschienen, ist verschiedentlich, in Prosa und Versen, in die neuere Sprache übertragen worden. Es ist commentiert und unter die Gegenstände des Lehrvortrags auf Schulen und Hochschulen aufgenommen worden. Von historischer, mythischer und ästhetischer Seite ist es in vielen besondern Abhandlungen erörtert und erläutert. Auch dramatische Behandlungen hat es erfahren und in einer derselben die Bühne betreten. Die bildende Kunst hat sich manigfach mit ihm beschäftigt und eben jetzt sollen die Säle des Königsbaues zu München mit seinen Gestalten ausgemalt werden.

Was hier, wo wir von der Composition der Heldenlieder handeln, diesem Gedichte so besondere Bedeutung giebt, ist der Umstand, daß es vor allen andern den bestimmten Eindruck eines Kunstganzen macht. Eben darum stellt sich bei ihm die Frage nach dem Dichter am natürlichsten und dringendsten hervor.

Aber gerade hier begegnet uns der entschiedenste Zwiespalt der Ansichten: die einen sehen den Dichter eines in sich vollendeten Kunstwerks, die andern den Ordner zuvor schon einzeln vorhandener Volksgesänge.

Nachdem Wolf aus philologischen und antiquarischen Gründen die Einheit der homerischen Gedichte bestritten und K. Lachmann in seiner Schrift über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth, Berlin 1816, dieses Verfahren auch auf das deutsche Heldengedicht angewandt hat (vgl. ebend. S. 3), nachdem zugleich durch erweiterte Bekanntschaft mit den Volksgesängen aller Nationen sich neue Begriffe vom Wesen und Bildungsgange der Volkspoesie und des Epos ergeben haben, theilen sich jetzt die Kenner und Freunde unsres poetischen Alterthums in jene beiderlei Ansichten.

Es scheint mir zweckgemäß, Ihnen jede derselben in einem ihrer neuesten und beachtenswerthesten Vertreter vorzuführen, welche gänzlich unabhängig von einander von den entgegengesetzten Seiten her Betrachtungen über die Gestaltung des Liedes angestellt haben.

Unser landsmännischer Dichter, Ludwig Bauer, hat vor wenigen Monaten in das Morgenblatt (N. 104—8. 111—13. 121—3. Mai 1830 [1]) eine Abhandlung eingerückt „das Lied der Nibelungen ein Kunstwerk", deren Richtung schon in dieser Aufschrift ausgesprochen ist. Der Verfasser scheint aus dem gesammten Kreise der Heldenlieder nur eben das Nibelungenlied zu kennen; alle übrigen, von denen wir bisher gehandelt haben, bleiben ihm also gänzlich zur Seite liegen; er scheint überhaupt mit dem Gegenstande sich gar nicht in gelehrten Beziehungen befaßt zu haben; aber das Nibelungenlied hat er sich wohl angeschaut und wieder angeschaut, seine Ausführungen und Bemerkungen sind die besten und feinsten, die mir über das Lied vom ästhetischen Standpunct aus bekannt sind. Gerade, nachdem wir uns so lange in den historischen, mythologischen, antiquarischen Untersuchungen befunden haben, gerade hier im Gegensatz einer aus solchen Untersuchungen hervorgegangenen Ansicht, muß es uns von Interesse sein, auf einmal aus allen diesen gelehrten Beziehungen hinausgerückt zu sein und zu vernehmen, wie ein poetisch gestimmter Geist den unmittelbaren Eindruck des alten Dichtwerks in sich aufnimmt.

1 [Wieder abgedruckt in L. Bauers Schriften. Stuttgart 1847. S. 416 ff. K.]

Ihm gegenüber werden wir dann hören, was derjenige Gelehrte, welcher dem vaterländischen Sagenkreise die tiefsten und umfassendsten Forschungen gewidmet hat, zu denen ihn doch auch nur die Erkenntnis des innern Werthes dieser Sagenpoesie ermuthigen konnte, was W. Grimm in seinem neuesten Werke über die deutsche Heldensage als letzten Erfund seiner in beständigem Verkehr mit Lachmann gepflogenen Untersuchungen über die Entstehungsgeschichte der Nibelungennoth in gedrängter Kürze niedergelegt hat.

L. Bauer betrachtet unser Epos zuerst, sofern es auf der Charakteristik beruhe. Er bemerkt, daß die vielen kennbar bezeichneten Personen des Liedes sich alle wieder um eine als um den Mittelpunct und die Seele des Ganzen gruppieren, um Kriemhilden. Er bemerkt die Gegensätze, die Extreme, welche in diesem Charakter zusammentreffen, und wirft dann die Frage auf, wie der Dichter dieselben vermittelt, unter eine Persönlichkeit gebracht habe.

Wenn er, sagt der Verfasser S. 419, die Vermittlung nicht einmal versucht hat, so war er kein Künstler; wenn er einen falschen Weg dazu eingeschlagen hat, so verdient er kein Lob; wenn ihm die Lösung dieser Aufgabe gelungen ist, so hat er ein vollgültiges Zeugnis seines Dichterberufes abgelegt. Ich glaube versichern zu können, daß die letztere Annahme für den Verfasser des Nibelungenliedes gelte. Er hat seine Aufgabe nicht nur überhaupt gelöst, sondern mit einer Sicherheit, welche den Meister verräth. Hier war der natürliche Weg auch der kühnste und diesen hat er betreten.

Die Charakteristik Kriemhildens, ihre Umwandlung von der reinen Jungfrau zur blutdürstigen Furie wird dann durch das ganze Lied psychologisch verfolgt und zum Schlusse gesagt S. 426 [Schriften S. 422]:

Dieß ist das Charakterbild der Hauptperson, eine Zeichnung, zu welcher sich, besonders wenn wir die darin beobachtete feine Gradation ins Auge fassen, wohl nicht so leicht ein würdiges Gegenstück finden lassen wird.

Dieser ausgezeichnete Charakter aber stehe nicht isoliert, er rage gerade nur so viel über die andern hervor, als nöthig sei, wenn er die Hauptfigur bilden solle; insbesondere erklären die übrigen weiblichen Figuren als Gegensätze Kriemhildens Eigenthümlichkeit, während sie, jede für sich, eine geschlossene Persönlichkeit darstellen. Überhaupt aber trete keiner der so großartig gruppierten Charaktere in Folge einer mühsamen Zergliederung vor unser Bewustsein, sondern jeder springe mit

einem male aus der Begebenheit und dem lebendigen Gespräche hervor. Es werden einzelne Züge ausgehoben, welche den Verfasser zu dem Ausrufe veranlassen:

Muß ein Dichter, der auch in die Nebenparthieen seines Werks so feine Züge ausgestreut hat, nicht wirklich ein reiches und tiefes Gemüth gehabt haben?

Die Betrachtung der Charakteristik schließt mit folgender Stelle S. 426 [Schriften S. 423]:

Durch so manigfaltige Beziehungen auf die Hauptperson wird diese gleichsam von allen Seiten beleuchtet, und das Ganze gewinnt ein Interesse, das bei wiederholtem Lesen eher zunimmt als nachläßt. Denn wie oft man auch immer das Nibelungenlied gelesen haben mag, jedesmal stößt man auf Einzelheiten, durch deren Neuheit man überrascht wird. Überhaupt besaß der Dichter die glückliche Gabe, immer einen Charakter durch den andern zu erläutern, ohne daß er diesen zu dem bloßen Gegentheile von jenem gemacht hätte. Jeder ist ein anderer und in seinem Wesen selbstständig, ohne sich den übrigen entgegenzusetzen oder sie zu verneinen. Deswegen steht der Sänger der Nibelungen, unerachtet des tragischen Aufschwungs, den er unserem Gemüthe giebt, doch dem Leben so nahe und bleibt ein naiver Dichter, auch wenn er uns bis zu Thränen erschüttert.

Von der Charakteristik kommt der Verfasser zur Schilderung und auch hier fällt das Resultat seiner Betrachtung nicht minder günstig aus (S. 430 [Schriften S. 423]).

Der Verfasser des Nibelungenliedes, sagt er, hat sie in seiner Gewalt, obgleich er sie nie zum Zwecke machte. Von jeder Person, die er in sein Gedicht verflochten hat, schwebt unsrer Einbildungskraft ein bestimmtes, mit keinem andern vermischbares Bild vor. Wenn ich das Talent hätte, Anschauungen durch Zeichnung zu fixieren, so getraute ich mir, von allen in unsrem Gedichte vorkommenden Personen die Umrisse wiederzugeben; so deutlich haben sie sich meinem innern Auge eingeprägt. Und doch ist, einen einzigen Fall ausgenommen (V. 6950 bis 56), von keiner eine durchgeführte Schilderung entworfen. Wie kommt es doch, daß unter den neuesten Dichtern selten einer solche bestimmte Eindrücke auf uns hervorbringt, während doch gerade sie oft alles darauf angelegt zu haben scheinen?

S. 431 [424]: Der geniale Kopf, sagt der Verfasser weiter, muß sich auf den höchsten Gipfeln der Dinge zu Hause fühlen und mitten im Feuer der Erfindung seine Besonnenheit behaupten. Dann wird es ihm gelingen, in einzelne fein angebrachte Pinselstriche den Keim ganzer Anschauungen zu legen. Der Verfasser des Nibelungenliedes hat von dieser seltenen Kunst mit Erfolg Gebrauch gemacht.

Sofort ermittelt Bauer den Zweck des Gedichts und findet, daß dem Dichter von Anfang herein ein tragischer Zweck vorgeschwebt, daß er uns durch Furcht und Mitleid habe bewegen wollen (S. 441). Die erste Hälfte des Liedes sei bestimmt, tragische Triebfedern in Anregung zu bringen, die zweite, diese Triebfedern höher zu spannen, und das Ganze sei ein Epos mit dem Effecte eines Trauerspiels.

S. 447 [427]: Ich kann versichern, setzt er hinzu, daß mich kaum irgend ein Kunstwerk vollkommener befriedigt hat. Misstrauisch gegen mich selbst, nahm ich, nach wiederholtem Lesen des Ganzen, in verschiedenen Zeitpuncten, und absichtlich, wenn ich mich ruhiger gestimmt fühlte, den Schluß des Gedichtes allein vor mich. Aber auch dann blieb die Wirkung nicht aus. Alles Vorangegangene wiederholte sich vor meiner Seele, indem ich nur das Letzte las. Solche, jedes mal wiederkehrende Eindrücke sind bloß dann möglich, wenn der Stoß aus dem Ganzen hervorgeht und das Ganze einen geschlossenen Organismus bildet.

Ferner über die Darstellungsweise, die im Liede vorherrsche, bemerkt Bauer, der Dichter habe sich in dem behandelten Stoffe objectiviert; zwischen dem, was er erzähle, und dem, was er dabei gedacht oder empfunden habe, können wir nicht unterscheiden, sein Herz finde nur in der Begebenheit eine Sprache.

Dem Verfasser ist zwar nicht unbekannt, daß das Nibelungenlied auf einer uralten deutschen Sage beruhe, die, als das Epos entstanden, noch so lebendig und tief in das Volksleben verwachsen gewesen, daß sie sich allmählich mit demselben fortgebildet (S. 451 [429]). Aber der Dichter habe nicht irgend einen vorgefundenen Stoff so, wie er ihn vorfand, ohne Verknüpfung des Verwandten, ohne Ausscheidung des Fremdartigen, ohne eigene Zuthat, geradezu in Verse gesetzt.

Warum, fährt der Verfasser fort, hat sich denn die vielbesungene Sivrits- und Nibelungensage nur in diesem Gedichte zu einer künstlerischen Form concentriert? Offenbar deswegen, weil nur in diesem Gedichte gerade das Zusammenpassende aufgenommen und das Aufgenommene gerade so vertheilt ist, daß es etwas Organisches, eine in sich geschlossene Welt bildet (S. 447 [428]). Die Geschichte in der Form, welche ihr der Dichter geliehen hat, enthält ohne Beziehung auf etwas außer oder über ihr Liegendes unmittelbar und in sich selbst alles das, was zu einem ästhetischen Gesammteindrucke erforderlich ist (S. 450 [428]).

Endlich [Schriften S. 430] giebt der Verfasser noch einige Winke über den Geist des Nibelungenliedes. Geist und Idee eines Gedichtes hält er nicht für gleichbedeutend und versteht unter ersterem die über ein ganzes

Gedicht verbreitete eigenthümliche Beleuchtung, wodurch uns jeder darin befaßte Gegenstand in einer bestimmten Farbe erscheine, die dasselbe umgebende Atmosphäre oder das besondere Klima, welches darin herrsche. Subjectiv genommen aber, sei er die von jeder andern unterscheidbare Gemüthsstimmung, die uns nur bei diesem Gedicht ergreife und von Anfang bis zu Ende desselben begleite. Der Geist eines Gedichtes könne also eigentlich nicht wiedergegeben werden; wer ihn vernehmen wolle, müsse selbst das Ganze lesen. Doch sieht der Verfasser sich nach einzelnen Zügen um, in denen das Gepräge des Ganzen am deutlichsten hervortrete, und bemerkt, als zum Geiste dieser Epopöe gehörig, besonders den ernsten, gespannten Hinblick auf ein gefürchtetes Ende. Es sei im Interesse des Dichters gelegen, uns frühzeitig auf einen traurigen Ausgang gefaßt und für die gewaltigen Schlußeindrücke empfänglich zu machen (S. 481 [430]). Eine gewisse Schwüle verbreite sich über den ganzen Horizont des Gedichtes; die Gegenstände erscheinen, wie kurz vor dem Ausbruche eines Sturmes, und jedes aufsteigende Wölkchen erscheine uns als ein werdendes Gewitter. Damit aber die bestimmte Erwartung der Katastrophe nicht für die Katastrophe selbst abstumpfen möchte, habe der Dichter, mittelst der zwischen eintretenden friedlichen und heitern Begegnisse, den aufgewehten Vorhang noch einmal zugeworfen, ehe er ihn völlig aufrollen lassen (S. 486 [432]).

Diese letzte Abtheilung, über den Geist des Liedes, ist besonders reich an feinen Beobachtungen. Von den Schlußworten hebe ich noch Folgendes aus:

> Wer übersatt aller modernen Künstelei nach einem stärkenden Trunke frischen Quellwassers dürstet, wer die Natur in ihrem Dichterschmucke, das Schicksal in seinem strafenden Ernste, den Menschen in seiner Schwachheit und in seiner Kraft, wer die unverwischbarsten Züge deutscher Nationalität in einem treuen Spiegel gesammelt und sich selbst lebhaft in jene Zeit versetzt sehen möchte, wo der nun verödete Staufen ein Kaiserschloß und der König der Deutschen die erste Krone der Welt trug, der trete herzu und lese das Lied der Nibelungen, ein Kunstwerk, das so unschätzbar und so wenig anerkannt ist! S. 490 [435].

Auf der andern Seite spricht sich W. Grimm aus, zwar nur in gedrängten und schmucklosen Sätzen, aber solchen, die das Ergebnis der gründlichsten Kenntnis dieser Sagenpoesie, der sorgfältigsten Prüfung alles Einzelnen sind. Heldensage S. 63—66. 368 f.

Entziehen wir die Betrachtung dem Einfluß, den die ungemeine poetische Kraft des Werks ausübt, so gelangen wir zu einer andern, fast entgegengesetzten Wahrnehmung. Wir entdecken einen bereits gestörten Organismus und eine hier und da verletzte, nur flüchtig wieder vereinigte Oberfläche. Eingeschobene Personen, zugefügte einzelne Strophen und größere Stücke, unnöthige Wiederholungen, Unverständliches, selbst baare, durch keine Erklärung zu beseitigende Widersprüche, lassen sich nachweisen. Das Gedicht ist nicht das Werk eines einzigen u. s. f.[1]

So hören wir also dasselbe Gedicht zuerst vom ästhetischen Standpunct aus als ein in künstlerischer und psychologischer Einheit und Folgerichtigkeit durchgeführtes Kunstganzes anrühmen, sodann in historisch-kritischer Beleuchtung selbst nicht als das Werk eines Einzigen anerkennen, sondern als eine Zusammensetzung einzelner und verschiedenartiger, zum Theil noch ungeschickt verbundener Lieder bezeichnen. Gleichwohl haben beide Sprecher mit Sinn und Liebe für den Gegenstand sich geäußert. Wir dürfen nun aber nicht in der Wahl zwischen beiden Ansichten stehen bleiben; es ist nöthig, uns für die eine oder die andere zu entscheiden, oder auch in der Sache selbst einen dritten Weg zu suchen. Zwar ist es schwierig, ohne die specielle Anschauung des Gedichtes selbst irgend eine Meinung überzeugend auszuführen. Sowie aber die beiden sich entgegenstehenden Ansichten doch in allgemeinern Zügen dargelegt werden konnten, so mög' es auch mit der folgenden versucht werden. Vielleicht gelingt es dabei, zu zeigen, daß das, was aus den Abhandlungen jener beiden Verfasser ausgehoben worden, sich in gewissen Beziehungen näher steht, als es beim ersten Anblick erscheinen mochte.

1. Die Fabel des Gedichts, Handlung und Charaktere, sind nicht die Erfindung eines Einzelnen, nicht ein Erzeugnis der Zeit, welcher Sprache, Vers und Stil dasselbe anweisen, der Grenzscheide des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Dieses beruht nicht nur überhaupt in den früher dargelegten Ansichten über das Wesen der epischen Volksdichtung und in den Ausführungen über den Sageninhalt der

[1] [Uhland hat die citierten Stellen aus Grimms Heldensage ihrem vollständigen Wortlaut nach in der Vorlesung ausgehoben. Da dieses Buch jedem zur Hand liegt, durfte sich hier der Abdruck auf die zusammenfassende Hauptstelle beschränken. K.]

deutschen Heldenlieder, es läßt sich auch im besondern, nach den Hauptzügen, geschichtlich erweisen. Schon die Eddalieder des achten Jahrhunderts zeigen den ganzen tragischen Zusammenhang, der die Einheit unseres Liedes ausmacht; und noch beträchtlich höher hinauf muß dann der gemeinsame Stamm der nordischen und deutschen Verzweigung gesetzt werden. Wir haben zwar gesehen, daß in den Motiven und in der Auffassung der Charaktere das deutsche Epos von der nordischen Darstellung mehrfach abweicht; wir haben insbesondere erörtert, wie die deutsche Kriemhild erst dann so gewaltig hervortreten konnte, nachdem die im Norden vorherrschende heidnisch-mythische Brünhild als weibliche Hauptperson aufgegeben war. Aber daß Kriemhild lange vor Abfassung des Nibelungenliedes ihre jetzige Stellung in der deutschen Sage eingenommen hatte, beweist die Erzählung des dänischen Geschichtschreibers Saxo (Buch 13, S. 370) von dem sächsischen Sänger, der im Jahre 1130 Grimhildens wohlbekannten Verrath an ihren Brüdern dem Dänenherzoge Kanut zur Warnung gesungen, notissimam Grimildæ erga fratres perfidiam.[1] Siegfrieds und Gunthers Charaktere sind im Wesentlichen dieselben geblieben, wie in den Eddaliedern (Grimm, Heldens. 370). Hagen ist schon in dem lateinischen Waltherliede des zehnten Jahrhunderts wohl erkennbar vorgezeichnet. Dietrich war längst der Held eines besondern Sagenkreises, bevor er in der Nibelungenoth siegreich entscheidend auftreten konnte. Es ergiebt sich aber auch aus solchen Dichtwerken des epischen Cyclus, welche später, als das Nibelungenlied, aber doch noch in das dreizehnte Jahrhundert fallen, und sich wieder auf ältere Quellen berufen, die dann wenigstens mit demselben gleichzeitig werden, dem Lied von der Klage und der nordisch-deutschen Wilkinensage, daß der Zusammenhang der Nibelungensage und auch die Einführung Dietrichs in dieselbe in andern, manigfach abweichenden Darstellungen vorhanden war, welche eben um dieser Abweichungen willen nicht das jetzige Nibelungenlied zu ihrer Quelle haben konnten.

Wenn Bauer in der angeführten Abhandlung über das Nibelungenlied als ein Kunstwerk die Bemerkung macht, daß keiner der großartig gruppierten Charaktere des Liedes in Folge einer mühsamen

[1] [Vgl. oben S. 335 ff. K.]

Zergliederung vor unser Bewußtsein trete, sondern jeder wie mit einem male aus der Begebenheit und dem lebendigen Gespräch hervortrete (S. 426), wenn ihm weiter angenehm auffällt, daß von jeder Person des Gedichtes, obgleich kaum von einer eine durchgeführte Schilderung entworfen sei, doch unserer Einbildungskraft ein bestimmtes, mit keinem andern vermischbares Bild vorschwebe, so daß man dasselbe sogleich durch Zeichnung fixieren zu können meine, so hat dieses wohl eben darin seinen Grund, daß alle diese Charaktere und Gestalten nicht erst entstehen, sondern längst schon fertig, als selbständige Persönlichkeiten begründet und anerkannt sind. Die ungezwungene Sicherheit der Charakteristik, die Voraussetzung der allgemeinen Bekanntschaft mit den Heldencharakteren geht so weit, daß Leser unserer Zeit dadurch wohl auch in Irrthum geführt werden können, wie z. B. Bauer Dietrichen von Bern als eine „greise Heldengestalt" zeichnet, während wir im Zusammenhang der Sagen von diesem Helden ersehen haben, daß er stets jugendlich gedacht werden müsse. Er zeigt auch wirklich im Nibelungenliede, als Bändiger Hagens und Gunthers, seine vollste Kraft, und indem er seinen alten Meister Hildebrand zur Seite hat, kann nicht auch er als ein Greis erscheinen. Das war aber Sängern und Hörern jener Zeit so geläufig, daß es darüber gar keiner Verständigung bedurfte.

Von einem Dichter des Nibelungenliedes können wir also nicht sprechen, sofern wir unter einem solchen den Erfinder seiner Fabel oder auch den gestaltenden Bearbeiter eines vorher noch nicht poetisch zugebildeten geschichtlichen oder sagenhaften Stoffes verständen. In langer, lebendiger Fortbildung war der poetische Inhalt des Liedes, Handlung und Charakteristik, schon vollendet; ihr Dichter war allerdings nicht ein einzelner, sondern die längst im Volke wirkende dichterische Gesammtkraft.

2. Gleichwohl kann uns auch ein bloßer Ordner nicht zufrieden stellen. Es kommt in der Frage vom Ordner zweierlei in Betracht: was lag vor ihm, das er zu ordnen hatte? und in welcher Absicht, in welchem Sinne verfuhr er ordnend? Wäre der Zusammenhang, der nach dem Obigen in der Idee, in der Gesammtheit des Volksgesanges, allerdings vorhanden war, auch in einer Vollzahl einzelner Lieder in der Art niedergelegt gewesen, daß man diese nur in Schrift zusammen-

zufassen brauchte, um das rechte Ganze zu gewinnen, dann könnte nur von einem Sammler oder Schreiber die Rede sein. Wäre schon ein das Ganze vollständig umfassendes Schriftwerk vorgelegen, dann könnten wir nur von einem Überarbeiter sprechen. Allein letzteres ist weder erweislich noch wahrscheinlich, denn gerade in diesem Gedichte wird sich niemals, wie es doch fast in allen andern unseres epischen Kreises der Fall ist, auf ein Buch, auf ein Geschriebenes bezogen. Was in alten Mähren Wunders gesagt sei, uns hören zu lassen, ist die allgemeine Quellenbezeichnung im Eingange des Gedichts. Daß es aber auch nicht genügte, die gangbaren Lieder in möglichster Vollständigkeit niederzuschreiben, um ein Ganzes ohne Lücken und Widersprüche zu erhalten, lehrt die Natur der rhapsodischen Volksgesänge, welche bei allem Zusammenhange im Größern und im Hauptinhalte, doch im Einzelnen und in der Ausführung niemals völlig zusammenstimmen und sich fugen; sollen sie zu einem harmonischen Ganzen verbunden werden, dann muß eine ordnende Hand eingreifen; es muß angereiht, ausgeglichen, ergänzt werden. Aus einem solchen Ordnen vieler einzelnen Lieder oder doch aus der Erweiterung und Ergänzung eines schon bestandenen größern Complexes durch solche (Heldens. 65) soll nun, nach Lachmann und Grimm, das Nibelungenlied hervorgegangen sein, und diese Art der Entstehung wird in alten Liederanfängen, in Einschiebungen, Wiederholungen, Unverständlichkeiten, Widersprüchen nachzuweisen gesucht, welche der Ordner hinzugebracht oder stehen gelassen habe. Indem jedoch das Ganze wieder in zwei dem Umfang nach ziemlich gleiche, in Beziehung auf Vollständigkeit der Überlieferung, auf Darstellung, Sprache und Reim aber verschiedene Theile zerfallen soll, scheint es (denn völlig klar ist mir nicht, wie dieses Verhältnis gedacht sei), daß jeder dieser beiden Haupttheile ursprünglich wieder seinen besondern Ordner gehabt hätte, bis der letzte auch sie unter sich und mit andern ihm sonst noch zu Gebot stehenden einzelnen Liedern zum größern Ganzen zusammenfügte.

Ich lasse diese Abtheilung in die beiden Hälften vorderhand auf sich beruhen und nehme im Allgemeinen für erwiesen an, daß der jetzigen Abfassung des Gedichts einzelne, mehr oder weniger schon unter sich verbundene Lieder zu Grund gelegen; diese Lieder aber kann ich mir nicht so beschaffen denken, wie Lachmann nach seiner speciellen Ausführung sich solche vorstellt und Grimm, indem er sich nicht dagegen

erklärt, ihm auch hierin beizupflichten scheint. Lachmann, wenn ich ihn nicht gänzlich missverstehe, nimmt an, daß, wenn wir aus einer Abenteure des Nibelungenliedes diejenigen Strophen ausgeschieden, in denen er bloße Übergänge und Einschiebsel von der Hand des Ordners zu erkennen glaubt, wir alsdann das einzelne Lied der Hauptsache nach in der Gestalt vor uns haben, wie der Ordner selbst es vor sich hatte. So stellt Lachmann gleich aus der zweiten und dritten Abenteure, welche von Siegfrieds Jugend und seiner Fahrt nach Worms handeln, durch Ausscheidung und Umsetzung vieler Strophen, zwei Lieder her, deren ersteres „die Beschreibung der Feierlichkeiten bei Siegfrieds Schwertnahme, bis auf den Punct, wo er sich weigert, bei seines Vaters Leben die Krone zu tragen" (V. 93—180), enthalten habe (Lachm. a. a. O. S. 72). Nach meiner Meinung aber kann es niemals, weder im Wortlaute der durch jenes Verfahren gereinigten Strophen, noch selbst dem Inhalt nach, ein in lebendiger Überlieferung gangbares, für sich bestandenes Lied gegeben haben, worin eine solche Schwertnahme beschrieben wäre. Dasselbe behaupte ich in Beziehung auf alle ausführlichere Schilderungen von Festlichkeiten, Botschaften, Hoffahrten, Frauendienst und so fort, also von einem bedeutenden Theile des Liedes überhaupt und der ersten Hälfte desselben insbesondere. Diese Ansicht zu begründen, gehe ich auf den zweiten der obigen Fragpuncte über, in welcher Absicht und welchem Sinne denn der angenommene Ordner sein Geschäft unternommen und betrieben habe.

Im Abschnitte vom Vortrag der Heldensage habe ich in Beziehung auf die schriftliche Auffassung zum Behuf des Vorlesens bemerkt, daß es dabei im Allgemeinen nicht auf das bloße, wörtliche Aufschreiben der in mündlicher Überlieferung vorhandenen Lieder und Sagen abgesehen war, sondern daß, wer schrieb oder dictierend schreiben ließ, irgend einen Zweck hatte, die Sache weiter zu führen, für seine Zeit wirksam zu machen. Wir können, außer dem kurzen Volksliede von Hildebrand, von keinem unsrer Heldenlieder behaupten, daß es so gesungen und gesagt worden sei, wie es niedergeschrieben ist. Daß nun insbesondre derjenige, welcher das Nibelungenlied für die Schrift geordnet, nicht die Absicht gehabt haben könne, die in der Überlieferung vorhandenen romanzenartigen Lieder bloß zusammen zu stellen (Lachmann S. 4) und dabei nur die ihm nöthig scheinenden Verknüpfungen und Ergänzungen

anzubringen, davon zeugt die Beschaffenheit des Werkes selbst. Denn in der Gestalt, in welcher die Lieder, auch nach Wegräumung dessen, was man für solche Zuthat erklärt, noch immer großentheils erscheinen würden, konnten sie, wie ich zuvor behauptet, niemals in volksmäßiger Überlieferung gelebt haben. Die Beschreibungen von Ritterfesten, Werbungen und andern Botschaften, gastfreundlichen Empfängen, selbst von Gefechten, z. B. denen im Sachsenkriege, aus welchen noch immer ein beträchtlicher Theil der ausgesonderten einzelnen Lieder bestehen würde, können niemals im lebenden Munde des Gesanges oder der Sage sich vererbt haben. Sie sind ein schöner Rahmen für die eigentlichen Sagengebilde, sie geben der Sage das Gewand einer bestimmten Zeit, in welcher sie sich befreundet und heimisch ansiedeln soll, aber sie sind nichts, was für sich, als Inhalt und Bestand eines Liedes durch die Menschenalter schreiten konnte. Der immerfort treibende Kern eines Sagenliedes kann nicht in den Thätigkeiten des täglichen oder festtäglichen Lebens, nicht in Schilderungen allgemeiner Sitten und Gebräuche bestehen; bedeutungsvolle Mythen, scharfe Charakterbilder, ergreifende Situationen, Gemüthszustände, Leidenschaften, in bewegte Handlung gesetzt, diese sind es, die einem Liede Leben und Dauer geben, die es in den Volksgesang einführen und in ihm erhalten. Unser Nibelungenepos ist nun allerdings voll solchen echten Sagenbestandes, aber dieser ist von jenen Äußerlichkeiten reich bekleidet und selbst, besonders im vordern Theile des Liedes, durch solchen ersetzt. Ich werde hiefür ein früher schon berührtes Beispiel, das überhaupt für diese Untersuchung aufhellend ist (die Erzählung von Siegfrieds Schwertnahme), nachher besonders erörtern. Wenn nun Grimm (S. 368) ausführt, das Gedicht setze die geistig reiche, in allen Verhältnissen innerlich belebte Zeit voraus, in welche seine Ausbildung falle und welcher die Darstellung des öffentlichen und häuslichen Lebens, die Feinheit der Sitten, die Pracht der Feste, überhaupt die äußere Ausstattung entspreche, dasselbe sei auch allerdings volksmäßig, insoweit nemlich das beste dieser Zeit, aus der Mitte des ganzen Volkes hervorgegangen, keine abgesonderte Erscheinung gewesen, die Person, das Ich des Dichters aber nichts anders bedeute, als den lebenden Mund der Sage, wenn er hiernach das Bedenken, welches aus jener äußern Ausstattung gegen die gewissenhafte Behandlung des Überlieferten (vgl. S. 65) erwächst, dadurch zu heben sucht,

daß er auch jene für volksmäßig erklärt und dem lebenden Mund der Sage zuweist, so kann ich hierin nicht übereinstimmen. Ich halte nicht nur jenes Äußere, besonders in der Ausbreitung, wie sie ihm im Nibelungenliede gegeben ist, seiner Natur nach für unvolksmäßig, sondern ich glaube selbst nicht, daß es auch nur die Zeit gehabt hätte, sich zur Volksmäßigkeit heranzubilden. Es zeigt uns die Sitte des häuslichen und öffentlichen Lebens so, wie sie am Schlusse des zwölften Jahrhunderts sich gestaltet hatte, aber nicht wie sie schon in volksmäßigen Überlieferungen dargestellt sein konnte; und es ist so gleichmäßig und gehalten über das Ganze verbreitet, daß wir entweder alle hier zusammengestellten Lieder bereits in dieselbe Farbe getaucht annehmen müsten, was nach dem Obigen unzuläßig erscheint, oder diese Einheit nur in der Anschauungsweise des Ordners begründet finden können. Grimm selbst sagt (S. 64): „In der äußern Form, in Stil, Farbe und Ton der Erzählung bemerken wir keine störende Verschiedenheiten; derselbe Geist waltet überall." Hätte dieser gleichmäßige Geist etwa schon in einem der gegenwärtigen Gestalt des Liedes zu Grunde liegenden größern Ganzen gewaltet, dann würde das bisher Gesagte eben nur auf den Ordner dieses letztern anwendbar sein. Es ist aber zu jener Annahme wirklich kein Grund vorhanden, vielmehr paßt das Costüm gerade zu der Zeit, welcher das jetzt vorhandene Gedicht auch der Sprache und dem Verse nach angehört. Waltet nun durch dieses jener gleiche Geist und können wir die Verbreitung desselben dem Ordner des Gedichtes nicht absprechen, so ist ihm, sei es auch vorerst nur in äußern Dingen, doch eine über das Ganze sich gleichförmig erstreckende Wirksamkeit eingeräumt, die uns sehr natürlich zu weitern Resultaten führt. Befand er sich einmal auf dem Standpunct, seine Zeit in den alten Mähren geltend zu machen, so lag ihm auch ganz nahe, hervorzuheben und auszubreiten, was dem Geiste seiner Zeit zusagte, zu beseitigen oder durch andres zu ersetzen, was demselben widerstrebte. Schon in der ältesten Gestalt der Sage, in den Eddaliedern, wirken vornherein mehr die mythischen Motive, weiterhin mehr die der Leidenschaft. Es ist sehr begreiflich, daß einem Ordner aus der hohenstaufischen Zeit die letztern ansprechender waren, als die erstern; daß selbst schon in den deutschen Überlieferungen, die ihm zunächst vorlagen, das Mythische verdunkelt, das Ethische hervorgestellt war. So dürfen wir

uns auch nicht wundern, wenn die zweite Hälfte des Nibelungenliedes lebensvoller dasteht, als die erste, wenn in dieser, wo der mythische Inhalt großentheils ausfiel, dafür die äußerlichen Schilderungen um so bequemer einrückten. Sie passen auch am besten für diesen vordern Theil des Gedichts, wo noch, wie die Eingangsstrophe verkündigt, von Freuden und Hochgezeiten berichtet wird.

Daß in einem Gedichte, welches, wie wir anerkennen, mehrere schon vorhandene Rhapsodieen zur Grundlage hat und diese wohl auch, soweit es nicht der Zweck des Ordners mit sich brachte, unverändert ließ, wie es denn überhaupt den Ton und Stil des epischen Gesanges einhält, Ungleichheiten und Widersprüche im Einzelnen vorkommen, ist gar nicht anders zu erwarten. Schon das bei Abfassung der Schriftwerke gewöhnliche Dictieren, die bloße Verarbeitung im Gedächtnisse machte solche Verstöße fast unvermeidlich; sie sind auch, wie Grimm selbst bemerkt (S. 369), für den poetischen Werth unerheblich; mögen wir Kriemhildens Jahre noch so genau nachzählen, sie ist doch niemals gealtert. Im Ganzen aber sollten solche Unebenheiten gerade einem Ordner, dessen einziger Beruf eine geschickte Zusammenstellung wäre, weniger begegnen, als demjenigen, der mehr das dichterische Ganze vor Augen hätte.

Wir haben also, nach all diesem, nicht bloß einen Ordner, der ältere Lieder zusammengestellt und nothdürftig verbunden, sondern wenigstens einen solchen, der sie im Geiste seiner Zeit zu einem Ganzen geordnet hat.

3. Bauer bemerkt, als zum Geiste des Nibelungenliedes gehörig, besonders den ernsten, gespannten Hinblick auf ein gefürchtetes Ende. Auch Grimm setzt da, wo er, in den eben erwähnten Beziehungen, denselben Geist überall waltend anerkennt, noch hinzu:

„Den Dichter selbst verläßt nicht das Gefühl dieser Einheit des Ganzen, es bricht an mehr als einer Stelle durch, ja er liebt Vorausverkündigungen des nahenden oder zukünftigen Geschicks."

Spricht er sonst vom Ordner, oder wie man ihn nennen wolle, denn es sei schwer einen passenden Namen zu finden, so hören wir hier, ziemlich zusammentreffend mit den Worten des andern Sprechers, von einem Dichter reden, den das Gefühl von der Einheit des Ganzen nicht verlasse. Sollte auch der Name Dichter hier nur im Sinne der Ansicht,

von der an jener Stelle die Rede ist, gebraucht sein, so scheint doch das Gefühl der Einheit im Ernste gemeint zu sein. Wie dem sei, es ist in der durch das Ganze verbreiteten subjectiven Stimmung nicht zu verkennen.

Wir haben einen Ordner gefunden, der die alte Sage im Geiste seiner Zeit wiederzugeben unternahm. Schon hierin liegt eine geistige Thätigkeit, die dem Ganzen wenigstens die äußere Einheit des Costüms gab. Nun zeigt sich aber weiter, daß dieses Ganze auch die innere Einheit der Handlung und der die Handlung beseelenden Idee hat. Das Gedicht beginnt mit Kriemhildens schön aufblühender, ahnungsvoller Jugend, es schließt streng ab mit ihrem Tod auf dem Gipfel ihrer furchtbaren Umwandlung. So bringt es, kann man anführen, der Geist der Sage mit sich, so fand es der Ordner in den Liedern. Allein, was letzteres betrifft, ergiebt sich aus dem Gedicht von der Klage, welches da anhebt, wo das Nibelungenlied endet, daß Überlieferungen vorhanden waren, welche über Kriemhildens Tod hinausgiengen und welche, in irgend einer Gestalt, wohl auch dem Ordner des Nibelungenliedes zu Gebot gestanden wären. Nicht allen Bearbeitern alter Mähren ist es gelungen, den Geist der Sage so aufzufassen, daß sie in ihm die Begrenzung ihres Werkes finden. Endlich aber bricht auch noch jene subjective Einheit hervor, die mit Empfindung und Bewustsein ihren großen Gegenstand in sich aufnimmt. Andeutungen der Zukunft finden wir als zum epischen Stile gehörig, auch in andern und ältern Gedichten. Aber dieser ahnungsvolle Hauch durch das Ganze, diese Verkündigung des Unheils vom Anfang an, die Vorausschauung in der träumenden Seele, die immer näher rückende und bei jedem Vorschritt wieder durch einen Wehelaut angerufene Erfüllung, diese Weise ist nur dem Nibelungenliede eigen. Und warum hat denn auch keines von allen andern Gedichten dieses Kreises jene Anmuth, jene aus dem frischesten und lebendigsten Gefühl erzeugte Wahrheit, die jedes Wort durchdringt und beseelt (Worte von Grimm S. 368)? Sind diese Eigenschaften ein Gemeingut, warum finden wir sie nur hier? und können wir sie nicht allen dem Ordner vorgelegenen Liedern zuerkennen, warum rechnen wir sie nicht ihm selbst zum Verdienste?

Wie sollen wir aber einen Ordner nennen, dessen Geist auf solche Weise die alte Sage in sich auffaßt und zurückspiegelt? In der Sprache

des Mittelalters nennen selbst die Bearbeiter wälscher Rittermähren sich Dichter. Das Lied von der Klage, das sich den Geschichten des Nibelungenliedes anschließt, nennt den Verfasser seiner Quelle einen tihtære. Auch wir werden im Sprachgebrauch unsrer Zeit kein Hindernis finden, drn Ordnee, dem wir solche Eigenschaften zuschreiben, gerad heraus einen Dichter zu nennen.

Er ist, um es kurz zu bezeichnen, nicht der Dichter der Sage, aber der Dichter des Liedes, wie es als ein Ganzes vor uns liegt.

Diejenigen, welche einen Dichter des Nibelungenliedes annehmen, haben denn auch verschiedene Vermuthungen über dessen Person geäußert.[1]

Daß es Heinrich von Ofterdingen gewesen sei, ist eine unhaltbare Hypothese; wenn wir auch gern den Dichter dieses Liedes aus unsrer Nachbarschaft abstammen ließen, so können wir es doch nicht ohne zureichenden Grund. Grimm bemerkt (Heldens. 66), ein geographischer Irrthum des ersten Theils, der den Oden- und Wasichenwald mit einander verwechsle, deute auf die Unkunde eines Süddeutschen, welcher demnach Ordner der Nibelungennoth möge gewesen sein und die Örtlichkeiten in dem zweiten Theile auf dem Zuge durch Baiern, Östreich bis nach Ungarn richtiger anzugeben verstanden; also eher auf einen aus dem östlichen Deutschland.

J. Grimm glaubte schon vor längerer Zeit die Spur einer niederländischen Handschrift des Nibelungenliedes, welche zu Brüssel läge, aufgefunden zu haben. Mone hat diese Spur weiter verfolgt und hat wirklich in der nun in einer Privatbibliothek zu Gent befindlichen Handschrift, aus dem vierzehnten Jahrhundert, ein Lied entdeckt, welches überschrieben ist „De vier heren wenschen“ (der vier Herren Wünsche) und worin vier Personen des Nibelungenliedes, Gunther, Gernot, Hagen und Rüdeger sprechend eingeführt sind. Er hat es in der kürzlich erschienenen ersten Abtheilung der Quellen und

[1] Vgl. F. H. v. d. Hagen Einleitung zum Nibelungenliede S. XXVIII f. [Neueres: Untersuchungen über das Nibelungenlied von Holtzmann. Stuttgart 1854. Das Nibelungenlied von Zarncke, Leipzig 1856 und 1865; von Holtzmann, Stuttgart 1857, 1858 und 1863. Nibelungenlied oder Nibelungenlieder von Fischer. Hannover 1859. Der Dichter des Nibelungenliedes von Franz Pfeiffer. Wien 1862. Untersuchungen über das Nibelungenlied von Bartsch. Wien 1865. K.]

Forschungen zur Geschichte der deutschen Litteratur und Sprache S. 148 abdrucken lassen.[1]

18. Die Klage. In 4316 kurzen Reimzeilen. Dieses Gedicht, welches in allen vollständigen Handschriften des Nibelungenliedes letzterem folgt, ist großentheils eine umständliche Paraphrase der Schlußstrophen des Nibelungenliedes, in welchen gesagt wird, daß Dietrich und Etzel die Gefallenen inniglich beklagt, und weiter Str. 2316:

Ich enkan iu niht bescheiden waz sider dâ geschach,
wan rîter unde vrouwen weinen man dâ sach,
dar zuo die edeln knehte ir lieben friunde tôt u. s. w.

Es scheint, wessen uns der Dichter des Nibelungenliedes nicht zu bescheiden wuste, wollte uns der Verfasser der Klage bescheiden. Er läßt Etzeln mit Dietrich und Hildebrand ihre Todten nach einander unter der Menge der Leichen auffinden, beklagen und bestatten. Dann werden Trauerboten in die Heimat der Helden geschickt, mit ihren Rossen und Waffen. Auch Dietrich zieht mit Herrad und dem Meister Hildebrand wieder nach seinem Lande.

Das Gedicht hat hiernach keine rechte Handlung. Es besteht meist in weitschweifigen Ergüssen der Klage und in Rückerinnerungen an das, was im Nibelungenliede wirklich geschehen ist. Nur hin und wieder trifft man auf sagenhafte Züge oder belebtere Darstellung, z. B. wie dem todten Wolfhart das Schwert aus der Hand gebrochen werden muß, wie Rüdigers Knappen mit seinem Rosse, das sich immer nach seinem Herrn umsieht, nach Pechlarn zurückkehren, wo den Frauen das Unheil schon durch schwere Träume verkündet ist. Litterarischen Werth hat die Klage besonders in Beziehung auf das ihr dem Inhalte nach so genau verwandte Nibelungenlied. Die Frage über die ursprüngliche Gestalt des letztern hat ausführliche Untersuchungen veranlaßt, in wie weit und in welcher Gestalt dasselbe dem Verfasser der Klage bekannt war und welche anderweite Darstellungen der Sage er vor sich hatte.[2]

[1] [Reste einer mittel-niederländischen Übersetzung s. Hagens Germania 1, 339. Pfeiffers Germania 1, 215. K.]

[2] [Heldens. 118 f. Haupts Zeitschrift 3, 193. Holtzmanns Untersuchungen S. 97 ff. K.]

Als ursprüngliche Quelle der Dichtung wird Folgendes fabelhaft angegeben: der hunnische Spielmann Swemmel, welcher als Bote der furchtbaren Ereignisse nach Worms geschickt ist, verkündet dieselben auf dem Wege auch dem Bischof Pilgrim zu Passau, dem Oheim der burgundischen Könige.

Die Angabe (Z. 1727 ff. 2145 ff.), als hätte Bischof Pilgrim nach dem Berichte des Augenzeugen Swemmel die Begebenheiten durch Meister Konrad in lateinischer Sprache niederschreiben lassen, bemerkt W. Grimm (Heldens. 109), „ist insoweit unbedenklich für eine Erdichtung zu halten, als Pilgrim, der am Ende des zehnten Jahrhunderts (991) starb, nicht die Erzählung des Fidelers kann vernommen haben; aber ein lateinisches Buch mit einer geordneten Erzählung der Begebenheiten möchte doch wohl bestanden haben."

Möglich, daß durch eine missverstandene Stelle eines lateinischen Werks über die Nibelungensage, welches aus Anlaß des Bischofs Pilgrim geschrieben oder ihm zugeeignet war (wie um dieselbe Zeit das lateinische Gedicht von Walthers Flucht dem straßburgischen Bischof Erchimbald), jene Tradition und mit ihr die Person des Bischofs selbst anachronistisch in die deutschen Lieder übergegangen (vgl. Heldens. 71, 5).

Neben der allgemeinen Erwähnung, daß diese Geschichte nachher oft in deutscher Zunge gedichtet worden, und verschiedenen Beziehungen auf mündliche Sage wird aber auch noch eines bestimmten deutschen Gedichts als nächster Quelle gedacht Z. 10 ff.

Der hier erwähnte Dichter wird dann auch der Rede Meister, des Buches Meister oder einfach der Meister genannt (Heldens. 109 f.). Bei ihm schon mag der Verfasser des jetzigen Liedes die Angabe von dem durch Pilgrim veranstalteten lateinischen Werke Konrads gefunden haben (Heldens. 118).

Lachmann und Grimm (Heldens. 150 ff.) haben durch Nachweisung einer großen Übereinstimmung in Reimgebrauch und grammatischen Formen sehr wahrscheinlich gemacht, daß die Klage und das Gedicht von Biterolf und Dietleib von demselben Verfasser herrühren. Sie haben auch innerlich das gemeinsam, daß sie beide etwas Gemachtes, nicht sagenhaft Lebendiges sind (Heldens. 355).

C. Hegelingenkreis.

19. Gudrun, das einzige Gedicht dieses Heldenkreises, in 6824 Langzeilen, welche sich in [1705] vierzeilige Strophen der früher beschriebenen Weise theilen.

Der Inhalt zerfällt übrigens in drei besondre Sagen: die erste, wie Hagen von Irland als Kind von einem Greife geraubt wird; die zweite, wie Hettel, König zu Hegelingen, seine Recken auf Brautwerbung um Hagens Tochter, Hilden, aussendet und dieselbe, besonders durch Horands herrlichen Gesang verlockt, sich entführen läßt; die dritte von den Schicksalen Gudruns, der Tochter Hettels, die nach der Normandie geraubt in langer Dienstbarkeit ihrem Bräutigam und ihrem Stamme Treue hält, zuletzt aber von den Ihrigen, unter blutiger Rache, zurückgeführt wird.

Grimm beurtheilt den poetischen Werth dieses Gedichtes in der deutschen Heldensage S. 370 f.

Ich habe in den Umrissen der Heldensage sowohl, als in der Darstellung der Charaktere, wo Gudrunen eine besondre Schilderung gewidmet war, den Inhalt des Gedichts ausführlich gegeben und die Trefflichkeit dieses weiblichen Charakterbildes hervorgehoben. Die Vergleichung mit dem Nibelungenliede in Beziehung auf Anlage und Entwicklung lasse ich dahin gestellt sein und bemerke nur, daß die Aufgabe des Nibelungenliedes schwieriger zu lösen war, weil sie kühner war. Aber dem großen Lobe, welches Grimm der Darstellung des Gudrunliedes ertheilt, kann ich nicht beistimmen. Sie ist zwar gebildet, aber etwas weitläufig und geziert. Was vom epischen Stil beibehalten ist, erscheint mehr absichtlich, als natürlich, und die mit der epischen Strophe vorgenommene Umwandlung hat etwas Gesuchtes. Darin ist im Nibelungenliede alles einfacher und frischer; seine Darstellung sollte ohne Zweifel im Gudrunliede überboten werden; daß der Verfasser des letztern die Nibelungen vor Augen hatte und nachahmte, kann im Einzelnen nachgewiesen werden. Der alte Sageninhalt ist, wie namentlich die Vergleichung mit der nordisch-mythischen Sage von Hilda zeigt, nicht wenig zurückgetreten. Ob dieß und in wie weit erst dem letzten Bearbeiter zuzuschreiben sei, können wir nicht beurtheilen.

Das Gedicht, welches noch in die erste Hälfte des 13ten Jahrhunderts zu setzen ist, bezieht sich nur einmal auf das, was die Bücher kund thun, sonst öfters auf das Sagen (Heldens. 325). Ein Dichter nennt oder bezeichnet sich nicht.

In dem Gedichte des Pfaffen Lamprecht von Alexander, aus dem 12ten Jahrhundert, wird auf ein Ereignis des Liedes, den Kampf auf dem Wulpenwerde, angespielt. Hätten wir die Dichtung in ihrer damaligen Gestalt, so würde sie sich ohne Zweifel sagenhafter ausnehmen. Des liederkundigen Horand (Herrenda) wird schon in einem angelsächsischen Gedichte erwähnt (Heldens. 330), und die deutschen Gedichte des 13ten Jahrhunderts sprechen öfters von Horands Gesange.

[Die deutsche Sage in der nordischen Poesie.]

Wir haben nunmehr die sämmtlichen deutschen Gedichte der drei Heldenkreise auch als einzelne Compositionen, in Beziehung auf ihre formelle Beschaffenheit, die Zeit ihrer Abfassung, die Persönlichkeit des Dichters, den poetischen Werth der jeweiligen Bearbeitung, durchgegangen.

Die dem skandinavischen Norden eigene Darstellung der gemeinsamen Heldensage ist ihrem Inhalte nach nicht nur in besondern Umrissen dargelegt, sondern auch von mehreren Seiten, besonders der mythischen, beleuchtet worden. Die Erörterung des Formellen aber überhaupt sowohl, als der Composition insbesondre kann nur einer geschichtlichen Darstellung der nordischen Poesie angehören.

Dagegen haben wir hier, auch in dieser letztern Beziehung noch, von denjenigen der Sagen und Lieder des Nordens zu handeln, welche der deutschen Verzweigung des Sagenstammes ihren Ursprung danken. Es sind dieses die Wilkinensaga und die altdänischen Heldenlieder.

Die in isländischer, d. h. altnordischer Sprache verfaßte (neuerlich ist sie auch altschwedisch in zwei Handschriften zu Tage gekommen) Wilkinasaga, deren Entstehung P. E. Müller in der Sagabibliothek in das Ende des 14ten Jahrhunderts, Grimm (Heldens. 175) wenigstens hundert Jahre früher setzt, und zwar hauptsächlich wegen des hohen Grades von Reinheit, welchen im Ganzen der Inhalt der Gedichte zeige, zieht um den Haupthelden Dietrich von Bern, den sie in den Mittelpunct stellt, den Umkreis der gesammten Heldensage. Sie heißt auch in den

meisten Handschriften „Saga von König Dietrich von Bern und seinen Kämpfern." Den Namen Wilkinensage hat sie in Peringskiolds Ausgabe (Rafn 621. Heldens. 177, 3); einer der vordern Abschnitte handelt nemlich von König Vilkinus in Vilkinaland und dessen Geschlechte. Ich würde mich auch der passendern Benennung Dietrichssage bedient haben, wenn nicht die andere, schon herkömmliche, das Werk auffallender bezeichnete, während wir unter Dietrichssage auch allgemeiner das Ganze der sagenhaften Überlieferungen von diesem Helden verstehen können. Die Niflungasaga, die man wohl auch besonders betitelt und aufgeführt findet, macht einen Theil der vielumfassenden Dietrichssaga aus. Diese giebt selbst an verschiedenen Stellen eine doppelte Quelle an, alte deutsche Gedichte und Erzählungen deutscher Männer, namentlich aus Bremen, Münster und Soest; sie rechnet sich also selbst zu der deutschen Sagenbildung, wie es auch ihr Inhalt bewährt.

Die Anlage der Saga ist diese, wie Dietrich von Bern den Kreis seiner Helden, meist sie durch Kampf erringend, um sich versammelt und dann mit ihnen wieder andere Heldenkreise bekämpft. Von jedem hinzutretenden Helden wird erzählt, was von ihm und seinem Geschlechte Sagenhaftes bekannt war. Dietrich schreitet durch das Ganze hindurch und die Saga endet mit seinem Verschwinden.

So umfaßt dieser große Sagenring eine Menge kleinerer. Rafn hat sie in seiner dänischen Übersetzung dem Sageninhalte nach in 30 Abschnitte eingetheilt, welche zusammen 393 Capitel umfassen.

Über den poetischen Werth dieser Saga äußert sich Grimm in der deutschen Heldensage S. 372.

Überaus wichtig ist uns diese Saga durch den in ihr gesammelten Sagenstoff. Nicht nur zeigt sich in ihr manches noch in einer offenbar ursprünglichern Gestalt, als in der Darstellung der entsprechenden deutschen Gedichte, wie sie auf uns gekommen sind, sondern auch manches, was in deutscher Sprache ganz verloren ist, finden wir hier in getreuer Überlieferung aufbehalten. So ist diese nordische Saga eine unentbehrliche Ergänzung unsres alten, einheimischen Sagenreichthums.

Als Proben von der Art dieser nordischen Dietrichssage wähle ich zwei Erzählungen, welche in keinem deutschen Gedichte mehr behandelt und daher auch nicht in die Umrisse der Heldensage aufgenommen worden sind. Von der erstern dieser Sagen findet sich selbst keine Erwähnung

mehr in deutschen Gedichten; von der andern aber wird sich bestimmt nachweisen lassen, daß sie im 13ten Jahrhundert in Norddeutschland wohl bekannt war.

1. Wildeber und Isung, bei von der Hagen, Wilkinens. 1, 364 ff.

Grimm nimmt an, daß diese Erzählung früher eine mährchenhaftere Gestalt gehabt habe. Wildeber werde wohl, wie der Name schon anzeigt, nicht als Bär, sondern als gezähmter Eber umhergezogen sein. Notker, an der Grenze des 10ten und 11ten Jahrhunderts, spreche von dem Wildeber, der nicht mit dem Schwanringe gehe; der mit dem Schwanringe gehende also wäre ein gezähmter und damit scheine auf den Helden unsrer Sage angespielt zu sein. Der Schwanring sei für einen Ring zu nehmen, der die Kraft habe, Menschen zu verwandeln, wie auch anderwärts Spuren vorliegen, daß die geheime Kraft solcher Umgestaltungen in einem Ringe hafte; die Verwandlung in Schwäne aber sei die häufigste. Wirklich wird auch, an einer andern Stelle der Wilkinensage, C. 109, von Wildeber erzählt, daß man, als er einmal die Ärmel von seiner Hand aufgestreift, einen Goldring um seinen Arm bemerkt habe, wovon kein rechter Grund mehr ersichtlich (Heldens. 30. 388).

2. Herbart und Hilda. Hagen 2, 169—189.

Die Herbartssage war, wenn gleich unter theilweise verschiedenen Namen und Umständen dem Verfasser des Dietleibsliedes bekannt, und aus seinen Anspielungen ergiebt sich, daß sie zum Sagenkreise der Hegelinge gehört habe. Auch in den Rosengartenkämpfen tritt Herbort auf und daraus ist er wahrscheinlich auch in den prosaischen Anhang des Heldenbuchs gekommen. Endlich findet sich eine zu weitern Anknüpfungen führende Beziehung auf ihn im Liede von Ecken Ausfahrt, und zwar nach der älteren Gestalt desselben, in der es, noch ungedruckt,[1] in der durch Laßberg neu aufgefundenen Handschrift vorkommt.

In naher Beziehung zur Wilkinensage stehen noch zwei romanhafte nordische Erzählungen, die Blomsturwallasaga und die von Jarl Magnus (Sagabibl. II, 398—400); doch kann es genügen, sie angeführt zu haben.

Endlich die altdänischen Volkslieder, Kämpferweisen, aus dem 14ten Jahrhundert, stimmen neben manchen eigenthümlichen Zügen in der Hauptsache mit der Wilkinensage. Es sind, alles Verwandte eingerechnet,

[1] [Herausgegeben von Laßberg 1832. Hagens Heldenbuch. Leipzig 1855. 2, 19. K.]

ungefähr 17 Lieder, die den Umfang einer Ballade nicht überschreiten. Grimilds Verrath an ihren Brüdern, auf die Insel Hven verlegt, findet sich in dreifacher Darstellung; weiter Dietrichs von Bern (welcher hier Wolfdietrichs Stelle vertritt) und des Löwen Kampf mit dem Lindwurm; Kämpfe, denen der Rosengartenlieder entsprechend u. s. f. Diese Lieder scheinen mir vorzüglich diejenige Art der Volkspoesie zu bezeichnen, in welcher größere Sagenbildungen wieder enger zusammengezogen werden, wobei eine gewisse Schroffheit und Zerrissenheit unvermeidlich ist.

Wir haben bisher von der Composition der Lieder und Sagen, als einzelner, für sich bestehender Gestaltungen, gehandelt; es ist nun schließlich noch zu betrachten, wie sie sich zum Ganzen des epischen Cyclus gestaltet haben. Denn überall weisen sie unter sich auf einen solchen Zusammenhang hin, indem sie entweder in ihrer rhapsodischen Vereinzelung gerade ihre Abhängigkeit von einem größern Ganzen kund geben, oder durch Vereinigung mehrerer Einzelsagen zur Darstellung der Gesammtheit streben; indem sie ferner entweder räumlich und gleichzeitig sich zusammenreihen, oder der Zeit nach im Verhältnis der Abstammung einer Dichtung von der andern, der Fortbildung der einen in der andern, hervortreten.

Diesen Zusammenhang stelle ich mir in größeren Zügen so vor:

Der Mittelpunct des Ganzen, der alles andere um sich angezogen, ist die gothische Dietrichssage; ein Verhältnis, das die Wilkinensaga mehr äußerlich aufgefaßt hat, das aber auch innerlich vollkommen begründet ist. Nicht als wären andere Sagen, welche die Dietrichssage um sich versammelt hat, darum weniger ursprünglich; die Siegfriedssage namentlich läßt noch ganz ihren eigenthümlichen, heidnisch-mythischen Charakter erkennen. Aber weil die Dietrichssage alle übrigen in oder um sich aufgenommen hat, so giebt auch sie den Leitfaden für die Bildungsgeschichte der Gesammtsage. In ihr selbst finden wir die Gewähr, daß sie, ursprünglich in sich abgeschlossen, von den andern Sagenkreisen, insbesondere dem fränkisch-burgundischen unabhängig, bestehen können und bestanden habe.

Ihre älteste und reinste Gestalt erkennen wir im Wolfdietrich, so sehr dieses Gedicht, wie es jetzt vorliegt, mit den manigfaltigsten unter sich fremdartigen Bestandtheilen überfüllt ist. Wolfdietrichs Verhältnis

zu seinen elf Dienstmannen, die gegenseitige, alles opfernde Treue des Königs und seiner Recken, die Prüfung und den endlichen Sieg dieser Treue sehen wir in einem großen, vollkommen abgerundeten Bilde, voll echter, starker, innig lebendiger Züge. Die Irrfahrten des Helden, bis ihm die Befreiung seiner Mannen gelingt, machen den Rahmen der manigfachsten Abenteuer. Aber durch all die bunte Verwicklung erscheint das einfach große Grundbild, der Blick bleibt auf das Ziel geheftet und das Nebenwerk ist leicht von der Hauptsache abzulösen. Auch ein anderes Merkmal stellt uns den Wolfdietrich an die Spitze der gothischen Sage. Die Abenteuer des Irrfahrenden gehen allerdings in späte Zeit herab, wie so manches, was sich auf die Kreuzfahrten bezieht, dann das ritterliche Ringstechen zu Tervis u. dgl. m. Zugleich aber liegt in diesem Gedichte, obschon verdunkelt, ein reicher Überrest mythischer Gestalten und Beziehungen. Die Kämpfe mit Lindwürmern, Riesen, Waldmenschen, die hülfreichen Zwerge, die rauhe Else, die sich im Jungbrunnen verschönt, das Greifenschiff, das Riesenweib, welches den Helden zusammt seinem Rosse über Berg und Thal trägt, die Zauberlinde und der feenhafte Berg, die Weissagungen und Gestirnzeichen von der Ankunft des Helden u. s. f. weisen in hohes Alterthum zurück und sind zum Theil gerade nur diesem Gedichte eigenthümlich.

Ja es hat sich uns eben hier jene merkwürdige Verwandtschaft mit persischer Sage und Mythe angeknüpft. Aber auch die vorwaltenden geschichtlichen und örtlichen Anhalte, Constantinopel, Griechenland, das Küstenland Meran, gehören einer früheren Zeit, als diejenigen, welche in der weiteren Entwicklung des gothischen Kreises vorherrschen.

An Wolfdietrich nun schließen sich uns als Erweiterungen Hugdietrich und Otnit, als Wiedergeburten des ältesten Dietrichs Rother und Dietrich von Bern.[1]

Nichtcyklische Heldensagen.

Neben dem umfassenden Kreise einheimischer Heldensage, welcher bisher den Gegenstand unserer Betrachtung ausgemacht hat, sind noch manche heroische Sagen vorhanden, welche demselben insoferne verwandt

1 [Die weitere Ausführung fehlt. K.]

sind, als auch sie auf deutschem Boden erwachsen sind oder an Personen und Ereignisse der deutschen Geschichte sich anlehnen. Dagegen sind sie jenem größern Cyclus darin ungleichartig, daß sie sich entweder nur zu beschränkteren Verbindungen abgeschlossen haben, oder nur als Überreste früher bestandener Sagenkreise auf uns gekommen, oder als Versuche größerer Sagenbildungen stehen geblieben sind, oder auch völlig vereinzelt dastehen.

Sie bilden den Übergang vom Epos zur Geschichte. Die ältesten unter ihnen athmen noch den Geist der epischen Dichtung und gestatten selbst Anknüpfungen an die größere Heldensage. Die spätern nehmen immer mehr entweder das Gepräge willkührlicher Erfindung oder umgekehrt einen geschichtlichen Charakter an, eine Sonderung von Elementen, die im Epos verschmolzen sind. Öfters finden wir sie auch als einzelne, von Poesie getränkte Stellen in den Reimchroniken. Unter diesen selbst haben die früheren mehr sagenhafte Bestandtheile, als die späteren; und zuletzt reift die eigentliche Geschichtschreibung, die auch die herkömmliche, nun nichts mehr bedeutende poetische Form abwirft.

Alle legendenartigen Sagen schließen wir hier aus, weil sie auf die andere Seite der Poesie des Mittelalters, die romanisch-christliche, fallen und dort in ihren besondern Verband treten.

Überhaupt aber kann aus dem großen Vorrath von Überlieferungen dieser Classe nur eine Auswahl derjenigen gegeben werden, welche durch eigenthümlichen oder beziehungsreichern Inhalt, durch die Person, welche sie betreffen und namentlich auch durch bestimmtes Zeugnis oder sonst erkennbare Spur poetischer Auffassung im Volksgesange sich bemerklich machen.

Als ein bedeutendes Hülfsmittel ist anzuführen: Deutsche Sagen, herausgegeben von den Brüdern Grimm, 2 Theile, Berlin 1816—18, besonders der zweite Band, worin die uns hier angehenden, an Geschichtliches sich anknüpfenden Stamm- und Geschlechtssagen getreu nach den Quellen, ohne alle eigene Zuthat oder Verschönerung, gesammelt sind. Der erste Band enthält vorzugsweise Localsagen, auf die wir uns zwar im Einzelnen nicht einlassen können, die uns aber bereits in allgemeinern, aus dem Gemeinsamen vieler einzelnen hervorgehenden, besonders mythischen Beziehungen wichtig waren, z. B. die von der wilden Jagd, von den unterirdisch harrenden Königen.

1. Sagen der Heruler.

Die Heruler, ein frühzeitig untergegangener, wie es scheint, den Gothen verwandter Volksstamm, sind geschichtlich durch ihr manigfaches Unglück bekannt, und es hat sich ein klagender Nachhall davon in der Sage solcher Völker erhalten, die ihre Vertilger waren, der Gothen und der Langobarden.

Jornandes (de reb. getic. c. 23) meldet:

Ermanaricus, nobilissimus Amalorum ... cum tantorum [populorum] servitio clarus haberetur, non passus est, nisi et gentem Erulorum, quibus præerat Alaricus, magna ex parte trucidatam, reliquam suæ subigeret ditioni u. s. w.

Mone in der angeführten Abhandlung „über die Heimat der Nibelungen" (Quellen und Forsch. B. I. 1830. S. 40 ff.) knüpft zwischen dieser Erzählung des Jornandes und der einen Bestandtheil des epischen Cyclus ausmachenden Harlungensage folgende Beziehung an:

Die Harlungen, sagt er, sind das Königshaus der Heruler. Diese heißen Heruli, *Αἴρουλοι*, ohne die Form „ung", weil sie ein gothisches Volk waren, welche die Ableitung mit „ung" nicht hatten. Wir finden ebenso bei den Gothen Amali, welche von andern deutschen Völkern Amelungen genannt wurden. Aus Heruli bildeten nördlichere Mundarten Herulinga. Nach Zeiten und Völkern wechselten die Vocale im Namen u. s. w.

Den Übergang der Vocale vermittelt auch wirklich das angelsächsische Lied vom Wanderer, aus dem achten Jahrhundert, worin der vielgewanderte Sänger unter den Völkern und Königsstämmen, die er besucht habe, nach einander aufführt: das Land der Gothen, das Gesinde Eormanrichs, die Herelinge (Herelingas), Emerka, Fridla und Ostgothen, auch Sifeka (Sibich; Heldens. 18 f.). Emerka und Fridla sind die Harlunge Fritel und Imbreck der deutschen Gedichte. Ermenrich läßt diese Harlunge, seine Neffen, aufhängen oder erdrosseln, um sich ihres Erbes zu bemächtigen. Daß der Name des mit den Gothen in geschichtlichem Verhältnis gestandenen Herulerstammes auch in die gothische Sage übergegangen, ist an sich annehmbar. Die Hinrichtung der Harlunge aber, die Erwerbung ihres Landes und Schatzes durch diese Gewaltthat erinnert ungezwungen an die Erulorum cædes, an die gentem Erulorum magna ex parte trucidatam; wobei Jornandes noch hinzufügt

fecitque causa fortunæ, ut et ipsi [die noch übrigen Heruler] inter reliquas gentes Getarum regi Ermanarico servierint.

„Die Sage, bemerkt Mone, da sie ihrer epischen Natur nach auf Persönlichkeiten ruhen muß, hat nur den Mord des Königshauses festgehalten und den Untergang des Volkes fallen lassen.“

Zwar stimme ich nun mit Mone darin überein, daß in der Stelle des Jornandes die Harlungensage gemeint sei, und die Nachweisung einer so frühen Beziehung auf diese aus der Mitte des sechsten Jahrhunderts ist ein Gewinn für die Sagenforschung. Sollte aber die Meinung sein, daß wir in der cædes Erulorum nun wirklich den geschichtlichen Grund jener Sage vor uns haben, so könnte ich mich davon noch keineswegs überzeugen. Die Erzählung des Jornandes vom Tode Ermanarichs hat uns bereits gezeigt, daß er bei diesem Namen auch entschieden Sagenhaftes als geschichtlich aufstelle, und so glaube ich auch, daß er auch die Sage vom Untergange der Harlunge hier erst historisch eingekleidet habe, vielleicht sogar nur durch die Namensähnlichkeit des vertilgten Geschlechts mit dem Volksnamen der Heruler veranlaßt.

Auch Odoacer, König der Heruler, der dem weströmischen Kaiserreich ein Ende gemacht, aber selbst von dem ostgothischen Theoderich besiegt und umgebracht worden, hat seinen Namen in die Amelungensage übertragen, als Otacher des alten Hildebrandsliedes, wovon an seinem Orte die Rede war (vgl. Heldens. 344).

Endlich die Niederlage der Heruler durch die Langobarden erzählt im 8ten Jahrhundert Paulus Diaconus (de gest. Langob. 1, 20) auf folgende sagenhafte Weise:

Die Heruler und die Langobarden, zwischen welchen, noch vor dem Aufbruch der letzteren nach Italien, Krieg ausgebrochen, wollen denselben durch ein Friedensbündnis aufheben. Rodulf, König der Heruler, sendet in dieser Absicht seinen Bruder zu dem Langobardenkönige Tato. Auf der Heimkehr nach ausgerichtetem Geschäfte kommt der Abgesandte am Hause der langobardischen Königstochter Rumetrud vorüber. Diese sieht das zahlreiche und edle Gefolge; auf ihr Befragen erfährt sie, daß es der Bruder des Königs Rodulf sei, der von seiner Botschaft heimziehe. Sie läßt ihn einladen, einen Becher Wein bei ihr anzunehmen. Arglos folgt er der Ladung. Weil er aber klein von Gestalt ist, blickt sie hochmüthig auf ihn herab und redet ihn mit

höhnischen Worten an. Er antwortet in Scham und Unwillen, worüber sie viel mehr entrüstet wird und in weiblichem Zorn erglüht. Doch verhehlt sie ihre Rachegedanken, stellt sich heiter und ladet ihn mit freundlicher Rede zu sitzen ein. Den Sitz aber weist sie ihm so an, daß er ein Wandfenster im Rücken hat, welches sie, als wär' es dem Gaste zu Ehren, mit einem kostbaren Teppiche bedecken lassen. Ihren Dienern aber hat sie befohlen, sobald sie zum Schenken sprechen würde: „Mische den Becher!", sollten jene den Gast rücklings mit Lanzen durchstoßen. So geschieht es auch; von Wunden durchbohrt sinkt er sterbend zu Boden. Als Rodulf hievon Kunde erhält, entbrennt er in Schmerz und Rache über den grausamen Tod seines Bruders, bricht das neue Bündnis mit dem Langobardenkönig und kündigt ihm den Krieg an. Die Heere stehen sich auf dem Schlachtfelde gegenüber. Rodulf aber dünkt sich des Sieges so gewiss, daß, während er die Seinigen zum Kampf ausrücken läßt, er selbst im Lager zurückbleibt und im Brette spielt (ad tabulam ludit). Denn die Heruler waren damals in Kriegen geübt und durch viele Siege berühmt. Um freier zu fechten, oder als verachteten sie jede Wunde, kämpften sie nackt (nudi pugnabant, operientes solummodo corporis verebunda, Berserker). Ihrer Kraft nun gänzlich vertrauend, heißt Rodulf, während er ruhig am Brettspiel sitzt, einen der Seinigen auf einen nahestehenden Baum steigen, um ihm den Sieg seines Heeres um so schneller zu verkündigen; mit angehängter Drohung, daß der Wartmann das Haupt verlieren solle, wenn er die Flucht der Heruler melden würde. Als nun dieser sieht, daß die Schlachtordnung der Heruler vor den Langobarden weicht, antwortet er doch, auf die wiederholte Frage des Königs, wie sich die Heruler halten, sie kämpfen aufs beste. Und nicht eher wagt er, das Unheil, das er sieht, zu verkündigen, bis das ganze Heer dem Feinde den Rücken kehrt. Da bricht er endlich in den Ruf aus: „Wehe dir, unseliges Herulerland! dich schlägt der Zorn des Himmels." Dadurch aufgeregt, fragt der König: „Wie? Fliehen meine Heruler?" „Nicht ich," erwidert jener, „du selbst, mein König, hast es gesagt." Rodulf und seine Umgebung werden, noch in der ersten Verwirrung, von den einbrechenden Langobarden überfallen. Der König selbst, vergeblich tapfer kämpfend, wird erschlagen. Über die Schaaren der Heruler aber, wie sie, da und dorthin zerstreut, entfliehen, kommt solcher Zorn

des Himmels, daß sie die blühenden Flachsfelder (viridantia camporum lina cernentes) für schwimmbare Wasser ansehen und, indem sie die Arme zum Schwimmen ausbreiten, von den Schwertern der Feinde grausam erschlagen werden. Die Langobarden theilen nach erfochtenem Siege die unermeßliche Beute, die sie im Lager gefunden. Tato, der König, aber nimmt Rodulfs Fahne (vexillum, quod bandum appellant) und Helm, den er im Kriege zu tragen pflegte, und von jener Zeit an ist so die Kraft der Heruler gebrochen, daß sie fürder keinen König mehr über sich haben. Die Langobarden aber, durch die Beute bereichert und durch die Schaaren besiegter Völker verstärkt, unternehmen angriffsweise weitere ruhmvolle Kriege. Vgl. Deutsche Sagen II, 31 ff.

Diese Sage bildet das letzte herulische Heldenlied.

Der Zug, daß der Unglücksbote für sein Leben fürchten muß und das unselige Wort in den Mund dessen legt, dem er die Nachricht bringen soll, kommt auch sonst in den Sagen vor. Vgl. Saxo B. IX, S. 279.

Rodulfs kühne Gestalt ist mit Vorliebe hingestellt und die siegenden Langobarden selbst, mit ihrer verrätherischen Königstochter, stehen im Schatten; der tragische Glanz haftet ganz auf dem untergehenden Heldenvolke, das im blühenden Leinfelde sein Grab findet. Es ist, als hätten Überlebende des besiegten Stammes das Lied gesungen.

Mit der sagenhaften Erzählung des Paulus Diaconus kann eine andere, mehr historische des Procop verglichen werden (Masc. II, 44).

2. Sagen der Langobarden.

Der schon benützte Geschichtschreiber dieses Volkes, Paulus, Warnefrieds Sohn, ein geborner Langobarde, Diaconus der Kirche zu Aquileja, schrieb sein Geschichtwerk (de gestis Langobardorum, 6 Bücher) kurz vor dem Umsturze des langobardischen Reiches durch Karl den großen im Jahr 774, welches Ereignis er überlebte. Er hat in diesem Werke auch die sagenhaften Überlieferungen seines Volkes in ihrer nationalen Farbe bewahrt und erzählt (1, 27) seine eigene Familiensage, wie sein Urahn (proavus) Leupichis als ein Kind von den Hunnen (Avaren), welche damals in das Friaul eingebrochen waren, mit vier Brüdern in die Gefangenschaft geschleppt worden, wie er, zu seinen Jahren gekommen, allein entfloh und, mit Köcher und Bogen hinausirrend, von einem Wolfe

wunderbar durch die Wildnis geleitet ward, wie er endlich wieder in die Lombardei gelangte, dort das Haus seiner Eltern so verödet fand, daß es kein Dach mehr hatte und voll Stauden und Dornsträuche stand, wie er diese niederhieb und an einer großen Wildesche (ornus), die zwischen den Wänden gewachsen, seinen Köcher aufhieng, wie er nachher das Haus neu aufbaute, sich ein Weib nahm und auf der lang verödeten Stätte Gründer des Geschlechts ward, aus welchem im dritten Grade der Geschichtschreiber Paulus hervorgieng. B. IV, C. 39. Deutsche Sagen II, 51 ff.

Unter den großentheils werthvollen Sagen, die uns dieser Schriftsteller aufbehalten hat, wähle ich diejenige aus, welche den Haupthelden, den Stifter des langobardischen Reiches in Italien, Alboin und dessen tragisches Schicksal betrifft. Sie gründet wieder auf den Untergang eines andern Volks- und Königsstammes, der Gepiden, die wachsende Macht der Langobarden.

B. I, C. 23: Die Gepiden und Langobarden bringen lang genährten Groll zum Ausbruch und liefern sich eine Schlacht. Beide Heere kämpfen tapfer und keines weicht dem andern, als, mitten im Gefechte, Alboin, der Sohn Audoins, und Turismod, der Sohn Turisends, jener des Langobarden-, dieser des Gepidenkönigs, sich begegnen. Alboin trifft den Gegner so gewaltig mit dem Schwerte, daß er entseelt vom Rosse stürzt. Als die Gepiden ihren Königssohn, der eine Hauptstütze des Kampfes war, erschlagen sehen, werden sie muthlos und entfliehen.

Die Langobarden, mit Sieg und Beute heimgekehrt, gehen den König Audoin an, daß Alboin, durch dessen Tapferkeit sie den Sieg errungen, nun auch des Vaters Tischgenosse werde, wie er in der Gefahr zu ihm gehalten. Audoin glaubt dieses, ohne Verletzung der Volkssitte, nicht thun zu können. „Ihr wißt,“ antwortet er, „es ist bei uns nicht gebräuchlich, daß der Sohn des Königs mit seinem Vater speise, bevor er von dem König eines auswärtigen Volkes die Waffen empfangen.“

C. 24: Sobald Alboin dieses vernommen, reitet er, nur 40 Jünglinge mit sich nehmend, zu Turisend, dem Gepidenkönig, gegen den er Krieg geführt, und sagt ihm die Ursache seines Kommens. Dieser nimmt ihn wohlwollend auf, ladet ihn zu seinem Mahle und setzt ihn zu seiner Rechten, wo sein Sohn Turismod zu sitzen pflegte. Während des Mahles aber steigt dem König die Erinnerung an den Tod seines Sohnes

auf, er sieht dessen Mörder am Platze desselben sitzen, seufzt tief auf und spricht: „Lieb ist mir der Platz, aber leid zu sehen, der jetzt darauf sitzt." Der andere Sohn des Königs, durch die Rede des Vaters angespornt, fängt an, die Langobarden mit Hohnreden zu reizen.

Asserens eos, quia suris inferius candidis utebantur fasciolis, equabus, quibus crurum tenus pedes albi sunt, similes esse, dicens: Fœtulæ sunt equæ, quas similatis. Tunc unus e Langobardis ad hæc ita respondit: Perge, ait, in campum Asfeld! ibique procul dubio poteris experiri, quam validæ istæ, quas equas nominas, prævaleant calcitrare, ubi sic tui dispersa sunt ossa germani, quemadmodum vilis jumenti in mediis pratis.

Die Gepiden fahren wüthend auf, die Langobarden legen die Hände an den Schwertgriff. Der König aber springt vom Tische vor, wirft sich in die Mitte, hält die Seinigen zurück und bedroht den, der zuerst den Kampf anheben würde. Das, sagt er, sei kein Gott wohlgefälliger Sieg, wenn man im eigenen Hause den Feind erschlage. So beschwichtigt er den Hader und sie beendigen fröhlich das Mahl. Dann nimmt Turisend die Waffen seines Sohnes Turismod, übergiebt sie dem Alboin und sendet ihn im Frieden in seines Vaters Reich zurück. Alboin wird nun seines Vaters Tischgenosse. Er erzählt, als er mit diesem speist, was ihm bei den Gepiden begegnet. Die Langobarden rühmen mit Verwunderung Alboins Kühnheit und nicht minder Turisends große Treue.

B. I, C. 27: Nach dem Tode der Könige Audoin und Turisend folgen ihnen ihre Söhne Alboin und Cunimund. Dieser will die alten Kränkungen der Gepiden rächen und bricht den Frieden mit den Langobarden. In der Schlacht siegen die letzteren und wüthen mit solchem Grimme gegen die Gepiden, daß diese bis zur Vertilgung aufgerieben werden und von dem zahlreichen Heere kaum ein Bote übrig bleibt. Alboin erlegt in dieser Schlacht den Cunimund, nimmt dessen Haupt mit sich und läßt daraus einen Trinkbecher machen (ad bibendum ex eo poculum fecit, quod genus poculi apud eos scala dicitur, lingua vero latina patera vocitatur). Cunimunds Tochter, Rosimund, führt er sammt vielen andern verschiedenen Geschlechts und Alters in Gefangenschaft, nimmt sie aber nachher, zu seinem Verderben, zur Gemahlin (in suam, ut post patuit, perniciem duxit uxorem). Die Langobarden gewinnen solche Beute, daß sie zu großem Reichthum gelangen. Der

Stamm der Gepiden aber ist so geschwächt, daß sie fortan keinen König mehr haben, sondern die vom Kriege noch Übrigen entweder den Langobarden unterworfen sind, oder unter der harten Herrschaft der Hunnen seufzen.

B. II, C. 8: König Alboin bricht nun mit dem Volke der Langobarden aus Pannonien, ihrem bisherigen Wohnsitze, nach Italien auf. Als sie an dessen äußerster Grenze angekommen, besteigt er einen dort emporragenden Berg und betrachtet das Land, so weit er es überschauen kann. Seit der Zeit soll dieser Berg davon der Königsberg (mons regis) heißen. Auf demselben sollen wilde Wisende hausen.

Denique retulit mihi quidam veracissimus senex, tale se corium in hoc monte occisi bisontis vidisse, in quo quindecim, ut ajebat, homines, unus juxta alium, potuissent cubare.

B. II, C. 28: Nur vierthalb Jahre herrscht Alboin in Italien. Die Ursache seines Todes ist diese. Als er eines Tages zu Verona, über die Gebühr fröhlich, beim Mahle sitzt, mit dem Becher, den er aus dem Haupte seines Schwähers, des Königs Cunimund, machen lassen, heißt er der Königin Wein bringen und fordert sie auf, fröhlich mit ihrem Vater zu trinken.

Reginæ ad bibendum vinum dari præcepit, atque eam, ut cum patre suo lætanter biberet, invitavit. Hoc ne cui videatur impossibile, veritatem in Christo loquor, ego hoc poculum vidi in quodam die festo Ratchis principem, ut illud convivis suis ostentaret, manu tenentem.

Rosimund, von tiefem Schmerz ergriffen, sinnt fortan auf den Tod ihres Gemahls, zur Rache für den erschlagenen Vater. Sie beräth sich darüber mit Helmichis, dem Waffenträger (Schilpor[1]) und Milchbruder des Königs. Er unternimmt es nicht für sich, sondern räth ihr, den Peredeo, einen sehr tapfern Mann, beizuziehen. Als dieser zu einer solchen Unthat nicht zustimmen will, weiß sie ihn durch eine List in die Lage zu bringen, daß er entweder den König tödten oder von diesem den Tod gewarten muß. Auf solche Weise gezwungen, willigt er in den Mord. Eines Mittags, als Alboin entschlafen, gebietet Rosimund Stille im Palast, schafft alle Waffen beiseit und bindet Alboins Schwert zu Häupten seines Lagers fest, so daß es nicht weggenommen, noch aus der Scheide gezogen werden kann.

[1] „Scilt-poro (scutifer), wofür scil-por bei Paul Diac." Gramm. II, 487.

Dann führt sie, nach Helmichis Rath, den Mörder herein. Alboin, plötzlich vom Schlaf erwachend, sieht die Gefahr und streckt schnell die Hand nach dem Schwerte. Da er es nicht losbringen kann, wehrt er sich noch eine Weile mit dem Fußschemel. Doch bald muß dieser kühne, gewaltige Held, der so viele Feinde gefällt hat, waffenlos, der List eines Weibes unterliegen. Sein Leichnam wird, mit großer Wehklage der Langobarden, unter dem Aufstieg einer Treppe, nah am Palaste, begraben. Paulus fügt hinzu:

Hujus tumulum nostris in diebus Giselbertus, qui dux Veronensium fuerat, aperiens, spatham ejus et si quid in ornatu ipsius inventum fuerat, abstulit. Qui ob hanc causam vanitate solita apud indoctos homines, Alboin se vidisse, jactabat.

C. 29: Helmichis, den die Langobarden nicht zum Könige haben wollen, sondern zu tödten drohen, entflieht mit Rosimund, nun seiner Gemahlin, und dem langobardischen Schatze nach Ravenna. Der dortige (griechische) Präfect Longinus beredet sie, den Helmichis zu tödten und sich dann ihm zu vermählen. Wünschend, Ravennas Herrin zu werden, reicht sie dem Helmichis, als er vom Bade kommt, einen Becher mit Gift; als er aber merkt, daß er den Todesbecher getrunken, zwingt er sie, mit entblößtem Schwerte, den Rest auszuleeren.

Sicque Dei omnipotentis judicio interfectores iniquissimi uno momento perierunt.

Auch das Ende Peredeos wird noch, unter fabelhaften Umständen, erzählt.

Auch diese Sagen von Alboin tragen, besonders im vordern Theile, ganz das Gepräge der Heldenlieder. Sie sondern sich noch sichtbar in rhapsodische Abschnitte, Abenteuren. Daß wirklich des Helden Gestalt, welche der Herzog Giselbert gesehen zu haben sich rühmte, noch zwei Jahrhunderte nach Alboins Tode (563) in deutschen Liedern umgieng, sagt uns Paulus selbst, nachdem er die Vertilgung der Gepiden berichtet B. I, C. 28:

Alboin vero ita præclarum longe lateque nomen percrebuit, ut hactenus etiam tam apud Baioariorum gentem, quam et Saxonum, sed et alios ejusdem linguæ homines, ejus liberalitas et gloria, bellorumque felicitas et virtus in eorum carminibus celebretur.

Diesem fügt er unmittelbar noch hinzu:

Arma quoque præcipua sub eo fabricata fuisse a multis hucusque narratur.

Was in solcher Verbindung kaum etwas anderes heißen kann, als daß in den Liedern und Sagen von Alboin wunderbarer Waffen, wie die von Zwergen oder Elfen verfertigten, dergleichen Otnit von Elberich erhielt, gedacht war. Der Name Alboin selbst (Alpwîn, vgl. Elfenmährchen S. LV) bot solche Beziehungen dar.

Bayern und Sachsen macht obige Stelle als solche Völker namhaft, in deren Liedern Alboins Gedächtnis sich erhalten.

Die Spur eines Alboin, von dem in Baiern gesungen wurde, glaube ich selbst noch in einem unsrer Heldenlieder, dem von Rother, nachweisen zu können. Hier erwähnt Wolfrat von Tengelingen dankbar der Dienste, die Berther von Meran einst seinem Vater Amelger erwiesen, Z. 3420:

> Berker der riche
> der tede uromeliche.
> do min uatir was uertriuen,
> he gewan ime sin lant wider,
> he ersluch Eluewine,
> einen herzogen uan Rine,
> der was ein ureisclicher man,
> her hatte uns michil leith getan.

Eluewîn [1] ist niederdeutsch (und niederdeutsche Schreibart waltet in der einzigen Handschrift des Rotherliedes vor) dasselbe, was hochdeutsch Alpwîn, Alboin. (Auf die scheinbare Namensähnlichkeit Berthers, der den Elvewin erschlagen, mit Peredeo, der den Alboin ermordet, auf den langobardischen Königsnamen Rothers und seinen Sitz zu Bari lege ich keinen Werth.) Da Elvewin ein Herzog von Rheine genannt wird, so paßt dieses freilich nicht auf den langobardischen Alboin. Aber da das Geschlecht von Tengelingen, welches mit diesem Elvewin in Beziehung tritt, wie wir früher gezeigt, ein baierisches ist und im Liede selbst ausdrücklich als ein solches bezeichnet wird (die be[ie]rische diet heißt Wolfrats Schaar V. 3576. 82. Vgl. Heldens. 54. N.), so erhellt, daß ein Elvewin in baierischer Sage bekannt war, der dort, hochdeutsch, Alpwin, Alboin heißen muste. Von Paulus Diaconus selbst sind wir,

1 Alfuuin, Freher. Script. rer. Germ. S. 43.

da er den Inhalt der bajoarischen Lieder nur sehr allgemein angiebt, nicht versichert, ob er nicht etwa in einem gleichnamigen Sagenhelden seinen Alboin zu finden geglaubt habe. Auch von den Sachsen, sagt Paulus, sei Albvin besungen worden; und wenigstens bei den Angelsachsen, im Liede des Wanderers aus dem siebenten Jahrhundert, wird Aelfwins, des Sohnes Eadwins (Audoins), als eines freigebigen Fürsten rühmlich gedacht (Conybeare, Ill. of Anglosax. Poetry S. 16).[1] Die Freigebigkeit (liberalitas) ist namentlich auch eine der Eigenschaften, wegen welcher Alboin, nach Paulus, von Sachsen und anderen Völkern derselben Sprache gefeiert worden sein soll.

Noch im Untergange des Langobardenreiches finden wir die Sagendichtung thätig. Aber wie die untergehenden Heruler und Gepiden in die langobardische Sage aufgenommen wurden, so die besiegten Langobarden in die fränkisch-karolingische. Bei ihr wird am angemessensten von diesen letzten Resten langobardischer Sage gehandelt werden.

3. Sagen der Thüringer.

Der Umsturz des thüringischen Reiches durch den austrasischen Frankenkönig Theoderich, schon um die Mitte des 6ten Jahrhunderts, und die Vertilgung des thüringischen Königsstammes ist eine der dunklern Partieen in der ältern deutschen Geschichte. Bruderkrieg und Brudermord im Königshause selbst, Gewaltthat und Verrath von Seiten der Sieger, treten jedoch schon bei den frühesten Geschichtschreibern in blutigen Bildern hervor. Die Sage hat sich auch dieser verhängnisvollen Ereignisse bemächtigt. Sagenhaft nach innern Merkmalen, und nach außen im Widerspruche mit den glaubwürdigern Berichten der ältern Annalisten, erzählt Wituchind, aus dem 10ten Jahrhundert im ersten Buche der Annalen diese Geschichten ausführlich. Die Hauptzüge sind folgende:

Irmenfried (Hermenfredus, Erminfridus bei Wituchind), König von Thüringen, hat einen klugen und kühnen Rath, Namens Iring (Hiringus), der ihm lange abräth, ein Bündnis mit Theoderich (Thiodericus), dem Frankenkönige, einzugehen. Als aber Irmenfried darauf von Dietrich mit Hülfe der Sachsen bezwungen worden, sendet er Iring ab, den

[1] [The anglosaxon poems of Beowulf, the scôp u. s. w. von Thorpe. Oxford 1855. S. 222. Greins Bibliothek der ags. Poesie I, 253. K.]

Frieden einzuleiten. Es scheint zu gelingen; aber ein Thüringer, dem sein Sperber entflogen und von einem Sachsen aufgefangen ist, sagt diesem, um von ihm den Vogel zurückzuerhalten, daß die Könige unter sich Frieden gemacht und die Sachsen zu verrathen im Sinne haben. Die Sachsen brechen nun in der Nacht los, überwältigen die Stadt der Thüringer, erschlagen die Erwachsenen und schonen nur der Kinder. Irmenfried entflieht mit Weib und Kindern und weniger Begleitung. Die Sachsen werden von den Franken des Sieges gerühmt, freundlich empfangen und mit dem ganzen Lande auf ewig begabt. Den entronnenen König der Thüringer läßt Theoderich trüglich zurückrufen und beredet endlich den Iring mit falschen Versprechungen, seinen Herrn zu tödten. Als nun Irmenfried zurückkommt und sich vor Theoderich niederwirft, so steht Iring dabei und erschlägt seinen eigenen Herrn. Alsbald verweist ihn der Frankenkönig aus seinen Augen und aus dem Reich, als der um der unnatürlichen That willen allen Menschen verhaßt sein müsse. Da versetzt Iring: „Eh' ich gehe, will ich meinen Herrn rächen;" zieht das Schwert und ersticht den König Theoderich. Darauf legt er den Leib seines Herrn über den Theoderichs, damit der, welcher lebend überwunden worden, im Tod überwinde, bahnt sich den Weg mit dem Schwert und entrinnt. Irings Ruhm ist so groß, daß der Milchkreis am Himmel Iringsstraße nach ihm benannt wird. D. S. II, 322 ff.

Si qua fides his dictis adhibeatur, penes lectorem est. Mirari tamen non possumus, in tantam famam prævaluisse, ut Hiringi nomine, quem ita vocitant, lacteus cœli circulus usque in præsens sit notatus.

Ebenso das Chronicon Ursperg. aus dem 12ten Jahrhundert, ohne Zweifel nach Witichind (S. 148 ed. Argent. 1609):

Famam in tantum prævaluisse, ut lacteus cœli circulus Iringis nomine Iringesstraza usque in præsens sit vocatus.

Von dieser Iringsstraße und den deutschen Mythen von der Milchstraße überhaupt handeln umständlich: Irmenstraße und Irmensäule. Eine mythologische Abhandlung von J. Grimm. Wien 1815. S. 21 bis 24. Irmin, seine Säule, seine Straße und sein Wagen u. s. w. durch F. H. v. d. Hagen. Breslau 1817. S. 30—34.

Die Sage selbst, wie sie Witichind erzählt, erscheint nicht weniger verdunkelt, als wir es bereits von der Geschichte bemerkten. Merkwürdig

aber ist sie uns vorzüglich dadurch, daß sie an den größern epischen Kreis, besonders in der Nibelungennoth, anknüpft.

Der Landgraf (Nib. 8384) Irnfried von Thüringen befindet sich mit dem Fürsten Hawart von Dänemark und dessen Manne, dem Markgrafen Iring von Dänemark (8205. 42. 8303. 71), am Hofe des Königs Etzel. Diese drei werden stets zusammen genannt; ihren Thaten und ihrem Tod im Kampfe mit den Burgunden ist die 35ste Abenteure des Nibelungenliedes „wie Iring erschlagen ward" gewidmet. Irnfried und Hawart wollen den Tod Irings rächen, werden aber selbst erschlagen. Das Lied von der Klage giebt die Verhältnisse dieser drei Helden noch näher an; sie seien in des Reiches Acht gestanden und haben ihre Länder verlassen müssen, auch seien vergebliche Versuche gemacht worden, ihnen die Huld des Kaisers wieder zu erwerben. Von Iring wird gesagt, er sei zu Lothringen geboren und Hawart von Dänemark habe ihn mit großer Gabe zum Dienstmann gewonnen. Auch in andern Liedern wird ihrer gedacht.

Eine andere von Witichinds Erzählung verschiedene Darstellung der Sage von Irmenfried und Iring findet sich in der Schrift eines Ungenannten de Suevorum origine (Goldast, Script. rer. Suev.), welche nach den darin vorkommenden deutschen Namen noch in die althochdeutsche Periode (vor das 12te Jahrhundert) fällt und worin die Schwaben die Stelle der Sachsen einnehmen, der Ausgang aber dieser ist: Irmenfried bleibt am Leben und Iring ermordet weder seinen Herrn noch rächt er sich an Theoderich, sondern als die Schwaben nachts das Lager der Thüringer überfallen, heißt es bloß:

quo peracto tantam stragem de hostibus dederunt, ut vix quingenti cum Irmenfrido evaderent, qui etiam commigraverunt ad Hunnorum regem Attilam.

Grimm, der zuerst auf diese Erzählung aufmerksam gemacht hat, bemerkt dabei (Heldens. S. 117 f.):

„Wir sehen jetzt deutlich, warum Irnfrit bei Etzel sich aufhält; der fränkische König Theoderich wird in der Klage durch den Kaiser dargestellt, seine Feindschaft durch die Reichsacht, und der Held nicht König von Thüringen, sondern, dem Zeitalter des Gedichts gemäß, Landgraf genannt."

Die Wilkinensage berichtet Irungs Tod im Kampfe mit den Niflungen C. 360. Hier wird auf den Iring der Nibelungennoth

derselbe Mythus angewendet, wodurch Witichind den Verräther Iring unverdienter Weise verherrlicht. Denn daß statt der Iringsstraße, des Iringsweges, in der Wilkinensage die Iringswand steht, beruht, wie schon von mehreren bemerkt worden, auf einer Verwechslung des nordischen Sagaschreibers, welcher das deutsche Weg (isl. vegr) in veggur, auf isländisch Wand, übertragen hat (Heldens. 179. Hagen, Irm. 32. Grimm, Irm. 23).

Da nichts, was die bekannten Lieder und Sagen von Iring melden, besondere Veranlassung giebt, die Milchstraße nach ihm zu benennen, so glaubt Grimm (Heldens. 395; vgl. 345, 5), daß entweder verlorne Lieder die Verknüpfung gerechtfertigt, oder wir einen eben nicht sehr glücklichen Versuch vor uns haben, einen mythischen Namen, dessen Bedeutung verloren war, durch Anlehnung an eine Person, die man für geschichtlich hielt, zu erklären.

In einer andern Weise der Poesie, als die deutschen Sagenlieder, ließ eine Abkömmlinain des unglücklichen thüringischen Königshauses den Untergang desselben beklagen. Die heilige Radegund, Tochter Berthars, eines Bruders von Irmenfried, den dieser nach Gregor von Tours hatte umbringen lassen (Masc. II, A. 19), war von Chlotar, dem Bruder des Frankenkönigs Theoderich, als Gefangene weggeführt worden. Chlotar vermählte sich mit ihr, ließ aber nachher ihren Bruder umbringen. Da wandte sie sich von der Welt ab, baute ein Kloster zu Poictiers und führte dort ein geistliches Leben (Eccard., Franc. or. I, 57), das ihr den Heiligenschein erwarb. Durch den Dichter Venantius Fortunatus, der auch ihr Leben beschrieben, ließ sie eine Elegie de excidio Thuringiæ schreiben, welche in ihrem Namen an Amalfried, einen Sohn Irmenfrieds, gerichtet ist. Dieses Gedicht ist die Klage zu der Thüringe Noth. Vergl. darin die Stelle:

Conditio belli tristis, sors invida rerum u. s. w.

Masc. II, 23. Eccard. l. c. I, 57.

4. Fränkisch-karolingische Sagen.

Die Franken, das Volk, welchem so manche andere unterlagen und das diesen die Siegesbeute abnahm, die sie selbst von andern untergegangenen gewonnen hatten, wie denn immer ein Volk die andern auffaßt, zeigen aus der Zeit ihres merowingischen Königsstammes wenig

bedeutende Sagenbildung. Aber wie mit Karl dem großen eine neue Ära der Geschichte beginnt, so entfaltet sich auch ein neues mächtiges Wachsthum der Heldendichtung. Ihren epischen Kreis hat jedoch diese karolingische Heldensage in der nordfranzösischen Poesie gebildet und in ihr herrscht der Geist eines neuen, christlichen Heldenthums. Auch auf deutschen Boden ist aus diesem altfranzösischen Epos vieles übertragen worden; wir werden aber, bei dem eben bemerkten Geiste desselben, von ihm erst im nächsten Hauptabschnitte zu handeln haben. Zwar giebt es auch eigenthümlich deutsche Überlieferungen von Karl dem großen, aber auch diese verschieben wir, des Zusammenhangs wegen, auf den nächsten Abschnitt und begnügen uns, hier ihr Vorhandensein und ihre Stelle angezeigt zu haben.

Mit der Gründung des deutschen Königs- und Kaiserthrones zeigen sich auch die neuerstehenden Sagen, im Gegensatze der größern und unter sich verschlungenen Nationalsagen aus der ältern Zeit, mehr und mehr vereinzelt, auf das herrschende Haus, auf einzelne Könige oder mächtige Fürsten, oft fast anekdotenartig, beschränkt. Es erscheint daher nicht unpassend, die weitern Sagen in der Ordnung der nach einander folgenden Kaiserhäuser aufzuführen, auf ähnliche Weise, wie man auch die Geschichte dieser Zeiten abzutheilen pflegt. Wir führen diese Dichtungen neben der Geschichte her, wie an gewissen Orten bei festlichen Umzügen je neben einem ernsten Manne ein singender Knabe hergeht.

Die nächsten Nachfolger und Abkömmlinge Karls des großen waren nicht geeignet durch ihre Persönlichkeit der Sagenpoesie weitern Schwung zu geben. An Ludwig den frommen konnten sich eher Legenden anheften, als Heldensagen. Erst während der Unmündigkeit Ludwigs des Kindes verübt ein gewaltthätiger Reichsverwalter, der Erzbischof Hatto von Mainz, den man cor regis nannte (Ekkeh. IV, cas. S. Gall. bei Pertz, Monum. II, 83), eine That, welche so in den Volksgesang übergeht und dadurch so gemeinkundig wird, daß der Geschichtschreiber für überflüssig hält, sie zu erzählen.

Otto von Freisingen, wenigstens 100 Jahre nach Eckehard, und mehr als 200 nach dem Ereignis, sagt noch (Chron. VI, 15):

Itaque ut non solum in regum gestis invenitur, sed etiam in vulgari traditione in compitis et curiis hactenus auditur, præfatus Hatto Albertum in castro suo Babenberg adiit u. s. w.

Was Eckehard, vielleicht um nicht von einem Erzbischofe von Mainz Unrühmliches zu sagen, verschweigt und hinter die altbekannten Lieder steckt, das erzählen uns die Annalisten, [1] 40 bis 50 Jahre nach der Begebenheit:

Man suchte den tapfern Adalbert aus seiner Burg Bamberg zu locken. Er aber wagte sich soweit über die Burg hinaus, daß die Leute des Königs ihn gar nicht für einen Feind hielten, bis sein Schwert auf ihren Nacken schlug. Sieben Jahre schon hatt' er dem Könige getrotzt. Da unternahm es der Erzbischof Hatto, ihn durch List zu fangen. Er begab sich zu Adalbert nach Bamberg und sprach ihm zu, die Huld des Königs zu suchen. Dabei schwur er einen Eid, ihn ungefährdet in seine Burg zurückzubringen. Adalbert ließ sich bethören und folgte ihm. Als sie aber die Burg verlassen hatten, bedauerte Hatto, das angebotene Frühmahl nicht angenommen zu haben, indem sie einen weiten Weg zum König zu machen hätten. Adalbert lud ihn ein, wieder umzukehren, wozu jener einwilligte. Nach eingenommenem Mahl ritten sie dann ins Lager, wo die Sache Adalberts vorgenommen, er des Hochverraths schuldig erkannt und zur Enthauptung verurtheilt wurde. Als man ihn gebunden zum Tode führte, rief er den Erzbischof an: „Du bist ein Meineidiger, wenn du mich tödten läßst." Hatto aber erwiederte: „Ich schwur, dich unversehrt in die Burg zurückzuführen und ich führte dich auch sogleich zum Frühstück zurück."

Die Hinrichtung Adalberts fällt in das Jahr 905.

Der Gegensatz des kühnen Helden, der seinen Feinden näher kommt, als ihnen lieb ist, und des hinterlistigen Bischofs, der den Arglosen in die Falle lockt, mochte sich wohl im Liede ausnehmen.

5. Sagen aus der Zeit der sächsischen Kaiser.

Unter diesem kräftigen Geschlechte haben sich manche Sagen angesetzt:

a. Kurzbold. [2] Nach der Erzählung Eckehards IV hatte König Heinrich I einen Helden, Namens Kuno, aus königlichem Geschlecht, welcher seiner Kleinheit wegen Churzibolt zugenannt war. (Churzibolt,

[1] Liutprand. Histor. l. II, c. 3 (bei Reuber). Witichind. Annal. l. I (bei Meibom I, S. 635). Grimm, d. Sag. II, 150. Vgl. 152. 463.

[2] Vgl. Schmidt, Balladen und Romanzen der deutschen Dichter S. 152 f.

pugillus, Däumling; gloss. zwetl. Deutsche Sagen II, 154.) Die Herzoge Giselbert von Lothringen und Eberhard von Franken erhoben sich gegen den neugewählten König Heinrich den Sachsen. Auch die Herzoge von Schwaben und Baiern hatten sie schon auf ihrer Seite. Eines Tags, als sie bei Breisach ihr Heer überschiffen ließen und indess auf der Ebene des Ufers im Brett spielten (luderent tabula), überfiel sie jener Kurzbold, nur von zwanzig Männern begleitet. Den Herzog Giselbert, der in ein Schiff sprang, versenkte er, die Lanze darein stoßend, mit allen, die in demselben waren; den Eberhard erschlug er am Ufer mit dem Schwerte, indem er ihm seine Treulosigkeit vorwarf. Dieser Kuno trug in kleinem Körper ein kühnes Herz (erat quidem angusto in pectore audax et fortis). Als einst er und der König allein sich beriethen, sprang ein Löwe, der sein Käfich erbrochen, auf sie los; der König, ein großer Mann, wollte das Schwert, das Kuno an der Seite trug, an sich reißen, aber jener sprang ihm zuvor und erschlug den Löwen. Weit und breit ward diese That kundig. Gegen Weiber und Äpfel[1] hatte Kuno von Natur einen solchen Abscheu, daß, wo er auf der Reise eines von beiden traf, er nicht herbergen wollte. Eckehard fügt noch hinzu (Pertz, Mon. II, 104):

Multa sunt, quæ de illo concinnantur et canuntur, quæ, quia ad nos redeundum est, præterimus, nisi quod provocatorem Sclavum giganteæ molis hominem, e castro regis prorumpens, novus David lancea pro lapide straverat.

Ohne Zweifel bezieht sich dieses auf die slavischen Kriege Heinrichs I. Es ist sehr zu bedauern, daß uns Eckehard von diesem kühnen Sonderling nicht mehr erzählt oder gar die Lieder erhalten hat, welche ein Jahrhundert nach der Zeit des Helden von ihm gesungen wurden.

b. Das Lied von Otto und Heinrich. Dieses halb lateinisch, halb deutsch abgefaßten Gedichts ist schon in der Abhandlung vom Verse[2] gedacht worden. Es ist ein Bruchstück von 36 kurzen Reimzeilen, wovon je eine lateinische und eine deutsche zusammenreimen. Es mag ziemlich gleichzeitig mit dem Ereignisse sein, von dem es handelt, und zeigt niederdeutsche Formen. Der Inhalt ist dieser:

[1] Liedersaal III, 329, 76 ff.: Minnet ainer nit, man gicht, Das er nit aphel ezzen mug. Zwar des duncket mich ain lug: Er izzet ir licht me zem tag, Denn ainer, der wol minnen mag.

[2] [Oben S. 382. K.]

Zum Kaiser Otto tritt ein Bote ein und ruft ihn auf: „Was sitzest du, Otto, unser guter Kaiser? Hier ist Heinrich, dein königlicher Bruder." Da steht Otto auf, geht ihm entgegen mit manchem Mann und empfängt ihn mit großen Ehren. „Willkommen Gott und mir!" spricht der Kaiser, „ihr Heinriche, ihr beiden Gleichnamigen, und eure Gefährten!" Nachdem Heinrich den Gruß erwidert, fassen sie einander bei der Hand und Otto führt ihn in das Gotteshaus, wo sie Gottes Gnade anrufen. Nach vollbrachtem Gebete führt ihn Otto in den Rath mit großen Ehren und überträgt ihm, was er da hatte, außer dem Königsrechte (præterquam regale), des auch Heinrich nicht begehrt. Da stand alle Verhandlung unter dem treuen Heinrich. Was Otto that, das rieth alles Heinrich, und was er ließ, rieth auch Heinrich. Da war keiner, dem nicht Heinrich sein volles Recht gethan hätte.

Dieses sonderbare Stück rührt sichtlich von einem Geistlichen auf Heinrichs Seite her. Denn dieser ist durchaus in das vortheilhafteste Licht gestellt und der Eingang kündigt ihn, den Baiernherzog, als den Gefeierten an. Der Verfasser beruft sich auf sein wohlbeurkundetes Wissen, in den letzten Zeilen. Der Mischung unerachtet, sind Formen bewahrt, die auch dem epischen Gesange gangbar sind:

13: Conjunxere manus,
her leida ina in thaz godes hus.

Rother 1756: Bi den henden sie sich beviengen,
Vor den kuninc sie giengen.

Dietr. Fl. 4875: Bi den henden sie sich do vingen,
gegen Rudigern sie gingen.

27: Quicquid Otdo fecit,
al geried iz Heinrich;
quicquid ac (omisit)
ouch geried iz Heinrich.

Ähnlich im Nibelungenlied 1524, 4, von den Freunden Volker und Hagen:

Swaz ie begie Hagne, daz dûhte den videlære guot.

Das geschichtliche Ereignis,[1] worauf das Lied sich bezieht, ist die Versöhnung Ottos I mit seinem meuterischen Bruder, Herzog Heinrich,

[1] [Eine ausführlichere Darstellung dieser Sage, welche in zwei verschiedenen Bearbeitungen vorliegt, bildet einen Theil der Vorlesung über deutsche Sagenkunde. K.]

dessen Anhänger dem Kaiser sogar nach dem Leben getrachtet, und die Verleihung Baierns an denselben, nach 939. [1]

Der Annalist Witichind erzählt die Sache im zweiten Buche (bei Meibom I, 649).

Auch eine Dichterin besingt diese weltgepriesene Versöhnung, die Nonne Hroswitha zu Gandersheim, die auf Verlangen Ottos II die Thaten seines Vaters, des ersten Otto, in einem hexametrischen Gedichte gefeiert hat. Hier ist der Vorgang, besonders was in der Kirche geschah, umständlicher und malerischer, als in dem halbdeutschen Liede, dargestellt, aber weniger zum Vortheil Heinrichs, der hier das Haupt weniger hoch trägt und dem nicht ein Bote vorausläuft, der den König aufstehen heißt.

Wer in dem ersten Liede der andre Namensbruder Heinrich sei (6: wilicumo Heinriche, ambo vos æquivoci), davon habe ich in den übrigen Nachrichten keine Spur gefunden.

Diese Geschichte wird uns bald nachher noch einmal in der Sagendichtung begegnen.

c. Modus Ottinc. Dieses lateinische Gedicht in Prosa, dessen gleichfalls schon beim Verse Erwähnung geschah, steht, mit drei andern gleicher Art, aus einer Wolfenbüttler Handschrift angeblich des 10ten Jahrhunderts abgedruckt in Eberts Überlieferungen zur Geschichte, Litteratur und Kunst der Vor- und Mitwelt. B. I. Dresden 1826. S. 81 f. und schon früher (der modus Ottinc allein), ohne Angabe woher, in Eccardi Quatern. S. 54 mit verschiedenen Lesarten. [2] Es betrifft die große Vertilgungsschlacht, worin Otto I die in Deutschland eingebrochenen Ungarn am 10 Aug. 955 auf dem Lechfelde bei Augsburg aufrieb. Hahn II, 59.

Was den geschichtlichen Inhalt anbelangt, so ist der dux Cuonrâd intrepidus, quo non fortior alter, der Herzog Konrad von Franken, dessen Tapferkeit in dieser Schlacht auch die Geschichtschreiber (Witichind, Ann. l. III. a. a. O. S. 656 f.) rühmen und der, als er sich den Helm lüftete, durch einen Pfeilschuß getödtet wurde. Gegen den Schluß des Gedichts wird noch Otto III gerühmt. Da nicht erhellt, ob es noch bei seinen Lebzeiten (er starb 1002) geschrieben worden, so kann

[1] Hahns Reichshistor. 2, 49.

[2] [Müllenhoffs Denkmäler S. 31. K.]

es nicht mit Sicherheit noch in das 10te Jahrhundert gesetzt werden. Doch setzt es offenbar noch ein nahes Andenken der drei Ottone voraus.

Merkwürdig ist uns besonders der sagenhafte Eingang. Der große Kaiser Otto liegt nachts schlafend im Palaste, als unversehens Feuer ausbricht. Seine Diener stehen zitternd und wagen nicht, den Schlafenden zu berühren. Da fallen sie auf die Auskunft, ihn durch Saitenklang zu erwecken und mit einem Liede zu begrüßen, dem sie dann den Namen des Herrn beilegen. Also die Entstehungsgeschichte des modus Ottinc. Hieran ist das Weitere nur äußerlich angereiht:

Excitatus spes suis surrexit,
timor magnus adversis mox venturus;
nam dum [l. tum] fama volitat,
Ungarios signa in eum extulisse u. s. w.

Ich habe bei Saxo (Hist. Dan. l. VII, S. 186) eine sehr ähnliche dänische Sage gefunden: Zween Jünglinge, Harald und Haldan, wollen an dem Dänenkönige Frotho, der ihren Vater, seinen Bruder, einst ermorden ließ, Rache nehmen. Sie kommen in dieser Absicht nach Seeland. Ihr vormaliger Erzieher, Regno, den sich der König verpflichtet hat, eilt in der Nacht zu der Königsburg, um Frothon zu warnen:

Dormientem tamen ad vigilias evocare passus non est, eo quod Frotho excitationis suæ pœnas ferro exigere solitus fuerat. Tanti quondam regium somnum importuna frustratione perrumpere existimatum est.

Als nun am Morgen Frotho erfährt, daß Regno als Warner da gewesen sei, sammelt er seine Kriegsschaar. Seine Neffen wissen sich nur dadurch zu retten, daß sie sich wahnsinnig stellen. In der nächsten Nacht aber zünden sie die Königsburg an und Frotho erstickt vom Rauche.

Wir sehen hier dieselben Bestandtheile, wie im Ottingliede, den König, den man nicht zu wecken wagt, und das brennende Schloß; aber sie sind in der dänischen Sage in verkehrte Stellung gekommen und die eigentliche Lösung, das Wecken durch die Töne, ist weggefallen.

Aber dieselbe Überlieferung kommt auch in der altnordischen Saga von Hrolf Krake unter theilweise veränderten Namen und Umständen vor und hier ist der bei Saxo fehlende Gesang noch vorhanden: der Warner Reigni (Regno) verkündigt die Gefahr, indem er vor der Thüre

der Königshalle ein räthselhaftes Lied singt. Doch es ist zu spät, die Flamme greift schon um sich.[1] Das aber, daß Lied und Saitenklang, gleichsam über dem Gesetze stehend, auch an verbotener Stelle freien Eingang haben, wie den Sängern auch das feindliche Lager offen stand, ist nur in unsrem Ottingliede klar geblieben.

Die drei ersten Zeilen dieses Gedichts haben musikalische Notierung, die jedoch nicht bekannt gemacht worden ist. Es ist nicht wohl zu zweifeln, daß der Tonweise, dem modus Ottinc, statt eines deutschen Liedes, dem sie angehörte, die lateinische Prosa unterlegt worden. In diese hat der Verfasser, ein Geistlicher, dem Virgil wenigstens dem Namen nach bekannt war, um der Benennung vollständigst zu entsprechen, zusammengestellt, was er von den drei Ottonen in Kürze zu rühmen wuste. Aber nur jener vordere Theil scheint aus dem ursprünglichen Liede entnommen zu sein, denn nur in ihm zeigt sich die Spur lebendiger Dichtung.

Man findet häufig in volksmäßigeren Liedern einen Kehrreim, Refrain, angebracht, der, unabhängig von ihrem Inhalte, aus ältern Liedern geborgt ist. Ein Minnelied Friedrichs des Knechts (Man. II, 117a, 5) hat folgenden Refrain:

Hei grawer[2] Otte, hei grawer Otte, grawer Otte,
Nu pflege din got! Wis stolz,[3] grawer Otte!

Sollte hierin noch ein Überrest des alten Weckesangs, des Liedes Otting, mit dem sie excitatum salvificant, vorhanden sein? Vgl. auch Quatern. S. 55 in einem lateinischen Liede in Conradum Salic. Imp. den allitterierenden Refrain:

Caute[4] cane, caute cane, conspira Karole!

[1] Hrolf Krakes Saga S. 16. P. E. Müller om Saxo S. 96, 2. Vgl. auch über Bjarkamal Müller a. a. O. S. 31. Saxo B. 2, S. 44. Hrolf Krakes Saga S. 137. Sagabibl. 2.

[2] Bei Wittichind, Annal. l. II (bei Meibom I, 650) ist Otto I beschrieben: Capite cano sparsus capillo. Ottos I Geburt wird auf 22 Nov. 912 gesetzt (Hahn II, 44), die Schlacht am Lechfelde war am 10 Aug. 955, Otto also damals erst 43 Jahr alt.

[3] Vgl. Maßmanns Denkmäler I, 110, 140. Docens Miscell. 2, 200, 2. Liedersaal 2, 677: Wirt, wis munder! Finkenritter, 5te Tagr. S. 9: Da war ich stolz, daß ich wieder sehen konnte.

[4] Wolf, Lais 315, 158: Fibris cordis, caute tentis.

Die Benennung der Tonweise „modus Ottinc,“ sowie die eines vorhergehenden Stückes „modus qui et Carelmaninc,“ wo jedoch der gänzlich geistliche Inhalt nichts mit dem Namen zu thun hat, was wohl auch das et besagen sollte, scheint auf den Gebrauch solcher Königslieder in fortgeführter Reihe zu deuten.

d. Otto mit dem Barte. Es ist dieß wahrscheinlich Kaiser Otto II, Sohn Ottos des großen, mit dem Beinamen der rothe, rufus (Chronographus Saxo ad a. 974: Sedente ... in paterni regni solio ... Ottone secundo, ab habitu faciei agnomine rufo. Hahn II, 104).

Ein erzählendes Gedicht Konrads von Würzburg, aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, nur handschriftlich [1] vorhanden, meldet von diesem Kaiser. Ein Auszug in Grimms deutschen Sagen II, 156 ff.

Schon Gottfried von Viterbo, in der zweiten Hälfte des 12ten Jahrhunderts, giebt diese Anekdote in lateinischen Versen (Chron. pars XVII, bei Pictor., Germ. Script. ed. Struv. B. I, S. 326 f.) und bezieht sie auf Otto I. Auch sagt Witichind (Annal. l. II, bei Meibom S. 650) in der Beschreibung des Äußern dieses Kaisers: facies rubicunda et prolixior barba et hæc contra morem antiquum. Dagegen paßt auf Otto nicht bloß das röthliche Haar hinsichtlich seines Zunamens der rothe (rufus), sondern noch mehr die Bezeichnung des heftigen Charakters. Die Stelle bei Adelung (altd. Gedichte in Rom II, 204. Königsberg 1799 [bei Hahn S. 47]):

Schœne und lanc was im der bart u. s. w.

stimmt nicht mit dem vielgerühmten Charakter Ottos I, wohl aber mit dem, was von seinem Sohne gesagt wird:

Auct. vit. Adelbert. posterior: Erat in eo vivida virtus, fervida et effrena juventus, manus prompta bello, sed raro umquam cum consilio. Multa bona fecit, sed ætas lubrica errare fecit, et plura præcipitatione peccavit (Hahn II, 106).

e. Noch giebt es eine poetische Erzählung von Otto dem rothen, die aber mehr zu den Legenden gehört. Ich führe sie hier an, insofern sie gleichfalls die Auffassung des eben bezeichneten hochfahrenden Charakters in der Sagendichtung, wieder auf andere Weise, bemerken läßt. Lange lebt Otto mit seiner Gemahlin sehr tugendhaft, bis er es wagt, Gott zu bitten, ihm den Lohn seiner Tugend schon jetzt kund zu thun.

[1] [Herausg. von Hahn. Quedlinburg 1838. K.]

Eine Stimme vom Himmel antwortet verweisend, da er nur aus Ruhmsucht edel gehandelt habe, so sei er weniger zu belohnen, als ein Kaufmann zu Köln, der gute Gerhard genannt, der sich stets, besonders als Trost der Armen und Gefangenen, höchst fromm erwiesen. Der Kaiser erschrickt sehr über diese Antwort und beschließt auf der Stelle nach Köln zu reisen und des guten Gerhards Weisheit zu erlernen.[1]

6. Sagen aus der Zeit der fränkischen Kaiser.

Herzog Ernst.[2] Wir haben diese Dichtung in verschiedenen Gestalten. Ich lege hier zunächst die vollständigste zu Grund, ein Gedicht aus dem 13ten Jahrhundert in 5560 kurzen Reimzeilen, abgedruckt in den deutschen Gedichten des Mittelalters, herausgegeben von v. d. Hagen und Büsching. B. 1. Berl. 1808.

Der Inhalt des Gedichts ist kürzlich dieser:

Kaiser Otto vermählt sich zum zweiten male mit Adelheid, der Wittwe des Herzogs von Baiern. Ihr Sohn erster Ehe, der junge Herzog Ernst, steht anfangs bei seinem kaiserlichen Stiefvater in großer Gunst und wird von diesem sogar zum Nachfolger im Reiche bestimmt; er ist bei allen Fürsten beliebt, Arme und Reiche wünschen ihm Gutes. Darum neidet ihn der Pfalzgraf Heinrich, Ottos Schwestersohn, und verläumdet ihn bei dem Kaiser, als ob er diesem nach Ehr' und Leben trachte. Der Kaiser läßt sich überreden und mit seiner Zustimmung fällt Heinrich mit Raub und Brand in Ernsts Land Ostfranken, das damals zu Baiern gezählt wird. Ernst kommt mit zweitausend Schilden herbei, entsetzt Nürnberg, das der Pfalzgraf belagert hat, und schlägt noch in einem Streite bei Würzburg, wo er und Graf Wetzel sich als Helden erweisen, den Gegner in die Flucht. Nachdem Adelheid vergeblich versucht hat, den Gemahl zu besänftigen, giebt sie ihrem Sohne Nachricht, wer die Feindschaft angestiftet habe. Ernst rüstet sich nun zu weiterer Gegenwehr und sprengt nur selbdritte, mit dem Grafen

[1] Anzeigeblatt zu den Wiener Jahrbüchern 5, 36. Rosenkranzs Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter S. 206. [Der gute Gerhard von Rudolf von Ems, herausgegeben von Haupt. Leipzig 1840. K.]

[2] [Spätere ausführlichere Bearbeitungen der Ernstsage folgen in einem andern Bande. K.]

Wetzel und einem andern Mann, zu Speier, wo der Kaiser sich aufhält, auf den Hof. Jener dritte muß die Pferde halten, Ernst und Wetzel gehen in die Kaiserburg. Es ist an einem Abend, die Herren sind zur Ruhe, der Kaiser und Pfalzgraf Heinrich aber sind noch in geheimer Berathung beisammen. Ernst kommt vor die offne Kammerthür und dringt ein. Der Kaiser entspringt in eine Kapelle und schließt die Thüre hinter sich. Dem Pfalzgrafen aber schlägt Ernst das Haupt ab, geht unerschrocken wieder hinunter und reitet mit seinem Gefährten von dannen. Für diese gewaltsame That wird Ernst in die Reichsacht erklärt und eine Heerfahrt nach Baiern aufgeboten. Regensburg wird belagert und täglich davor gestritten. Zuletzt muß sich diese achtbarste Stadt ergeben. An der Donau nieder gen Österreich und den Lech hinauf ziehen die Heere. Ernst rächt die Noth seines Landes durch Einfälle in das Reich. So gehen fünf Kriegsjahre vorüber. Als nun aber der Kaiser eine neue Heerfahrt aufruft, da findet Ernst sich nicht mehr stark genug zum Widerstand, er beschließt, zur Schonung seines Volkes, zu weichen und eine Fahrt nach dem heiligen Grabe zu thun. Fünfzig der Seinigen nehmen mit ihm das Kreuz und viele andere aus deutschen Landen schließen sich an; er hat wohl tausend in seiner Schaar, Ritter und Knechte. Sie ziehen durch Ungarn und die Bulgarei nach Constantinopel, wo sie sich auf zweiundzwanzig Kielen einschiffen. Von da an beginnt eine Reihe der wunderbarsten Abenteuer. Ein Sturm versenkt einen großen Theil der Schiffe, die übrigen werden zerstreut. Dasjenige, worauf Ernst und Wetzel sich befinden, wird nach dem Lande Kipria getrieben. Dort finden sie eine prächtige, aber von Bewohnern leere Stadt; doch diese kommen zurück, ein Volk mit Kranichhälsen und Schnäbeln; mit ihnen schlagen sich die Kreuzfahrer um eine entführte Königstochter aus Indien. Sie segeln dann weiter, leiden Schiffbruch am Magnetberge, der dem Schiffe alles Eisenwerk auszieht, lassen sich ihrer sechse, nämlich Ernst und Wetzel, mit vier andern, die allein noch vor Hunger und Krankheit übrig geblieben, in Ochsenhäute genäht von den Greifen in ihr Nest durch die Luft hin führen, fahren auf einem Floße durch den Karfunkelberg, gelangen zu den Arimaspen, Leuten mit Einem Auge, bekämpfen dort die Riesen und Plattfüsse, gehen nach Indien, besiegen dort für die Pygmäen die Kraniche, dann den König von Babylon und erreichen, von diesem geleitet, Jerusalem, wo sie den

Templern das heilige Grab vertheidigen helfen. Endlich, nachdem Ernsts Ruhm auch nach Deutschland gedrungen und des Kaisers Zorn sich gelegt, begeben die Helden sich auf die Heimfahrt. Sie kommen am Christabend vor Bamberg an, wo der Kaiser über Weihnachten einen Hof hält. Ernst läßt die Seinen im nahen Walde halten und geht, als es Nacht geworden, in Pilgertracht in die Stadt und nach dem Münster, wo er zuerst seine Mutter spricht und ihren Rath vernimmt. Als hernach die festliche Messe gesungen ist, wirft er sich dem Kaiser zu Füßen, der ihm zuerst, ohne ihn noch zu kennen, seine Huld zusagt und dann, unter Vermittlung der Fürsten, welche Adelheid zuvor schon für ihren Sohn gestimmt hat, sich völlig mit ihm aussöhnt. Ernst erhält sein Land wieder und Werner seine Herrschaft. Dem Reiche schenkt Ernst den herrlichen Edelstein, den er aus dem Karfunkelberge mitgebracht und der, sagt das Gedicht, noch heut' in des Reiches Krone leuchtet und der Waise genannt wird. Ernst liegt zu Roßfeld begraben, wo auch Frau Irmegart ruht, zu deren Gnade große Wallfahrt ist.

Es sind ohne Zweifel die Wunder der abenteuervollen Kreuzfahrt, welche dieser Erzählung eine große Verbreitung in mehrfachen Bearbeitungen und selbst noch eine Fortdauer in unsern Tagen, mittelst des Volksbuchs von Herzog Ernst, verschafft haben. Hier beschäftigt uns mehr die deutsche Sage, in welche jene Abenteuer eingelegt sind.

Fragen wir nach der geschichtlichen Grundlage, so weisen uns schon die Namen auf eine, für die Einsicht in den Gang der Sagenbildung merkwürdige Vermischung zwei verschiedener Bestandtheile hin. Die Namen Otto, Adelheid, Heinrich gehören der sächsischen, Ernst und Wetzel der fränkischen Kaisergeschichte an. Und so verhält es sich auch in der Sache selbst; auf den Stamm ottonischer Geschichtsage ist ein Gezweig der salischen geimpft worden.

7. Sagen aus der Zeit der Hohenstaufen.

a. Friedrich von Schwaben. Ein großes erzählendes Gedicht in Reimpaaren, wahrscheinlich aus dem vierzehnten Jahrhundert. Es ist noch nicht gedruckt; ein Auszug desselben nach einer Papierhandschrift zu Wolfenbüttel ist 1798—1802 in Gräters Bragur B. VI und VII

gegeben.[1] Ich habe eine Papierhandschrift der königl. Handbibliothek zu Stuttgart benützt, welche nach einer hinten angefügten Notiz im Jahre 1478 von Johannes Lebzelter, Gegenschreiber am Zoll zu Geislingen, auf 141 Folioblättern geschrieben ist.

Der Inhalt des Gedichts ist dieser:

Herzog Heinrich von Schwaben hat drei herrliche Söhne, Heinrich, Ruprecht und Friedrich, die er wohl erzogen:

Zu schul waren sy gewesen,
Sy kunden schriben und lesen,
(Darzů) turnieren und stechen,
(Und die) sper ritterlich (zer)brechen,
Hötzen, baißen und (auch) schießen u. s. w.

In einem Alter von 106 Jahren stirbt der Herzog, nachdem er seinen Söhnen Gerechtigkeit und Eintracht empfohlen. Sie folgen auch seiner Lehre. Nun reitet eines Tags der jüngste der Brüder, Friedrich, auf die Jagd. Ein Hirsch läuft ihm vor und er verfolgt denselben, weit vor seinen Dienstmannen her rennend. Als schon die Nacht einbricht, kommt er zu einer Burg im Walde, wo er um Herberge bitten will. Das Thor ist offen, aber niemand kommt ihm entgegen. Er bindet sein Roß an und geht in einen schönen Saal. Auch hier ist niemand zu sehen, aber ein wohlbesetzter Tisch steht bereit. Friedrich ißt nach Genüge und legt sich in einer schönen Kammer schlafen. In der Nacht kommt ein weibliches Wesen, ungesehen, zu ihm und klagt ihm seine Noth. Es ist Angelburg, eine Königstochter, welche durch den Haß ihrer Stiefmutter Flanea in großes Unheil gekommen. Ein Zauberer, Flaneas Buhle, nahm dem König, Angelburgs Vater, das Augenlicht in der Art, daß er nur innerhalb seines Palastes sah. Man wuste ihn in die Meinung zu versetzen, als ob Angelburg mit zweien ihrer Jungfraun durch Ringe, die sie am Finger trugen, den Zauber bewirkt hätten. Der König wollte sie zum Tode verurtheilen. Aber die heuchlerische Stiefmutter bat ihn, sich mit der Buße zu begnügen, welche sie selbst den Schuldigen auferlegen würde. Diese Buße besteht nun darin: Angelburg und die beiden andern Jungfraun müssen den Tag über als Hirsche in einem Walde laufen, bei Nacht aber finden sie, zu

[1] [Hagens Germania 7, 95 ff. K.]

Jungfraun umgewandelt, in einem Haus im Walde Nahrung und Ruhe. Erlösung soll ihnen nimmer werden, außer durch einen Fürstensohn, der, nachdem er Angelburg als Hirsch gejagt und in das Haus gekommen, innerhalb eines Jahrs dreißig Nächte bei ihr zubringe, ohne sie zu sehen oder ihre Ehre anzutasten. Geschehe letzteres, so sollen sie immer, auch bei Nacht, Hirsche bleiben; werde Angelburg aber auch nur gesehen, so sollen sie in drei weiße Tauben verwandelt, zu dem allerklarsten Brunnen in der Welt, der auf einem Berge stehe, hinfliegen. Jeden Mittag aber sollen sie zu Jungfraun werden und sich in dem Brunnen baden, während ihre Gewande bei demselben liegen. Die Nacht sollen sie, nach Taubenweise, auf den Ästen der Bäume zubringen. Komme dann, während sie baden, der Fürst, der Angelburg gesehen, so müsse er ein Auge verlieren und so lang von Angelburg geschieden sein, bis ihm eine werthe Jungfrau das Auge wieder gebe; sei er aber so geschickt, ihnen die Gewande am Brunnen heimlich wegzunehmen, so sollen ihm diese zu Pfande sein, bis Angelburg ihm die Ehe verspreche. Komme sie dann mit ihrem Mann und den Jungfraun heim in das Land ihrer Mutter, und glaube man ihr dort, was ihr begegnet, so soll des Königs Zorn versöhnt sein. Nehme aber ein ungeborener Mann die Kleider weg und begehre sie zur Ehe, so dürfe sie ihm das nicht versagen, und wär' er auch der ehrloseste, sie wolle denn ihr Leben lang nackt und bloß bleiben.

In allen Landen hat Angelburg seither Erlösung gesucht; doch hat ihr nirgends ein Wald besser gefallen, als dieser hier; auch sind in Schwaben die werthesten und im Jagen berühmtesten Fürsten. Friedrich verheißt ihr Lösung und gelobt, als ein Biedermann zu thun. Er bleibt zwei Nächte; am Morgen aber, wenn die Hirsche auslaufen, verschwindet das Haus. Friedrich kehrt zu seinen Brüdern zurück, verschweigt aber, was ihm widerfahren. Nach drei Wochen, wie ihn Angelburg beschieden, reitet er wieder in den Wald, jagt den Hirsch und hat das vorige Abenteuer. So schreitet das Werk der Lösung stets weiter vor; die Fristen der Trennung sind stets weiter, aber auch die Dauer des Zusammenseins länger gesetzt. Zwischen Friedrich und der nichtgesehenen Jungfrau erwächst eine immer innigere Liebe. Selbst beim Ritterfeste, das seine Brüder anstellen, verzehrt er sich in Sehnsucht. Indeß läßt die Stiefmutter durch den Zauberer Erkundigung einziehen, und es zeigt

sich, daß nur noch zehn Nächte zur Erlösung fehlen. Der Zauberer verspricht, diese zu hintertreiben. Friedrichs zunehmende Krankheit bekümmert seine Brüder sehr. Sie lassen ihn durch die Ärzte beschauen, aber keiner weiß zu rathen, bis auch der falsche Zauberer als Arzt herbeikommt. Dieser erklärt, als er mit Friedrich allein ist, daß seine Krankheit die Liebe sei. Friedrich fragt, woher er das wisse. Der Arzt antwortet:

Da graiff ich her an ewer arm,
Ain ader ist von der liebin warm,
Die tůt üch so ser krencken.

Nachdem nun Friedrich seinen Kummer gestanden, räth ihm der Zauberer, Angelburg heimlich, wenn sie entschlafen sei, zu sehen. Er giebt ihm dazu einen Feuerzeug, mit dem er schnell ein Licht anzünden könne. Friedrich läßt sich bethören, und als die Zeit um ist, rennt er wieder dem Hirsche nach und kommt zur Nachtzeit in die Burg. Angelburg sagt ihm, daß ihr Herz ihr kommendes Leid weissage. In der zweiten Nacht zündet Friedrich das Licht an und sieht die schlafende Jungfrau in ihrer sonnengleichen Schönheit. Er verliert die Besinnung und läßt nicht ab, zu schauen, bis Angelburg in großem Jammer erwacht. Sie selbst müsse nun, klagt sie, als Taube den lichtesten Brunnen suchen, ohne Trost der Lösung. Friedrich werde in drei Monaten ein Auge verlieren und nicht wieder erlangen, bevor er drei große Kämpfe siegreich bestanden, für jede der drei Jungfraun einen. Zum Abschied giebt ihm Angelburg einen goldenen Ring mit einem wunderkräftigen Steine, der ihn in Feuersnoth bewahren könne; auch die andern Jungfraun, Malmelona, eine Fürstentochter, und Salme, die Tochter eines Grafen, schenken ihm Ringe, wovon der eine drei Mannesstärken verleiht, der andere vor Gift schützen kann. Friedrich reitet nun zu seinen Brüdern zurück und verlangt Theilung des gemeinsamen Vatererbes, damit er seinen Antheil zu Golde machen könne. Die Brüder reden ihm treulich ab. Als er beharrt, nehmen sie drei dürre Scheiter und zünden sie an. Die Scheiter brennen zusammen in großem Glanze. Dann nehmen sie eines hinweg und die Flamme mindert sich; sie theilen die zwei andern und sie erlischt. So werde ihre Macht und Ehre nur ungetheilt groß und herrlich erglänzen. Als aber Friedrich sich nicht abwendig machen läßt, theilen sie mit ihm und er verkauft seinen Theil.

Beim Abschied sagen sie ihm Hülfe in Noth zu und geben ihm einen entzwei gespaltenen Ring zum Wahrzeichen mit. Die erste Tagreise reiten sie mit ihm. Mit dreißig der Seinigen zieht er von Reich zu Reich und fragt allenthalben, wo der lichteste Brunnen sei. Als ihm die Zehrung ausgeht, schickt er seine Gefährten zurück, denn er will sie nicht in Noth sehen; vergeblich zeigen sie sich bereit, alles mit ihm zu leiden oder, wenn er mit ihnen heim reite, ihm Land und Leute mit dem Ihrigen wieder auszulösen.

Ir kläglich schaiden
Möcht ainem herten haiden
Billich erbarmet han.

Allein reitet nun Friedrich durch Feld und Wald und kommt in große Armuth. Er kämpft für die Fürstin Osann von Prafant, die von einem Wütrich Arminolt, dem Fürsten von Norwegen, belagert ist. Sie bietet ihrem Retter Hand und Habe, er folgt aber seinem Gelübde. Darauf kommt er in einen hohlen Berg, wo ihn die schöne Zwergkönigin Jerome festhält. Er muß lange bei ihr bleiben und zeugt mit ihr eine Tochter, Ziproner genannt. Endlich gelingt es ihm, aus dem Berge zu entrinnen. Einen weitern Kampf besteht er gegen die Feinde des Königs Turneas, der ihm für zehnjährigen Dienst keinen Lohn giebt, als einen Hirsch im Walde, den alle Vorfahren des Königs nicht erjagen konnten. Dieser Hirsch ist gleichfalls eine durch den Fluch ihrer Stiefmutter verwandelte Königstochter, Pragnet von Persoloni, welche dadurch entzaubert wird, daß Friedrich ihr den Dienst jener zehen Jahre zu eigen giebt. Sie schenkt ihm dafür ein Kraut, welches, wenn man es auf das Haupt legt, unsichtbar macht; auch schafft sie ihm sein Auge wieder, zeigt ihm den Berg, wo der lang gesuchte Brunnen ist, und sagt ihm, wie er sich verhalten soll. Morgen frühe soll er auf den Berg gehn, dort werde er einen Stein sehen und daneben einen klaren Brunnen, das Kraut soll er auf dem Haupte haben und bei dem Steine sitzen bis Mittag. Dann werden die drei Tauben geflogen kommen und die Jungfraun, nach abgezogenem Gewande, sich baden. Das Gewand soll er an seinen Arm nehmen und das Kraut vom Haupte. So werden sie ihn sehen und sehr erschrecken. Er soll nun jede sprechen lassen, was sie wolle, und dazu stille schweigen. Die Gewande aber soll er nicht herausgeben, bis ihm eine von den dreien die Ehe zugesagt. An ihr

Weinen, Bitten und Klagen soll er sich nicht kehren und die Liebe sich nicht bethören lassen, bevor ihm die Ehe versprochen sei. Friedrich folgt diesem Rathe, er verlangt Angelburg, die ihn nicht erkennt, zur Ehe und sie muß, um ihre Gespielen vor dem Tod durch Kälte zu bewahren, ihm die Ehe angeloben. Jetzt erst giebt Friedrich sich zu erkennen und die Ringe sind ihm zum Wahrzeichen. Zwanzig Jahre war Angelburg von ihm getrennt. Sie sagt:

Vergessen kund ich nie diner minne,
In keltin, in nessin, frü noch spat,
Uff den bämen noch uff der sat;
Tag und nacht was ich jamers vol u. s. w.

Als nun so die Erlösung vollbracht ist, ziehen sie in Angelburgs mütterliches Erbland, die liecht ouw genannt (Bl. 93), wo sie wohl empfangen werden. Die Landesherrn, besonders die Väter der beiden Gespielen Angelburgs, sichern ihre Hülfe gegen die Macht der bösen Stiefmutter zu. Friedrich selbst besendet seine Brüder um Beistand. Der Graf, Salmes Vater, übernimmt mit einigen seiner Dienstmannen die Botschaft.

Kostlich er geritten kam
Durch ettlich reich und land,
Biss er Schwaben fand;
Da fragt er nach des landes hern,
Zů den wolt er kern;
Die zwen fürsten lobes rich,
Rüprecht und Hainrich,
In der statt zů Gmünd waren sy gesessen.

Der Graf wird hier ehrenvoll empfangen, beglaubigt sich durch den halben Ring, den Friedrich von seinen Brüdern mitgenommen, und trägt sein Gesuch vor. Die Fürsten senden sogleich nach Mannen und Magen. Alle bezeugen sich hoch erfreut, daß Friedrich noch am Leben sei, und sind zu seinem Dienste bereit. Vier tausend der edeln Ritterschaft aus Schwaben ziehen ihm zu Hülfe, an ihrer Spitze die Brüder Ruprecht und Heinrich und des erstern drei Söhne, Konrad, Ulrich und Ludwig. Auch die Fürstin Osann von Prafant und die entzauberte Pragnet führen ihm Hülfsschaaren zu. Die Stiefmutter und ihr schwacher Gemahl, der König Mompolier, kommen ihrerseits mit einem großen Heere heran und mit ihnen der König Turneas, der Friedrichs Dienste so wenig

belohnt. Sie belagern die Stadt Rogant, vor der die Heere sich treffen. Die Schwaben sprechen den Vorstreit an, ein Recht, das ihnen einst ihr tapferer Fürst Gerolt in der Schlacht zu Runzifal vom Kaiser Karl erworben habe. Dieses Recht des Vorfechtens kommt nicht nur öfters in den Gedichten und Reimchroniken des Mittelalters sagenhaft vor, sondern es zeigt auch die Geschichte, daß die Schwaben eifersüchtig darüber hielten. Ein Herr von Teck, genannt Vivianz (sonst ein Name im Wilhelm von Oranse), führt das Banner mit drei goldenen Sternen. Es erhebt sich eine gewaltige Schlacht. Die Könige Mompolier und Turneas werden gefangen. Flanea, die Stiefmutter, flieht allein, weinend und klagend, über das Feld. Da sieht sie einen wohlgewappneten Ritter daher reiten; es ist der Zauberer Jeroparg, der, ihr zum Trost, den Herzog Friedrich zu drei Kämpfen auffordert, welche dieser, drei Tage nach einander, für die drei Jungfraun zu bestehen schuldig sei. Als Friedrich sich zum ersten Kampfe anschickt, wird ihm, durch Trug des Zauberers, Gift statt Weines geboten, aber der Ring von Malmelona bewahrt ihn. Der Kampf bleibt unentschieden. Im zweiten Kampfe nimmt der Zauberer dreifache Mannskraft an sich, aber der Ring von Salme giebt Friedrich denselben Vortheil. Der Zauberer muß aus dem Kampfkreise weichen. Am dritten Tage richtet Jeroparg brennendes Feuer gegen Friedrich; doch diesen schützt der Ring, den ihm Angelburg gegeben. Er schlägt den Zauberer zu Boden, der nun seinen und Flaneas ganzen Verrath bekennt. Zur Strafe dafür werden beide verbrannt. Friedrich verzeiht seinem Schwäher auf Angelburgs Fürbitte. Das Reich des gefangenen Turneas nimmt er an sich und giebt diesem eine Grafschaft. Er feiert nun seine Hochzeit mit Angelburg. Die Zwergkönigin Jerome, so sehr sie sich um ihn gehärmt, sendet ihm dazu ihre Tochter Ziproner mit kostbaren Geschenken. Sein Bruder Heinrich wird mit Malmelona, seines Bruders einer Sohn Ulrich mit Salme, der andere, Konrad, mit Osann von Prafant, der dritte, Ludwig, mit Pragnet von Persolon vermählt. Friedrich ist nun Herr über drei Reiche. Angelburg gebiert ihm einen Sohn, der Heinrich genannt wird; als es in das neunte Jahr geht, stirbt sie. Er muß ihr noch geloben, nach ihrem Tode Jeromen zur Ehe zu nehmen, was er auch erfüllt.

Die Fabel dieses Gedichtes findet manigfache Anklänge im weiten Gebiete der Sagen- und Märchenwelt. Die zauberhafte Verwandlung

durch eine böse Stiefmutter kommt häufig vor; besonders aber erscheint in altdänischen Volksliedern die in eine Hindin verwünschte Stieftochter, welche durch ihren Jäger erlöst wird.

In den Udvalgte Danske Viser fra Middelalderen af Abrahamson, Nyerup og Rahbek. Kopenhagen 1812. Th. I, S. 241 ff. stehen, unter andern solchen Verzauberungen, zwei Lieder, welche die Verwandlung der Jungfrau in eine Hindin in doppelter Darstellung erzählen. Das eine ist verdeutscht in W. Grimms altdänischen Heldenliedern, Balladen und Märchen. Heidelberg 1811. S. 121.

Die neugierige Beleuchtung des unbekannten, geliebten Wesens im Schlafe, wodurch das Glück der Liebe zerstört wird, ist aus dem Mythus von Amor und Psyche wohlbekannt und spielt in manchen andern Märchen.

Nach den verschiedensten Seiten knüpft sich die Verwandlung Angelburgs und ihrer Gespielen in Tauben, ihr Bad im Brunnen und die Wegnahme ihrer Gewande an. Das Eddalied von Völund (dem elfischen Schmiede Wieland) und die prosaische Einleitung desselben erzählt, wie dieser und seine beiden Brüder, Söhne des Finnenkönigs, auf der Jagd in die Wolfthale kamen, zu einem Wasser, der Wolfsee genannt, an dessen Strande sie einmal frühmorgens drei Jungfraun fanden, welche da saßen und Flachs spannen, während neben ihnen ihre abgestreiften Schwanenhemde lagen. Es waren drei Walküren, Töchter zweier Könige. Die drei Brüder überraschten sie und führten sie mit sich heim als ihre Weiber. Sieben Jahre lang lebten sie zusammen; als aber das achte kam, da hatten die Frauen ein heimliches Sehnen und Trachten, und im neunten brachen die Bande; sie wollten wieder hinaus zum Schlachtgewebe. Da flogen sie fort, ihre Männer zogen nach Osten und Süden, sie aufzusuchen; nur Wieland blieb daheim in den Wolfthalen (Grimm, Edd. S. 2—6). Die Ähnlichkeit dieser Erzählung mit dem Abenteuer Friedrichs von Schwaben ist unverkennbar. Daß es dort Schwäne, hier Tauben sind, ist eine unwesentliche Verschiedenheit. Aber noch genauer wird die Beziehung zur Wielandssage dadurch, daß in der Wolfenbüttler Handschrift unseres Gedichts Friedrich, als er die entschwundene Geliebte aufsucht, den Namen Wieland angenommen hat (vgl. Grimm, Heldensage 401 f.), was in der Stuttgarter Handschrift, vermuthlich weil der Schreiber diese Beziehung nicht

mehr verstand, hinweggeblieben ist. Wie Hagen im Nibelungenliede den beiden Meerweibern, die in einem schönen Brunnen baden und wie Vögel auf der Flut schweben, hinzuschleichend, ihr Gewand wegnimmt und sie ihm, wenn er es zurückgebe, die Zukunft zu verkündigen geloben, schlägt gleichfalls hieher ein.

Aber nach einer ganz andern Seite hin eröffnet sich eine noch ausgeführtere Ähnlichkeit. In den Ergänzungen der Tausend und einen Nacht, welche unter folgendem Titel erschienen sind: Der Tausend und einen Nacht noch nicht übersetzte Mährchen, Erzählungen und Anekdoten, zum erstenmale aus dem Arabischen ins Französische übersetzt von Jos. v. Hammer und aus dem Französischen ins Deutsche von A. E. Zinserling. B. I. Stuttgart und Tübingen 1823. S. 301 ff. steht ein Märchen: Dschamasb und die Königin der Schlangen. Dieses hält v. Hammer in der Vorrede S. XXXVI f. für eines der ältesten, ursprünglich persischen Mährchen, wie denn auch dasselbe in dem, was uns hier aus ihm berührt, auf persischem Boden spielt. Dasselbe erzählt in einem Gewebe mährchenhafter Abenteuer, unter anderem auch die abenteuerliche Geschichte Dschanschahs, Sohnes des Königs von Kabul (S. 334 ff.). Dschanschah verfolgt eines Tags auf der Jagd eine Ghasele von besonders feinem Wuchse, ohne sie einholen zu können, bis an das Ufer des Meers, wo sie vor seinen Augen sich in die Fluten stürzt. Er springt mit sechs seiner Gefährten in ein Fischerfahrzeug. Die Ghasele schwimmt lange Zeit vor ihnen her, bis sie endlich von ihnen erreicht wird. Aber sie sind unvermerkt weit vom Ufer hinausgerudert, die Nacht überfällt sie und ein heftiger Wind treibt sie stets weiter hinaus. So wird der Königssohn in ferne Wunderlande verschlagen. Nach andern, höchst wunderbaren Abenteuern kommt er zu einem Greise, dem König der Vögel, in dessen großem Gezelte sich alle Jahre einmal die Vögel zu versammeln pflegen. Als dieser Tag heran gekommen, giebt der Greis seinem Gaste die Schlüssel zu allen Gemächern und Käfigen; nur eines verbietet er ihm, bei schwerer Strafe des Ungehorsams, zu öffnen. Doch die Neugier siegt über das Verbot. Dschanschah öffnet die Thür, die mit einem goldenen Riegel verwahrt ist, und tritt hinein. Hier findet er ein großes Becken voll Wassers mit kostbaren Gezelten, duftenden Blumenbeeten und anderem Zierath umgeben. Drei Tauben kommen hergeflogen, um sich zu baden, und als sie ihre Federn abgelegt, sind

es drei Mädchen von außerordentlicher Schönheit. Nachdem sie gebadet und im Garten ihre Spiele getrieben, ziehen sie ihre Kleider von Taubenfedern wieder an und entschwinden. Der Jüngling, von heftiger Leidenschaft für eine der Schönen ergriffen, gesteht seinen Zustand dem Greise, der ihn überrascht und ihn an seine wohlgemeinte Warnung erinnert. Doch bedenkt er sich, ob es noch ein Mittel für den Kummer seines Gastes gebe. Es seien, belehrt er diesen, Dschinnenmädchen, die alle Jahr einmal hieher kommen, um sich am Rande dieses Wasserbeckens zu vergnügen, und dann in ihre Heimat, welche niemand bekannt sei, zurückkehren. Es gebe nun keinen bessern Rath, als bis zum nächsten Jahre zu warten, wo sie unfehlbar wieder kommen werden. Dann soll Dschanschah sich unter einen der Bäume des Gartens legen und, wenn sie ins Wasser hinabgestiegen, keinen Augenblick verlieren, sich ihrer Kleider zu bemächtigen. So wie sie den Raub gewahr worden, werden sie ihm die schönsten Worte von der Welt geben und ihm auf alle Weise mit Bitten zusetzen, daß er ihnen ihre Kleider zurückgebe. Lasse er sich erweichen, dann sehe er sie in seinem Leben nicht wieder. Die ersehnte Zeit des Besuches der Vögel kommt wieder heran. Der Jüngling, im Garten harrend, hört rauschenden Flügelschlag. Es sind drei Tauben, jede von der Größe eines Adlers. Sie lassen sich am Rande des Wassers nieder, legen ihr Gefieder ab und spielen in den Wellen. Dschanschah schießt hervor und rafft die Kleider seiner Geliebten weg. Sie sucht ihn durch die süßesten Schmeichelworte zur Zurückgabe zu bewegen, er willigt aber nicht eher ein, bis sie geschworen, ihm ewig treu zu sein und sich niemals von ihm zu trennen. Nachdem sie ihr Gewand von Taubenfedern wieder empfangen und sich in solches gekleidet, nimmt sie von ihren Schwestern Abschied und trägt ihren Geliebten durch die Lüfte nach seiner Heimath Kabul zurück. Dort läßt der alte König seiner schönen Schwiegertochter nach ihrem Wunsche einen eigenen Palast bauen. Da das Glück des Königssohnes an jenem Kleide von Vogelfedern hängt, so legt man dieses in ein goldenes Kästchen, das man unter den Grundstein des Palastes gräbt. Denn Dschanschah, welcher stets fürchtete, daß seine Gemahlin einmal wieder Gebrauch von diesem Kleide machen könnte, hat es sorgfältig vor ihr verborgen gehalten, seit sie das letztemal aus der Luft herabgestiegen ist und es abgelegt hat. Die Stelle, wo es jetzt verwahrt ist, soll ein Geheimniß für sie bleiben.

Aber sie ist noch nicht lang im Palaste, so wittert sie, daß ihr Kleid hier irgendwo verborgen sei. Sie verstellt sich den Tag über, aber in der Nacht steht sie auf und geht gerad auf die Säule zu, unter welcher das goldene Kästchen vergraben ist. Sie gräbt es aus, zieht ihr Taubenkleid an, setzt sich auf die Spitze des Daches und klatscht in die Hände, um ihren Gemahl herbeizuziehen. „Ich liebe dich von ganzem Herzen;" ruft sie ihm zu, „ich bin dir bis in dein Land gefolgt, um deinen Vater und deine Mutter zu sehen. Wenn deine Liebe zu mir ebenso groß ist, so komm und besuche mich im Schloß der Edelsteine!" Mit diesen Worten fliegt sie davon und Dschanschah fällt unmächtig zur Erde. Der übrige Theil der Erzählung ist nun großentheils den Mühseligkeiten und wundervollen Abenteuern gewidmet, unter welchen der Königssohn seine reuige Gemahlin von dem schwer aufgefundenen Schlosse der Edelsteine zurückbringt.

Von verwandtem Inhalt ist ein anderes Mährchen „Asem und die Geisterkönigin" in Tausend und einer Nacht u. s. w., übersetzt von Habicht, v. d. Hagen und Schall. Breslau 1822. B. 10, S. 269 ff.

Die Ähnlichkeit jenes, erst neuerlich wieder in Europa bekannt gewordenen persisch-arabischen Mährchens, besonders in dessen vorderem Theile, mit dem Gedichte von Friedrich von Schwaben bedarf keiner besondern Ausführung; der Beginn mit der Jagd, hier des Hirsches, dort der Ghasele, die drei Taubenjungfraun, das Hinwegnehmen ihrer Federkleider und das Versprechen der Ehe, als Bedingung der Zurückgabe, sind in beiden das gleiche. Dagegen hat der weitere Verlauf des Märchens wieder besondere Beziehung zu dem Eddaliede von Wieland. Die Sehnsucht der wunderbaren Wesen, in ihr heimisches Element zurückzukehren, ihr Entfliegen, der Auszug ihrer Männer, sie aufzusuchen, ist beiden Erzählungen gemeinsam. Selbst die letzten Worte der Dschinnentochter, ehe sie vom Dache auffliegt, haben ihr Entsprechendes im Eddaliede. Ehe sie fortfliegen, heißt es: „Alrun aber gieng zuvor den Saal entlang, stand auf dem Boden und sprach mit leiser Stimme: „Froh ist der nicht, der aus dem Gehölze fährt," d. h. ihr von der Jagd heimkehrender Gemahl, wenn er sie nicht mehr antrifft (Grimm, Edda S. 11).

Endlich der Aufenthalt Friedrichs bei der Zwergkönigin im hohlen Berg ist dasselbe, was uns sonst schon in der Sage vorgekommen, z. B.

von Otnit, der ein Jahr lang von einer wilden Frau im hohlen Berge bei den Zwergen festgehalten wird.

Soviel vom Mährchenhaften des Gedichts. Was nun aber die geschichtlichen und örtlichen Anhalte desselben betrifft, so zeigt es uns die Hohenstaufen noch als Herzoge von Schwaben ohne den Glanz der Kaiserkrone. Die herzliche Eintracht der drei herzoglichen Brüder ist anziehend dargestellt. Vergeblich aber würden wir in der hohenstaufischen Stammtafel ein Verwandtschaftsverhältnis aufsuchen, welches den im Gedichte zusammengestellten Namen entspräche. Der Name Ruprecht, wie einer der drei Brüder heißt, kommt gar nicht geschichtlich in diesem Stamme vor. J. v. Laßberg, der auch eine Handschrift des Gedichtes besitzt,[1] vermuthet in dem Umstande, daß Friedrich sein eines Auge verliert, eine Anspielung auf Friedrich den einäugigen, Herzog in Schwaben, gestorben 1146, den Vater Kaiser Friedrichs I.

Gmünd, als Sitz der schwäbischen Herzoge im Gedichte angenommen, ist historisch richtig. Friedrich der einäugige umgab es im Jahr 1110 mit Mauern. Die Johanniskirche daselbst, zum Theil noch in vorgothischer Bauart, ist eine Stiftung dieser Herzoge. Über diese Kirche ist einiges hier auszuheben, was G. Schwab in seiner Beschreibung der Neckarseite der schwäbischen Alb (S. 249 f.) anführt:

Ihre Wände sind mit hieroglyphenartigen Figuren in erhabener Arbeit angefüllt. Von den untern Hieroglyphen zeichnen sich zwei gekuppelte Hunde in vollem Lauf mit einem Männchen aus, das in ein Jagdhorn bläst. Überdieß sind viele zahme und wilde Thiere, meist sehr rauh ausgearbeitet, in die Quadersteine der Kirche eingehauen. Die Deutung der Hauptfiguren beruht in des Volkes Munde theils auf der Jagdlust und den Ritterspielen der alten Zeiten, theils auf einer Sage von der Herzogin Agnes, Gemahlin Friedrichs von Staufen und angeblicher Stifterin dieser Kirche. Diese soll hier auf der Jagd ihren Ehering verloren und wieder gefunden haben oder gar, verirrt und in Fährlichkeiten gerathen, auf wunderbare Weise gerettet worden sein.

Es möchte sich verlohnen, diese Bilder und Sagen, worin einige Anklänge mit der Fabel unseres Gedichts zu liegen scheinen, sich noch einmal besonders, in Beziehung auf letzteres, zu betrachten und erzählen zu lassen. Lassen sich sonst nähere Verbindungen anknüpfen, so

[1] [Jetzt ist sie in Donaueschingen. Scheffel, altdeutsche Handschriften zu Donaueschingen S. 33. Barack, Handschriften zu Donaueschingen S. 105 f. K.]

bietet auch eben jene Agnes, die angebliche Stifterin der Kirche, des einäugigen Friedrichs zweite Gemahlin, einen Namensanlaut mit der fabelhaften Angelburg dar.[1]

Im Gedichte selbst ist nirgends eine Quelle angegeben. Die vielen fremdlautenden Namen können auf ausheimische Abstammung deuten, ebenso wohl aber auch willkührlich erschaffen oder eingemischt sein. Denn daß jenes Mährchenhafte, bei welchem die fremdartigen Namen vorzüglich angebracht sind, auch in germanischer Sage einen Anhalt finde, haben wir nachgewiesen.

Die Darstellung in der Gestalt, wie das Gedicht jetzt vor uns liegt, ist trocken zugleich und in manchen Partieen weitschweifig. Der Verfasser zeigt seine Bekanntschaft mit den Rittergedichten des dreizehnten Jahrhunderts, deren Helden und Heldinnen mit einigem gelehrten Prunke herbeigezogen werden. In der Stuttgarter Handschrift ist der Vers vielfach ungebührlich durch Einschiebsel erweitert und damit aus seinen Fugen gebracht; die Vergleichung mit den bekannt gewordenen Stellen der Wolfenbüttler Handschrift, welche den Vers reiner giebt, macht es wahrscheinlich, daß wir dem Gegenschreiber am Zolle zu Geislingen in unserer Handschrift diese Abänderungen, die er vielleicht zur Deutlichkeit für seine Zeit nöthig erachtete, schuldig seien. Eine gewisse alterthümliche Einfachheit und Herzlichkeit, welche gleichwohl durch den jetzigen Zustand des Gedichts an manchen Orten hindurchblickt, begründet die Annahme, daß es schon vor dem vierzehnten Jahrhundert, dem seine gegenwärtige Fassung angehört, in einer reinern und gediegenern Gestalt vorhanden gewesen sei. Indem ich mich nicht im Stande finde, die Zusammenfügung der im Obigen angegebenen manigfachen Bestandtheile befriedigend zu erklären, (wie dieß in den größern Zusammenhängen des deutschen Epos mit dem persischen versucht wurde), oder das echt Sagenhafte von dem willkührlich Hinzugedichteten rein auszuscheiden, kann ich das Ganze nur im allgemeinen als eine der Sagen erklären, durch welche auf die Anfänge eines bedeutenden Geschlechts der Morgenglanz des Wunderbaren geworfen werden soll.

b. Kaiser Friedrich und der Priester Johann.[2] Die älteste

[1] [Vergl. die Sage von den drei Frauen bei Lorch in Ernst Meiers deutschen Sagen aus Schwaben I, 43. K.]

[2] Eine andere Sage über Friedrich und einen Edelstein siehe bei Etterlin, eidgenössische Chronik Bl. XXXIII b.

italiänische Novellensammlung, die unter dem Titel le cento novelle antiche theils einzeln gedruckt, theils andern Sammlungen (namentlich einer von mir beim Folgenden gebrauchten aus Venedig 1571. 4) beigegeben ist und deren Entstehung um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bis vor 1270 muthmaßlich angenommen wird (Italienische Novellen von historischem Interesse, übersetzt und erläutert von C. F. v. Rumohr. Hamburg 1823. S. 1), enthält mehrere sagenhafte Erzählungen von den Hohenstaufen. Die zweite dieser Novellen lautet in einer abkürzenden Übersetzung so:

Der mächtige Priester Johann in Indien schickte eine ansehnliche Gesandtschaft an den edeln und gewaltigen Kaiser Friedrich, der in Wahrheit ein Spiegel der Welt war in Reden und Sitten. Der Zweck dieser Botschaft war, zu erfahren, ob der Kaiser wirklich in Worten und Werken weise sei. Die Gesandten überbrachten ihm von ihrem Herrn drei kostbare Edelsteine, die er auch annahm, aber, ohne nach ihren Eigenschaften zu fragen, aufbewahren ließ und nur ihre Schönheit höchlich rühmte. Zugleich richteten die Gesandten im Namen ihres Herrn an ihn die Frage, was das beste auf der Welt sei. Nachdem sie sich einige Tage am Hof umgesehen, beurlaubten sie sich und nahmen vom Kaiser die Antwort mit, Maaß (misura) sei das beste auf der Welt. Die Boten kehrten zurück und richteten ihrem Herrn aus, was sie gehört und gesehen. Sie rühmten den Hof des Kaisers, die edeln Sitten und das Benehmen der Ritter. Priester Johann äußerte, der Kaiser sei sehr weise in Worten, aber nicht in der That, weil er nicht nach den Eigenschaften so seltener Steine gefragt habe. Er schickte nun seine Boten noch einmal zum Kaiser und ließ ihm anbieten, wenn es ihm beliebte, ihn zum Seneschall an seinem Hofe zu machen. Zugleich ließ er ihm seine Reichthümer, die verschiedenen Arten seiner Unterthanen und die Gebräuche seines Landes aufzählen. Bald hernach fiel ihm ein, wie die Steine, die er dem Kaiser geschenkt, eben damit ihre Eigenschaften verloren hätten, daß dieser sie nicht erkannte. Er schickte daher noch seinen liebsten Edelsteinkundigen (lapidaro) heimlich an den Hof des Kaisers ab, um durch List jene Steine wieder zu erlangen. Der Beauftragte machte sich auf den Weg, mit vielen Steinen von großer Schönheit beladen, die er am Hofe des Kaisers auslegte. Die Barone und Ritter kamen, nach seiner Waare zu sehen. Der Mann war sehr verständig; wenn er einen sah, der etwas bei Hofe zu bedeuten hatte, so verkaufte er nicht, sondern verschenkte, so daß sein Lob bis zu dem Kaiser drang. Dieser schickte nach ihm und zeigte ihm seine Steine. Der Fremde lobte sie, doch nicht besonders, und fragte, ob er nicht kostbarere hätte. Nun ließ der Kaiser die drei werthvollen Steine kommen, welche jener zu sehen wünschte.

Voll Freude nahm er den einen Stein in die Hand und sprach: Dieser Stein, o Herr, wiegt die beste eurer Städte auf. Dann nahm er den andern mit den Worten: Und dieser ist die beste eurer Provinzen werth. Endlich nahm er den dritten und rief: Herr, dieser gilt mehr, als das ganze Kaiserreich. Da schloß er die Hand, in der er die drei Steine hielt, und die Eigenschaft des einen derselben machte ihn unsichtbar. So stieg er ungehindert die Treppe hinab, kehrte zu seinem Herrn zurück und überreichte ihm mit großer Freude die Steine.

Von dem christlichen Reiche des Priesterköniges Johann in Indien, mit welchem die Poesie des Mittelalters sich vielfach beschäftigt, wird bei der Erklärung des Fabelkreises vom heiligen Gral die Rede sein. Hier kommt uns vorläufig nur die Gesandtschaft an den Kaiser Friedrich in Betracht.

Was uns die Novelle in gedrängter Übersicht giebt, war auch der Gegenstand eines größern, aber von vorn herein nicht mehr vollständig vorhandenen deutschen Gedichts. Dieses Bruchstück findet sich mit mehreren andern in der Heidelberger Papierhandschrift 844.[1] Der Verfasser nennt sich am Schlusse:

Dis puch(s) ist tihtære
(Vnd heißet) Osswalt der schribar u. s. w.

Dabei steht die Jahrzahl 1478, welche jedoch, da das Gedicht noch dem vierzehnten Jahrhundert anzugehören scheint, dem Abschreiber beizumessen ist, sowie das beigesetzte Sprüchlein:

Explicit hoc totum.
Infunde, da mychi potum!

Der Verfasser des Gedichts bezieht sich auf ein lateinisches Buch, dem er auch die Gewährschaft für die Wahrheit des Erzählten zuschiebt. Zu Königsberg in Ungern hab' er dieses Werk vollbracht, und zwar um keines Mannes Gabe willen, sondern auf Bitte guter Gesellen, um die Weile damit zu vertreiben und Müssiggang zu vermeiden.

Das Bruchstück hebt mitten in dem Briefe an, den der Priester Johann an den Kaiser Friedrich geschrieben und worin er die Macht seines geistlichen Reiches, die Pracht seines Hofhalts, die Herrlichkeit seiner Paläste, seinen Wunderbrunnen, Weltspiegel u. s. w. ziemlich großsprecherisch beschreibt. Zugleich sendet er dem Kaiser mehrere Kleinode,

[1] Vgl. Grimm, Deutsche Sagen II, 188 f. [Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I den Staufer, von J. Grimm. Berlin 1844. S. 103 ff. K.]

ein Kleid, von Salamandern gewoben, das man im Feuer wäscht, eine Flasche von dem Wasser des Wunderbrunnens, welches allezeit Gesundheit und Kraft giebt; davon soll der Kaiser ein Jahr und drei Monate lang jeden Tag nüchtern trinken, so bleibe er gesund und lebe darnach 300 Jahre und 3 Monate; sodann einen Fingerring.

Der Kaiser soll diese Kleinode prüfen lassen; finde er, daß sie die angegebenen Kräfte haben, so möge er dann auch das andre, was ihm geschrieben worden, glauben.

Der Bote kommt von Rom aus, wo er den Pabst besucht hat, nach Schwaben:

In die veste zů Stauffe,
Wan er [der Kaiser] mit huss alda sazz,
Die selbe stat sin erbe was.

Der Kaiser prüft sogleich die empfangenen Geschenke:

Die cleinat er alle glich
Selb versůcht tawgenlich.
Do er an yn allen sampt
Die gantzen warheit erfant,
Da glaupt er dester pas
Das an dem bůch (brief) geschriben was.

Hierauf sendet er Briefe in alle Christenlande und läßt einen großen Hof nach Aachen entbieten, woselbst er seinen Sohn krönen und dann eine Heerfahrt über Meer gegen die Heiden unternehmen will. Auch der König Philipp ist eingeladen. An diesem großen Fürstentage nun läßt der Kaiser den Brief des Priesters Johann vorlesen. Nur als der Schreiber an die Stelle von dem unsichtbarmachenden Steine kommt, winkt ihm der Kaiser und heißt ihn davon schweigen. Die übrigen Kleinode werden vorgezeigt und versucht. Man läßt dann aber auch den Boten die Kleinode des Reichs bewundern und als Gegengeschenke, die er seinem Herrn für dessen kostbare Gaben zurückbringen soll, empfängt er von dem König Philipp einen Dorn aus der heiligen Dornenkrone, dem Reichskleinod von Frankreich, und von dem Kaiser Friedrich einen langen und breiten Span des Kreuzesholzes, womit er sehr vergnügt von dannen zieht.

Der edle Kaiser Friedrich behielt nun die drei Kleinode sorgfältig bis zu der Zeit, da ihn der Pabst Honorius in den Bann that, ihn

von der Gemeine der Christenheit ausschloß und die Fürsten, die dem Reiche geschworen, ihrer Eide ledig ließ. In welche Stadt nun der Kaiser ritt, vermied man, so lang er darin war, Gottes Amt, las keine Messe und sang keine Tagzeit. Einst nun zur Osterzeit, um die Christenheit nicht in dieser heiligen Feier zu irren, bereitete sich der Kaiser auf die Jagd. Niemand von den Jägern wuste seinen Muth noch Sinn. Er legte das kostbare Gewand an, das ihm aus Indien gesandt war, nahm darunter die Flasche vom Wunderbrunnen und bestieg ein gutes Ross. Etliche Herren ritten mit ihm. Als er nun fern in den Wald gekommen, nahm er seinen Ring in die Hand (gleichfalls eines der drei Kleinode) mit dem unsichtbar machenden Stein und verschwand vom Jagen. Seitdem sah man ihn nimmermehr.

Die Vergleichung dieses deutschen Gedichts mit der italiänischen Novelle zeigt, daß in dem erstern der eigentliche Sinn der Erzählung, wie er in der Novelle hervortritt, gänzlich verfehlt und verwischt ist, wie nehmlich der Kaiser die Probe der Weisheit nicht genügend besteht, indem er nicht nach den Eigenschaften der drei kostbaren Steine frägt, wie darum diese bei ihm brach liegen und ihm auch leicht wieder abgewonnen werden, indem mittelst der Kraft des einen, der in geschlossener Hand gehalten unsichtbar macht, auch die beiden andern zu ihrem früheren Herrn zurückkehren. Im deutschen Bruchstück aber prüft der Kaiser wirklich die Eigenschaften der Kleinode, die schon im Briefe angegeben sind, und das Unsichtbarmachen behält er als ein Geheimnis für sich. Daß gleichwohl in der lateinischen Quelle des deutschen Gedichts die rechten Züge vorhanden waren, ergiebt sich zum Theil schon aus dem, was in dem eben Erwähnten noch davon durchscheint, noch mehr aber daraus, daß sonst das Verhältnis zwischen dem Priester Johann und dem Kaiser Friedrich keinen Zusammenhang und Abschluß hat. Warum der deutsche Bearbeiter die Sache verkehrt hat, läßt sich auch wohl erklären. Schon daß der deutsche Kaiser auf solche Weise überlistet werden sollte, mochte ihm nicht anständig bedünken; besonders aber scheint er es darauf abgesehen zu haben, das in der einheimischen Volkssage begründete Verschwinden des Kaisers Friedrich mittelst des unsichtbarmachenden Edelsteins zu erklären. Darum wird auch ausdrücklich angeführt, daß der Kaiser die Kleinode bis zu jener Zeit sorgfältig behalten habe:

Der edel keiser Friderich
Behielt die cleinat fleißiclich
In seiner gewalt fur war
Ich waiß darnach wie manig jar u. s. w.

Daß in diesem Gedichte Friedrich II gemeint ist, zeigt der durch den Pabst Honorius auf ihn gelegte Kirchenbann. Die Novelle scheint Friedrich I zu verstehen. Und so wird auch sonst unter dem verlorenen Kaiser Friedrich der Rothbart verstanden; beide Friedriche werden wohl auch sagenhaft verschmolzen.

In einer altfranzösischen Pergamenthandschrift der Berner Bibliothek, aus dem 13ten Jahrhundert, habe ich noch eine andere Correspondenz des Priesters Johann gefunden. Hier ist es der Kaiser Emanuel zu Constantinopel, an den er einen Brief richtet, der in französischer Prosa gegeben wird. Johann giebt von sich und seinem Reiche Nachricht und erbittet sich das gleiche von dem griechischen Kaiser. Er ist sogar erbötig, diesen, wenn er nach Indien kommen wolle, zu seinem Nachfolger zu ernennen.

Was die cento novelle, die wir hier zu benützen hatten, von den Hohenstaufen erzählen, trägt im allgemeinen das Gepräge der Anekdote, des geselligen Witzes und Scherzes. Ich führe zum Beispiel noch den Inhalt der 23sten Novelle an:

Kaiser Friedrich gieng auf die Jagd, in grünen Kleidern, wie seine Gewohnheit war. An einer Quelle fand er einen Müßiggänger, der ein schneeweißes Tischtuch über das grüne Gras ausgebreitet und seinen Becher mit Wein nebst seinem Brote vor sich stehen hatte. Der Kaiser näherte sich ihm und sprach ihn um einen Trunk an. Der Müßiggänger sprach: Womit soll ich dir zu trinken geben? An diesen Becher darfst du den Mund nicht setzen. Hast du eine Jagdflasche bei dir, so werde ich dir gerne geben. Der Kaiser erwiederte: Leih' mir deinen Krug und ich will so trinken, daß ich meinen Mund nicht daran bringe. Jener gab ihm den Krug und der Kaiser trank, wie er versprochen. Aber er gab den Krug nicht zurück, sondern spornte sein Roß und ritt mit demselben davon. Der Müßiggänger bemerkte wohl, daß es einer von den Rittern des Kaisers sein müsse. Den folgenden Tag gieng er an den Hof. Der Kaiser hatte den Thürhütern befohlen: Wenn ein Bursche von dem und dem Aussehen kommt, laßt ihn vor mich kommen und schließt ihm nicht die Thüre zu! Der Mann kam, gieng vor den Kaiser und brachte seine Klage wegen seines Weinkrugs an. Der Kaiser ließ ihn mehrere male die traurige Geschichte erzählen,

zu seinem großen Ergötzen. Die Ritter hörten sie mit gröster Lust an. Dann sprach der Kaiser: Würdest du deinen Krug erkennen? Ja, Herr! Nun zog der Kaiser den Krug hervor und zeigte damit, daß er selbst es gewesen war. Den Mann aber beschenkte er reichlich um seiner Reinlichkeit willen.

c. Das Volksbuch vom Kaiser Friedrich. Es hat den Titel: Ein warhafftige histori von dem kayser Friderich, der erst seines namens, mit ainem langen rotten Bart, den die Walhen nenten Barbarossa, derselb gewan Jerusalem, vnnd durch den Babst Alexander den dritten verkuntschafft ward dem Soldanischen künig, der in gefencklich hielt etlich zeyt, vnd wie der Pündtschuch auff ist khomen in Baiern.[1]

Dieses Büchlein wird dem Titel nach in E. J. Kochs Compendium der deutschen Litteraturgesch. B. II. Berlin 1798. S. 240 aufgeführt, jedoch ist weder hier, noch in Görres Volksbüchern oder den deutschen Sagen der Brüder Grimm etwas von dessen Inhalt zu finden. Es scheint, dasselbe habe sich, obgleich es öfters und an verschiedenen Orten gedruckt wurde, ziemlich selten gemacht und sei als Volksbuch frühzeitig außer Umlauf gekommen. Ich habe zwei alte Drucke, die sich auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befinden, gebraucht, den einen Augsburg 1519, den andern, bei Koch nicht angeführten, mit etwas verschiedenem Titel, Cöln (by sant Lupus), ohne Jahrzahl.

Es sind hauptsächlich viererlei sagenhafte Erzählungen, welche dieses kleine Buch, auf zwei Druckbogen in Quart, enthält.

1. Kaiser Friedrich I lagert sich mit Heereskraft, sammt den Königen Philipp von Frankreich und Richard von England vor die Stadt Jerusalem, welche Saladin den Christen abgenommen hat. Zehen Tage und Nächte hindurch wird gestürmt. Gegen Tag kommen die Christen auf die Mauer. Des Kaisers Fahne, an der einen Seite den Adler, an der andern das Kreuz Christi, führt der Herzog Eckhart[2] von Baiern. Aber die Unglaubigen widersetzen sich so heftig, daß der Herzog die Sturmfahne neigen und sich mit dem Schwerte wehren muß. Sie fällt in die Gewalt der Feinde. Die Wenigen, die noch auf der Mauer fechten, werden, als sie schon verzweifeln, durch Nachstürmende verstärkt und dringen nun, obgleich sie keine Fahne mehr haben, in die

[1] [Neu herausgegeben von Franz Pfeiffer in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum 5, 250 ff. K.]

[2] Vgl. die Stelle bei Aventin 38a in Grimms Heldensage S. 303.

Stadt ein. Es sind ihrer aber noch viel zu wenige gegen die große Menge der Unglaubigen, sie können auch weder eine Ordnung machen, weil sie mit keiner Fahne versehen sind, noch auf die Mauer zurückkehren. Doch kommen je länger je mehr Christen über die Mauer herein und wollen sich zu ihnen schlagen. Das Weitere ist nachzulesen in dem Volksbuche Bl. 3 [Haupts Zeitschr. 5, 256 ff.].

Wir haben hier eine bairische Sage, und zwar eine Wappensage, wie denn überall die Erklärung der Wappenbilder und ihres Ursprungs eine Menge sagenhafter Erzählungen veranlaßt hat.

Das Geschichtliche und Örtliche weiß ich für jetzt nicht näher zu erläutern und selbst den bairischen Herzog Eckart nicht nachzuweisen. Daß es mit der Geschichte nicht genau zu nehmen sei, ergiebt schon die ganze Erzählung von einer Eroberung Jerusalems durch Friedrich den ersten.

2. Nachdem die Christen einige Zeit im gelobten Lande umgezogen, die heiligen Stätten heimgesucht und wieder aufgerichtet, begiebt sich der Kaiser auf die Heimfahrt [Haupt 5, 259]. Auch hier wieder die Mähre von dem verlorenen Kaiser. Der Tod Friedrichs I, wie er wirklich bei einem Bade im Flusse bei Seleucia erfolgt, ist in ein Verschwinden in fabelhafter Gefangenschaft verwandelt. Nach Jahresfrist wird er vom Sultan, den er durch sein Benehmen und durch eine kluge Antwort auf die Frage, wie er es halten würde, wenn der Sultan sein Gefangener wäre, für sich eingenommen, gegen Lösegeld entlassen.

3. Der Pabst Alexander floh vor dem Zorne des zurückgekommenen Kaisers nach Venedig und der Kaiser lagerte sich dieser Stadt gegenüber auf das Gestad. Als er aber wegen Unruhe der Reichsfürsten nach Deutschland zog, überließ er die Belagerung seinem Sohne Otto. Dieser wurde durch Treulosigkeit der Venediger gefangen und nun kam der Kaiser selbst zurück, viel zorniger denn zuvor. Er schwor einen Eid, nicht von Venedig abzuziehen, bevor er aus St. Marcus Kirche einen Rosstall gemacht und den St. Marcusplatz umgeackert und Korn darein gesät habe. Der Pabst und die hartgedrängten Venediger suchten die Vermittlung der italiänischen Fürsten. Diese war auch nicht fruchtlos; aber auf dem, was er geschworen, bestand der Kaiser. Das Weitere s. im Volksbuch Bl. 7b [Haupt 5, 265].

Diese Deutung giebt die deutsche Sage den berühmten venetianischen

Rossen, einem antiken Kunstwerke, und dem eingelegten Estrich der Marcuskirche.

4. Zum Schlusse noch die alte Sage [Haupt 5, 267]:

Und ist [Kaiser Friedrich] zu letzt verlorn worden, das niemant weist, wo er hyn ist komen, noch begraben. Die pawrn und schwarzen künstner sagen, er sey noch lebendig yn eynem hollen perg, sol noch herwider khomen,[1] und die gaystlichen straffen und sein schilt noch an den dürren paum henken, welches paums gehut wurt, und sein hueter darzu gestifft; wölcher kaiser aber seinen schilt sol daran hencken, daß waiß got.

Eine Erwähnung Maximilians I als dermaligen Kaisers zeigt die ungefähre Entstehungszeit des Buchs in seiner jetzigen Gestalt.

d. Kaiser Friedrich im Kyfhäuserberge. Die Sage vom verlorenen Kaiser Friedrich, von seinem Harren im Berge und von seiner Wiederkehr ist uns im Bisherigen wiederholt begegnet. In ihrer mythischen Bedeutung haben wir sie bei der Erklärung der Heldensage betrachtet. Sie hat sich besonders an alte Kaiserburgen geheftet. So an das Schloß zu Kaiserslautern. Dort hängt des Kaisers Bett an vier eisernen Ketten und, wenn man es Abends wohl gebettet, so sieht man doch am Morgen deutlich, daß jemand über Nacht darin gelegen. Im Weiher am Schlosse, noch jetzt der Kaisersee genannt, soll er einmal einen großen Karpfen gefangen und ihm zum Gedächtnis einen güldenen Ring von seinem Finger an ein Ohr gehängt haben. Dieser Fisch soll ungefangen in dem Weiher bleiben bis auf Kaiser Friedrichs Zukunft. Zu Kaiserslautern ist auch eine große Felshöhle, darin Kaiser Friedrich, der verlorne, seine Wohnung haben soll. Einer, den man hinab gelassen, hat dort den Kaiser in einem güldenen Sessel sitzen sehen, mit einem großen Barte. (Deutsche Sagen I, 382—4, nach Schriften des 16ten Jahrhunderts.)

Die Burg Kyffhausen, an der goldenen Aue in Thüringen, erhob sich unter den sächsischen Kaisern, die im nahen Dorfe Tilleda eine Pfalz hatten, als eine Reichsveste; noch in Belehnungsurkunden aus dem 14ten Jahrhundert heißt sie castrum imperiale. Die Hohenstaufen

[1] Vgl. die merkwürdige Stelle in Aretins Beiträgen IX, 1134 und einige Anspielungen bei Hermann von Sachsenheim [37b. 42b. Pf.]. Wackernagel, die altdeutschen Handschriften der Basler Universitätsbibliothek S. 55. Schmid, Schwäb. Wörterbuch 621.

finden wir mit ihr in keiner besondern Berührung, dennoch hat unter ihren Trümmern der verlorene Kaiser Friedrich seinen geisterhaften Hof aufgeschlagen und die Sage hat gerade hier sich besonders traulich, fast idyllisch, angesiedelt. Zu dem ernsten Wesen des Kaisers tritt hier die freundliche Gestalt seiner schönen Tochter.

Unterirdisch sitzt der Kaiser an einem steinernen Tische, sein rother Bart ist ihm durch den Tisch hindurch bis auf die Füße gewachsen; nach andern geht er dreimal um den Tisch herum; der Kaiser nickt mit dem Haupte halb schlafend. Ein Schäfer kam einst hinab, den fragte der Kaiser, ob noch die Raben um den Berg fliegen. Als der Schäfer es bejahte, sprach der Kaiser mit trauriger Stimme: „Ach! so muß ich noch hundert Jahre an diesem Orte schlafen!"

Einst stieg ein Schwarm von Knaben aus Kelbra, einem nahen Dorfe, auf den Kyffhäuser, um Nüsse zu pflücken. Sie giengen auf die alte Burg, kamen an eine Wendeltreppe, stiegen hinauf, fanden ein kleines Gemach mit schönen achteckigen, rothen und blauen Fenstern. In der einen Ecke lag eine Spindel mit Flachs, in der andern ein Haufen Flachsknoten. Von diesen nahmen die Knaben ihre Hüte voll mit, sich damit zu werfen, liefen dann den Berg hinab, warfen sich und streuten die Flachsknoten auf dem Wege aus. Nur der ärmste von ihnen hatte sie behalten und als er Abends nach Hause kam, fielen sie ihm glänzend aus dem Hute. Es zeigte sich, daß sie von Gold waren, womit die Kaisertochter die armen Leute beschenken wollte. Am folgenden Tage zog Jung und Alt auf den Kyffhäuser, aber niemand fand die Spinnstube der Kaisertochter.

Diese hat selbst einmal einem Paar armer Brautleute das Küchen- und Tischgeräthe zur Hochzeit geliehen. Sie und ihr Vater lieben die Musik. Ein Schafhirt, der auf der Sackpfeife spielte und dazu rief: „Kaiser Friedrich, das sei dir geschenkt!" wurde von dem Kaiser mit einem Fuße seines goldnen Handfasses belohnt. Eine Gesellschaft Musikanten beschloß einst, ihm ein Ständchen zu bringen. Nachdem sie um Mitternacht eine Weile aufgespielt, kommt die Königstochter mit Lichtern in den Händen auf sie zugetanzt und winkt ihnen, ihr zu folgen. Der Berg öffnet sich. Essen und Trinken wird reichlich aufgetischt. Als der Morgen graut, brechen sie auf; der Kaiser nickt ihnen freundlich zu, zum Trinkgeld giebt ihnen aber die Tochter nichts, als jedem einen

grünen Busch. Draußen im Freien werfen sie unmuthig diese Büsche weg, nur einer behält den seinigen zum Andenken. Als er aber nach Hause kommt, haben sich alle Blätter in Gold verwandelt. Die andern laufen zurück und suchen die ihrigen, aber vergeblich.

Geschichtlich ist Folgendes bekannt: von mehreren Betrügern oder Thoren, die sich für den verlorenen Kaiser Friedrich ausgegeben, trat der letzte im Jahr 1546 auf, ein Schneider aus Langensalza. Dieser kam auf den Kyffhäuser, schlug seine Wohnung in der Kapelle auf, machte sich ein Feuer an und lebte hier drei Tage. Durch den aufsteigenden Rauch wurde sein Aufenthalt kund und man stieg hinauf, um nachzusehen, woher der Rauch komme. Der Schneider saß am Feuer und sprach dem erstaunten Volke von seinem neuen Reiche. Das Gerücht verbreitete sich, Kaiser Friedrich sei wieder da. Der Graf von Schwarzburg aber ließ den wiedergefundenen Kaiser aufgreifen und ins Gefängnis setzen.[1]

Ob dieses Ereignis den Kaiser Friedrich erst auf den Kyffhäuser Berg gebracht, oder ob die schon ansäßige Sage den Schneider dahin gezogen, könnte gezweifelt werden. Letzteres ist mir wahrscheinlicher, besonders wenn Agricola (Deutsche Sagen I, 29) schon Kyffhausen nennt, was entscheidend wäre.

e. Heinrich der Löwe (der Gegner Friedrichs von Hohenstaufen). Ein Gedicht in 98 fünfzeiligen Strophen, aus dem 15ten Jahrhundert. Am Schlusse (Strophe 98) nennt sich als Verfasser Michel Wyssenhere. Er bezieht sich sonst auf ein älteres Buch (Str. 62. 74). Handschriftlich in einem Papiercodex der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, mit der Jahrzahl 1474. Daraus abgedruckt in H. F. Maßmanns Denkmälern deutscher Sprache und Litteratur. München 1828. H. 1, S. 122 ff., woselbst auch die übrige Litteratur dieser Dichtung nachgewiesen ist.

Der Fürst von Braunschweig, wie Heinrich hier genannt wird, besteht auf einer Fahrt über Meer zum Theil dieselben Abenteuer, wie Herzog Ernst: er wird vom Greife hingeführt, fährt durch den Karfunkelberg, streitet mit den geschnäbelten Leuten. Zuletzt kommt er zum „wöden her“ und beschwört einen Geist, ihn durch die Luft wieder

[1] Gottschalk, die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands. B. 2. Halle 1811. Vgl. Deutsche Sagen I, 29. 384. [Fr. v. Raumer, historisches Taschenbuch auf 1837. Blätter für litterarische Unterhaltung 7 Dec. 1837. N. 341. S. 1382. Aug. Stöbers Erwinia 6 Juli 1839. N. 27. S. 216.]

vor das Schloß zu Braunschweig zu tragen, wo seine Frau, die ihn todt glaubt, sich eben wieder vermählen will. Er giebt sich durch einen halben Ring zu erkennen, den er in den Becher sinken läßt. Eigenthümlich ist diesen Irrfahrten besonders ein Löwe, dem der Held, wie Wolfdietrich, im Kampfe gegen einen Lindwurm beigestanden, und der ihm dafür überall getreulich folgt und hilft. Er fängt seinem Herrn in der Wildnis Hasen und anderes Wildbrät und gräbt ihm Wurzeln aus. Nach des Helden Tode legt sich der Löwe auf sein Grab und giebt hier sein Leben auf. Zum Gedächtnis ist auf dem Schlosse zu Braunschweig ein gegossener Löwe aufgestellt.

Ein nur handschriftlich vorhandenes Gedicht des 13ten Jahrhunderts Reinfried von Braunschweig scheint dieser Dichtung verwandt zu sein.[1]

Ein andres Lied von Heinrich dem Löwen desselben Inhalts in der achtzeiligen Strophe des Heldenbuchs ist noch im nördlichen Deutschland als Volksbuch gangbar. [Vgl. Götting. gelehrte Anz. Merz 1835. St. 38. 39. S. 379.]

f. Wilhelm von Österreich. Ein großes Gedicht in kurzen Reimpaaren vom Anfang des 14ten Jahrhunderts, von der Wallfahrt Herzog Leopolds von Österreich zu dem Heiligthume Johannes des Täufers nach Ephesus, hauptsächlich aber von den Abenteuern seines Sohnes Wilhelm von Österreich. Das Abenteuerliche ist aber hier so ausschweifend und willkührlich, daß man dieses Gedicht kaum mehr zur Sagenpoesie rechnen kann. Geschichtliches leuchtet ohnehin nicht mehr hindurch, wenn auch die Namen historische sind. Der Verfasser, der sich auf ein lateinisches Original bezieht, nennt sich am Schlusse Johanns den Schreiber. (Graff, Diutiska B. III, Heft III, 366.) Ich kenne dieses Werk aus einer Papierhandschrift der königlichen Handbibliothek zu Stuttgart.[2]

g. Der Wirtenberger. Ein erzählendes Gedicht vom Ende des 13ten oder Anfang des 14ten Jahrhunderts in kurzen Reimpaaren. Ich besitze es in einer Abschrift, welche wahrscheinlich nach einer Handschrift oder auch einer Copie genommen ist, die sich in der Bibliothek

[1] [Vgl. darüber K. Gödekes deutsche Dichtung im Mittelalter S. 867. Reinfrit von Brauschweig, von K. Gödeke. Hannover 1851. K.]

[2] [Andere Handschriften in Gotha (Jacobs Beiträge 2, 276), Wien (Hoffmann S. 150), Haag (Haupts Zeitschrift I, 214), Kleinheubach (Aufseß Anzeiger 1854, 212). K.]

des seligen Kanzlers Schnurrer befand.[1] Der Verfasser ist unbekannt. Die obige Bezeichnung des Gedichts findet sich am Schlusse:

Hie end sich der Wirtenberger(e).

In den deutschen Sagen der Br. Grimm II, 262 ist bereits ein Auszug desselben nach einem Wiener Codex gegeben.

Der Zug ist hier nicht ausgehoben, daß der reuige Ritter seinen Leib zur Buße in eiserne Reife schlagen will.

Ein Graf Hartmann von Wirtemberg (wie der Herr des Ulrich heißt, dem das Abenteuer begegnet) kommt in Urkunden von 1208 bis 1228 vor. Ein andrer gleiches Namens starb 1208.

Urkundliche Nachweisungen über den erstern sind zusammengestellt in der Dissertatio historica de comitibus wirtembergic. Ludovico II et Hartmanno sen. fratribus. Tübingen 1772.

h. Der Ritter von Staufenberg. Ein Gedicht, wahrscheinlich des 14ten Jahrhunderts, in 1192 kurzen Reimzeilen. Herausgegeben von Ch. M. Engelhardt, Straßburg 1823, wo auch litterarische Notizen über die sonstigen Bearbeitungen der Fabel gegeben sind.

Diese Dichtung führt uns noch einmal in das mythische Elfenreich in örtlicher Anknüpfung zurück. Ich setze sie hieher, weil überhaupt keine geschichtliche Einreihung möglich ist; der Kaiser, der darin vorkommt, ist nicht näher bestimmt; die einzige Andeutung ist, daß seine Nichte als Erbin von Kärnthen bezeichnet wird.

Ein Auszug (zwar nach dem ältesten Druck, der aber vermöge Engelhardts Angabe S. 68 mit dem der Heldensage übereinstimmt) steht in den Deutschen Sagen II, 249 ff.

8. Die Zeit der habsburgischen und der zwischen sie eintretenden Kaiser aus andern Häusern,

sofern sie noch dem Mittelalter angehört, war schon darum, weil sie den Schluß dieses Zeitraums ausmacht, der Sagendichtung nicht mehr günstig. An Rudolf von Habsburg hat sich, besonders aus seiner Grafenzeit, noch manches Halbsagenhafte angeheftet.[2] Im Ganzen aber wich

[1] [Gedruckt Tübingen 1845. K.]

[2] Von ihm erzählt Joh. Vitodurani Chron. mehrere heitere Geschichten, in der Art, wie die italiänischen Novellen von Friedrich von Staufen. Besonders gab seine lange Nase zu allerlei Schwänken Anlaß. Als er noch Graf war und

die Sage einer andern, ihr entgegengesetzten Weise der Darstellung, den historischen Erzählungen in Gedichtform. Als Vertreter dieser Weise

auf seinem Schlosse Kyburg sich aufhielt, traten eines Tags die Herren von Regensberg, seine alten Nebenbuhler, zusammen und sprachen: Dießmal soll der elende Graf unsern Händen nicht entwischen, dießmal soll er seine lange Nase verstoßen. Dieses hörte ein närrischer Mensch, den sie um sich hatten, lief sogleich von Regensberg nach Kyburg, klopfte heftig an das Thor und ward eingelassen. Nachdem er sich das Antlitz des Grafen eine Weile betrachtet, sprach er: So lange ist deine Nase doch nicht, als meine Herrn zu Regensperg heute gesagt haben. Der Graf horchte auf und sagte: Was hast du gesprochen? Jener erwiderte: Meine Herren waren heut zahlreicher als sonst beisammen und sprachen: Dem Grafen wollen wir seine lange Nase zerreiben. Der Graf merkte, was im Werke war, rief sogleich eine starke Kriegsschaar in Waffen, brach gegen Regensperg auf, traf auf dem Wege die versammelten und gegen ihn verschworenen Ritter und stürzte wüthend über sie her. Mehrere blieben und die übrigen, sich durch die Flucht rettend, zogen selbst mit langer Nase ab.

Später, als König, stand Rudolf einst von vielen Rittern umgeben, zu Zürich auf der Straße. Ein Bürger, der nicht gut bei ihnen durchkommen konnte, rief laut: Dieser König mit der langen Nase läßt mich nicht den geraden Weg vorübergehen. Als der König dieses hörte, trat er zurück und hieß ihn lächelnd mit freundlichen Worten seines Weges ziehen. (Leibnit. Access. histor. S. 29 f.)

Wie König Rudolf zu Erfurt Bier ausgerufen, s. Falkenstein, Historie von Erffurth I, 162. Aufseßs Anzeiger 1833, S. 62.

Von Adolf von Nassau u. a. wird wohl noch einiges Sagenhafte gemeldet. Vgl. Schweizerischer Merkur. Eine Monatsschrift. Heft 1. Burgdorf bei C. Langlois. Leipzig in Commission bei C. F. Köhler, 1835. Hier finden sich Volkssagen. S. 52: „Das Agnesgeschrei. Am Hallwylersee stehen die Trümmer der Veste Fahrwangen, wo die Tochter des Kaisers Albrecht, Agnes, Königin von Ungarn, aus Rache wegen dem an ihrem Vater verübten Mord, siebenzig Dienstmannen des Freiherrn von Eschenbach hinrichten ließ und nachher, in dem vergossenen Blute herumwadend, ausgerufen haben soll: „Heute bad' ich in Maithau!"

Wenn das Wetter sich ändern will, hören die Bauern der Umgegend jedesmal in der Nacht ein klägliches Geschrei, welches weder mit einer Menschen- noch Thierstimme zu vergleichen ist. Sie nennen es „Agnesgeschrei" und behaupten, der Geist der Königin von Ungarn sei verurtheilt, in diesen Trümmern zu weilen und die Wetterveränderung auf jene gräuliche Weise anzuzeigen. Viele wollen auch um die Mitternachtstunde die Gestalt einer kleinen, schwarzgekleideten Nonne auf den Ruinen herumwandeln sehen und jene kläglichen Töne ausstoßen gehört haben. Reithard."

So ist die Sage schon völlig anekdotenartig geworden. Ihre schöpferische Zeit ist vorüber. An die Stelle der Heldenlieder treten die Chroniken, die sich selbst allmählich aus dem Reime in die historische Poesie durcharbeiten.

ist nun zu nennen Peter, zugenannt der Suchenwirt, der um die Mitte bis ans Ende des 14ten Jahrhunderts und vielleicht noch darüber hinaus in Österreich, meist in Wien, dem Hoflager der Herzoge, von welchen er Albrecht II, gestorben 1358, noch gekannt, Albrecht III, gestorben 1395, aber überlebt hat.[1]

Lehrhaft allegorische, auch geistliche Dichtung und geschichtliche Erzählung machen den Hauptinhalt seiner Werke aus. In letzterer Beziehung sagt Primisser in der Einleitung S. X Folgendes:

Die bedeutendste Ausbeute gewährt die zahlreiche Sammlung geschichtlich-biographischer Darstellungen, in welchen er fast die ganze Zeitgeschichte berührt, indem er die Begebenheiten und Thaten der Helden seiner Zeit, vorzüglich österreichischer Edlen in und außer seinem Vaterlande erzählt. Diese Reihe von Schilderungen eines Gleichzeitigen, der gröstentheils Augenzeuge war und durch seinen Stand in genauer Bekanntschaft mit den Vornehmen lebte, müste wohl in jeder Hinsicht ein hohes Interesse gewähren, auch wenn sie nicht mit der Treue und Gewissenhaftigkeit des Geschichtschreibers erzählt wären. Durch die bestimmten Andeutungen der Nebenumstände aber erhalten einige den Werth historischer Quellen, z. B. die Erzählung von Herzog Albrechts von Österreich Ritterschaft in Preußen. Merkwürdig ist auch die durchaus ähnliche Form dieser Werke [die Versart sind kurze Reimpaare, der Umfang der größern Stücke geht bis gegen 600 Reimzeilen], deren jedes am Eingange eine Anrufung der Kunst, des Sinnes, des göttlichen Geistes, oder eine Entschuldigung, daß die Kräfte des Dichters der Würde des Helden nicht entsprächen, dann die Erzählung der einzelnen Thaten giebt, worauf das Lob des Helden und die Klage um ihn folgt, und die Beschreibung des Wappens mit einer Empfehlung des Verstorbenen an die Gnade Gottes oder die Fürbitte der heiligen Jungfrau den Schluß macht. Diese Ehrenreden, so kann man sie füglich nennen, sind ohne Zweifel in Versammlungen von Rittern, vielleicht am Hofe des Fürsten selbst, nach uralter Sitte, nach der Tafel vom Dichter gesprochen worden.

S. XIII: Suchenwirt gehörte gewiss zu jener besondern Classe von Dichtern, die zugleich Knappen, Herolde oder deren Gehülfen waren und deren besondere Angelegenheit es war, die Unterschiede, Visierung und Blasnierung [Blasonnierung]

[1] Peter Suchenwirts Werke aus dem 14ten Jahrhundert u. s. w., herausgegeben mit Einleitung, historischen Bemerkungen und einem Wörterbuch von A. Primisser. Wien 1827. Später ist erschienen: Über die Sprache des österreichischen Dichters Peter Suchenwirt, erste Abtheilung: Lautlehre (eine Einladungsschrift) von A. Koberstein. Naumburg 1828 [und Fortsetzungen 1842 und 1852. K.].

der Wappen auszulegen, auch wohl gereimte Wappenbeschreibungen zu verfassen. Er nennt diese Leute Knappen von den Wappen, die von den Wappen Dichtens pflegen. Als solchem lag ihm ob, beim Einschreiben der Turnierer zugegen zu sein, so wie die Tyrnierrechte und Gesetze auszurufen und dergleichen höhere oder niedere Dienste, je nach der Stufe, die er etwa einnahm, zu versehen. Darum begleitete wohl Suchenwirt den Herzog Albrecht auf seiner Ritterfahrt nach Preußen, die er als Augenzeuge so schön beschreibt. S. XIV: Kein Wunder also, wenn Suchenwirt mit dem gesammten Adel und durch ihn mit den größeren Ereignissen der Zeit in vertrauter Bekanntschaft stand. Wie hätte er seine Heldengeschichten mit der Ausführlichkeit, mit der genauen Angabe der Orte, auch entfernter Länder, und meist auch in richtiger Zeitfolge verfassen können, hätten ihn nicht Angaben der Edlen selbst und ihrer Freunde dabei geleitet? Es giebt beinahe kein Land von der Straße von Gibraltar bis Babylon, welches nicht mehr oder minder Antheil an den Geschichten hätte, die Suchenwirt von seinen weitgereisten und viel erfahrenen Helden erzählt.

So weit Primisser. Wir sehen, eine ganz andere Muse, als die der Heldensage, hat angefangen die Erde zu umkreisen, die Thaten und Schicksale der Männer zu beschreiben.

Auf ähnliche Weise, wie Suchenwirt, beschreibt schon ein andrer Wappenkundiger, der sich Hirzelin nennt, als Augenzeuge den Krieg zwischen Albrecht I und Adolph von Nassau im Jahr 1298; sein Gedicht ist gedruckt in Rauchs Script. rer. austriac. B. II und neuerlich aus einer ältern und bessern Handschrift in Graffs Diut. III, 314 ff.

So sehr es in historischer und antiquarischer Hinsicht von Interesse sein möchte, diese Gedichte Suchenwirts näher zu betrachten, so müssen wir uns doch hier abwenden, indem uns noch ein weites Feld der Poesie, als solcher, zu durchlaufen ist.

Ebendarum kann ich auch schließlich die Reimchroniken nur kurz berühren. Sie fangen um die Mitte des 12ten Jahrhunderts an und gehen, zum Theil unter sich zusammenhängend, durch das ganze Mittelalter hindurch. Auch in ihnen hat früher die Sage viel bedeutendere Rechte, als im Verfolge der Zeit.

Über ihre Litteratur beziehe ich mich auf die in der Einleitung angeführten litterarischen Hülfswerke. In Mones Quellen und Forschungen B. I, S. 214 steht ein Beitrag zur Litteratur der Reimchroniken, worin die dem Verfasser bekannten hoch- und niederdeutschen Reimchroniken aufgezählt sind.

Als die bedeutendsten nenne ich jedoch:

1. Die sogenannte Kaiserchronik, aus der Mitte des 12ten Jahrhunderts; sie geht von Julius Cäsar bis auf Konrad III 1140. Sie ist noch besonders reich an sagenhaften Überlieferungen oder scheint vielmehr großentheils aus solchen zu bestehen. Gedruckt aus ihr ist nur einzelnes; eine vollständige Ausgabe mit Untersuchungen über die Sagen und über die Zusammenhänge dieser sämmtlichen deutschen Chroniken wird schon längst von Maßmann vorbereitet.[1]

2. Die Weltchronik, welche Rudolf von Ems im zweiten Viertel des 13ten Jahrhunderts, hauptsächlich nach dem lateinischen Werke Gotfrieds von Viterbo, unternommen, aber, durch den Tod unterbrochen, nur bis auf den Tod des Königs Salomo gebracht hat, von wo an sie im 14ten Jahrhundert durch Heinrich von München fortgeführt worden ist. Sie kommt uns hauptsächlich in Beziehung auf Rudolfs dichterisches Verdienst in Betracht, wovon jedoch an andrer Stelle zu sprechen ist. Auch sie ist nur theilweise gedruckt.

3. Ottokars von Horneck österreichisch-steirische Reimchronik von 1250—1309, geschrieben um 1295 bis 1309. Gedruckt in Pez Script. rer. austr. B. III. Sie giebt ein lebendiges Bild der Zeit und verschmäht, während sie als historische Quelle betrachtet werden darf, doch auch die Sage nicht gänzlich.

Inhalt und Geist dieses Werkes, welches gegen 83000 Reimzeilen enthält, ist zu einer guten Übersicht gebracht in der Schrift von Th. Schacht: Aus und über Ottokars von Horneck Reimchronik oder Denkwürdigkeiten seiner Zeit zur Geschichte, Litteratur und Anschauung des öffentlichen Lebens der Deutschen im 13ten Jahrhundert. Mainz 1821.

Was Ottokar von Horneck vom Tode Kaiser Rudolfs erzählt, möge uns diese Reihe der Geschichtsagen schließen. Es steht bei Schacht S. 232.

Mit Rudolf von Habsburg zieht die deutsche Kaisersage, ihr Grab suchend, noch einmal durch das Land und legt sich in der alten Kaisergruft zu Speier nieder. Fortan erscheint sie nur selten mehr unter den Lebenden.

[1] [Ist erschienen Quedlinburg 1849 bis 54. 3 Bände. K.]

Uhland, Ludwig,

Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage

Bd.: 1

Stuttgart 1865